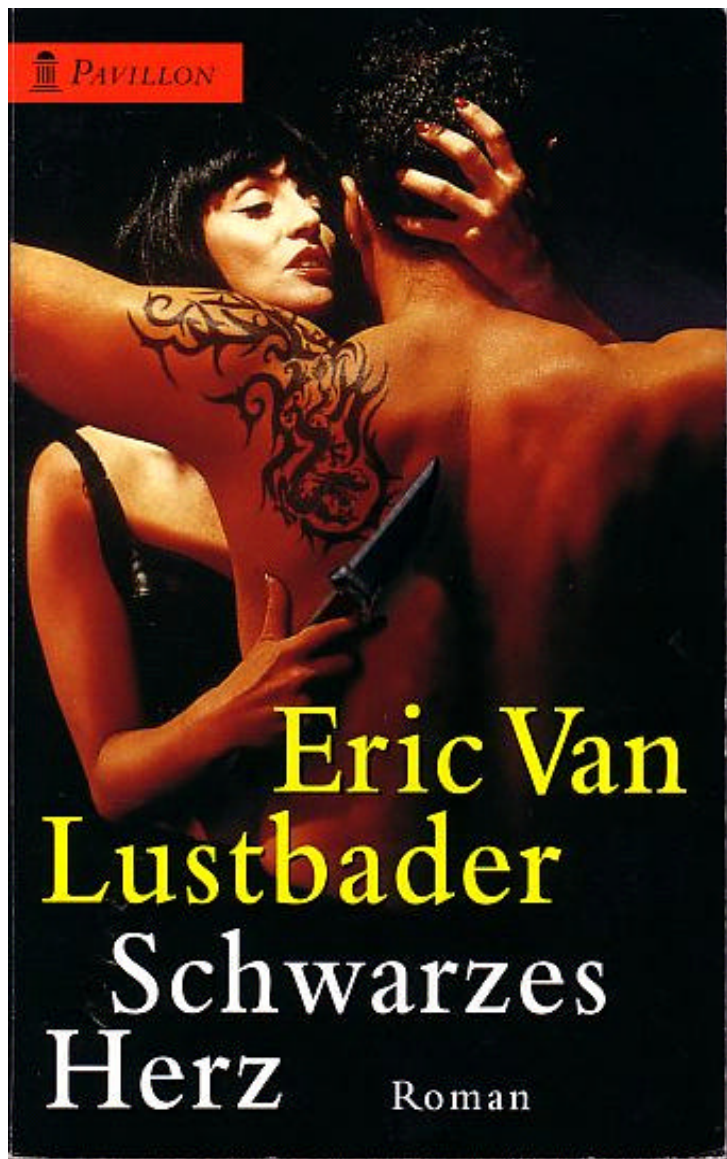




PAVILLON



Eric Van  
Lustbader  
Schwarzes  
Herz

Roman

Eric van Lustbader

# **Schwarzes Herz**

Roman

scanned by Jamison  
corrected by LeserWriter

*FÜR VICTORIA,  
meine Liebe, die mir alles so leicht werden läßt*

### danksagung

Die Handlung dieses Romans ist frei erfunden. Sehr real hingegen waren die Recherchen, die ich für mein Buch unternommen habe. Und ich möchte nicht die Gelegenheit versäumen, den folgenden Personen für ihre tatkräftige Hilfe zu danken. Es ist fast überflüssig, zu sagen, daß keine der lebenden Personen etwas gemein hat mit den Figuren meines Romans, die alle Schöpfungen meiner Fantasie sind.

Maureen Aung-Thwin, von der *Asia Society*  
Richard J. Mangan, Polizeichef von Solebury Township,  
Pennsylvania  
Stephen Meredith, Streifenpolizist aus Solebury  
Township  
Phra Maha Ghosananda  
Merill Ashley  
Helene Alexopoulos | *New York City Ballet*  
Leslie Bailey  
Melina Hung, von der *Hang Kong Tourist Association*  
Gordon Corrigan, dem Stallmeister, und allen anderen  
vom  
*Royal Hang Kong Jockey Club*  
Herb Libertson, von der *Ronin Gallery*  
Ron Shelp

und besonders

Sichan Siv, der den Holocaust seiner Heimat durchlitten hat

Ich bedanke mich bei V. für die vielen unschätzbaren Ratschläge zur Abfassung des Romans und bei meinem Vater, der das Manuskript, wie immer, gegengelesen hat.

Übersetzungen: Sichan, Emily und Leslie

Technische Beratung: Dr.- Bertram Newman und Dr. Bryan Collier

Es gibt eine Rose, für die ich leben will,  
obwohl ich ihr, Gott weiß es, vielleicht nie begegnet bin.  
*Joe Strummer, The Call-Up*

Hana-no kage aka-no tanin wa nakara-keri

Dank sei der Kirschblüte — in ihrem Schatten gibt es  
ewig Fremde nicht!

*Issa* (1762-1826)

## Anmerkung des Autors

*Der Versuch, die jüngste Vergangenheit Kamputscheas (Kambodschas) zu recherchieren, hat vieles mit der Lektüre des Roshomon gemein: nicht ein Wort darf à priori als gültige Tatsache aufgefaßt werden. Die Bewertung der Ereignisse und besonders die Motive der in ihnen Verwickelten unterliegen einer ständigen Veränderung wie loser Wüstensand. Niemand scheint in der Lage zu sein, eine vorurteilslose, objektive Übersicht über jene Zeit zu geben; denn die politischen Wirkungen und Nebenwirkungen der damaligen Situation waren — und sind es noch heute — hochexplosiv. Sie haben in den Menschen Zorn und Angst erzeugt, die sich letztlich zu ideologischer Hysterie gesteigert haben. Fürs erste bleibt also dem, der die »Zeugnisse und Beweise« des traurigen und schreckenerregenden Holocausts Kamputscheas sorgfältig sichtet, keine andere Möglichkeit, als die Wahrheit intuitiv aus ihnen herauszulesen.*

*Ob das, was in diesem Roman zu lesen ist, die Wahrheit ist oder nicht, wird kaum jemand sagen können. Aber zumindest die Darstellung der Atmosphäre und des Geistes Kamputscheas erscheint mir selbst treffend gelungen. Ich jedenfalls bin zufrieden mit ihr.*

New York City, Juni 1982      eric van lustbader

## NEW YORK CITY

### *Gegenwart*

Den Augen des Buddha blieb nichts verborgen. Der schwarze Himmel hatte sich plötzlich in ein Lichtermeer verwandelt; eine Sternengirlande, die ihn führte. Die Leichentücher der Nacht waren zerrissen, der Weg, den er gehen mußte, um unentdeckt zu bleiben, lag offen vor ihm.

Die rhythmischen Geräusche ihrer tierhaften Umarmung füllten den Raum, den er betreten hatte, wie die aromatischen Gerüche eines frisch zubereiteten Mahles. Er hörte die Frau stöhnen, dann rief sie den Namen eines Mannes.

»O John. Oh!«

Geräuschlos wie eine Schlange kroch er, auf dem Bauch liegend, vorwärts. Sein Verstand war unberührt kühl, seine Gedanken sonderbar losgelöst. Seine Erinnerungen, seine Gewohnheiten und alles, was er einmal gelernt hatte, waren unverrückbar in die Tiefen seines Bewußtseins geprägt. Das war es, was ihn zu



dem machte, was er war — dies und die Vergangenheit. Doch er selbst hatte nie darüber nachgedacht.

Er lag hinter dem Sofa auf dem Rücken und traf die letzten Vorbereitungen. Das Seufzen und Stöhnen durchdrang die Luft und verwob sich zu Mustern der Lust, die wie ein Netz um ihn lagen.

Aus seiner Hosentasche zog er eine weiche Plastikampulle, die mit einer farblosen Flüssigkeit gefüllt war. Die Finger seiner rechten Hand bogen sich in einer schnellen Bewegung nach innen, und wie von Zauberhand herbeigeholt, hielt er eine Stahlnadel in den Fingern. Mizo hatte ihn gelehrt, die Nadel in dieser besonderen Form anzufertigen: sie lief an einem Ende in einem sanft gebogenen T-Stück aus, das jetzt seinen Fingern Halt gab.

Mit wohldosierter Bewegung stieß er die Nadel in die Plastikampulle und drehte sie in der klebrigen Flüssigkeit. Dann zog er die Nadel wieder heraus und sah mit starrem Blick zur Decke empor.

Eine Zeitlang hörte er auf ihr Ächzen und Stöhnen. Er stellte sie sich vor, wie sie — eingeschlossen in ihrer sich immer schneller drehenden Welt wachsender Leidenschaft — aufeinanderlagen.

»Moira. O Moira, wie ich dich liebe!«

Schließlich drückte er sich hoch und sah über die Rückwand des Sofas. Wie ein Bulle erhob sich der Mann über der Frau, die leicht zusammengekrümmt auf

dem Rücken lag. Ihre Körper glänzten vor Schweiß; das Gesicht des Mannes war vor Anstrengung gerötet.

Mit einer geübten Bewegung, die ihn für einen Moment wie ein erfahrener Arzt aussehen ließ, hob er die Hand, die die Nadel hielt, zu seinem Ohr empor. Seine Kraft durchströmte ihn wie flüssiges Silber.

Auf und nieder, auf und nieder bewegte sich der Mann. In lustvoller Ekstase preßte die Frau die Augen zu. Sie stöhnte tief und lang.

Wieder kam der Mann hoch, und die Nadel schoß hervor. Weiß gleißte sie im Licht der Lampe auf, dann versenkte sie sich in seinem Nackenansatz.

Obwohl die Nadel blitzschnell wieder zurückgezogen wurde, setzte die Reaktion unmittelbar nach dem Stich ein. Die Muskeln des Mannes verkrampften sich, und er begann nach Luft zu schnappen. In diesem Moment öffnete die Frau die Augen. Sehnsucht und Verlangen lagen wie ein Schleier auf ihnen, und die Frau hatte Mühe, das Gesicht des Mannes klar zu erkennen. Sie zog ihn fester an sich, als sie den Orgasmus in sich aufsteigen spürte. Wie ein Feuer durchströmte er ihren Unterleib.

Sie schrie auf, aber es war kein lustvoller Schrei. Irgend etwas war schrecklich falsch. Dann fiel der schweißüberströmte Körper ihres Liebhabers auf sie nieder. Sie sah den starren, leeren Blick in seinen Augen und fühlte ihn doch noch in sich.

Sie schrie und schrie, als ob sie nie wieder aufhören wollte.

## **Erstes Buch**

### **Die Giftschlange**

## Erstes Kapitel

NEW YORK CITY/KENILWORTH  
BUCKS  
COUNTY/WASHINGTON/ALEXANDRIA  
*Gegenwart, Juli*

»Was, glauben Sie eigentlich, können Sie noch alles mit mir machen?«

Tracy Richter hatte seine Finger auf den blankpolierten Holzboden aufgestützt und ließ sich in seiner Übung nicht unterbrechen. Er fuhr mit seinen Liegestützen fort, während Polizeidetektiv Sergeant Douglas Ralph Thwaite sich bedrohlich über ihn beugte und dabei mit seinem Körper das Sonnenlicht verdeckte, das durch die kleinen Scheiben des Dachfensters wie strahlende Wolkenflecken in das Dojo fiel.

»Ich rede mit Ihnen, also hören Sie gefälligst zu.«

Tracy war inzwischen bei fünfundsechzig angekommen, und er dachte gar nicht daran, wegen Polizeisergeant Thwaite mit seiner Übung aufzuhören. An diesem Morgen hätte er es um niemandes willen getan. Heute mußte er sich eine Menge Wut und Enttäuschung herausschwitzen. Der Tod John

Holmgrens lag gerade erst achtundvierzig Stunden zurück.

Siebenundsiebzig, achtundsiebzig. Die anderen Schüler des *Sensei* waren zwar neugierig geworden, aber viel zu diszipliniert, als daß sie ihre Übungen unterbrochen hätten. Schließlich war dies die fortgeschrittenste Klasse von Karate- und Aikido-Schülern, die in diesem Dojo unterrichtet wurde.

Als der Fremde eingetreten war, hatte der *Sensei* eine knappe Bewegung auf ihn zu gemacht. Aber Thwaite hatte nur seine Kennmarke aufblitzen lassen. Damit war alles Nötige erklärt. Der *Sensei* kannte Tracy sehr gut. Doch auch sonst hätte er gewußt, warum der Polizist gerade an diesem Morgen hierhergekommen war. Jeder hier hatte von John Holmgren gehört; denn der war bis ungefähr 22.00 Uhr der letzten Nacht Gouverneur des Staates New York gewesen.

Tracy war inzwischen bei über neunzig angekommen, und der Schweiß lief ihm in Strömen herunter. Sein Pulsschlag hatte sich beschleunigt, die wachsende Anstrengung setzte immer neue AdrenalinstöÙe frei, bis das Gefühl in seinem Körper zu seiner Stimmung paÙte. Es brodelte in ihm vor Enttäuschung. Alles, wofür er die letzten zehn Jahre gearbeitet hatte, war in einem winzigen Augenblick zunichte gemacht worden.

»Ihre Zeit ist gleich abgelaufen.«

Tracy drückte seinen Oberkörper zum hundertsten Mal von dem Holzboden hoch, dann sprang er auf. Wut durchflutete ihn wie eine Welle.

»Was wollen Sie?« fragte er schroff. »Ich dachte, Sie hätten bereits gestern abend in der Wohnung des Gouverneurs alles Wissenswerte erfahren. Lange genug festgehalten haben Sie uns ja.«

»Das einzige, was ich von Ihnen gehört habe, war nichtssagendes Gerede. Aber von dem Medienberater des toten Gouverneurs hatte ich eigentlich auch nichts anderes erwartet. Nur daß die Monserrat schon mit Beruhigungsmitteln vollgestopft war ...«

»Sie hatte einen hysterischen Anfall. Sie war bei ihm, als es passiert ist.«

Ein Lächeln flackerte kurz auf Thwaites länglichem Gesicht auf. »Ja, ja, ich weiß«, sagte er mit berechnendem Zynismus. »Holmgrens Herzanfall.«

Tracy wußte, daß er geködert werden sollte, aber auch das interessierte ihn nicht mehr. Ihn quälte noch mehr als die Trauer um einen Freund. Sein ganzes Leben war durch Johns Tod bedeutungslos geworden. »Sehr richtig, er hatte einen Herzanfall.«

»Oh, bitte, Richter, hören Sie auf mit dem Unsinn. Der alte Knabe hat die Monserrat wie ein wilder Stier gevögelt.« Auch der vulgäre Ton war genau berechnet. »Der Tod hat ihn im Sattel ereilt.«

»Er ist an einem schweren Herzinfarkt gestorben«, antwortete Tracy in giftigem Ton. »So steht es auch im

Protokoll des Arztes. Und falls Sie vorhaben, in der Öffentlichkeit irgend etwas anderes verlauten zu lassen, dann sollten Sie sich das zweimal überlegen. In dem Fall würde ich dafür sorgen, daß Ihnen jemand auf Ihre großen Füße tritt.«

»Hören Sie zu, mein Bester, gerade darüber wollte ich ja mit Ihnen reden.« Thwaites faltensgerfurchtes Gesicht war vor Zorn dunkelrot geworden. Er war ein knochiger, breitschultriger Mann mit enormen Kräften. Tracy spürte, daß sich sein Gegenüber kaum noch beherrschen konnte.

Der Bulldoggenkopf des Polizeisergeanten fuhr herum; seine weit auseinanderstehenden Augen fixierten Tracy. »Genau das haben Sie doch bereits getan. Ich komme gerade von einer Besprechung mit meinem Captain, und jetzt raten Sie mal, was der mir gesagt hat?«

»Da Sie's mir ohnehin sagen werden, Thwaite, kann ich auch so lange warten.«

Etwas in Thwaite schien zu reißen, und mit einem schnellen Schritt trat er an Tracy heran. »Ihr kleinen einflußreichen Scheißkerle seid doch alle gleich. Ihr denkt alle, daß ihr über dem Gesetz steht. Sie wissen verdammt genau, was Flaherty von mir wollte. Denn Sie waren der helle Funke, der ihn erleuchtet hat. Von diesem Moment an hat mich der Fall Holmgren offiziell nicht mehr zu interessieren.«

»Was für ein Fall Holmgren?« fragte Tracy, so ruhig er konnte. »Der Gouverneur hat bis spät in den Abend hinein mit seiner persönlichen Assistentin gearbeitet, wie er das an den meisten der dreihundertsechzig Tage eines Jahres getan hat. Wir waren mitten in den Wahlkampf vorbereitungen zur Präsidentschaftsnominierung. Ich glaube, er ...«

»Was Sie glauben, interessiert mich nicht im geringsten«, unterbrach Thwaite ihn wutschnaubend. »Wenn wirklich nicht mehr an der Sache dran ist, Richter, warum dann die vielen Manöver hinter den Kulissen? Wenigstens habe ich es gestern nacht geschafft, eine halbwegs brauchbare Stellungnahme von der Monserrat zu bekommen. Dann muß ich feststellen, daß irgend jemand sie weggeschafft hat. Wer war das, frage ich. Tracy Richter, sagt man mir. Ich will hinter der Monserrat her, aber eine Erklärung des Arztes der Familie Holmgren versichert meinem Captain, daß es ihr Gesundheitszustand nicht zuläßt, sie ›mit einem Verhör zu belästigen‹. Die Formulierung habe ich mir genau gemerkt. Und jetzt teilt man mir mit, daß ich alles einfach vergessen soll.«

Thwaites Zeigefinger stach hervor. »Wissen Sie, was ich denke, mein Bester?« Ein dünnes Lächeln quälte sich auf sein Gesicht. »Nein, nicht denke, was ich *weiß*. Sie haben die Erklärung verfaßt, die der Arzt unterschrieben hat. *Sie* haben jeden Schritt nach Holmgrens Tod unter Kontrolle gehabt — denn nach meiner Rechnung sind



nach dem Exitus ungefähr vierzig Minuten vergangen, zu denen die Monserrat nichts zu sagen weiß. Vierzig Minuten, in denen sie Zeit hatte, Sie anzurufen, damit Sie alles arrangieren.«

»Die Bitte, den Tod des Gouverneurs nicht zu einer Angelegenheit der Polizei zu machen, wurde von Mary Holmgren, Johns Witwe, gestellt.« Tracy schwor sich, daß dies die letzte Antwort war, bei der er sich zur Ruhe gezwungen hatte.

»Da haben wir also schon eine dritte Quelle, über die Sie Ihre Hand halten, Richter«, bohrte Thwaite weiter. »Aber eins weiß ich ganz sicher, die Fäden in diesem Spiel führt niemand anderes als Sie. Und Sie können vielleicht den Kommissar täuschen, Richter, und Captain Flaherty auch noch, aber mit mir ist das eine ganz andere Geschichte.«

Thwaites Zeigefinger stieß heftig gegen Tracys Brust. »Wohin Sie die Monserrat auch gebracht haben, ich werde sie finden. Und dann wird sie mir alles erzählen. Ich kriege sie soweit, das können Sie mir glauben, Richter.«

»Sie haben einen dienstlichen Befehl, Thwaite. Halten Sie sich aus der Sache heraus.«

Der Polizeidetektiv riß seine Augen weit auf. »Ich kriege die Monserrat soweit, Richter.«

»Machen Sie sich nicht lächerlich, Thwaite. Sie haben ein ärztliches Gutachten und eine Dienstanweisung gegen sich. Wenn Sie sich auch nur in der Nähe von Moira

Monserat sehen lassen, fliegen Sie in hohem Bogen aus dem Polizeidienst und kriegen auch noch eine Zivilklage angehängt. Vergessen Sie die Sache. Sie ist jot und beerdigt.«

Thwaite schob sich noch näher an Tracy Richter heran. »Ich wünschte, es wäre so, Richter. Ich wünschte, der Gouverneur wäre *beerdigt* worden. Dann hätte ich mit Sicherheit einen Weg gefunden, ihn wieder ausgraben zu lassen.«

Wieder kam Thwaites Zeigefinger hervorgeschossen, und diesmal stieß er Tracy in die Rippen, als sei er ein abgehangenes Stück Fleisch. »Aber auch dafür haben Sie die rechte Vorsorge getroffen, nicht wahr? *Sie* haben dafür gesorgt, daß Holmgrens Leiche sofort nach der vorläufigen Autopsie eingeäschert worden ist.«

»Es war Mary Holmgrens Wunsch.«

»Ach nein, was Sie nicht sagen. Aber ich weiß, wer ihr die Idee eingeflüstert hat. *Sie* haben ihn vor unseren Augen verschwinden lassen, damit auch nicht mehr die kleinste Möglichkeit bestand, eine gründliche Untersuchung durchzuführen.« Der Zeigefinger stieß wieder zu.

Tracy hatte genug. Wieder fühlte er die Wut in sich hochsteigen. Unmerklich für Thwaite war Tracy Zentimeter für Zentimeter auf Angriffsdistanz gegangen. Was Thwaite vor Schlimmerem bewahrte, war einzig Tracys eiserne Disziplin. »Ich verrate Ihnen jetzt ein Geheimnis, Thwaite. Nichts würde ich lieber tun, als Sie

auf der Stelle fertigzumachen. Und ich brauchte nicht mehr als eine Zehntelsekunde dazu. Ich glaube, ich würde mich dann schon viel, viel besser fühlen. Aber ändern würde es leider nichts. Ich habe zehn Jahre für John Holmgren gearbeitet. Erst habe ich den Gedanken, sich um die Präsidentschaft zu bewerben, in ihn gepflanzt, dann habe ich persönlich die Strategie für seinen Nominierungswahlkampf ausgearbeitet. Natürlich hatten wir gegen heftigen Widerstand anzukämpfen, besonders von Atherton Gottschalks Seite. Aber ich bin überzeugt, wir hätten unsere Gegner geschlagen. Und jetzt ist alles aus. Und wenn Sie glauben, daß ich nach all dem irgendeinem rachsüchtigen Polizisten erlauben würde, unsere Namen in den Spalten der *New York Post* breitzutreten, dann haben Sie sich gründlich geirrt, Thwaite. Was immer John Holmgren und Moira Monserrat in jener Nacht gemeinsam gemacht haben, das geht Sie und alle anderen einen Dreck an. Und Gott helfe Ihnen, Thwaite, wenn Sir irgend etwas tun, was Johns gutem Ruf Schaden zufügt.«

Der *Sensei* hatte ihn seit längerem angesehen, und Tracy wußte, daß es Zeit für ihn war. Ohne noch ein Wort zu sagen, ließ er Thwaite stehen. Er ging in die Mitte des Dojo und stellte sich dem *Sensei* gegenüber. Beide verbeugten sich voreinander, dann herrschte plötzlich völlige Stille.

Thwaite wandte sich um und wollte das Dojo gerade verlassen, als der *Sensei* plötzlich in eine Bewegung

explodierte. Viermal schnellte seine Hand vor, und vier Schüler verließen ihre Plätze.

»Bildet einen Kreis um San-Richter«, sagte der *Sensei*. Seine Stimme war leise und trocken wie Sand. Doch hätte der Befehl nicht nachdrücklicher klingen können, wenn er herausgeschrien worden wäre.

Während die Schüler ihre neuen Plätze einnahmen, erhob sich wie ein Wind ein sonderbarer Ton in dem Übungsraum. Thwaite hatte den Eindruck, daß in dem Ton etwas Animalisches mitschwang, ähnlich dem warnenden Grollen einer großen Raubkatze. Der Ton schien wie eine Nadel in sein Gehirn einzudringen und ihn auf der Stelle festzunageln.

Der Ton war weiter angewachsen, und seine Schwingung schien jetzt den ganzen Raum auszufüllen. Thwaite merkte schließlich, daß Tracy Richters halb geöffneter Mund die Quelle dieser unerklärlichen Kraft war, die alles wanken ließ.

»Dies«, sagte der *Sensei* und zeigte auf Tracys angespannte Brust, »ist *Yo-ibuki*, die Atmung, wie wir sie im Kampf anwenden. Sie ist, wie ihr alle wißt, das Gegenteil von *In-ibuki*, der Atmung der Meditation. Aber beide bedienen sich des gesamten natürlichen Atmungsapparates und nicht nur des oberen Teils der Lungen, wie es in der modernen Gesellschaft zur Sitte geworden ist.«

Leichtfüßig wie ein Ballettmeister trat der *Sensei* einen Schritt zurück. »Und jetzt werdet ihr ihn zu Boden werfen.«

Thwaite schätzte, daß die vier Schüler zusammen über dreihundert Kilo wogen.

»Setzt eure ganze Kraft ein«, rief der *Sensei*. »Jetzt!«

Einen Lidschlag lang schien Tracy zu zögern, dann schleuderte einer nach dem anderen der vier Schüler von ihm fort, als ob sich ihre eigene Kraft gegen sie gewendet habe.

Thwaite merkte, daß sich sein ganzer Körper während der Vorführung gespannt hatte. Alle nur erdenklichen Erwiderungen auf Tracys letzten Satz waren ihm durch den Kopf gegangen, doch auf einmal hatte er nur noch das Verlangen, den Raum so schnell wie möglich zu verlassen. Ein Gefühl der Fremdheit und des Verlassenseins hatte ihn ergriffen, und es drohte ihn zu ersticken.

Am Theater und seinen Effekten hatte Senator Roland Burke eine besondere Freude. Deshalb, so glaubte er, liebte er auch den Hell-Dunkel-Kontrast so sehr. Die Einrichtung seines Hauses in Kenilworth, dem exklusivsten Vorort Chicagos, war ganz in Schwarz und Weiß gehalten. Und die Lampen und Deckenleuchten im Haus waren so angeordnet, daß sie im Moment, wo sie eingeschaltet wurden, Teiche, Bündel und Blöcke von Licht und Schatten entstehen ließen.

Erst wenn der Senator im Bett lag und schlafen wollte, wurden die Lichter gelöscht. Ein kurzer Druck auf den Hauptschalter genügte, um das ganze Haus mit einem Schlag in Dunkelheit zu tauchen.

An diesem warmen Juliabend war der Senator besonders froh, als er endlich den Schlüssel im Schloß herumdrehen und die Vordertür zu seinem Haus öffnen konnte. Zufrieden sah er auf das gleichmäßige Muster von Licht und Dunkel im Flur. Seufzend drehte sich der Senator herum und schloß die Tür. Es war gut, wieder zu Hause zu sein.

Im Wohnzimmer angekommen, ging der Senator sofort an die Bar, um sich einen Bourbon-Soda anzurichten. Mein Gott, ging es ihm durch den Kopf, als er ein paar Eisstücke in das Glas fallen ließ, was für ein Aufsehen die Presse gleich macht, wenn ein Senator einmal seine Meinung ändert! Als ob es sich um eine Kriegserklärung gehandelt hätte. Dieser Gedanke ließ den Senator lächeln. Eine Art Kriegserklärung war es ja auch gewesen. Sein persönlicher Krieg gegen die Krankheitssymptome von Amerikas Wirtschaft, gegen den katastrophalen Niedergang der sozialen Einrichtungen für die Armen und Alten; sein Krieg für die Unterstützung umweltfreundlicher Investitionen.

Der Senator trank einen Schluck Whisky. Jetzt erschien es ihm fast schon kurios, daß er einmal voreilig einem Rückzug aus der Politik zugestimmt hatte. Geld kann einen dazu bringen, dachte er, und der Gedanke an

ein Leben in Sicherheit mit einer guten Position in der freien Wirtschaft. Drei ruhelose Wochen lang hatte er sich mit der Entscheidung herumgequält. Gestern hatte er dann sein Büro angewiesen, eine Pressekonferenz einzuberufen, und heute hatte er sich in den Kampf um seine Wiederwahl geworfen. Welch eine Aufregung seine Ankündigung hervorgerufen hatte!

Wieder seufzte der Senator, und allmählich entspannte er sich auch. Die Wärme des Bourbon breitete sich in seinem Körper aus und löste Muskeln und Gedanken. Er schleuderte die Schuhe von seinen Füßen und durchquerte das Zimmer. Angenehm spürte er den dicken Bodenbelag an seinen Fußsohlen. Die Vorhänge waren vor das Fenster gezogen. Der Senator hob einen Arm, um sie einen Spaltbreit zu öffnen. Da draußen lag der See, seine Wasser schlugen sanft gegen das Ufer. Manchmal konnte man nachts einen schwachen Schimmer des Mondlichts auf der Wasseroberfläche sehen. Es sah dann aus wie eine zerbrechliche Himmelsleiter.

*»Vous n'avez pas été sage.«*

Burke zuckte so heftig zusammen, daß sich die Hälfte des verbliebenen Whiskys auf den Teppich ergoß. Rasch drehte er sich herum und spähte mit zusammengekniffenen Augen in das Zimmer, Muster von grellem Licht und tiefen Schatten. Er konnte niemanden sehen. Auch keine Bewegung oder sonst irgend etwas.

»Wer ist da?« Ein unsicheres Zittern hatte sich in seine Stimme geschlichen. »*Qu'est-ce que vous êtes venu faire là?*« Mit Mühe preßte er das Französisch hervor. Die Muskeln in seinem Unterleib verkrampften sich und verursachten ihm ein unangenehmes Gefühl. Burke entschloß sich, die Sache mit etwas frechem Mut aufzuklären. »*Montrez-vous!*« sagte er. Seine Stimme war lauter geworden. »*Montrez-vous, ou j'appelle la police!*« Er machte einen Schritt auf die Bar zu; dort stand sein Telefon.

»NE BOUGEZ PAS!«

Senator Burke erstarrte in der Bewegung. Er war beim Militär gewesen und wußte, wann man einen Befehl besser befolgt. Mein Gott, durchfuhr es ihn.

»*Pourquoi avez vous fait ça?*« fragte die Stimme.  
»*Pourquoi avez vous agi comme ça?*«

Wieder starrte Burke forschend in die Schichten dunkler Schatten. Es war äußerst beunruhigend, wenn man einer Stimme entgegentreten mußte, zu der scheinbar kein Körper gehörte. »Mein Gewissen hat mich dazu gebracht«, antwortete er schließlich. »Ich konnte nach der Entscheidung nicht mehr ruhig schlafen. Es ... es gibt Menschen, die meinen Schutz brauchen. Ich habe geschworen, diesen Menschen zu helfen.« Mein Gott, dachte er verzweifelt, wie kläglich sich das alles anhört.) Selbst in meinen eigenen Ohren. »Ich ... ich fand, daß ich dazu stehen mußte.«



»Man hatte sehr viel Vertrauen in Sie gesetzt, Senator.« Die Stimme war kaum mehr als ein leises, seidiges Schwirren in der Luft. Sie ließ Burke frösteln. »Ihretwegen sind Pläne in Gang gesetzt worden.«

»Nun, dann werden Sie die Pläne einfach ändern müssen. Ich werde mich im Herbst erneut zur Wahl stellen.«

»Diese Pläne können nicht geändert werden«, sagte die Stimme. »Das ist Ihnen gleich zu Anfang alles erklärt worden. Und Sie haben allem zugestimmt.«

Der leise vernünftige Ton war aufreizend. »Herrgott noch mal, es kümmert mich nicht mehr, was ich damals gesagt habe!« schrie der Senator erregt. »Verschwinden Sie hier! Ich bin ein Mitglied des Senats der Vereinigten Staaten.« Seine Stimme, wieder stark und sicher, flößte ihm neues Selbstvertrauen ein. »Sie können mir gar nichts anhaben.« Er nickte nachdrücklich, während er auf die Bar zuing. »An wen können Sie sich denn wenden, ohne sich selbst bloßzustellen? An niemand.« In einem Fach der Bar lag eine 22er Pistole, für die er sogar eine Lizenz besaß. Wenn er an sie herankommen könnte, überlegte Burke, würde er die Oberhand gewinnen. »Sie können überhaupt nichts machen.« Er war fast am Ziel. »Wenn Sie jetzt gehen, verspreche ich Ihnen, den ganzen Vorfall einfach zu vergessen.«

Die Augen weit aufgerissen, blieb Senator Burke starr vor Schreck stehen. Die Luft vor seinem Gesicht schien in Schwingung zu geraten, dann hörte er ein

gellendes Zischen, als ob Tausende gequälter Tiere vor Schmerz aufschrien. Burke schnappte nach Luft und wich stolpernd zurück. Er war überzeugt, daß ihn eine Hand mit ungeheurer Gewalt an der Brust getroffen hatte.

Ein tiefer Schatten ihm schräg gegenüber schien lebendig geworden zu sein. Der dunkle Fleck dehnte sich mit der beängstigenden Geschwindigkeit eines Traumes aus. Burke versuchte sich zu bewegen. Er wollte fliehen. Aber der grauenerregend unheimliche Ton war wieder da und hielt ihn fest an seinem Platz vor der Bar. Hilflos sah der Senator den Tod näherkommen. Er versuchte zu schreien, aber es war, als ob ihm die Stimmbänder aus dem Hals gerissen worden waren. Er sah den Schatten auf sich zukommen, und panische Angst überflutete seinen Körper.

Augen, die wie Diamanten glitzerten und ihn voll tödlicher Kälte und unmenschlich aus der Dunkelheit anstarrten — die Kreatur schien die Schatten mit sich zu ziehen, als sie die Lichtbündel durchschnitt. Sie flog schneller heran, als Burke das je für möglich gehalten hätte.

Unmittelbar vor ihm brach das Dunkel plötzlich auf, wie ein allesverzehrender Sonnenuntergang, das letzte Helldunkel seines Lebens. Mit unvorstellbarer Wucht traf die Handkante des Angreifers Burkes Nase.

Der Senator hätte die Kraft, die ihn von den Füßen riß, auch nicht verstanden, wenn er noch gelebt hätte.

Was Tracy von dem Abend, an dem John Holmgren gestorben war, am deutlichsten in Erinnerung hatte, war Moiras Stimme. Ihr Anruf hatte ihn aus dem Schlaf geholt.

»O Gott, er ist tot. Ich glaube, er ist tot.«

Der Klang ihrer Stimme hatte ihm einen kalten Schauer über den Rücken gejagt, denn das ganze Entsetzen, das sie erlebt haben mußte, schien darin nachzuhallen. Er zog sich rasch an und fuhr zu ihr.

Johns lebloser Körper lag auf dem Sofa. Ein Bein war über die Kante gerutscht und hing kraftlos herab. Er war nackt, natürlich. Seine Haut hatte am ganzen Körper eine eigenartig weiße Fahlheit angenommen. Nur eine Stelle über dem Herz, eine weitere an seinem Hals und das Gesicht waren noch von Farbe durchströmt.

Tracy kniete neben der Leiche seines Freundes nieder und berührte mit einer Hand das erkaltete Fleisch. Johns Gesicht glich denen der vielen Toten, die Tracy in Südostasien gesehen hatte. Ob es Weiße gewesen waren, Vietnamesen, Chinesen oder Kambodschaner, machte keinen Unterschied. Waren sie einen schmerzhaften Tod gestorben, war ihr Gesicht in immer gleicher, erschreckender Verzerrung erstarrt.

Tracy suchte Moiras Blick, aber sie hatte sich halb abgewandt, als ob sie Johns Anblick nicht länger ertragen konnte. John mußte einen Herzinfarkt erlitten haben. Jedenfalls deuteten die körperlichen Merkmale

darauf hin. Aber erst einmal wollte er von Moira hören, was genau passiert war.

Tracy stand auf und setzte sich ihr gegenüber auf einen Stuhl. Dann nahm er ihre Hand — wie kalt sie war — in seine. »Moira«, sprach er sie leise an. »Du mußt mir jetzt erzählen, was passiert ist.« Sie starrte mit leerem Blick an ihm vorbei.

Doch er mußte ihre Apathie innerhalb der nächsten Minuten durchdringen; denn sie mußte den Todesfall melden, und je früher, desto besser. Der Arzt würde einen ungefähren Zeitpunkt für den Eintritt des Todes festlegen, und das konnte der Anlaß für viele unangenehme Fragen seitens der Polizei werden. Mit Sicherheit würden sie wissen wollen, warum die Polizei erst eine Stunde nach dem Tod des Senators gerufen worden war.

Tracy versuchte einen anderen Weg. »Moira, wenn du mir jetzt nicht hilfst, werden wir ihn nicht schützen können.«

Sie hob ihren Kopf und sah ihn erstaunt an. Sie hatte strahlend grüne Augen, eine scharfgeschnittene Nase, einen weitgeschwungenen Mund und hohe Wangenknochen. »Wie meinst du das?« Sie sprach noch immer mit unsicherer Stimme, und Tracy fühlte das Beben wie Wellen ihren Körper durchlaufen.

»Du weißt, was ich meine.« Seine Stimme war leise geblieben; doch hatte er in nachdrücklichem Ton gesprochen.

»Wir, wir haben uns geliebt. Das zweitemal hintereinander.« Sie sah ihn forschend an, eine Herausforderung. Aber Tracy sagte kein Wort, und auch sein Gesicht ließ keine Reaktion erkennen. Offensichtlich beruhigt, fuhr sie fort: »Wir haben das oft so gemacht. John schien manchmal, wie soll ich sagen, ziemlich ausgehungert nach Sex zu sein, wenn nicht gar nach Liebe. Verstehst du, was ich meine, Tracy?«

»Ja, Moira, ich verstehe schon. Erzähl weiter.«

Die qualvolle Erinnerung verdüsterte ihr Gesicht. »Plötzlich bäumte er sich auf. Ich hatte meine Augen geschlossen. Ich war benommen. Anfangs dachte ich, daß er schon gekommen war.« Tiefe Linien zeigten sich über ihrer Nasenwurzel. »Aber dann war da etwas — ich weiß nicht, was —, etwas, das mich die Augen öffnen ließ.«

»Was kann dieses Etwas denn gewesen sein, Moira? Hast du irgend jemanden im Zimmer gesehen?«

»Es war das gleiche Gefühl, als wenn man aus einem Alptraum hochschreckt. Man spürt eine sonderbare Gegenwart, und dann dreht man sich um und schaut, aber es ist nichts da.« Tracy fühlte, wie sich ihre langen Fingernägel in seine Hand gruben. »Ich sah ihm direkt ins Gesicht, und dann, am Anfang dachte ich, daß ich noch immer träume. Sein Gesicht war weiß wie ein Stück Papier. Seine Lippen waren dunkelbraun und von den Zähnen zurückgezogen. Er preßte die Kiefer fest

aufeinander. Er sah aus — er sah aus wie ein wildes Tier. Aber er war tot, Tracy, er war tot!«

Er hätte sie jetzt gern getröstet und beruhigt, denn er verstand ihren Schmerz sehr gut. Aber was konnte er eigentlich für sie tun? Sosehr er sich deshalb auch haßte, er mußte ihr sogar noch mehr aufbürden. Ihm blieb gar keine andere Wahl; sie mußte es auf sich nehmen. Also sagte er es ihr mit seiner ruhigsten und überzeugendsten Stimme, und dabei legte er ihr den Arm um die Schultern, um ihr Wärme und Trost zu geben.

»Aber du wirst doch bei mir bleiben.« Sie sah ihm fragend in die Augen. »Nicht wahr?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich kann nicht bleiben, und das weißt du auch, Moira. In den ersten zwei Wochen wird es schwierig genug werden. Danach wird die allgemeine Neugier wieder erlahmen.«

»Aber ich kann nicht hierbleiben, Trace. Nicht nach all dem, was passiert ist.«

»Nein, natürlich nicht. Ich habe ein kleines Haus in Bucks County. Es liegt unmittelbar vor New Hope. Du bekommst meinen zweiten Schlüssel, und gleich morgen früh fährst du hin. Dort bleibst du erst einmal. Hast du genug Geld?«

Sie nickte.

»Dann ist jetzt alles besprochen. Wenn ich gegangen bin, wartest du noch fünf Minuten, bis du den Notruf wählst. Du weißt, was du sagen sollst, und wie du es sagen sollst.« Wieder nickte Moira, und zum erstenmal

seit ihrem Anruf dachte Tracy, daß sich alles vielleicht doch ohne großes Aufsehen regeln ließe.

»Also gut; dann hilf mir jetzt bitte, John wieder anzuziehen.«

Von irgendwoher war das leise Brummen eines Hifi-Gerätes zu hören. Aus den schwarzen Yamaha-Studiolautsprechern stieg das helle Zischen eines abspulenden Tonbandes und fiel in eine fast fühlbare Stille. Dann waren Wortfetzen zu hören, die zu einem fremd klingenden Geräusch verschwammen, bis sie plötzlich wie eine klare Luftblase aus einem trüben Wasser hervorbrachen. »Aber dann war da etwas — ich weiß nicht, was —, etwas, das mich die Augen öffnen ließ.«

»Was kann dieses Etwas denn gewesen sein, Moira?« fragte eine zweite Stimme. »Hast du irgend jemanden im Zimmer gesehen?«

Die Aufnahme war erstaunlich gut. Man konnte sogar noch die Spannung fühlen, mit der die Worte gesprochen worden waren. Wieder war Moiras gepreßte Stimme zu hören. »Es war das gleiche Gefühl, als wenn man aus einem Alptraum hochschreckt.« Ein tiefer, stockender Atemzug. »Man spürt eine sonderbare Gegenwart, und dann dreht man sich um und schaut, aber es ist nichts da. Ich ...« Die Stimme wurde ausgelöscht, so leicht und endgültig, wie Worte von einer Wandtafel gewischt werden.

Es fiel nur wenig Licht in das Zimmer, und bis auf das kaum wahrnehmbare Flüstern der Sprecher war kein Geräusch zu hören. Die Schatten im Raum verwoben sich zu einer dreidimensionalen Landschaft.

»*Je ne crois rien à ce qu'elle dit. Son amant est mort; elle est complètement hystérique*«, sagte der junge Mann. Sein Französisch war ohne Akzent, und es schien ihm leichter von den Lippen zu kommen als Englisch. Er hatte eine dunkle Hautfarbe. Seine Gesichtszüge waren in dem Dämmerlicht nicht auszumachen.

Einen Moment lang schien es, als hätte der junge Mann zu sich selbst gesprochen. Dann erhob sich eine zweite Stimme.

»Non, *au contraire, je crois qu'elle est au courant... de quelque chose.*«

Es war keine Bewegung im Zimmer zu erkennen. Für Sekunden blieb der Eindruck, daß die Stimme aus dem Innersten des Hauses selbst aufgestiegen war. Dann bewegte sich ein Schatten in dem Ledersessel — ein junger Mann. Ein matter Lichtstrahl zeichnete den Bogen eines Wangenknochens nach. Die Höhe, in der der Gesichtsausschnitt erschien, ließ darauf schließen, daß die Person groß war und ganz sicher auch schlank, denn es war auch nicht die geringste Andeutung von Fett auf dem Wangenknochen zu sehen. Ein schwaches Licht fiel jetzt auch auf die langen, schmalen Hände, die ruhig auf den polierten Mahagonilehnen des Sessels lagen.



»*Qu'est-ce qu'elle peut en savoir?*« Ohne das leiseste Geräusch zu verursachen, kam der junge Mann näher. »*Pensez y d'une jagon logique.*«

»Scheinbar hast du das mythische Bewußtsein deiner kambodschanischen Vorfahren verloren, als dir die französischen Radikalen ihre *logischen* Lehren beigebracht haben«, sagte die Gestalt in dem Ledersessel. »Ja, folgt man der Logik, dann wird man sagen, daß sie nichts gesehen hat. Und trotzdem glaube ich ihr, wenn sie behauptet, etwas gefühlt zu haben.«

»Das ist unmöglich.« Der junge Mann ließ sich vor dem Sessel auf die Knie nieder. »Ich war unsichtbar für sie.«

»Unsichtbar, richtig. Aber nicht unbemerkbar. Sie hat dich gefühlt, das ist sicher. Was genau daraus entstehen kann, können wir nicht wissen.« Der Mann legte nachdenklich die Fingerspitzen beider Hände aneinander. Seine Stimme war tief und von vollem Klang. Auf den jungen Mann wirkte sie unendlich beruhigend.

»*Heute* kann sie vielleicht noch nichts sagen. Aber sie hat einen Verdacht. Das Tier in ihr — der Millionen Jahre alte Überlebensinstinkt, den wir alle in uns herumtragen — hat dich gewittert. Und morgen oder vielleicht auch erst übermorgen — was dann? Kannst du mir darauf eine Antwort geben?«

Solange er es sich getraute, sah der junge Mann seinem Gegenüber forschend in die Augen. Dann beugte

er den Kopf. In diesem Augenblick war in dem Raum der Geruch von Weihrauch besonders deutlich wahrzunehmen. Als ob eine Windbö vom anderen Ende der Welt, aus einem vergangenen Zeitalter, durch die Fenster in das Zimmer gekrochen war, um sich mit der Atmosphäre im Raum zu vermischen.

»Der Schüler respektiert noch immer den Lehrer«, murmelte der junge Mann. »Gehorche ihm, zeige ihm deine Achtung in Worten und Taten und folge aufmerksam seinen Lehren.«

Die schattenhafte Gestalt wuchs aus dem Sessel empor und zog den Knienden mit in die Höhe, so daß sie sich auf Zentimeter nahegekommen waren. Doch schien der junge Mann von seinem Gegenüber nicht nur an Größe überragt zu werden.

»Verdammt noch mal«, bellte der andere los. »Laß mich gefälligst mit deinem buddhistischen Unsinn in Ruhe! Wenn du etwas einzuwenden hast, dann sage es, und versteck dich nicht hinter diesem nichtssagenden Gerede, das dir irgendein Hohlkopf in Phnom Penh beigebracht hat.«

»*Pardonnez-moi*«, flüsterte der junge Mann. Ein Halm, der sich unter der Gewalt des Sturmes sanft bog.

Vielleicht war es mehr der Ton seiner Stimme als die Worte selbst, die alle Spannung aus der Gestalt des großen Mannes weichen ließ. »Nicht doch.« Sein Arm legte sich um die Schultern des Jüngeren. »Ach, Khieu.« Seine Stimme klang wieder weich, aller Zorn war aus ihr

verschwunden. »Du sollst doch einfach nur sagen, was du denkst.«

Zusammen gingen sie hinüber zu dem Vorhang, der die fast fünf Meter breite Fensterfläche bedeckte. Ihre Schritte schienen dem Rhythmus eines unhörbaren Metronoms zu folgen, als ob sie so — wie in einer Art Ritual — schon unzählige Male miteinander gegangen waren.

Der schwache Lichtschein, der von der Straße noch hereindrang, ließ gerade die schwarzen Augen, die ungewöhnlich breiten Wangenknochen und die vollen, leicht aufgeworfenen Lippen des jungen Mannes erkennen. »Ich kann dir eindeutig sagen, daß sie mich nicht gesehen hat. Sie konnte es gar nicht. Als meine Hand vorschnellte, war sie — war sie anderweitig beschäftigt.« Seine Hände griffen nach dem festen elfenbeinfarbenen Stoff und zogen die Vorhänge ein Stück auf. »Du weißt, daß die Wahrnehmung der Sinne beim Sex auf einen schmalen Grat verengt ist.«

Der andere nahm die Worte schweigend auf, doch noch immer verfolgte ihn, was die Frau gesagt hatte. *Aber dann war da etwas ... etwas, das mich die Augen öffnen ließ.* Er wußte, was dieses Etwas gewesen war. Sie auch? Sein Griff um die Schultern des jungen Mannes wurde fester. »Du bist zu lange von mir getrennt gewesen, Khieu.« Seine Stimme hatte einen sonderbaren Ton bekommen. »Erst war es die École des Hautes Études Commerciales in Paris, dann Genf,

dann Wiesbaden und schließlich Hongkong — für die etwas ungewöhnlicheren Studien. Eine lange Zeit seit der ›Operation Sultan‹, nicht wahr?« Er sah den jungen Mann fast zärtlich an. »Jetzt bist du soweit — wir beide sind es. Und die Ereignisse arbeiten uns in die Hände. Alles ist an seinem richtigen Platz.«

Er ließ seinen Kopf in den Nacken sinken. Die Straßenlampen zeichneten eine Kette verschwommener Lichtkreise an die Zimmerdecke. »Heute morgen habe ich in der Zeitung von dem unglücklichen Dahinscheiden des ehrenwerten Senators Burke gelesen. Seine Bestrafung wird eine Lehre sein für seine früheren Kollegen. Keiner von denen wird es jetzt noch wagen, an einen ähnlichen Schritt zu denken. Wir sind wieder absolut sicher. Aber jetzt scheint es mir, daß diese Frau zu einer wandernden Zeitbombe für uns werden könnte.«

»Selbst wenn sie sich an etwas erinnern sollte«, sagte Khieu ruhig, »wird sie uns damit keinen Schaden zufügen können.«

»Vielleicht wirklich nicht«, stimmte der Ältere zu, »aber bei diesem Mann, Tracy Richter, wäre ich mir da nicht so sicher. Wir müssen beide sehr vorsichtig mit ihm sein.« Er sah wieder aus dem Fenster. Dunst hatte sich auf den Scheiben niedergeschlagen und das Schwarz der Straßenbänder zum Glänzen gebracht. »Noch schläft er vollkommen ahnungslos, verstehst du? Und ich möchte, daß das auch so bleibt. Falls er aber doch einmal

aufwachen sollte, dann werde ich mich um ihn kümmern müssen. Aber bitte verstehe mich, ich möchte das wirklich nur, wenn es nicht mehr vermeidbar ist. Deshalb können wir es nicht zulassen, daß die Monserrat ihm auch in Zukunft mit ihrem Verdacht in den Ohren liegt, wie vage er im Moment auch noch sein mag.« Der Arm des Mannes fiel von Khieus Schultern. »Jetzt ist für uns die Zeit des größten Risikos angebrochen. Jetzt, wo wir am stärksten sind, sind wir auch am verwundbarsten. Wir können uns die Gefahr eines Zufalls nicht leisten. Ein kleiner Kiesel, der in ein stilles Wasser geworfen wird, läßt Welle auf Welle entstehen, die sich immer weiter ausdehnen. Und immer stärker verzerrt sich der einstmals vollkommene Spiegel der Oberfläche.« Obwohl seine Stimme leise geblieben war, schien sich mit ihr eine unsichtbare Macht immer weiter auszudehnen. Khieu hatte sich umgewandt und ging mit gesenktem Kopf zur Tür. »Wer also kann die Folgen voraussehen?«

Eine übersinnliche Energie schien die Luft im Zimmer in Schwingung zu versetzen. Khieu hatte die Tür fast erreicht. Der Mann in seinem Rücken atmete langsam und tief. »Es gibt nur einen sicheren Weg, um die Wellen zu verhindern. Man muß die mögliche Ursache, den Kiesel, aus dem Weg räumen.«

Als die Tür ins Schloß fiel, wandte sich der Mann ganz dem Fenster zu, und allmählich fühlte er die Ruhe in sich zurückkehren.

Manche Männer verschwanden in Bars, andere zogen sich in eine einsame Landschaft zurück. Wenn Thwaite den täglichen Druck und den nervenaufreibenden Ärger nicht mehr aushielt, tauchte er kurzentschlossen unter und ging zu Melody. Ihm schien es dann, als ob die Erde ihn verschluckt hätte.

Melody gehörte eine Dachwohnung in der Elften Straße, gleich an der Vierten Avenue. Die Räume oben im sechsten Stock waren riesengroß. Melody hatte alle Wände der Wohnung in einem schwarzen Emailton streichen lassen. Tief in der Nacht, wenn die Decken und Möbel nur noch als graue und bläuliche Schatten zu sehen waren, hatte Thwaite jedesmal das Gefühl, in einer Höhle versteckt zu sein. Es war ein merkwürdig anheimelndes Gefühl.

Auf sein Klingeln sumnte der automatische Türöffner, und ein alter Lastenaufzug, der nur mit einem Scherengitter gesichert war, brachte Thwaite quietschend nach oben. Sein Gespräch mit Richter war anders gelaufen, als er geplant hatte. Irgendwie hatte er die Initiative verloren.

Melody hatte sich hastig einen roten Seidenkimono übergeworfen und erwartete ihn vor der Wohnungstür. Der dünne Stoff zeichnete ihre kleinen Brüste und ihre schmalen Hüften in einer weichen Linie nach. Ihr glattes schwarzes Haar fiel ihr über die Schultern bis zu den Hüften hinunter. Ihr ebenmäßig ovales Gesicht hatte ein

kleines Kinn und eine scharfgeschnittene Nase, deren Flügel flach ausliefen. Sie ist vielleicht keine klassische Schönheit, dachte Thwaite, aber das gleichen ihre vielen anderen Vorzüge leicht wieder aus.

»Was willst du denn hier, Doug?« In ihrer Stimme klangen die Echos anderer Sprachen mit. Es waren elf, um genau zu sein, darunter Russisch, Japanisch und nicht zuletzt drei Dialekte des Chinesischen. Sprachen zu lernen war ihre Freizeitbeschäftigung.

»Was ich hier wohl will?« sagte er schroff, »rein natürlich.« Er machte einen Schritt auf sie zu, aber Melody drückte ihm eine ausgestreckte Hand gegen die Brust und schüttelte den Kopf.

»Du kommst zu einer ungünstigen Zeit. Ich ...«

»Red keinen Unsinn.« Man hatte ihm seinen Fall abgenommen, und er wußte nicht, wo er sonst hingehen sollte. Also kümmerte er sich nicht um ihren Einwand und stemmte sich gegen sie. Doch Melody stieß ihn ebenso unnachgiebig zurück. »Doug, würdest du mir bitte zuhören ...«

»Wir haben eine Vereinbarung.« Er wollte sie nicht verstehen.

»Das weiß ich. Aber das heißt nicht, daß du kommen kannst, wann du ...«

»Es würde mich nicht einmal interessieren, wenn der Kronprinz von England da drin wäre«, antwortete er und schob sich an ihr vorbei in die Wohnung. »Schick den Kerl weg.«

Melody trat nach der Tür, so daß sie laut ins Schloß fiel. Dann starrte sie Thwaite eine Zeitlang schweigend an. »Herrgott noch mal«, zischte sie schließlich und dann lauter: »Zumindest könntest du aus dem Flur verschwinden.«

Durch das große Wohnzimmer ging Thwaite nach links in die Küche. Er durchstöberte den Kühlschrank, bis er merkte, daß er gar nicht hungrig war. Dann ließ er sich schwerfällig auf einen Stuhl am Eßtisch fallen und stützte seine Unterarme müde auf die Glasplatte. Wenn er es recht besah, wußte er in letzter Zeit eigentlich nie, was er wollte. Gerade jetzt, zum Beispiel. Was, zum Teufel, hatte er in dem Appartement einer Hure zu suchen, wenn er doch eigentlich im Büro sein sollte — oder zu Hause.

Thwaite hörte leise Stimmen, dann wurde die Wohnungstür geschlossen. Als Melody in die Küche kam, sah er nicht zu ihr auf, aber er hörte sie wie eine mißgelaunte Hausfrau mit Töpfen und Pfannen hantieren.

»Du hast vielleicht Nerven«, sagte sie mit dem Rücken zu ihm. »Ich frag' mich, wie ich je in eine solche Lage kommen konnte.«

»Du lebst davon, daß du mit fremden Männern ins Bett gehst, wenn ich dich erinnern darf.« Thwaite hatte den Satz kaum ausgesprochen, als er ihm auch schon leid tat.

Melody drehte sich zu ihm um, ihre Wangen waren glutrot. »Ja. Und ich bin auch diejenige, mit der du es



treibst, Doug. Es paßt zu dir, daß du das wohl vergessen hast. Warum gehst du nicht einfach nach Hause zu deiner Frau und deinem Kind?«

Thwaite drückte sich seine Daumen so fest in die Augen, daß er weiße Flecken tanzen sah. »Es tut mir leid«, sagte er leise. »Ich hatte nur nicht erwartet, daß jemand bei dir ist.«

»Oh, was hast du denn sonst erwartet?«

Er sah sie an. »Ich habe einfach nicht nachgedacht. Okay?«

»Nein«, antwortete sie und kam ein paar Schritte auf ihn zu, »es ist nicht in Ordnung. Zwischen uns besteht die gleiche Vereinbarung, wie du sie auch mit anderen Leuten in der Stadt getroffen hast, jedenfalls nehme ich das an. Nur daß du bei mir kein Geld nimmst. Okay, das akzeptiere ich. Ich habe ja auch gar keine andere Wahl. Aber wenn du mir jetzt die Kunden vertreibst, und ich dadurch meinen Lebensunterhalt verliere, dann werde ich einen Schlußstrich ziehen.«

»Erzähl mir nicht, wann hier ein Schlußstrich gezogen wird!« schrie Thwaite sie an. Er sprang so plötzlich hoch, daß sie erschrocken zurückwich. »Ich bestimme hier die Regeln.«

»Ich kann deine Warnungen nicht mehr hören, Thwaite. Und dich kann ich nicht mehr sehen. Laß mich doch einfach in Ruhe, ja? Ich geb dir einen Anteil von meinen Einnahmen, und fürs Bett suchst du dir eine andere.«

»Du gottverdammte ...!« Wütend kam er hinter dem Tisch hervorgeschossen.

»Was ist los!« reizte sie ihn weiter. »Ich biete dir einen gerechten Anteil von meinem Geld. Ist das nicht genug, um dein diebisches Herz zu befriedigen? Was anderes macht ihr Scheißkerle doch gar nicht auf dem Revier, als Listen aufzustellen, wann ihr wieder abkassieren gehen könnt.«

Bis zum letzten Moment hatte sie vielleicht nicht gewußt, wie tief sie ihn getroffen hatte. Aber dann sah sie den blinden Haß in seinen Augen. Mit einem Schritt trat sie rückwärts an die Anrichte, und ihre rechte Hand griff nach hinten, um das Brotmesser aus der langen Holzscheide zu ziehen.

Doch da war Thwaite schon heran und ein schmerzhafter Schlag riß ihr die Waffe aus der Hand. Er schlug ihr mit der flachen Hand ins Gesicht, noch ehe sie abwehrend die Arme hochreißen konnte. Rücksichtslos drückte er ihre Handgelenke rückwärts.

»Mistkerl!« schrie sie. »Mistkerl!« Aber dann sah sie, daß Tränen sein Gesicht hinunterliefen, während er mit ihr kämpfte. »Doug«, sagte sie leise.

»Warum, um Gottes willen, kannst du deine Zeit nicht anders verbringen«, sagte er mit einem Schluchzen in der Stimme. Sein Kopf sank gegen ihre Brust, und sie hob ihre Hände und strich ihm vorsichtig über das dunkle Haar. Dann nahm sie ihn in die Arme und zog ihn gegen ihren warmen Körper. Ihre Lippen berührten seine Stirn.

»Es ist alles wieder gut«, flüsterte sie. Sie sagte es ihm, aber auch zu sich selbst.

Natürlich hieß sie nicht wirklich Melody. Ihr richtiger Name war Eva Rabinowitz, und das Haus, in dem sie geboren worden war, lag nicht einmal zwei Kilometer von ihrer derzeitigen Wohnung entfernt. Aber das wußte niemand außer Thwaite. Er hatte sie während der Nachforschungen zu einem verwickelten Mordfall kennengelernt. Eine Zeitlang war sie seine Hauptverdächtige gewesen, deshalb hatte er ihre Vergangenheit durchleuchtet.

»Du bist Absolventin der Columbia-Universität«, hatte er einmal zu ihr gesagt. »Warum tust du dann, was du tust?«

»Was kann man mit einem Dokortitel der philosophischen Fakultät schon anfangen«, hatte sie geantwortet. »Als ich die Universität verließ, fühlte ich mich wie der Kaiser ohne Kleider. Ich wußte nicht, wohin ich gehen und was ich tun sollte. Du weißt, daß meine Eltern kein Geld hatten. Jetzt verdiene ich mehr, als ich für mich brauche.« Ihre grauen Augen hatten ihn forschend angesehen. »Und was ist mit dir?« Sie besaß die Fähigkeit, ohne alles überflüssige Gerede sofort zum Kern der Wahrheit vorstoßen zu können. »Was ist für dich so Besonderes an einem Polizistenleben?«

Thwaite lehnte sich auf der Couch zurück. »Seit fast zwanzig Jahren bin ich dabei und seit knapp zehn Jahren bei den Tötungsdelikten.« Er schüttelte

gedankenverloren den Kopf. »Aber, mein Gott noch mal, überall findest du schmutzige Geschäfte. Ich hatte schon davon gehört, als ich noch auf der Polizeiakademie war. Und ich schwor mir, mich nicht in den Schlamm hineinziehen zu lassen.«

Er wich ihrem Blick aus. »Aber das war sozusagen die Schulzeit, weißt du. Ich war noch jung damals. Und ich hatte keine Ahnung davon, wie es in der Welt wirklich zugeht. Aber das habe ich dann sehr schnell herausgefunden.« Er zuckte die Achseln. »Wo du auch hingesehen hast, überall gab es Bestechung und illegale Abmachungen. Du konntest nirgendwohin gehen, ohne in den Dreck zu treten. Ich hatte meinen Dienst kaum begonnen und fühlte mich schon wie eine Ratte in der Gosse. Wenn ich nach Hause kam, habe ich erst einmal eine halbe Stunde lang geduscht. So heiß, daß ich mich jedesmal fast verbrüht habe.«

»Aber du bist dageblieben.« Melody sagte das ohne Vorwurf.

»Es war das einzige, was ich gelernt hatte. Außerhalb des Dienstes war ich zu nichts zu gebrauchen.« Er legte die Hände zusammen.

»Dann habe ich geheiratet. Meine Frau wollte ein Haus. Dann bekamen wir ein Kind, und so weiter. Die Rechnungen stapelten sich immer höher, wie bei allen anderen auch. Aber dann kam ich eines Morgens ins Revier und habe mich einmal richtig umgesehen. Einige meiner Kollegen machten einen ganz zufriedenen

Eindruck, obwohl sie doch in der gleichen Situation wie ich waren. Dann gab es andere, die bereits einen krummen Rücken hatten, ohne schon alt genug dafür zu sein. Das letzte wollte ich auf gar keinen Fall. Trotzdem halte ich mich im Grunde noch immer für ehrlich. Aber wer weiß, vielleicht ist das auch nur eine Art Selbstschutz. Hier und da habe ich ein kleines Geschäft mit einem unbedeutenden Gauner laufen. Es hilft ihm, und es hilft mir. Ich mache das Beste daraus, siehst du. Zumindest bekomme ich so einen geringen Ausgleich für die zermürbenden Stunden, die ich in dem Dreckpfehl zubringen muß. Und glaube mir, die Abteilung für Tötungsdelikte gehört zum Schlimmsten. Jeden Tag lebt man mit dem Wahnsinn, den Heroin und Methadon bei den Süchtigen anrichten. Sie töten, ohne lange zu überlegen und ohne das geringste Mitgefühl.« Seine Stimme war nur noch ein Flüstern. »Und jeden Tag fühlt man sich ein kleines bißchen ausgebrannter.«

Moira Monserrat weinte still in sich hinein. Als sie bei Tracys Haus angekommen war, hatte es gestürmt und geregnet. Sie war sofort in den ersten Stock hinaufgegangen, hatte das Schlafzimmer gesucht und sich erschöpft auf das weiche Doppelbett geworfen. Sie war in einen unruhigen Schlaf gesunken und mitten in der Nacht mit einem verzweiferten Aufschrei wieder erwacht. Ihre Hände lagen zu Fäusten geballt auf ihrer Brust, ihr Atem ging keuchend, und das Herz schmerzte

ihr bei jedem Schlag. Was hatte sie gehört? Was hatte sie geweckt? Eine sonderbare Gegenwart. Die Ranke eines Traumes, die sich in die Wirklichkeit herübergestreckt hatte und ihr über die Schulter gefahren war. O John, dachte sie. Warum bist du jetzt nicht hier und beschützt mich vor mir selbst?

Seine tiefe, volle Stimme stieg in ihrer Erinnerung hoch und brachte Leben und Wärme mit sich. »Du gibst mir soviel Lebensmut. Dann weiß ich, daß ich den Traum erfüllen kann, den Tracy in mir geweckt hat.« Er lachte zufrieden. »Weißt du, manchmal denke ich, daß er eigentlich selbst kandidieren müßte. Es stimmt, ich habe die politische Erfahrung. Aber er ist der scharfsichtige Denker, der einzigartige Architekt. Er weiß seine Mitmenschen zu beurteilen und zu lenken, daß es mich manchmal schon erschreckt.«

»Warum arbeitet er dann für dich? Du hörst dich an, als ob er ohne dich genausogut zurechtkommen könnte.«

»Ich bin mir nicht einmal sicher, ob ich wirklich die Antwort darauf weiß, Moira.« Er rollte sich auf die Seite und sah ihr in die Augen. »Er war in Südostasien. Aber nicht als gewöhnlicher Soldat. Es war irgendein mysteriöser Sondereinsatz. Militärischer Geheimdienst nehme ich an. Er selbst hat nie Genaueres darüber gesagt, und ich habe mich gehütet, danach zu fragen. Aber eines weiß ich sicher: er hatte Macht, sehr viel Macht sogar.«

»Und was, glaubst du, ist dann passiert?«

»Oh, ich denke, das weiß nur Tracy allein. Aber ich stelle mir vor, daß er einfach ausgestiegen ist. Vielleicht hat er zu viele Tote gesehen. Wie er nach außen auch erscheinen mag, Tracy ist ein sehr empfindsamer Mann. Und irgend etwas scheint ihn zu quälen. Doch muß ich gleichzeitig zugeben, daß seine Stellung bei mir klug ausgedacht ist. Er ist der Macht sehr nahe — er kann seinen Einfluß immer noch geltend machen, ohne in ihrem Zentrum zu stehen. Fürs erste braucht er nicht mehr. Obwohl er immer noch einmal zu dem Schluß kommen könnte, daß es ihm doch nicht genug ist.«

Moira sah ihn beunruhigt an. »Würde er sich dann gegen dich stellen?«

»Tracy?« John lachte. »Großer Gott, das würde er niemals tun. Uns verbindet mehr als eine Freundschaft. Behalte das im Kopf, falls du ihn einmal brauchen solltest.«

Und Moira hatte es sich gemerkt. Nach Johns Tod, als panische Angst sie keinen klaren Gedanken mehr fassen ließ, war dieser Satz ihr wieder eingefallen.

Und jetzt, in der Küche von Tracys Haus, wußte sie, daß Johns Urteil über ihn richtig gewesen war. Oh, mein Gott, John, sagte sie leise, was soll ich nur ohne dich tun?

Tracys Haus gefiel ihr. Es war sauber und anheimelnd; die alten, vom Gebrauch gezeichneten Möbel verströmten eine persönliche Geschichte wie ein besonderes Aroma. Die in Zedernholz gehaltene Küche

führte direkt ins Eßzimmer. In einer hohen Eckvitrine sah sie mehrere Schachteln mit langen elfenbeinfarbenen Kerzen, Gläser und Teller und eine kleine Sammlung kambodschanischer Kunstgegenstände. Moira wußte, daß Tracy eine besondere Liebe zu Kambodscha hatte. Langsam ging sie weiter in das große Wohnzimmer, das hinter dem Eßplatz lag.

In die geschwärzte Feuerstelle des Kamins war ein kleiner Fernsehapparat gestellt worden. Der Boden davor und die Kamineinfassung waren mit grünen und blauen Kacheln verflies. Auf dem oberen Sims stand eine große Buddhafigur. Die Figur war golden lackiert, doch mit den Jahren war der Lack an vielen Stellen geplatzt, und durch die Risse war das dunkle Holz zu sehen, aus dem der Buddha geschnitzt war. Moira ging hinüber zu dem karamelfarbenen Sofa, dessen Kordsamtbezug an vielen Stellen schon abgestoßen war. Sie kniete sich auf die Sitzfläche, zog sich eines der Kissen heran und sah gedankenverloren aus dem Fenster direkt hinter dem Sofa. Auf der anderen Seite des von tiefen Furchen durchzogenen Sandweges schien ein Obstgarten zu liegen. Die Apfelbäume standen ausgerichtet in geraden Reihen wie ein Musikzug. Dahinter waren die ausgefranst Ährenspitzen eines weiten Kornfeldes zu erkennen. Sie öffnete das Fenster und schloß die Augen, als ihr ein sanfter Wind über die Wangen und das Haar strich. Gierig atmete sie den reichen Sommerduft ein.



Dann rollte sie sich auf dem Sofa zusammen und legte ihren Kopf auf das weiche Kissen in ihren Händen. Sie fühlte einen tiefen Schmerz der Einsamkeit und des Verlassenseins in sich und begann zu weinen. Ein sonderbar unwirkliches Gefühl, dem sie sich nicht widersetzen konnte, breitete sich in ihr aus. Sie wußte, daß überall dort draußen das Leben zu finden war, aber sie schien nicht mehr dazuzugehören.

»Wir werden uns heute das letzte Mal sehen.«

Tracy schreckte zusammen.

»Wie meinst du das?«

Mai sah ihn aus schwarzen, glänzenden Augen nüchtern an. »Irgend etwas ist mit dir passiert.«

Draußen war die auf und ab schwellende Geräuschkulisse von Chinatown zu hören.

Sie war nahe an ihn herangetreten. »Kannst du dir nicht vorstellen, daß ich vielleicht weiß, warum du immer zu mir kommst? Als ich dich zum erstenmal in deinem Alptraum reden hörte, habe ich schon einen Verdacht geschöpft. Nach dem zweitenmal war ich mir sicher.«

Tracy wandte sich vom Fenster ab. Auch dieses Gespräch schien einen unangenehmen Verlauf zu nehmen. »Die Antwort auf deine Frage ist sehr einfach«, sagte er. »Ich mag dich sehr gern.«

»Das soll doch wohl heißen, du magst jemanden, den du in mir wiederzuerkennen glaubst.«

»Unsinn. Ich ...«

»Sehe ich ihr denn so ähnlich?« fragte sie und sah ihn dabei abschätzend an. Noch nie hatte er sie so erlebt. Bisher war sie immer weich und zärtlich gewesen. Ein gezwungenes Lächeln entblößte ihre kleinen Zähne. Ihre Nähe war fast physisch zu spüren, von ihrem Körper schien eine starke Energie auszugehen, als ob sie im Dojo wären. Nicht, daß Tracy fürchtete, von ihr angegriffen zu werden. Doch ihre Gefühle mußten so roh und wild in ihr toben, daß sie wie ein Energiebündel aus ihr herausstrahlten. Und natürlich war er das Ziel.

In einer schnellen Bewegung, als ob sie in einen Spiegel sehen würde, wandte sie den Kopf von einer Seite zur anderen. »Sag es mir, Tracy. Ich will es wissen. Wie sehr ähnele ich ihr? Könnte ich ihre Schwester sein? Ihre Nichte oder ihre Cousine oder was?« Er beobachtete sie genau, denn die Spannung zwischen ihnen steigerte sich immer noch. Seine Hoffnung war, daß sie die Kraft, die sie gegen ihn gerichtet hatte, noch kontrollieren konnte. Sonst mußte er eingreifen, und das wollte er nicht, um ihr nicht weh tun zu müssen. »Sag mir, was dich bei mir so an Tisah erinnert!«

»Fast alles.« Vielleicht konnte die Wahrheit sie beruhigen. Er bewegte sich nicht, um sie nicht noch weiter zu reizen. »Ich kann nichts für meine Gefühle«, sagte er vorsichtig. »Aber du mußt wissen, daß eure Ähnlichkeit nicht der einzige Grund war, dich zu wollen.«

»Aber es war ein Grund.«

»Ja«, antwortete er ohne Zögern.

»Na also.« Die Spannung ebte ab, und Tracy seufzte leise vor Erleichterung. Es hatte nicht mehr viel gefehlt.

»Sie muß dir sehr viel bedeutet haben.« Mai ging hinüber zur Anrichte, als ob nichts Ungewöhnliches geschehen wäre.

»Ja, das hat sie einmal.«

Sie wandte sich zu ihm um, ein halbgefülltes Glas in der Hand.

»Aber dann nicht mehr.« Er antwortete nicht. Sie sahen einander forschend an. »Deshalb bist du auf mich verfallen, deshalb habe ich dich angezogen.«

»Dazu mußte ich gar nicht erst lange nachdenken«, sagte er leise.

»Du bist schön und sehr klug. Es war ganz selbstverständlich, daß du mich angezogen hast.«

So selbstverständlich, wie ich mich zu John Holmgren hingezogen gefühlt habe, dachte er. Tracy war tief verunsichert gewesen und zum Einzelgänger geworden, als er John kennenlernte. Die Freundschaft zu Holmgren wurde dann eine Art Rettungsleine für ihn, an der er sich ins Leben zurückhanteln konnte. Im sicheren Schatten des Gouverneurs konnte er nachdenken und planen, sich von den quälenden Erlebnissen erholen und Kraft sammeln für einen neuen Anfang.

Aber wie weit lag das schon alles zurück, es schien in einem anderen Leben passiert zu sein. Was hatte

Jinsoku ihm gesagt an dem Tag, als er seine Ausbildung beendet hatte? *Wenn du sie läßt, werden sie dich benutzen, bis du fällst. Sie kennen kein Mitgefühl. Sie brennen die Leute aus wie Batterien. Ich will nicht, daß das auch mit dir geschieht. Nicht mit dir.*

Jetzt mußte er sich eingestehen, daß es ihm *doch* passiert war, ohne daß er es überhaupt gemerkt hatte, bis es längst zu spät war. Sie hatten ihn damals gut abgerichtet. Sehr schnell hatte er sich an die plötzlichen und ungewöhnlich harten Einsätze gewöhnt gehabt. Jetzt war er froh, das alles hinter sich zu haben. Daß er John getroffen hatte.

»Deine Gedanken sind in der Vergangenheit«, sagte Mai mit rauher Stimme. Sie hatte ihr Glas auf die Anrichte gestellt und Tracy in ihre schlanken Arme genommen. »Dort wirst du keine Antworten finden, weißt du das immer noch nicht?«

»Du irrst dich«, erwiderte er und sah mit starrem Blick zum Fenster hinaus. »Die Vergangenheit ist der Schlüssel zu allem.«

Mai drückte sanft ihren Kopf gegen seine Lippen.

»Dann versuche wenigstens noch einmal heute nacht alles zu vergessen.«

PHNOM PENH, KAMBODSCHA

Januar 1963

»Welcher Religion gehörst du an?«

»Ich bin ein Buddhist, *Lok Kru*.«

»Wie lautet die Formel deines Bekenntnisses?«

»Ich folge Buddha, der mich leitet, ich folge der Lehre, die mich leitet, ich folge den Geboten, die mich leiten.«

Auf einer Fensterbank direkt über Preah Moha Pandittos linker Schulter stand eine alte Holzschachtel. Khieu Sokha versuchte, nicht zu ihr hinzusehen, doch das fiel ihm immer schwerer. Die Schachtel war in dunklem, glänzendem Kastanienbraun lackiert, auf das in kräftigem Safrangelb und in kühlem Smaragdgrün eine liebeliche Blüte gemalt war.

»Wer ist Buddha?«

Schon wieder mußte er zu der Holzschachtel sehen. Sie war gerade so auf die Fensterbank gestellt worden, daß das schräg einfallende Licht der Morgensonne sie überflutete und überirdisch erstrahlen ließ.

»Er, der in seinem Leben aus eigener Kraft Vollendung, Erleuchtung und Befreiung erreichte.« Die Schachtel zog seine Aufmerksamkeit wie ein starker Magnet an, bis ihn der beharrliche Sog zu ermüden begann.

»Ist Buddha ein Gott, der sich der Menschheit offenbart?«

»Nein.« Eine flüchtige Bewegung nahe der Schachtel, ein Schatten, der in den sonnenbeschienenen Ausschnitt der Fensterbank fällt.

»Oder war Er der Bote eines Gottes, der auf die Erde herniederkam, um die Menschen zu erlösen?«

»Nein.« Khieu Sokhas dunkle Augen huschten zu der schattenhaften Bewegung. Jetzt erkannte er, daß es ein großer Käfer war, der auf die Schachtel zukroch. Der Rückenpanzer war rund wie ein kleines Fäßchen und glänzte tief schwarz. Eifrig krabbelte der Käfer die Seitenwand der Schachtel hoch, über gelbe und grüne Farbtupfer hinweg.

»Was bedeutet sein Name?«

An dem Messingverschluß der Schachtel blieb der Käfer plötzlich stehen. Khieu Sokha blinzelte ungläubig staunend mit den Augen. Im Licht der Morgensonne sah es aus, als ob der Käfer versuchte, den Verschluß zu öffnen, um in das Innere der Schachtel zu gelangen. Aber das war unmöglich!

»Der Erweckte oder der Erleuchtete«, antwortete er fast mechanisch. »Der Name bezeichnet ein Wesen, das aus eigenem Wollen die größte Weisheit und moralische Vollkommenheit erlangt hat, die einem Menschen möglich sind.«

Schließlich bewegte sich Preah Moha Panditto auf seinem Platz unter der Fensterbank. Dies war nicht der Name, mit dem er geboren worden war. Der gehörte zu den vielen Dingen, die er abgelegt und zurückgelassen hatte, als er Priester geworden war. Sein neuer Name vereinigte verschiedene Bezeichnungen aus dem Sanskrit: *Preah* konnte König, *Buddha* oder *Gott*

bedeuten; *Moha* war das Wort für *groß*; und *Panditto* war die allgemeine Bezeichnung für eine gelehrte Person. Khieu Sokha jedoch nannte ihn *Lok Kru*. In der Sprache der Khmer das Wort für *Lehrer*.

Preah Moha Panditto war ein sehr alter Mann, doch nur, wenn man in den Zeitbegriffen des sterblichen Lebens dachte. Wenn er manchmal innehielt, sich an das Datum seiner Geburt erinnerte und die Jahre zählte, die seither vergangen waren — er tat dies immer seltener, je mehr die Zeit für ihn an Bedeutung verlor —, dann mußte er überrascht feststellen, daß er schon mehr als achtzig Jahre auf der Erde gelebt hatte. Aber die Zeit wog nicht mehr schwer auf seinen Schultern, und sie zog auch nicht mehr an seiner Seele wie eine Schwerkraft. Oft hatte er hierüber nachgedacht, und er war zu dem Schluß gekommen, daß dies die wahre Bedeutung des Gelöstseins war.

»Sokha«, sagte er mit so leiser Stimme, daß sich die Aufmerksamkeit des Jungen ihm sofort wieder zuwandte, »an welchem Tag bist du geboren worden?«

»Am Tag des Vollmondes im Monat Mai.« Er benutzte die altüberlieferte Bezeichnung.

»Das war auch der Tag von Buddhas Geburt.« Die hellglänzenden Augen des alten Lehrers, die Khieu Sokha als die ungewöhnlichsten erschienen, die er je gesehen hatte, blickten den Jungen aufmerksam an. »Natürlich ist Buddha schon vor sehr langer Zeit geboren worden. Es war im Jahr 563 vor Beginn des

christlichen Zeitalters der westlichen Völker.« Die Augen schlossen sich.

»Vielleicht erklärt das den großen Unterschied zwischen euch.«

»Das verstehe ich nicht.«

Preah Moha Pandittos Augen sprangen wieder auf. »Ich bin sicher, daß du nicht verstehst«, sagte er leise und traurig.

Khieu Sokha wußte durchaus, wann er eine Rüge hörte. »Du bist zornig auf mich, *Lok Kru*.«

»Ich bin auf niemanden zornig«, erwiderte der alte Mönch. »Aber sei bitte so freundlich und verrate mir, was deine Aufmerksamkeit so gebannt hält.«

»Stimmt es, *Lok Kru*, daß es für dich keine Geheimnisse gibt?«

Preah Moha Panditto schwieg.

»Dann müßtest du es nämlich schon wissen.«

»Und selbst, wenn es so sein sollte, will ich es von deinen Lippen hören.«

Khieu Sokha beugte sich vor, seine Augen leuchteten vor Erregung. »Soll das heißen, du weißt es *wirklich* schon?«

Der Alte lächelte. »Vielleicht.« Er wartete.

Schließlich zeigte der Junge mit der rechten Hand über die Schulter seines Lehrers. »Da oben, der Käfer auf der lackierten Schachtel.«



Preah Moha Panditto drehte sich nicht um. Sein Blick ruhte weiter auf dem Gesicht des Jungen. »Was, glaubst du, will er?«

Khieu Sokha zuckte die Schultern. »Das weiß ich nicht. Wer kann sagen, was im Kopf eines Insekts vor sich geht?«

»Und wenn du der Käfer wärst?« flüsterte der alte Mönch.

Der Junge überlegte einen Moment. »Ich würde in die Schachtel hineinwollen.«

»Ja«, sagte der Alte. »Wenn du die Holzschachtel aufmachen willst, dann mußt du es auch tun.«

Der Junge stand auf und ging hinüber zu seinem Lehrer. Er langte hinauf zur Fensterbank, und als der Schatten seiner Hand auf die Schachtel fiel, flüchtete der große, schwarze Käfer an der Fensterkante entlang und verschwand im hellen Morgenlicht.

»Bring die Schachtel her.«

Das tat der Junge sehr vorsichtig, indem er beide Hände fest um das warme Holz legte. Dann klappte er den Deckel auf, so daß das Licht auch in das Innere der Schachtel fallen konnte. Die Überraschung ließ ihn nach Luft schnappen. Dann hob er zögernd den Kopf und sah Preah Moha Panditto in die Augen.

»Lauter tote Käfer«, flüsterte er. »Ich sehe unzählige leere Tierschalen.« Wieder mußte er hinsehen. Das Licht gleißte in allen Farben des Regenbogens über das glänzende Schwarz der leblosen Rückenpanzer,

»Sind sie nicht wunderschön?«

»Ja. Das Licht ...«

»Und wenn das Licht fort ist?«

Khieu Sokha zog die Schachtel aus dem Lichtbündel, das durch das Fenster fiel. »Nichts«, sagte er. »Ein Schwarz, das noch dunkler ist als die Nacht.« Eine merkwürdige Stille hatte sich über den Raum gelegt. Sie ließ den Jungen erschrocken hochsehen. »Aber warum hat dann der Käfer versucht, in die Schachtel hineinzukommen?« fragte er. »Ich habe in ihr nur den Tod gesehen.«

»Du bist die Welt«, sagte Preah Moha Panditto langsam. »Und die Welt ist in dir. Wenn du das weißt, weißt du alles.«

Khieu Sokha sah seinen Lehrer mit staunenden Augen an, denn von dem alten Mönch schien eine Art Licht auszuströmen, eine Aura, die eher zu fühlen als zu sehen war. Sie hatte etwas Furchteinflößendes, und der Junge spürte ein Zittern durch seinen Körper laufen. Aus Angst, er könnte sie fallenlassen, stellte er die Holzschachtel behutsam zurück auf die Fensterbank.

»Deinem Gesicht sehe ich an, daß deine Aufmerksamkeit nun wieder mir gehört«, sagte der alte Mönch freundlich. Dann streckte er seine Hände aus und schloß seinen Schüler liebevoll in die Arme.

Samnang, Khieu Sokhas älterer Bruder, hatte draußen gewartet. Der Tempel, von dem er Khieu Sokha abgeholt hatte, lag auf dem Gelände des

königlichen Palastes von Prinz Sihanouk. Khieu Sokha blieb plötzlich stehen und sah noch einmal zurück auf das goldene Pagodendach, das sich in vielen Absätzen hoch über dem Botum-Vaddey-Tempel erhob, aus dem er gerade gekommen war. Dann wanderte sein Blick über die sorgfältig gestutzten Bäume zu seiner Linken, denen ein sanfter Wind ein melodiöses Rauschen entlockte, und fiel schließlich auf den königlichen Palast mit seinen zahllosen Säulen rechts von ihm. Khieu Sokha glaubte, die Schönheit des Palastes noch nie so empfunden zu haben wie in diesem Augenblick.

»Ho, *Own*, kleiner Bruder«, sagte Khieu Samnang mit einem Lächeln. »Du schaust ja richtig verwirrt in die Welt.«

Sokha sah den älteren Bruder freundlich lächelnd an, aber er antwortete nicht.

»Was hat Preah Moha Panditto dich heute gelehrt?« fragte Samnang. »Du siehst ja gar nicht mehr wie du selbst aus.«

»Nein?« sagte Sokha, »wem sehe ich denn auf einmal ähnlich?«

Sein älterer Bruder lachte, und sie gingen gemeinsam weiter. »Hier«, sagte Samnang und reichte ihm ein kleines Päckchen. »Ich habe dir etwas zu essen mitgebracht.«

»Danke, Sam.« Er nahm das Päckchen in beide Hände und trug es vor der Brust. Ein Glücksgefühl durchströmte ihn.

Auf Wegen aus rotem Stein, die sich durch frisch gemähte Wiesen schlängelten, vorbei an kreisrunden Blumenbeeten und gemeißelten smaragdgrünen Mauern, wanderten die beiden Brüder durch die Gartenanlage. Schließlich fanden sie eine Bank aus groben Steinblöcken und setzten sich. Von ihrem Platz aus konnten sie ein Feld mit *Cheddei*-Steinen sehen. Es waren Denkmäler, die an die Toten erinnerten und in denen die Asche der Vorfahren ruhte.

Samnang holte seine Schüssel mit Reis, gekochtem Fisch und einer Garnelenpaste hervor und begann zu essen. Sokha hielt seine Schüssel im Schoß, seine Hände umschlossen das kühle Metall. Er hatte keinen Hunger. Etwas anderes als Essen füllte seinen Bauch.

Ohne bewußt daran gedacht zu haben, sagte er plötzlich: »Ich bin die Welt. Und die Welt ist in mir. Das weiß ich. Ich weiß alles.«

Sein Bruder hatte ihn gehört und lachte freundlich. »Dasselbe Gefühl habe ich auch einmal gehabt.« Er schob sich Reis in den Mund.

»Damals dachte ich auch, daß ich alles verstehen würde.«

»Aber es ist doch die Wahrheit«, erwiderte Sokha. »Ich weiß es.«

Er bemerkte das lachende Gesicht seines Bruders. »Machst du dich darüber lustig?«

Samnang schüttelte den Kopf. »Ich mache mich nicht darüber lustig, Sok. Ich stelle es nur in Frage.«

Sokha wandte sich ganz zu seinem Bruder. »Du stellst es in Frage? Wie kannst du das tun, wo es doch dein ganzes Leben bestimmt?«

Die Reisschüssel stand vergessen neben ihm auf der Bank.

Samnang lächelte und zauste seinem Bruder das Haar. »Wieviel Feuereifer in dir steckt, *Own*. Aber du bist erst acht Jahre alt. Jeder Khmer hat einmal mit denselben Lektionen begonnen wie du jetzt. Du hast noch viel zu lernen.«

»Ja, ich weiß«, sagte Sokha eifrig. »Und Preah Moha Panditto wird mich führen. Du hättest es selbst sehen müssen, Sam! Wieviel Macht er hat! Er streckte seine Hände aus, und als er mich berührte, da lief es mir wie eine Hitzewelle durch den Körper. Ich konnte es fühlen, als ob es lebendig war!«

Sein Bruder nickte. »Ja, ich weiß. Es war *Stiap Santesok*! Die Berührung des Friedens. Es ist fühlbar, als ob es lebt, *Own*. Es gab eine Zeit, da war ich davon genauso begeistert wie du. Aber jetzt bin ich älter und sehe alles ein wenig anders.« Er zuckte mit den Schultern. »Was hat uns *Stiap Santesok* schon Gutes getan? Wie kann es uns in der wirklichen Welt helfen?«

»Uns helfen? Das verstehe ich nicht«, antwortete Sokha. »Wozu brauchen wir Hilfe?«

»Weil sich alles ändern wird.« Samnangs Stimme war leise geworden.

»Und René sagt, daß der einzige Weg zu dieser Veränderung die Revolution ist. Er sagt, daß der korrupte, Sihanouk und seine Familie Kamputschea immer tiefer in den Staub drücken.«

René Evan war ein noch ziemlich junger, blaßgesichtiger Franzose, der zur Redaktion der *Réalités Cambodgiennes* gehörte. Sein Weg von Frankreich nach Phnom Penh hatte über Saigon geführt. Was er dort gemacht hatte, wußte niemand genau zu sagen. Aber es gab Gerüchte, nach denen er in Aktionen von Freischärlern verwickelt gewesen war. Und gerade diese Gerüchte waren es, wie Sokha viel später klarwerden sollte, die den Fremden für seinen Bruder so anziehend machten. Jedenfalls waren die beiden in den letzten Jahren immer häufiger zusammengekommen. Und wenn Khieu Sokha es oft auch nicht wahrhaben wollte, so mußte er doch feststellen, daß sich die Ansichten seines Bruders zu ändern begannen.

»René sagt, daß unsere wirklichen Feinde die Vietnamesen sind«, fuhr Samnang fort. »Und er hat recht. Was immer Sihanouk auch sagen mag, sie sind unsere Erbfeinde.« Er stellte seine Reisschüssel neben sich. »Du brauchst dich nur an deinen Geschichtsunterricht zu erinnern, an Chettha II., der von seinem Volk verachtet wurde und dumm genug war, eine vietnamesische Prinzessin zu heiraten. Das war zu einer Zeit, als es den Namen Vietnam noch gar nicht gab. Man nannte das Volk die Annamiten, aber sie

waren schon genauso verschlagen wie ihre Nachfahren. Die Prinzessin bettelte bei ihrem Ehemann darum, daß sich ihr Volk im südlichen Teil Kambodschas ansiedeln dürfe, und der, willensschwach und einfältig wie er war, ließ es auch zu. Die ersten Annamiten zogen ins Land, und das war der Anfang unserer nie beendeten Besetzung. Statt wieder fortzuziehen, haben sie das Land sofort zu ihrem Eigentum erklärt. Du weißt so gut wie ich, Sokha, daß jener Teil von Vietnam in Wirklichkeit Kamputschea gehört. Und damit ist es eine historische Tatsache, daß man den Vietnamesen nicht trauen kann. Ich komme fast um vor Wut, wenn ich nur daran denke, daß bei uns in Chamcar Mon eine vietnamesische Familie wohnt. Welches Recht erlaubt ihnen, dort zu sein? Ich sage dir, das ist alles nur Sihanouks Werk.«

Samnang sah das besorgte Gesicht seines Bruders. Er fühlte weißglühende Wut in sich und zwang sich zu einem Lächeln, um das Feuer in seiner Brust zu ersticken. Gerade war er von einem Treffen mit René gekommen, und dessen Worte schürten jedesmal die Glut in ihm. »Ich habe sonst niemanden, mit dem ich sprechen kann«, sagte er leise. »Also erzähle ich dir von Zeit zu Zeit, was ich fühle. Du bist alles, was ich habe, der einzige, der mich versteht.«

»Ja, ich verstehe dich, *Bawng*«, sagte Khieu Sokha. Er wünschte sich so sehr, seinem Bruder helfen zu können.

»Ja«, sagte Khieu Samnang und schloß die Augen.  
»Und jetzt vergiß alles, was ich gesagt habe. Es hat nichts zu bedeuten.« Aber bald, dachte er, bald wird es von großer Bedeutung sein.



## Zweites Kapitel

Kim saß unten im Lesesaal und machte sich Notizen zur »Ragman«-Akte, als der Direktor ihn zu sich rufen ließ. Der Bibliothekar brachte Kim die Nachricht.

Kim nickte und sah noch einmal auf seine Aufzeichnungen, um sich selbst zu versichern, daß er endlich auf der richtigen Spur war. Dann schloß er die Akte und stand von seinem ledergepolsterten Stuhl auf. Seine Notizen trug er zum Reißwolf und fütterte sie ein. Ohne zweifache Gegenzeichnung durfte nichts Schriftliches mit aus dem Lesesaal genommen werden. Die Akte brachte er dem Bibliothekar, trug die genaue Zeit in das Benutzerbuch ein und setzte seine Unterschrift darunter. Mit einem freundlichen Nicken verließ er den Saal und ging den schmalen Korridor hinunter.

Überall lag dicker Teppichboden, so daß es auf allen Stockwerken des Gebäudes sehr leise war — der Direktor hatte es so gewollt. Deshalb galt es auch als allgemein verbindlich, daß auf den ersten beiden Stockwerken, die der Dieter-Ives-Musikstiftung und -Bibliothek gehörten und der Öffentlichkeit zugänglich waren, das Abhören von Musikstücken nur über Kopfhörer erlaubt war. Die Musikstiftung vergab pro Jahr ungefähr zwei Dutzend Stipendien an junge

amerikanische Komponisten — sie war die Fassade, hinter der die wahre Stiftung arbeitete.

Während der Fahrstuhl ihn nach oben trug, dachte Kim darüber nach, wie weit seine Beharrlichkeit ihn gebracht hatte. Jetzt, sagte er sich, war es an der Zeit, alles in Gang zu setzen. Endlich hatte er das letzte noch fehlende Stück des Puzzles gefunden. Ein animalisches Jagdfieber durchflutete ihn. Er fühlte sich wie ein Falke, der sich, bevor er in die Lüfte aufsteigt, noch einmal die Schwingen schüttelt, nachdem er sein Beutetier ausgemacht hat. Es hatte Kim viel Zeit gekostet, bis er diese Beute aufgestöbert hatte. Mehr als ein Leben, schien es ihm.

Im obersten Stock verließ er den Fahrstuhl und sah einen Moment aus dem festungsartigen Gangfenster. Es waren viele Fußgänger unterwegs. Weiter östlich lagen der Farragut Square und der Christliche Verein Junger Männer. Das Weiße Haus war nahe genug, daß nicht nur Touristen den Weg zum CVJM-Gebäude fanden.

Kim wandte sich von dem Fenster ab und ging durch zwei Türen. Die erste öffnete sich auf ihn zu, die zweite mußte er aufdrücken.

Dann stand er auf geheiligtem Boden, doch hatte er kein Verlangen zu lächeln. Die Entscheidung des Direktors lud zu derart frivolem Tun nicht gerade ein. Er war ein Bär von einem Mann, und sogar Kim, der gelernt hatte, nichts auf die Physiognomie eines Menschen zu geben, war von ihm beeindruckt. Der

Direktor hatte starke, hervorstehende Kieferknochen, die alles beherrschten, bis auf seine harten, glitzernden Augen. Kim mochte diese Augen nicht. Sie erinnerten ihn zu sehr an die von Tracy Richter.

»Wie geht's in Florida?« Die Stimme des Direktors war laut wie ein Donner.

»Im Sommer ist Florida unerträglich.« Kim ging weiter in den Raum hinein.

Der Direktor kam hinter seinem Schreibtisch hervor, als ob er den Kommandostand eines Schlachtschiffs verließ, und verschränkte die Arme vor seiner breiten Brust.

»Kim«, begann er, »du und ich, wir sind einen langen Weg zusammen gegangen. Damals habe ich dich gegen den Rat einer Menge Leute, deren Urteil ich sonst sehr schätze, zu uns geholt. Und ich glaube, ich muß auch nicht ständig wiederholen, wie einzigartig deine Position innerhalb der Stiftung ist. In mancher Hinsicht besitzt du größere Freiheiten als ich. So große, daß es, mir an den Kragen gehen würde, wenn der Präsident davon erfährt.«

»Wir wissen beide, warum du sie mir gewährst.«

»Mein Gott ja, das wissen wir.« Der Direktor erlaubte sich ein Lächeln, das für Sekunden seine eisige Miene durchbrach. »Während die anderen dumm genug sind, in Südostasien wie die Hornochsen im Kreis zu laufen, haben wir über die militantesten kommunistischen Führer Akten, die dicker sind als mein Handgelenk.« Er

hob seine rechte Hand, als ob sie eine Pistole hielt. »Und dann, einer nach dem anderen« — er schloß ein Auge und zielte — »bang, bang, bang, verschwindet in der Nacht wie eine rote Blume.«

Er schob seine Hemdsärmel hoch, als ob die schwerste Arbeit jetzt unmittelbar vor ihm lag. »Aber leider ist das nicht alles.«

Kim wußte, worauf der Direktor hinaus wollte. Aber eher hätte er sich die Zunge abgebissen, als daß er ihm auch nur mit einer Silbe zu Hilfe gekommen wäre.

»Kim«, sagte der Direktor mit sehr ernster Stimme. »Dein Leben lang hast du andere Leute aus dem Weg geräumt, und du machst das besser als jeder andere. Schön. Schließlich wirst du dafür bezahlt.«

Der Direktor drehte sich vor das Fenster, und im nächsten Moment schien *die* Sonne unterzugehen. »Eigentlich sollte man doch annehmen dürfen, daß dir während deines Urlaubs in deiner Heimat einmal etwas *anderes* zu tun einfallen würde.«

»Weißt du überhaupt ...«

»Ja«, unterbrach ihn der Direktor, »ich weiß, wer Lon Nam war.«

»Er hat Babys abgeschlachtet!« schrie Kim. »Er hat wie ein Schlächter in den Wäldern von Kambodscha gehaust. Er hatte weniger verdient als die Hinrichtung, mit der ich ihn beseitigt habe.«

»Was er verdient hatte oder nicht, steht gar nicht zur Debatte«, sagte der Direktor in ruhigem Ton. »Aber er

ist ohne meine Zustimmung getötet worden, und *das* werde ich nicht dulden. Nicht einmal bei dir. Soviel bist du mir auch wieder nicht wert. Du kannst froh sein, daß du nicht für den CIA arbeitest. Findlan hätte dich so fertiggemacht, daß du in den nächsten sechs Wochen auf allen vieren gekrochen wärst.«

»Du hättest es eigentlich gar nicht herausfinden können«, sagte Kim. »Es gab gar keine ...«

»Aber ich *habe* es herausgefunden!« Der Direktor wandte sich plötzlich um, ein Zeichen, daß er das Gespräch als beendet betrachtete. »Und das war für heute deine Lektion.«

Drei Tage in der Woche arbeitete Khieu für die Pan-Pacifica, eine gemeinnützige Organisation, deren Aufgabe es war, das gegenseitige Verständnis für Kunst und Kultur zwischen Amerikanern und Asiaten zu fördern und die Völker dadurch einander näherzubringen. Die Pan-Pacifica war in drei Stockwerken eines modernen Bürohochhauses auf der Madison Avenue untergebracht.

Aber der größte Teil der Arbeit, die die Organisation leistete, war für die Öffentlichkeit auf den ersten Blick gar nicht zu sehen. Hierzu gehörte, daß dem Strom vietnamesischer und kambodschanischer Flüchtlinge, der sich ins Land ergoß, Beistand und Zuflucht geboten wurde und Hilfe bei der Wiederansiedlung und Umschulung.

In diesem weniger bekannten Bereich der Organisation arbeitete auch Khieu. Die meiste Zeit während der drei Tage im Büro stand er einer scheinbar endlosen Schlange geflüchteter Kambodschaner gegenüber, deren Augen hoffnungslos und noch immer voller Angst waren. Der Schrecken, der sich in diesen Gesichtern spiegelte, erinnerte ihn immer wieder an all das, was er hinter sich gelassen hatte. An all das, wovor ihn sein Vater gerettet hatte. Und jedesmal, wenn er abends das Büro verließ, fühlte er eine überwältigende Dankbarkeit für die Geborgenheit, die ihm so plötzlich — und manchmal schien es ihm wie durch ein Wunder — zuteil geworden war.

Wie überall, wo er hinkam, waren Khieus schöne Züge, die noch dazu den Reiz des Fremdartigen hatten, auch bei der Pan-Pacifica Anlaß zu mancher Bemerkung. Denn ein großer Teil des Personals der Organisation hatte weiße Hautfarbe und war weiblich.

Khieu für seinen Teil nahm die unausweichlichen Flirtattacken mit einer Mischung aus unterkühlter Anmut und Neugier hin. Er fragte sich nur, was die Frauen wohl in ihm sahen. Doch der einzige Erfolg seiner Reaktion war stets, daß die Flammen noch höher züngelten.

Dann erlebte er eines Tages viel mehr als nur einen harmlosen Flirt. Es war zu ungefähr der gleichen Zeit, als fast dreihundert Meilen entfernt Kim und der Direktor in ihr Gespräch vertieft waren. Khieu blickte von seinem Schreibtisch auf und sah in das Gesicht Diane Samsons.

Sie war jung und, was für eine Mitarbeiterin der Pressestelle nichts Ungewöhnliches war, ausgesprochen schön. Auf diesem Attribut bestand der leitende Direktor der Abteilung bei seinen Angestellten.

»Ja«, sagte Khieu. Den Stift, mit dem er gerade die Pläne für eine zweite Kambodschaner-Enklave in New Yorks Stadtteil Brooklyn aufgezeichnet hatte, behielt er in der Hand.

»Ich hätte gerne mit Ihnen über das Flüchtlingsproblem gesprochen«, sagte Diane Samson. Ihre blauen Augen strahlten hinter modisch großen Brillengläsern. »Ich glaube, es ist an der Zeit, daß wir diesen Teil unserer Arbeit in der Presse etwas deutlicher herausstellen. Die ersten Artikel sollten am besten im *New Yorker*, in der *Business Week* und in *Forbes* erscheinen, aber wir müßten vorher noch einmal über den Entwurf der Presseerklärung sprechen.« Sie stützte sich mit den Händen auf seinem Schreibtisch auf und beugte sich weit zu ihm hinüber. »Hätten Sie nicht etwas Zeit für mich?«

Khieu nickte. »Ja, gut.«

»Dann schauen wir mal. Morgen sind Sie nicht im Büro.« Sie legte ihren Kopf auf die Seite und sah ihn unverwandt an. »Können wir es nicht jetzt sofort machen? Was glauben Sie?«

Khieu hatte den Entwurf für die zweite Wohnsiedlung noch nicht beendet, aber wenn er es genau betrachtete, konnte der auch noch ein paar Tage liegenbleiben. Er

stand von seinem Schreibtischstuhl auf und streckte sich. »Sollen wir irgendwo hingehen?« Aufmerksam verfolgten ihre Augen das Spiel seiner Muskeln unter dem dünnen Hemdenstoff.

»Wir könnten zu mir gehen«, flüsterte sie.

Sie hatte den Vorschlag ernstgemeint. Ihre Wohnung lag nur fünf Blocks entfernt in einem kleinen, aber gepflegt wirkenden Appartementhaus. Aus dem Schlafzimmer sah man auf die belaubte Krone einer alten Ulme, die im Hinterhof stand.

Er ließ sich von ihr durch das Appartement zum Schlafzimmer führen. Dort blieb er vor dem Fenster stehen und sah auf die Lichtflecken im Hof, die die Sonnenstrahlen durch das dichte Baumgäst auf den Boden malten, während sie ihm langsam den Schlips aufband und die Knöpfe an seinem Hemd öffnete.

Als es an seinen nackten Armen hinunterglitt, spürte er ein kurzes Kitzeln. Er wandte seinen Kopf zu ihr und sah, wie sich ihre korallenroten Lippen öffneten, wie ihre Zunge hervorschnellte und über seine Brust fuhr. Diane stöhnte und ließ ihre Fingerspitzen über seine Armmuskeln, seine Schultern und seine Brust tasten. Doch er fühlte nichts.

Er fühlte immer noch nichts, als sie seine Hose hinuntergleiten ließ. Er trat aus dem zusammengesunkenen Stoff häufen zu seinen Füßen heraus, hob sie in einer leichten Bewegung hoch und trug sie zum Bett. Er zog sie aus und beugte sich über sie.



Die Heftigkeit ihrer Gefühle überraschte ihn. Offensichtlich spürte sie etwas. Etwas sehr Mächtiges, das er nicht kannte.

Er preßte ihre Brüste gegeneinander und ließ seine Zunge in dem Spalt zwischen ihnen hinauf und hinunter wandern. Sie stöhnte.

»Ich fühle es«, flüsterte sie. »Ich fühle es bis in meine Schenkel hinunter.« Ihre Augenlider flatterten.

Der Gedanke, was sie wohl fühlen mochte, ließ Khieu nicht los. Ihre Finger glitten über seine Brust, sie streichelten und massierten, doch auch dann spürte er nichts.

Ja, ich bin erregt, sagte er sich, und sah einen Augenblick auf sein steif aufgerichtetes Glied. Ich bin in diesen Momenten immer erregt. Aber was fühle ich wirklich?

Er fühlte die plötzliche Wärme, als er in sie eindrang. Und in ihren Augen sah er, wie sehr sie sich nach seinem Körper sehnte, aber verstehen konnte er diese Leidenschaft nicht.

Er hörte sie hastig atmen und gurgeln wie ein kleines Kind, das Schwierigkeiten mit dem Schlucken hatte.

Plötzlich war ihm, als ob er in einen zähflüssigen Schatten hineingerissen wurde. Sein Hand schmerzte ihn in schnellen Stößen, die wie Granateinschläge in ihm explodierten. Ein Feuersturm von Bildern stieg in seiner Erinnerung hoch. Er drängte sie zurück.

Sie keuchte jetzt, und einmal hörte er sie seinen Namen rufen. Die Starre, die sie auf einmal zu befallen schien, hielt ihn gefangen, und im letzten Moment floß ihre große Spannung auf ihn über.

Er kannte diesen Moment. In dieser Sekunde empfand auch er Lust, jedenfalls schien ihm das so, wenn er später an diesen Moment zurückdachte. Unwillkürlich stieß er in diesem Augenblick die Luft aus den Lungen, Diane atmete schwer an seiner schweißüberströmten Brust.

Doch mehr als diese Sekunde gab es für ihn nicht. Als er langsam zum Büro zurückging, mußte er wieder an die sonderbaren Gefühle denken, die ihn überwältigt hatten. Im letzten Moment, als er in ihr gekommen war, hatte er sie für einen Atemzug gespürt wie die Hitze eines Wüstenwindes, die die Glut ihres Ursprungs ahnen läßt, aber auch nicht mehr.

Und das war das Sonderbarste daran, das Rätselhafteste für ihn. Jedoch dachte er nicht allzuoft darüber nach. Es erinnerte ihn zu stark an gewisse unbenennbare Gefühle, die ihn manchmal morgens befielen. Meistens kamen sie am Tag nach seinen Alpträumen, die er regelmäßig, als ob ein Uhrwerk sie in Gang setzte, alle zehn, elf Tage hatte.

Tief in der Nacht, wenn alles um ihn herum totenstill war, wachte er dann schweißgebadet und heftig atmend auf, als wäre er gerade zwanzig Kilometer gelaufen. Die Hitze des Napalms fühlte er in diesen Minuten wie einen

Striemen auf seinem Rücken, und der Gestank von verbranntem Menschenfleisch schien gleichzeitig seine Nase zu verstopfen.

Er stand dann immer auf und ging hinüber zu der alten Holzstatue des Amida Buddha. Dort zündete er eine Gebetskerze an und sank vor dem erleuchteten Antlitz auf die Knie. Er betete ausdauernd und lang, wie Preah Moha Panditto es ihn gelehrt hatte. Bis sich seine Sinne schließlich wieder beruhigten.

An der Ecke Madison Avenue und Fünfundzwanzigste Straße stand ein Schwarzer, dessen Haar in dünne, schmierige Zöpfe geflochten war, und tanzte zu den Reggaerhythmen, die ihm sein Sony Walkman über Kopfhörer in die Ohren hämmerte. Jedem Mann, der vorbeiging, drückte er einen Werbezettel für einen Massagesalon um die Ecke in die Hand.

Knapp einen Block weiter reichten sich blankpolierte Limousinen auf wie eine schwarze Karawane aus dem Osten, um ihre Insassen vor der St. Patrick's Kathedrale aussteigen zu lassen.

Tracy hatte auf der Treppe von St. Patrick's gewartet. Als er den Wagen, den er zu Mary Holmgren geschickt hatte, langsam ausrollen sah, ging er hinunter zur Straße.

Mary Holmgren war von hagerer Statur, sie hatte kastanienbraunes Haar, ein energisches Kinn und blasse, ernste Augen. Sie war in Schwarz gekleidet, strenger als

jeder andere Anwesende, und trug einen kleinen Hut, von dem ein Schleier vor ihr Gesicht fiel.

»Hallo Mary«, sagte Tracy leise, »wie geht es dir?«

Sie richtete sich von der Wagentür auf und sah ihm ins Gesicht. Sie schien die Reporter mit ihren Film- und Fernsehkameras, die hinter der Seilbarriere standen, überhaupt nicht zur Kenntnis zu nehmen. Ihr Gesicht sah frisch und gesund aus. Ihr Blick blieb forschend auf ihn gerichtet, als sie ihre Hände, die in schwarzen Handschuhen steckten, auf die Schultern des jungen Mädchens legte, das hinter ihr aus dem Wagen gestiegen war. »Du kennst meine Tochter Anne?«

»Ja, sicher.«

»Margaret«, sagte Mary Holmgren mit einer Stimme wie Granit, »bitte begleite Anne in die Kirche. Ich komme gleich nach.« Eine große, weißhäutige Gestalt nickte mit ihrem kleinen Kopf und nahm Annes Hand. Als sie die Stufen hinaufgingen, surrten Kameras los, um den historischen Augenblick festzuhalten, und Blitzlichter explodierten wie Miniatursonnen.

Mary Holmgren hakte sich bei Tracy ein. »Ist sie auch hier?«

Er wußte sofort, daß sie Moira meinte. »Nein, ist sie nicht.«

Sie tätschelte seinen Handrücken. »Gut. Ich habe mich immer auf dich verlassen können, Tracy.«

»Mary ...«

»Nein!« Sie hatte es leise gesagt, aber ihre Stimme hatte einen scharfen Ton bekommen. Was sie sagte, ging nur sie beide an. »Ich will nichts mehr davon hören. Heute nicht und auch in Zukunft nicht. Es interessiert mich nicht mehr, was John getan hat. Warum sollte es auch? Jetzt, wo er nicht mehr lebt.«

Sie waren langsam die Stufen hinaufgegangen. Dann blieb Mary Holmgren plötzlich noch einmal stehen und zog Tracy, was gar nicht ihrer Art entsprach, näher zu sich heran. Er spürte, wie ihr Körper zitterte. »Tracy.« Ihre Stimme war nur noch ein Flüstern. »Ich werde dir etwas sagen, was niemand weiß. Nur John hat es vielleicht geahnt. Nichts habe ich mir mehr gewünscht, als First Lady dieses Landes zu werden. Ich hätte dann so vieles tun können, so vieles!« Zum erstenmal bemerkte er die Leere in ihren Augen.

Tracy hatte sich direkt hinter Mary und Anne Holmgren gesetzt und mußte fast ebensoviel an Moira denken wie an John. Er fühlte eine leichte Schuld dafür, daß er Moira nicht in die Kirche geschmuggelt hatte. Doch war es nicht die Furcht vor einem möglichen Zusammentreffen mit Mary Holmgren gewesen, was ihn davon abgehalten hatte. Thwaite hatte Tracy Sorgen gemacht. Auf keinen Fall wollte er Moira dem ausgesetzt sehen, was Thwaite ein Verhör nannte. Und solange sie nicht in der Stadt war, konnte sie vor ihm sicher sein. Tracy konnte andere Menschen ziemlich sicher einschätzen. Und er wurde den Verdacht nicht

los, daß selbst eine offizielle Anordnung den Polizeidetektiv nicht daran hindern konnte, weitere Nachforschungen anzustellen. Ob er das tat, weil er gerissen genug war, oder nur aus Dummheit, darüber war sich Tracy noch nicht im klaren.

Die Eloge des Erzbischofs wollte und wollte nicht enden. Und sofort mußte Tracy daran denken, daß John, wenn er jetzt selbst dabeigewesen wäre, vor Widerwillen die Hände zusammengeschlagen hätte. Es wurden noch einige Lieder gesungen, dann war die Feier endlich vorüber. Es war nur gut, daß Moira die Farce erspart geblieben war. Das alles war, wie Tracy jetzt sah, nur für Mary veranstaltet worden — und für die Medien.

»Mr. Richter.«

Tracy wandte sich um. Unterdrückte Stimmen hallten zu dem hohen Dach der Kathedrale hinauf. Der Sarg war feierlich hinausgetragen worden, Mary und Anne gingen direkt dahinter.

»Ja?« Er sah einen mittelgroßen Mann mit einer goldenen Brille und einem harten, selbstsicheren Gesicht.

»Mein Name ist Stephen Jacks.« Er bot Tracy nicht die Hand zum Gruß. »Ich bin ein Mitarbeiter von Atherton Gottschalk.«

»Ist Gottschalk in der Stadt?«

»Natürlich. Er ist hergekommen, um John Holmgren die letzte Ehre zu erweisen.«

Tracy ließ seinen Blick über die Menschenmenge wandern. »Ich habe ihn gar nicht gesehen.«

»Das konnten Sie auch nicht«, sagte Jacks. »Leider wurde er kurzfristig zu einer Strategieberatung gerufen.« Jacks bemühte sich, eine zerknirschte Miene aufzusetzen. »Der Weg, den ein Präsidentschaftskandidat gehen muß, ist voller Dornen.«

»Sind Sie nicht ein bißchen voreilig?« erwiderte Tracy. »Ihr Chef ist doch noch nicht einmal von seiner Partei nominiert worden.«

Jacks lächelte. »Das ist nur noch eine Frage der Zeit. Ich habe keinen Zweifel, daß ihn der Wahlkonvent im August zum Kandidaten der Republikaner ernennen wird.«

»Dann hat Gottschalk Sie also hergeschickt, um kondolieren zu lassen?«

»Wie es so schön heißt.« Jacks' Grinsen wurde so breit, daß seine strahlend weißen Zähne zu sehen waren. »Wir wissen doch beide, daß so, wie die Dinge standen, Gottschalk und der Gouverneur nicht gerade das Bett geteilt hätten, obwohl sie beide Republikaner waren. Gottschalk hatte den Eindruck — und zwar sehr berechtigt, wie ich hinzufügen möchte —, daß John Holmgren viel zu einflußreich geworden war, als daß es noch zum Besten der Partei sein konnte.«

»Sie wollen sagen, für die Richtung, in die Gottschalk die Partei lenken will«, erwiderte Tracy. »Ich glaube

nicht, daß Sie so siegessicher wären, wenn John noch leben würde.«

»Wie dem auch sei, Mr. Richter, Mr. Gottschalk ist immer noch da und Mr. Holmgren nicht.«

»Verschwinden Sie hier, Jacks«, zischte Tracy in plötzlichem Zorn.

»Sobald ich meinen Auftrag erledigt habe.« Er trat einen Schritt an Tracy heran. »Mr. Gottschalks Wagen wird Sie vor Ihrem Büro abholen, und zwar in genau« — er sah auf seine goldene Uhr — »fünfundzwanzig Minuten. Er wünscht Sie zu sehen.«

»Danke, kein Interesse.«

»Sie sind ein Dummkopf, Mr. Richter. So eine Einladung schlägt man nicht aus.«

»Sie haben es soeben erlebt.«

Seine Wut ließ in Jacks' Nacken die Adern hervortreten. »Jetzt hören Sie mir einmal gut zu. Ich gehöre nicht zu denen, die glauben, man müßte Sie mit Samthandschuhen anfassen.« Seine Stimme war zwar leiser geworden, doch ihr Ton energischer als zuvor. »Sie stellen eine Bedrohung für die Zukunft unserer Partei dar. Wir wissen genau, wie groß Ihr Einfluß auf Holmgren war. Und ich werde es Ihnen ehrlich sagen — wir wollen nicht, daß etwas Ähnliches noch einmal passiert.«

»Glücklicherweise geht Sie das nichts an.«

»Das werden wir sehen«, sagte Jacks. »Sie spielen ein sehr gefährliches Spiel. Ich glaube nicht einmal, daß



Sie das überhaupt begriffen haben;« Sein Gesicht kam noch näher heran. »Tun Sie, was man Ihnen sagt. Sie ... oh!« Jacks riß die Augen auf, seine Brillengläser vergrößerten sie zu hervorspringenden Fischeugen.

Tracy hatte seinen Körper als Schutzschild benutzt, um die Bewegung vor den Leuten in ihrer Nähe verborgen zu halten. Dann hatte er seine steifgestreckten Finger in das weiche Fleisch unter Jacks' Brustkorb gerammt. »Sprechen Sie ruhig weiter«, stieß Tracy zwischen zusammengepreßten Zähnen hervor. »Was Sie sagen, interessiert mich wirklich ungemein. Also los, alter Knabe.«

»Ak! Ak! Ak!« war alles, was Gottschalks Mitarbeiter hervorbrachte. Das Blut war ihm aus dem Gesicht gewichen, es war jetzt aschfahl und von einem dünnen Schweißfilm überzogen. Auch seine Atmung hörte sich nicht mehr allzu gesund an.

»Was war das?« Tracy beugte sich näher an ihn heran. »Ich habe Sie nicht verstanden.«

»Ak!« ließ sich Jacks wieder hören. Seine Zunge trat zwischen den Lippen hervor.

»Jetzt begreife ich Sie, mein Bester«, sagte Tracy. Mit seiner freien Hand klopfte er Jacks freundschaftlich auf die Schulter. »Und wo wir uns jetzt beide so gut verstehen, sagen Sie Ihrem Chef, daß ich ihm genau fünfzehn Minuten seiner wertvollen Zeit sparen helfe.« Er warf einen kurzen Blick auf seine Uhr. »Ich bin um Punkt halb vier vor meinem Büro.« Tracy zog Jacks an

der Jacke, und der nickte. »Schön. Jetzt können wir uns beide wieder unserem arbeitsreichen Leben zuwenden.« Er ließ Jacks los. Sofort krümmte sich Gottschalks Mitarbeiter zusammen und schnappte verzweifelt nach Luft. Vor Schmerzen preßte er die Augen zu. Niemand achtete auf ihn in dem allgemeinen Durcheinander.

»Einen schönen Tag noch«, sagte Tracy, dann entfernte er sich mit schnellen Schritten.

»Ich bin froh, daß du auf schlechte Nachrichten vorbereitet bist. Dann ist es nicht so ein Schlag. Ich meine, es gibt keine Zweifel mehr, daß du krank bist. Und es wäre die falsche Medizin, wenn du dir selbst etwas vormachen würdest.«

»Das tue ich nicht. Ich weiß selbst am besten, wie schlecht es mir geht. Und die Fieberanfälle, die mich nachts quälen, sind auch kein Witz. Ich glaube, daß Dr. Hardin mit seiner Vermutung recht hatte. Es ist meine verdamnte Malaria, die wieder ausbricht.«

»Nein, nein, nein!« rief die Regisseurin und trat aus dem Schatten vor die Bühne hervor. Sie hatte ein blühendes Gesicht, und ihre Augen funkelten vor Zorn.

»Mr. Macomber«, begann sie mit einer so metallisch harten Stimme, daß jeder, der sie hörte, unwillkürlich zusammenzuckte. »Wenn Sie sich jemals in Ihrem Leben auf irgendeiner Bühne als *Schauspieler* bezeichnen wollen, dann werden Sie mehr bieten müssen als hier.«

»Können wir — können wir es nicht noch einmal probieren?« fragte Eliott mit krächzender Stimme. »Ich bin sicher, daß es dann besser wird.«

Die Regisseurin warf einen Blick auf ihre Uhr und sah bedauernd wieder zu ihm. »Ich fürchte, daß niemand von uns soviel Zeit erübrigen kann, Mr. Macomber.« Sie klatschte in die Hände. »Hören Sie alle her. Weil wir heute erst so spät anfangen konnten, treffen wir uns nächsten Freitag eine Stunde früher.« Sie wandte sich um. »Und Sie, Mr. Macomber, üben bitte inzwischen zu Hause.«

Er sah ihre Augen, und was er auch dagegen tat, sie erinnerten ihn an die seiner Mutter. Den Tränen nahe, fuhr er sich mit der Hand übers Gesicht. Kalte Augen hatten ihn von den Fotografien, die sein Vater ihm gezeigt hatte, als er alt genug gewesen war, angesehen, um alles zu verstehen. Eliott hatte sich von den Bildern Abzüge machen lassen. Was für eine Welt ist das, dachte er, in der einem Sohn seine eigene Mutter versagt wird? Manchmal, wenn er sich besonders fürchtete, beruhigte es ihn, wenn er sich alles andersherum vorstellte: daß sein Vater gestorben wäre und seine Mutter noch lebte.

Er sprang von der Bühne herunter.

»So zornig?«

Erschrocken fuhr er herum und sah in das Scheinwerferlicht.

Etwas bewegte sich zwischen den Schatten. »*C'est moi*«, sagte Khieu ruhig.

»Was, zum Teufel, machst du hier?«

»Ich wollte dir bei deiner Arbeit zusehen, Eliott.« Khieu lächelte. »Ich wollte mit eigenen Augen sehen, was so wichtig war, daß es dich daran hindern konnte, deine Aufgabe zu beenden.«

»Darüber brauchst du dir keine Sorgen zu machen«, sagte Eliott erregt. »Ich werde meine Arbeit schon erledigen.«

Khieu sah sich gelassen um. »Du hast deinen Platz bei Metronics gegen *das hier* eingetauscht?« Er schüttelte den Kopf.

»Ich habe Metronics gehaßt«, entgegnete Eliott. »Und du weißt auch, weshalb. Ich bin Schauspieler, weil ich den Beruf liebe.«

»Aber du bist nicht gut.« Khieus Ton war sachlich kühl.

»Du bist ein Mistkerl, weißt du das?«

»Ich sage dir nur die Wahrheit.« Khieu verstand nicht, warum er so eine stürmische Reaktion ausgelöst hatte. »Ich würde dich nie anlügen, Eliott.«

»Ach«, sagte Eliott mürrisch. »Und wenn du mir das hier ausreden willst, ist kein Hintergedanke dabei. Das soll ich dir vielleicht glauben.«

Khieu nickte. »So ist es. Und das weißt du auch. Aber Tatsache ist nun einmal, daß du während der sechs Monate, die du bei Metronics warst, enorme

Fähigkeiten entwickelt hast. Wenn dir deine persönlichen Gefühle nicht den Blick verstellen würden, müßtest du das auch sehen. Tatsache ist«, sagte er in ruhigem Ton, »daß du dort alles haben könntest: Geld, Macht, alles. Aber du hast das Gefühl, daß man es dir aufzwingen will.«

Er machte einen Schritt auf Eliott zu-. »Nimm zum Beispiel deinen Auftrag. Du kennst Teile eines größeren Ganzen. Manchmal macht mir das Sorgen, Eliott. Und das Leben, das du führst! Es liegt keine Ehre darin. Doch gleichzeitig weißt du von Dingen, die, wie soll ich sagen, von sehr explosiver Natur sind.« Khieu sah prüfend in Eliotts dunkle Augen. »Ich möchte dich etwas fragen. Würdest du jemals irgend jemand etwas von dem sagen, was du über das *Angka* weißt?«

»Nein«, antwortete Eliott hastig. »Natürlich nicht.« Er schien über die Frage entrüstet zu sein. »Warum sollte ich das tun?«

»Geld ist ein Grund, der mir als erster in den Sinn kommt.«

»Jetzt höre mir gut zu. So etwas würde ich niemals tun. Du verstehst überhaupt nicht, was eigentlich los ist. Ich *könnte es* gar nicht — es wäre gegen meine Natur.«

Khieu lächelte wieder. »Ich bin froh, das zu hören, Eliott. Mißtrauen ist etwas Böses. Es frißt die Seele.« Er sah Eliott nach Bestätigung suchend an. »Besser spricht man alles offen aus, findest du nicht auch?« Als er keine Antwort erhielt, wandte er sich um und ging.

Elliott sah ihn in der Dunkelheit verschwinden. Sein Herz schlug wie wild. »Du verdammter Kerl«, flüsterte er in sich hinein, »fahr doch zur Hölle.«

Es war genau drei Uhr dreißig, als Tracy durch den glas- und marmorverzierten Eingang des Hauses trat, in dem er sein Büro hatte. Seine Versuche, Moira zu erreichen, waren ohne Erfolg geblieben. Doch er wollte es nach seinem Treffen mit Atherton Gottschalk weiter versuchen.

Der schwarzglänzende Lincoln wartete schon am Straßenrand auf ihn. Als er das Bürohaus verlassen hatte, war ein Fahrer in grauer Uniform ausgestiegen und um den Wagen herumgekommen, um Tracy die Tür zum Rücksitz aufzuhalten.

Tracy war eingestiegen und hatte dem Fahrer dabei einen Gruß zugenickt. Gottschalk hatte er zurückgelehnt in der anderen Ecke des breiten Wagenfonds erwartet. Doch der Wagen war leer. Und sobald sich Tracy gesetzt hatte, startete der Fahrer den Motor und fädelt die Limousine geräuschlos in den Verkehr ein.

Im Central Park, nahe der Neunundsiebzigsten Straße, glitt der Wagen wieder an den Bordstein und hielt. Tracy stieg aus und sah sich suchend um. Er entdeckte Atherton Gottschalk unter dem Sonnenschirm eines Imbißstandes. Gottschalk trug einen anthrazitfarbenen Anzug mit weißen Nadelstreifen. Seine dazu passenden Schuhe waren auf Hochglanz poliert. Er

trug keinen Hut, so daß der leichte Wind in seinem langen silbergrauen Haar spielen konnte. Scheinbar mit großem Genuß aß er gerade einen Hot dog.

»Mr. Richter«, begrüßte Atherton Gottschalk ihn, »wie gut, daß Sie kommen.« Er tat, als ob er die Zeit bestimmt hätte. Sie gingen über die feuchte Erde eines Reitweges weiter in den Park hinein, wobei sich Gottschalk redliche Mühe gab, den Glanz seiner Schuhe nicht zu beschädigen. »Der Juli ist ein wunderbarer Monat in New York«, begann er wieder. »Es ist wirklich eine Schande, daß ich nicht öfter hier sein kann.« Er zuckte die Schultern. »Aber Sie wissen ja selbst, wie das Leben eines Mannes, der Präsident dieses Landes werden will, aussieht.«

Tracy studierte den Mann neben sich mit aufmerksamen Augen, während sie den Reitweg wieder verließen und auf einer Wiese weitergingen. Gottschalk war geradezu diamantscharf rasiert. Er hatte ein vorspringendes Kinn, das auffallend gekerbt war, einen breiten Mund und dunkle, buschige Augenbrauen. Seine Haut war tief gebräunt und faltenreich. Er konnte nicht älter als fünfzig sein, und dennoch besaß er bereits eine Charakterausprägung und Erscheinung, wie sie selten bei einem Mann in seinem Alter waren. Selbst Tracy mußte zugeben, daß Gottschalk das Charisma eines honorigen Staatsmannes hatte.

Während der sechzehn Jahre, die Gottschalk dem Senat angehörte, war er wie ein Komet am politischen

Himmel aufgestiegen. In den letzten zwei Jahren war er der Mann gewesen, bei dem der Präsident Rat suchte, wenn er eine wichtige Gesetzesvorlage einbringen wollte. Um ihn scharten sich alle wichtigen Lobbyisten, und bis vor kurzem war er auch der Vorsitzende des Senatsausschusses für Fragen des Geheimdienstes gewesen.

»Wie ich gehört habe, sind Sie mit Jacks, meinem Mitarbeiter, aneinandergeraten.«

»Er hat nur bekommen, wonach er verlangt hat«, antwortete Tracy.

»So wird es wohl gewesen sein.« Gottschalk legte seine Hände hinter dem Rücken zusammen und schob die Unterlippe vor, als ob er über Tracys Antwort in Gedanken versunken war. »Nun ja, Stephen kann manchmal sehr beleidigend sein.« Er lachte kurz auf. »Das ist eine seiner nützlichsten Eigenschaften.«

Tracy schwieg.

»Er bewundert Sie eben nicht so, wie ich es tue.«

»Wie bitte?«

»So ist es. Ist das denn so schwer zu verstehen?« Gottschalk war stehengeblieben und wandte sich ganz zu Tracy. Seine Augen funkelten wie Edelsteine. »Ich habe John Holmgren vielleicht gehaßt, weil sein Pazifismus und sein übertriebenes Humanitätsgedusel die Partei mit Sicherheit eines Tages gespalten hätten. Und ich will gar nicht daran denken, welche Katastrophen uns auf internationaler Ebene gedroht hätten, wenn er tatsächlich



Präsident geworden wäre. Aber, mein Gott, ich werde doch zugeben, was für ein gefährlicher Gegner er für mich war. Ich habe nie den Fehler gemacht, ihn zu unterschätzen — oder Sie. Ich weiß, welche Talente sie besitzen, wenn es darum geht, Kampagnen zu organisieren und die Aufmerksamkeit der Medien zu binden. Niemand kann das besser als Sie. Deshalb bin ich ja auch den weiten Weg hierhergekommen — weil ich Sie auffordern möchte, sich meiner Wahlkampfleitung für die Präsidentschaftskandidatur anzuschließen.«

Tracy starrte ihn wortlos an. Er konnte kaum glauben, was er gerade gehört hatte. Atherton Gottschalk war eine Symbolfigur für all das, was Tracy einmal hinter sich gelassen hatte. »Ich fürchte, Ihre Reise ist vergebens gewesen.«

»Nein, warten Sie. Entscheiden Sie nichts voreilig.«

»Was Sie vorschlagen ist unmöglich«, erwiderte Tracy. »Sie und ich, wir könnten zu keinem Thema derselben Meinung sein.«

»Aber, Himmel noch einmal, wen interessieren irgendwelche Themen? Wir sind ja nicht zwei Politiker im selben Rennen, die sich folglich auch bekämpfen müssen. Darum geht es doch hier gar nicht. Sie sollen mein *Medienberater* sein. Da spielt das gar keine Rolle.«

Tracy hielt Gottschalks Blick stand. »Ich glaube doch. Ich muß an das, was ich tue, auch glauben können.«

»Dann sage ich Ihnen geradeheraus, daß Sie vollkommen unsinnige Ansichten haben.«

Tracy zuckte die Schultern.

»Meiner Meinung nach bleibt Ihnen nur die Wahl, sich mir anzuschließen.« Er klopfte Tracy freundlich auf die Schulter. »Überlegen Sie es sich. Sie könnten bei mir eine große Karriere machen.«

Mit den letzten Worten hatte er sich umgedreht und ging nun mit großen, selbstsicheren Schritten den Reitweg zurück. Im nächsten Moment löste sich die schwarze Limousine vom Bordstein, und bald hatten das Grün der Bäume und der Verkehr sie verschluckt. Im Osten waren Wolken aufgezogen, deren schwarzaufranste Unterseiten Regen ankündigten. Die Feuchtigkeit hing bereits schwer in der Luft, und auf den Wegen waren plötzlich viele junge Mütter zu sehen, die ihre Kinderwagen eilig aus dem Park herausschoben.

Eine Gestalt in einem olivfarbenen Trenchcoat kam wie auf ein Stichwort über die Wiese auf Tracy zugeschritten.

»Ein neues Spiel, ein neues Glück?« fragte Kim. »Und der Leichnam ist gerade erst verbrannt worden.«

»Ich hatte einmal gehofft, dich nie wiedersehen zu müssen.« Aber selbst, als er das sagte, wußte Tracy genau, daß dieses Treffen wahrscheinlich einmal

kommen mußte. Jetzt verstand er, was Mai ihm angesehen hatte, als er ins Zimmer getreten war. Und sie hatte recht gehabt, sie würden sich nie wiedersehen. Kim war gekommen, und das hieß, daß die Stiftung etwas von ihm wollte.

Sie waren also noch nicht fertig mit ihm.

»Das hatte ich auch gehofft.« Kim zuckte die Achseln. »Aber laß uns doch einfach ein Stück zusammen gehen. Wie zwei alte Freunde, die einen Spaziergang machen.«

»Wir sind nie Freunde gewesen.«

Kim zog seinen Kopf ein. »Dann, wegen der guten alten Zeiten.« Er achtete sorgsam darauf, Tracy nicht zu berühren. »Es hat eine Zeit gegeben, da hatte ich gehofft, daß wir dich nicht mehr brauchen würden. Du mußt wissen, ich habe dich immer für einen hochbegabten, aber ebenso unzuverlässigen Mitarbeiter gehalten, dessen Neurosen schließlich schwerer wogen als sein Nutzen für uns.«

»Aber jetzt siehst du das alles in einem anderen Licht.« Tracy konnte den zynischen Ton in seiner Stimme nicht unterdrücken.

Aber Kim antwortete nur mit einem ernsten Nicken. »Ja. Wir sind inzwischen älter geworden. Und mit diesem Vorteil sehen wir auch alles anders.«

Als ob ein unvorsichtiger Schwimmer den schlammigen Grund eines Sees aufgewirbelt hatte, fühlte

Tracy unangenehme Erinnerungsfetzen wie zitternde Blasen in sich hochsteigen.

»Mit dem Alter wächst die Fähigkeit, die Vergangenheit mit objektiven Augen zu betrachten.«

Kims verschwitztes Gesicht unter hartem Scheinwerferlicht, wie er seine furchtbare Zauberkraft an einem Nordvietnamesen erprobt. Damals in Ban Me Thuot hatten sie es Zauberkraft genannt, um das, was es wirklich war, nicht zur Kenntnis nehmen zu müssen.

Feinfühlig, unverbindlich korrekt oder brutal gemein, Kim holte mit seinen umfassenden Fähigkeiten auch noch aus dem Widerspenstigsten Informationen heraus.

»Inzwischen kann ich beurteilen, wieviel du für die Stiftung getan hast.« Als ein feiner Nieselregen einsetzte, schlug Kim den Mantelkragen hoch. »Trotzdem muß ich zugeben, daß es mir einen Schock versetzt hat, als der Direktor mir den Auftrag gab, zu dir zu gehen. Ich habe mich gefragt, warum gerade ich? Weißt du, was er gesagt hat? ›So kann ich jedenfalls vermeiden, daß er zu der Sache überredet wird.«

»Was immer es auch ist«, warf Tracy schnell dazwischen, »ich will nichts damit zu tun haben.« Er blieb stehen und wandte sich zu Kim. Sie standen unter einer alten Eiche, deren narbiger Stamm über und über mit Sprüchen vollgesprüht war. »Ich habe dich kennengelernt, Kim. Deine Zauberkraft, die Massaker im Dschungel. Immer habe ich gedacht, warum haben

sie mir ausgerechnet ihn mitgegeben. Als es gegen die Khmer ging, warst du wie eine Tötungsmaschine.«

»Ich war wie jeder andere in Ban Me Thuot.«

Tracy schüttelte den Kopf. »Das stimmt nicht. Du hast Vergnügen am Töten gefunden, das war das Schreckliche. Dein Interesse reichte tiefer als bis unter die Haut. Es hatte eine Kultquelle. Du haßt die Khmer, genauso wie du die Kommunisten haßt. Es waren doch Kommunisten, die deine Familie ermordet haben, oder?«

Kim schwieg einen Moment. Er sah Tracy an und hörte auf das leise Rauschen des Regens. Plötzlich hörte er ein Geräusch und warf den Kopf herum. Tracy sah die weiße Narbe, die sich vom Ohr den ganzen Nacken hinunterzog. Als Kim sich ihm wieder zuwandte, lächelte er.

»Ja, du hast recht. Du kennst mich sehr gut. Zu gut, habe ich dem Direktor gesagt. Aber er meinte, auch das sei ein Vorteil.«

»Keiner von uns hat ihn je von etwas abbringen können«, sagte Tracy, um die Spannung zwischen ihnen abzubauen. Schließlich konnte man ihn zu nichts zwingen. Er gehörte nicht mehr zur Stiftung und stand auch nicht mehr unter ihrem Befehl. Er war sein eigener Herr.

Kim spürte den Stimmungswechsel sofort und entspannte sich etwas. Seine Stimme wurde weicher. »Ehrlich gesagt, habe ich gedacht, er hat den Verstand

verloren, daß er überhaupt jemand schicken wollte. Ich habe ihm offen ins Gesicht gesagt, daß du meiner Meinung nach nichts mehr mit uns zu tun haben willst.«

»Da hast du recht.«

»Aber als ich dann hörte, worum es ging, habe ich meine Meinung geändert.«

Dies ist der Moment, in dem du dich verabschieden und einfach gehen solltest, sagte Tracy. Etwas in ihm wollte das auch. Aber es gab noch etwas anderes. Das, was Mai gefühlt und gesehen hatte. Und das war der stärkere Teil von ihm.

»Was ist passiert?«

Kim nickte. »Der Ruf ist gekommen.« Er schwieg einen Moment, als ob er seine Gedanken ordnen mußte. »Die Buddhisten haben ein Sprichwort: Gesundheit ist die größte Gnade, das höchste Gut und der beste Besitz; das nächstbeste ist ein wahrer Freund.« Sein Kopf fuhr herum. »Glaubst du das?«

»Was soll das?« Tracy hatte plötzlich genug. Der Gedanke daran, warum Kim gekommen sein mochte, jagte ihm einen kalten Schauer über den Rücken. »Damals wäre ich in der Stiftung fast umgekommen. Deshalb habe ich sie verlassen. Du hast das nicht verstanden. Vielleicht hast du mich für einen Dummkopf gehalten. Aber es interessiert mich nicht, was du damals über mich gedacht hast oder heute denkst. Es war John Holmgren, der mir wieder Leben eingehaucht hat.«

»Wegen John Holmgren bin ich ja auch zu dir gekommen, Tracy«, sagte Kim ruhig. »Wir glauben, daß sein Tod nicht ganz so natürlich war, wie er aussah.«

Es gab mehr als ein halbes Dutzend wichtige Dinge, die eigentlich sofort erledigt werden mußten, aber als Tracy in sein Büro zurückkam, interessierten sie ihn nicht mehr. Nichts schien mehr wichtig nach den hochexplosiven Informationen, die Kim ihm gegeben hatte. Sie wollten sich später am Abend in Johns ehemaligem Apartment treffen, aber auch jetzt ging Tracy die Sache nicht aus dem Kopf.

Und wenn es wirklich stimmte? Der Vorschlag, Johns Leiche sofort einäschern zu lassen, war von ihm gewesen, und Mary hatte sofort zugestimmt. Sie hatte kein Verlangen danach, daß alte Gerüchte von neuem in Umlauf gesetzt wurden. Auf keinen Fall wollte sie es zulassen, daß Johns letzte Minuten Anlaß für obszöne Zoten wurden.

Tracy Wählte die Nummer seines Hauses in Bucks County. Moira meldete sich nach dem dritten Klingeln. Ihre Stimme war leise, aber als sie erkannte, wer anrief, wurde ihr Ton kräftiger.

»Ich fühle mich immer noch schwach«, sagte sie, »aber es ist sehr schön hier. Ich kann dir gar nicht sagen, wie dankbar ich dir bin, Tracy, daß ich hier wohnen darf.«

»Darüber brauchst du kein Wort zu verlieren«, sagte Tracy.

»Was ist mit dem Polizisten, dem Detektiv? Ich glaube nicht, daß ich schon mit ihm sprechen kann.«

»Thwaite ist aus der Sache völlig heraus. Ein Anruf beim Generalstaatsanwalt hat ihn gefällt. Niemand wird dich da draußen stören.«

»Ich bin noch ganz durcheinander von all dem, was passiert ist. Weißt du, nachts lege ich mich immer auf das Sofa im Wohnzimmer und schaue zu dem Gesicht von deinem Buddha. Es ist so wunderschön, Tracy. Ich sehe gebannt in die goldenen Augen und fühle mich irgendwie ruhiger. Wenn es auch nur für eine kurze Zeit anhält.« Sie sprachen noch eine Weile miteinander, dann verabschiedeten sie sich.

Moiras Worte über den Buddha waren ihm im Gedächtnis geblieben und riefen eine ferne Erinnerung in ihm wach. Tracy glaubte an keine Religion — etwas anzubeten wäre ihm einfach fremd gewesen —, aber als Kim das buddhistische Sprichwort zitiert hatte, war das mit Bedacht geschehen. Tracys Vorstellungen von Ehre und Treue waren mit ähnlich tiefen Gefühlen verbunden wie der Haß des Vietnamesen Kim.

Gleich zu Beginn seiner Zeit in Südostasien war er mit drei anderen mitten im kambodschanischen Dschungel abgesetzt worden. Eine geschickt operierende Kadereinheit der Roten Khmer war dabei, einen beträchtlichen Teil des amerikanischen



Geheimdienstapparates zu zerschlagen. Mehr als ein Dutzend Agenten hatten die Untergrundkämpfer bereits getötet. Tracys Kampfgruppe hatte den Auftrag gehabt, den Feind so schnell wie möglich auszuschalten.

Sie hatten angenommen, daß der Einsatz zwar gefährlich, aber auch kurz sein würde. Statt dessen waren sie die ersten drei Tage in dem dichten und undurchdringlichen Dschungel kaum vorwärtsgekommen. Die Regenzeit war gerade erst vorüber, so daß der Boden noch immer tückisch war. Doch das schlimmste war, daß sie nicht eine Spur der Roten Khmer fanden, nicht einmal da, wo ihr Hauptquartier sein sollte.

Tracy hatte entschieden, weiter zu marschieren. Obwohl er noch sehr jung war, hatte er doch schon das Kommando über die kleine Einheit. Keiner der anderen drei war über neunzehn. Tracy war gerade dreiundzwanzig.

Als am vierten Tag die Abenddämmerung hereinbrach, waren die anderen soweit, aufzugeben. Doch Tracy trieb sie weiter. Und plötzlich, ohne daß das kleinste Zeichen darauf hingedeutet hätte, standen sie am Rand des dichten Laubwaldes.

Vor ihnen wuchsen scheinbar uralte Gebäude in den Himmel, die aus riesigen Steinblöcken gebaut waren. Vorsichtig führte Tracy die Gruppe weiter.

Die Dämmerung lag wie ein blauer Schatten auf den Gemäuern, als sie, die Gewehre im Anschlag,

vorwärtsschlichen. Tracy lief eine breite Treppe hinauf, die zu einem überdachten Gang führte, der mindestens dreihundert Meter lang war. Die Wände waren zu beiden Seiten mit feinen Gravuren überzogen, die sich wie Blüten über dem Stein ausbreiteten. Mythologische Szenen, die Götter und Menschen zeigten, mischten sich mit Darstellungen aus dem Alltagsleben einer vergangenen Zeit. Die untergegangene Kultur Kambodscheas umgab ihn, stumm und unnahbar, und dennoch bewegend.

Für Augenblicke, in denen er Sekunden und Minuten vergaß, durchwanderte er die geschichtsträchtigen Flure und Gänge und sah mit staunenden Augen auf die Vergangenheit. Aber außerhalb der Gemäuer waren die Narben des Krieges unübersehbar. Hier hatten die schwarzen Brandflecken des Napalms einen Fries verätzt, dort war eine Reihe Buddhafiguren von einer Maschinengewehrsalve zerstört worden.

Tracy fragte sich, ob er vielleicht aus purem Zufall auf das sagenumwobene Angkor Wat gestoßen war, das der Khmer-König Suryavarman II. zwischen 1122 und 1150 erbauen ließ. Ein Tempel zum Ruhm des Monarchen, wenn er sich richtig erinnerte. Doch wußte er nicht, wo genau in Kambodscha Angkor Wat eigentlich lag.

Plötzlich hörte Tracy zu seiner Linken ein Krachen und warf sich herum. Peters, ein typischer Großstadtnomade aus Detroit, hatte seinen

Gewehrkolben mit voller Wucht in das Gesicht einer Steinskulptur geschlagen, die neben dem Gebäude stand. Tracy rannte zu ihm, packte ihn mit der linken Hand am Hemd und riß ihn zu sich herum. Im selben Moment schlug er mit der Rechten, die er zur Faust geballt hatte, zu. Peters sank zu Boden, als ob er gegen einen Sack Zement gelaufen wäre.

»Das hier sind Zeugnisse einer großen Vergangenheit«, schrie Tracy. Sein Zorn schnürte ihm fast die Kehle zu. »Die hast du nicht einfach kaputtzuschlagen.«

Er wandte sich um und sah sich den Schaden an. Der Kopf der Figur lag zerschmettert vor ihm auf dem Steinweg. Tracy sah auf den Torso, der zurückgeblieben war. Es war eine Figur des Gottes Shiva, die Peters zerstört hatte. Wie sagte doch der Glaube der Khmer? Der Rhythmus des ewigen Tanzes von Shiva bestimmte den Lauf der Welt.

Vorsichtig führte Tracy seine kleine Einheit durch die Ruinenstadt. Er fühlte sich klein und irgendwie unwirklich zwischen diesen Relikten einer untergegangenen Epoche. Am anderen Ende der Stadt entdeckten sie ein Gebäude, das nicht verlassen schien. Es war ein Tempel.

Tracy bedeutete seinen Männern, sich versteckt zu halten. Er selbst ließ seine Waffen bei ihnen zurück und ging auf den Bau zu. Verglichen mit den hochaufragenden Gemäuern um ihn herum, war der Tempel sehr schlicht gebaut. Der Wind rauschte leise in

den Blättern der Bäume, und wie ein Echo hallte das Geschrei der Affen zu ihm herüber, die seiner kleinen Truppe während der ganzen Zeit gefolgt waren. Tracy wünschte sich, hier länger bleiben zu können, dann hätte er die Ruinen mit kindlicher Neugier und Freude erforscht.

Er sah einige Khmer aus dem dichten Grün des Waldes heraustreten, anscheinend waren es Bauern. Sie legten Nahrungsmittel vor den Eingang des Tempels, denn einer der Lehrsätze des Buddhismus besagt, daß ein Priester nicht den Boden berühren durfte, um sich selbst Nahrung anzubauen, weil er dabei unausweichlich ein unschuldiges Insekt oder einen Wurm töten mußte.

Tracy brauchte dringend Informationen über den Feind. Er betrat den Tempel. Drinnen war es dunkel, und Weihrauch erfüllte die Luft. Ein goldenes Bild des Amida Buddha beherrschte den Raum. Es stand auf einer rohen Steinsäule.

Soldaten waren in das Dorf gekommen, in dem dieser Buddha einmal seinen Platz gehabt hatte, erzählte der Priester. Sie hatten das Bild umgestoßen und mit den Spitzen ihrer Bajonette zerkratzt, um festzustellen, ob es aus massivem Gold war.

»Als sie merkten, daß es nur dünn mit Gold überzogen war und darunter aus einfachem Stein, haben sie den Altar angezündet, auf dem das Bild über zwei Jahrhunderte gestanden hatte.« Er sprach Französisch.

Der Mann war klein und in ein orangefarbenes Gewand gekleidet, das seinen ganzen Körper einhüllte. Sein Kopf war kahl rasiert und glänzte, als ob er eingölt worden war. Die Haarstoppeln schimmerten schwarz.

Der Priester hatte ein außergewöhnliches Gesicht. Tracy kam es so vor, daß nicht nur die genetische Veranlagung seine Züge geprägt hatte. Die Erde, der Himmel und der Dschungel schienen ebenso darin eingelassen zu sein. Es war im Gleichklang mit allem.

»Ich weiß, warum du gekommen bist«, sagte der Priester leise. Er war zur Sprache der Khmer gewechselt.

Tracy senkte seinen Kopf. »Es tut mir leid, daß ich gekommen bin.« Er antwortete in derselben Sprache.

»Du brauchst dich nicht zu entschuldigen«, sagte der Priester. Der Ton seiner Stimme ließ Tracy aufschauen. Die Augen des anderen waren wie Seen, in denen sich die ganze Welt zu spiegeln schien. »Ich werde dir sagen, was du wissen willst.«

Ohne es sich erklären zu können, spürte Tracy auf einmal einen heißen Tränendruck in den Augen. Einen Moment lang fragte er sich nach der Ursache, dann verstand er. Die Ruhe, die er fühlte, war zeitlos, doch sie war nicht mehr als eine Insel in einem Meer von vergossenem Blut, von Napalm, Tod und Zerstörung. Und die Roten Khmer wollten mit ihrer neuen Ordnung auch noch die Insel auslöschen. Zum erstenmal begriff er die tiefere Bedeutung des Buddhismus, daß er mehr war

als eine Religion, daß er eine besondere Lebensweise war.

Tracy schüttelte den Kopf, als ob er seinen Tagtraum mit Gewalt abschütteln mußte. Er hatte die Begegnung mit dem Priester nie vergessen. Auch die vielen Jahre, die inzwischen vergangen waren, konnten die Lebendigkeit der Erinnerung nicht trüben. Er fragte sich, wo der Priester jetzt wohl sein mochte, und hoffte, daß er in Sicherheit war.

Die Gegensprechanlage auf seinem Schreibtisch summt. »Ja, Irene?«

»Miß Marshall ist eben gekommen und möchte Sie gerne sprechen. «

Oh, mein Gott, fuhr es Tracy in den Kopf. Was passierte heute noch alles. Wie lange hatte er Lauren Marshall nicht mehr gesehen? Neun, zehn Monate. Nicht mehr seit der Nacht, als sie ihn verlassen hatte. Und jetzt war sie auf einmal in seinem Vorzimmer.

»Danke, Irene, schicken Sie sie herein.«

In dem Sekundenbruchteil, bevor sie eintraf, rief er sich ihr Bild in Erinnerung. Sie war schlank gewesen und geschmeidig. Die straffe Tänzerinnenfigur biegsamer, als er es sich je bei einem Menschen hatte vorstellen können. Er sah ihren geschwungenen Hals, ihr ovales Gesicht, die langen glatten Haare in der Farbe der untergehenden Sonne, die sie streng nach hinten zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden trug. Doch deutlicher noch war ihm ihr Gang aus Hüften und

Schenkeln heraus in Erinnerung. Es genügte, daß sie durch das Zimmer ging, um ihn in Erregung zu versetzen.

In diesem Moment war er völlig unvorbereitet auf sie. Das erste, was er bemerkte, war, daß sie zugenommen hatte. Nicht viel zwar, doch an ihrer athletischen Figur zeigte es sich sofort. Die Schenkel waren etwas schwerer, die Taille etwas fülliger geworden. Tracy war erstaunt darüber. Eine Ballettänzerin konnte sich eigentlich nicht ein Gramm zuviel leisten.

Ihre weit auseinanderstehenden Augen, in denen stets ein neugieriger Blick zu liegen schien, sahen ihn vom anderen Ende des Zimmers her an. Das Haar war streng aus dem Gesicht gekämmt, zumindest der Pferdeschwanz war also geblieben. An ihren schmalen Füßen trug sie flache Ballettschuhe. Die grüne Satinjacke, deren Ärmel sie über die Unterarme hochgeschoben hatte, ließ sie wie ein zerbrechliches kleines Mädchen aussehen. Jedenfalls ein ganzes Stück jünger als die siebenundzwanzig Jahre, die sie alt war.

Sie öffnete den Mund. »Tracy.« Es kam so leise, daß er nur deshalb wußte, was sie gesagt hatte, weil er sie direkt ansah. Er antwortete nicht, sondern starrte sie nur wie hypnotisiert an.

»Ich bin froh, daß ...« Ihre Stimme stockte, und sie sah sich mit einem schnellen Blick im Zimmer um. »Es hat sich überhaupt nichts verändert.«

»Nur daß John nicht mehr hier ist.«

Ihr Kopf schnellte herum, und sie machte einen weiteren Schritt auf ihn zu. »Es tut mir leid, Tracy. Ich, ich weiß, was er dir bedeutet hat.«

»Ja, ich weiß.« Die eigene Stimme klang merkwürdig formell, fast abweisend in seinen Ohren. Es mußte daran liegen, daß er sich so sehr zu beherrschen versuchte.

»Ich weiß nicht, was ich noch sagen soll.« Mit schnellen Schritten lief sie um den Schreibtisch herum, als ob sie fürchtete, daß er nach ihr schlagen würde, wenn sie zu nahe kam. »Ich bin eigentlich immer unsicher gewesen — mit Gefühlen zwischen Leuten. Ich habe darin keine Erfahrung, verstehst du? Ich habe immer nur eins gekannt: das Ballett. Es ist das einzige, worin ich gut bin.«

Tracy dämmerte es endlich, daß sie schon seit geraumer Zeit nicht mehr von John Holmgren sprach, sondern über ihre gemeinsame Vergangenheit. »Ich dachte, du wärest mit eurer Ballettnippe unterwegs«, sagte er, wie um sich selbst zu schützen.

Ein merkwürdiger Ausdruck zog auf Laurens Gesicht. »Ich habe seit neun Monaten nicht mehr getanzt.« Ihre Stimme war auf einmal mit tiefer Traurigkeit erfüllt. »Ich habe mir meine Hüfte verletzt, kurz nachdem ich — nachdem wir uns getrennt haben.« Einen Moment lang sah sie zur Seite. »Bei einem Sprung während des *Ballo della Regina*. Ich weiß selbst nicht einmal genau, wie es passiert ist.« Sie zuckte die Schultern. »Ich war wohl nicht voll konzentriert.«



»Das kann ich mir bei dir gar nicht vorstellen, Lauren.«

»Aber das ist ja gerade das Verrückte«, rief sie. »Ich bin ja auch schon gar nicht mehr ich selbst.« Ihre Schultern zitterten. »Ich weiß nicht mehr, was für mich wichtig ist. Ich übe täglich acht Stunden. Also müßte ich längst wieder soweit sein, aber ich bin es nicht.«

»Erinnerst du dich noch, was du mir in unserer letzten Nacht gesagt hast?« Tracy sah, wie sie ihre Augen schloß und wie Tränen, die wie Juwelen glitzerten, zwischen ihren langen Wimpern hervorkamen. »»Das Ballett ist alles, was ich habe«, das waren doch deine Worte, nicht wahr? »Es ist das einzige, was ich gelernt habe. Es ist meine erste und einzige Liebe.««

Lauren schluchzte leise in sich hinein. »Aber es ist nicht genug, Tracy. Ich kann nicht mehr tanzen. Nicht mehr so, wie ich will, wie ich es früher getan habe. Als ich dich noch hatte, war ich sehr gut. Dann habe ich dich aus meinem Leben verbannt. Und das war falsch, das weiß ich jetzt. Aber, mein Gott, damals hatte ich einfach Angst. Wochenlang habe ich nach unserer Trennung nachts wachgesessen, weil ich mich nicht traute, schlafen zu gehen.« Ihre Augen sahen ihn bittend an. »Ich halte es nicht mehr aus, Tracy. Du hattest recht, und ich habe mich geirrt. Ich gebe es zu.«

Er hätte sie jetzt gerne in die Arme genommen, sie fest an sich gezogen, um sie zu beschützen. Aber er konnte es nicht. Etwas in ihm hatte sich verhärtet und

wollte nicht vergeben. Er konnte nicht vergessen, was sie ihm angetan hatte, wie er in seinem Schmerz allein zurückgeblieben war.

»Bitte«, flüsterte sie, »ich verlange doch nichts Unmögliches von dir. Laß es uns nur noch einmal miteinander *versuchen*. Wir könnten uns manchmal sehen, um uns wieder kennenzulernen.«

»Ich bin mir nicht sicher, ob das noch möglich ist«, erwiderte Tracy und sah sofort den verletzten Blick in ihren Augen.

»Ich glaube, es war dumm von mir, hierherzukommen«, sagte sie. »Aber du kannst mir nicht zum Vorwurf machen, daß ich dich für stark genug gehalten habe, meine Gefühle vielleicht zu akzeptieren. Wir alle machen Fehler, Tracy. Auch du.«

Er gab ihr keine Antwort, und er haßte sich dafür. Der Glanz in ihren Augen war erloschen, als sie sich abwandte. »Triffst du jemand anderen?«

Die Frage kam so unerwartet, daß er die Wahrheit sagte. »Nein.«

»Dann werde ich dich vielleicht ab und zu besuchen kommen.« Sie versuchte ein tapferes Lächeln, aber es mißlang ihr. »Auf Wiedersehen, Tracy.« Sie ging zur Tür und schloß sie leise hinter sich.

In den leeren Raum hinein sagte Tracy laut ihren Namen.

## PHNOM PENH, KAMBODSCHA *Juni 1966*

Da die Familie der Khieus zur intellektuellen Schicht des Landes gehörte, war es auch nicht so ungewöhnlich, daß Khieu Khemara, Sokhas Vater, für Chau Seng arbeitete, der das Privatsekretariat von Prinz Sihanouk leitete.

Als Chau Seng in den fünfziger Jahren aus Frankreich zurückkehrte, unterstützte Khemara ihn bei der Erstellung eines Berichts über den weiten Problemkreis der höheren Schulausbildung in Kamputschea. Sihanouk erkannte sofort, wie scharfsinnig und durchdacht die Arbeit war. Er griff ihre Argumente auf und holte Chau Seng in den Kreis seiner engsten Berater. Khemara begleitete ihn.

Tatsächlich war es so, daß Sokhas Vater zu den wenigen Männern in Phnom Penh gehörte, die überhaupt mit Chau Seng auskommen konnten. Denn der hatte nicht nur sehr fortschrittliche Ansichten und war ein großer Denker, er besaß auch eine äußerst aufreibende Persönlichkeit, die kaum jemanden über längere Zeit neben sich gelten ließ. Ebenso wie der Prinz war er überzeugter Antiimperialist, doch während sich Sihanouk aufgrund seiner Position von Zeit zu Zeit zur Mäßigung genötigt sah, legte sich Chau Seng keinerlei Zurückhaltung auf.

Es war ein Donnerstag nachmittag. Khieu Sokha war zum königlichen Palast gekommen, um seine Schwester

abzuholen. Da die Khieus dem königlichen Kreis nahestanden, durfte Malis jeden Donnerstag in den Chan Chhaya, den Mondschattpavillon, kommen. Sie war Mitglied des Königlichen Balletts.

Sokha war mit Absicht eine Stunde zu früh gekommen, um seiner Schwester noch eine Zeitlang bei ihren Tanzübungen zuschauen zu können. Sie war mitten in der Probe. Ihr rechtes Bein hatte sie leicht vom Boden gehoben und hielt es jetzt angewinkelt und mit durchgedrückten Zehenspitzen in der Schwebe. Die Arme hatte sie in den Ellbogen ebenfalls leicht geneigt, ihre gestreckten Handflächen und Finger standen in einem Winkel von fünfundvierzig Grad zum Handgelenk. Eine Lehrerin zeigte ihr gerade, wie sie ihre Hände, deren fließende Gestik das Wichtigste im Tanz der Khmer war, bewegen mußte.

Sokha beobachtete sie, bis die Stunde vorüber war. Dann wartete er geduldig auf sie. Sie küßte ihn nach französischer Sitte auf beide Wangen und begleitete ihn zum Wagen. Während sie, vorbei an unzähligen *cyclo-pousses* — den allgegenwärtigen Rikschas Phnom Penhs —, quer durch die Stadt nach Chamcar Mon gefahren wurden, dachte Sokha über die Franzosen nach. Obwohl es im ganzen Land nur ungefähr fünftausend von ihnen gab — gegenüber sechs Millionen Einheimischen —, war ihre Gegenwart doch überall zu spüren, besonders aber in Phnom Penh und seiner näheren Umgebung.

Das Personal der französischen Botschaft bestand zum größten Teil aus Männern, die mit dem Prinzen auf verschiedenen Gebieten dessen, was die französischen Kolonialisten einmal »unser Indochina« genannt hatten, zusammengekommen waren. Doch die entscheidenden Hebel, die die Arbeit der Botschaft lenkten, waren eine halbe Weltreise entfernt. Sie lagen in den Händen des Außenministeriums, des Quai d'Orsay, und des Herrn im Elysée-Palast, Charles de Gaulle. Beide hatten ein großes Interesse daran, daß Kambodscha das blieb, was es einmal gewesen war: ein direkter Kolonialbesitz.

Einige, und zu ihnen gehörten auch Samnang und René, hatten den Eindruck, daß de Gaulle sogar eine Art geistiger Vater und politischer Lehrer Sihanouks war. Sie konnten dies weder verstehen, noch wollten sie es auf Dauer dulden.

Aber wie dem auch war, zu diesem Zeitpunkt hatte der gallische Einfluß großes Gewicht in der ziemlich provinziellen Hauptstadt und so gut wie jeden Bereich durchdrungen. Jeden Morgen konnte man Khmer der höchsten politischen Ebenen in der geruh samen Pracht des Speisesaals des Hôtel le Royal bei Filterkaffee und Croissants sehen, als ob sie im Zentrum der Pariser Kultur säßen, und nicht an einem toten Nebenarm der Seine, mehr als zehntausend Kilometer entfernt.

Selbst Sokhas Vater frühstückte hier zweimal in der Woche. Und nicht selten kam es vor, daß die ganze Familie auf Chau Sengs Gummiplantage in der Provinz

eingeladen war. Er war vielleicht ein Intellektueller und auch sehr fortschrittlich — aber beides hielt ihn nicht davon ab, sich um seinen Reichtum zu sorgen.

Das Sonnenlicht fiel so schräg in das Wagenfenster, daß Sokha mit den Augen blinzeln mußte. Sie fuhren durch die ersten Straßen von Chamcar Mon. In diesem Teil der Stadt lebten nur Angehörige der Elite des Landes. Wer dem Prinzen nahestand, durfte sich hier niederlassen: in einer der weitläufigen Villen, die im westlichen Stil gebaut waren.

Zur Villa der Khieus gehörte ein Garten, in dessen Mitte ein indischer Feigenbaum stand. Links neben dem Baum lag ein Swimmingpool, der die Form einer Lotusblüte hatte. In den schrägabfallenden Boden waren die strahlenden Blütenblätter eingemeißelt.

Als Sokha aus dem Wagen stieg und sich umwandte, um auch Malis herauszuhelfen, war er voller Vorfreude auf das bevorstehende Essen. Doch ließ seine Begeisterung merklich nach, als er erfuhr, daß Samnang seinen Freund René Evan zum Essen eingeladen hatte. Es war nicht so, daß er den Franzosen nicht mochte, aber dessen fast schon ständiger Streit mit Khemara verdarb Sokha jedesmal die Stimmung.

»In einigen Stadtvierteln spricht man laut darüber, daß Kou Roun von verschiedenen Leuten am Hof unter Druck gesetzt wird«, sagte René Evan, als sie sich alle an den Tisch setzten.

René meinte den Minister für innere Sicherheit, einen schwerfälligen Mann mit einer tiefen, lauten Stimme, der weder Humor noch Takt besaß. Er war dazu noch Chau Sengs ärgster Widersacher, und es schien René zu amüsieren, seinen Gast auf diese Weise etwas aus der Reserve locken zu können.

»Denken Sie nur an den Vorfall mit dem Kep Casino. Sie wissen alle, wie sehr es der Prinz mißbilligt, wenn während des Chaul-Chhnam-Festes Glücksspiele betrieben werden.« Chaul Chhnam, das vom dreizehnten bis zum fünfzehnten April dauerte, war das Neujahrsfest der Khmer.

»Aber es ist erst wenige Monate her, daß Sihanouk zwei Casinos die notwendige Konzession erteilt hat — eins davon ist in Kep, in der Nähe des Golfs von Thailand.« Nur wenn er sprach, schien sein Gesicht zum Leben zu erwachen. Sonst ließen es die bleiche Haut und die hervorspringenden Augen wie tot aussehen. »Nun, Sie wissen ja selbst, Monsieur Khemara, daß dieses Land nur noch von Bestechung und Schmiergeldern zusammengehalten wird. Das Casino wurde also auch während des Festes betrieben und mit einem guten Gewinn für alle, die daran beteiligt waren. Aber letzte Woche ist der Geldstrom plötzlich versiegt.«

René beugte seinen schmalen Oberkörper leicht über den Tisch. »Eine Schlägerbande ist in das Casino eingedrungen und hat alles kurz und klein geschlagen. Also nicht nur ein paar Spiegel und Gläser, wie man es

sich hätte denken können, wenn es nur eine Warnung gewesen wäre. Nein, sie haben alles zerstört.«

»Wir haben davon gehört«, erwiderte Sokhas Vater gelassen. Er bemühte sich, gegenüber diesem Ausländer, der offensichtlich nicht wußte, wie man sich als Gast zu benehmen hatte, die Ruhe zu bewahren. Am Tisch wurde Französisch gesprochen. Nicht etwa aus Rücksicht auf Samnangs Freund, sondern weil es in der Familie so üblich war. »Wir lesen alle die Zeitung. Was soll Besonderes an dem Vorfall sein?«

»Ja« — René hob seinen dünnen Zeigefinger und stieß ihn mehrfach heftig in die Luft — »Sie wissen eben doch nicht alles. Zum Beispiel, daß der Besitzer des Casinos selbst die Zerstörung seines Etablissements angeordnet hat.«

»Entschuldigen Sie bitte, aber ich verstehe nicht, wie das möglich sein sollte«, fragte Hema, Sokhas Mutter, ernst. »Aus welchem Grund sollte er das tun?«

»Das ist eine sehr gute Frage, Madame Khemara«, erwiderte René. »Sie hat uns in der Redaktion fast die ganze letzte Woche beschäftigt. Bis ich durch eine undichte Stelle im Ministerium für innere Sicherheit zufällig die Antwort gefunden habe. In der nächsten Woche wird Kou Roun der Öffentlichkeit einen Bericht zu dem Vorfall übergeben. Er wird erklären, daß der chinesische Konzessionär des Casinos in Kep einer hochgestellten Persönlichkeit in Phnom Penh monatlich zweihunderttausend Francs gezahlt hat, um in Ruhe



seinen Geschäften nachgehen zu können.« Der Franzose verzog sein Gesicht zu einer so schrecklichen Grimasse, daß Sokha sich in seinem Stuhl wand. »Das ist in diesen Zeiten eigentlich nichts Ungewöhnliches, aber als die hochgestellte Persönlichkeit noch mehr Geld verlangte, hat der Chinese die Zahlung verweigert. Eine gehörige Bestechungssumme, schön und gut. Doch die neue Forderung hätte sein Geschäft ruiniert. Dann hat man ihm offensichtlich gedroht, daß sich die Polizei mit dem Casino befassen würde, und zwar nicht nur einmal, sondern so lange, bis er bereit wäre, nachzugeben. Aber statt dessen hat der Chinese sein Casino lieber zerstören lassen.«

Khieu Khemara wedelte abwehrend mit der Hand. »Das ist alles dummes Zeug und interessiert uns nicht. Ich möchte nichts mehr davon hören, Monsieur Evan.«

»Aber das Beste kommt erst noch«, fuhr René einfach fort, »und das dürfte besonders für Sie wichtig sein.« Er schwieg einen Augenblick, um zu sehen, ob Khieu Khemara seinen Einwand wiederholen würde. Er tat es nicht. Stumm vor Erwartung sah die ganze Familie den Franzosen an.

»Inzwischen hat es Chau Seng verstanden, dem Prinzen einen eigenen Bericht in der Angelegenheit vorzulegen«, begann René wieder. Sein Blick war unverwandt auf Sokhas Vater gerichtet. »Im wesentlichen hat er sich darauf beschränkt, die Aussage des Chinesen wiederzugeben. Der Anstoß hierzu, so ist

zu hören, sei von einer ›weiblichen bourgeoisen Persönlichkeit‹ gekommen, ›die sehr großen Einfluß in der Hauptstadt hat‹.«

»Monique!« rief Khemara überrascht aus. Er meinte eine der beiden Frauen von Prinz Sihanouk, und zwar jene von niedrigerer Geburt, auf die viele verächtlich herabschauten, weil sie sich mit einer Clique von geldgierigen Kriechern umgeben hatte. Ob davon auch nur ein Wort stimmte, wußte Sokha nicht. Aber jetzt fragte er sich, ob sein Vater es vielleicht wußte.

»Das haben Sie gesagt, nicht ich.« René hatte ein dünnes Lächeln aufgesetzt. »Wie auch immer, ich kann Ihnen versichern, daß Kou Roun über diesen Schritt Chau Sengs äußerst wütend ist. Ich muß gerade Ihnen, Monsieur Khemara, nicht sagen, daß die beiden schon in der Vergangenheit nicht gerade Freunde waren. Aber jetzt ...« Er ließ die beiden letzten Worte bedeutungsvoll in der Luft hängen. Sie lagen allen wie ein Wein auf der Zunge, der sich langsam zu Essig verwandelt.

Erschrocken schickte Hema ihre beiden jüngsten Kinder, Sorya und Ratha, aus dem Zimmer.

»Ich glaube nicht, daß wir uns deshalb sorgen müssen«, sagte Khieu Khemara geringschätzig. »Das alles wird sich rasch wieder beruhigen. Sie werden sehen. Und dann im August, wenn de Gaulle uns einen Besuch abstattet, wird das Land für alle sichtbar zu neuer Blüte kommen.«

René verstand sehr wohl, wann jemand schnell das Thema wechseln wollte. »Sagen Sie mir, Monsieur Khemara, ist es wahr, daß der Prinz so große Hoffnungen auf de Gaulles Besuch setzt?«

»Und warum sollte er das nicht?« Sokhas Vater hatte einen Anflug von Stolz in der Stimme. »Tatsache ist doch, daß der Besuch eines der größten und angesehensten politischen Führer der Erde unserem Land die weltweite Anerkennung bringen wird, nach der Kambodscha schon so lange sucht. De Gaulle hat uns bedeutende Hilfe zugesagt, und sein Außenminister Couve de Murville wird sich mit einer Delegation aus Hanoi treffen. Der französische Einfluß ist immer noch wichtig für unsere Sicherheit.«

René machte ein empörtes Gesicht. »Ihr Prinz ist nichts weiter als ein Hemmschuh, ein Produkt der Vergangenheit. Er versteht nicht, daß die Zeiten sich ändern, daß es neuer Wege bedarf, um wahre Unabhängigkeit für Kambodscha zu erreichen. Erst erlaubt er den *Yuons*, in unser Land einzusickern« — er benutzte die allgemein übliche Bezeichnung für die Vietmin und Vietkong — »dann will er ...«

»Entschuldigen Sie bitte, Monsieur Evan«, unterbrach Khemara ihn, »aber die Politik des Prinzen, den Nordvietnamesen in Kambodscha Bewegungsfreiheit zu geben, wird nur unsere Souveränität stärken. Ihre Dankbarkeit ...«

»Glauben Sie denn wirklich, daß sich Ho Chi Minh, Le Duan oder Pham Van Dong je an die *große Gunst*, die Kambodscha ihnen jetzt gewährt, erinnern werden?« Der Franzose hatte eine skeptische Miene aufgesetzt. »Wie oft muß Sihanouk noch auf Lug und Trug von ihnen hereinfallen, bis er aufhört, ihnen zu vertrauen?« Seine Stimme senkte sich, doch die Zischlaute explodierten immer heftiger, je mehr er von seinen Gefühlen übermannt wurde. »Sie sind *Vietnamesen*. Und bei Gott im Himmel, sie hassen die Khmer. Sie glauben also, wenn man vor ihnen zurückweicht ...«

»Nein, nicht zurückweicht«, entgegnete Khemara ruhig. »Aber sie sind unsere Nachbarn.« Die Worte kamen langsam, als ob er mit einem leicht zurückgebliebenen Kind sprechen würde. »Und das werden sie immer sein. Wir *müssen* also in der Lage sein, friedlich mit ihnen zu leben. Der zweitausendjährige Krieg mit ihnen *muß* aufhören, damit alle überleben können. Das ist es, woran der Prinz mit aller Leidenschaft glaubt. Und schauen Sie, Monsieur Evan, auch Frankreich — sogar de Gaulle — hat Frieden mit Deutschland gemacht. Sie sind Nachbarn, und der Krieg ist vorbei. Sogar ein Kriegsheld muß manchmal nach neuen Wegen suchen. Und Frieden, Monsieur Evan, ist sehr viel schwieriger zu finden als Krieg.«

»Sie sprechen vom französischen Präsidenten, als ob er der Retter Kambodschas wäre. Aber ich bin kein Gaullist. Ich spüre nicht die geringste Sehnsucht, nach

Frankreich zurückzukehren. Es ist nicht mehr meine Heimat. Dreizehn Jahre nachdem dieses Land von Frankreich in die Unabhängigkeit entlassen worden ist, versucht es immer noch, zum Status eines Protektorats zurückzufinden. Halten Sie das nicht auch für ein bißchen sonderbar?«

»Wir suchen Hilfe bei unseren Alliierten«, entgegnete Khemara unerschütterlich, »und sonst nichts.«

»Und ich sage Ihnen, die Bürden sind zu schwer geworden, als daß das Volk sie noch lange tragen wird. Überall im Land sind die Menschen ohne Arbeit und leiden Hunger, während hochgestellte Persönlichkeiten aus den großzügigen Villen von Chamcar Mon noch größere Schmiergelder aus den Vergnügungen der Massen herauszupressen suchen. Die Situation ist unerträglich geworden. Die *Montagnards* sind bereits ...«

»Die *Montagnards*«, fuhr Khemara sehr ärgerlich dazwischen, »werden, wie Kou Roun es nennt, ›khmerisiert«. Die *Montagnards* waren eine ethnische Minderheit in Kambodscha, ein Bergvolk, das seinen Namen von den Franzosen bekommen hatte.«

»O ja!« René lachte böse. »Sie scheinen auch noch stolz auf dieses Wort zu sein, während die armen Leute doch nur in Lager getrieben und scheußlich behandelt werden.« René's Augen waren nur noch schmale Schlitze. »Haben Sie schon von den Maquis gehört, der Guerillabewegung?«

»Das Wort möchte ich in meinem Haus nicht hören!« rief Khemara empört. Zum Schluß verlor er doch noch seine Fassung. Die ständigen Nadelstiche des Franzosen hatten ihre Wirkung getan.

»Warum nicht?« bohrte René weiter. »Für Ihre Kinder wäre es bestimmt besser, wenn sie wüßten, was auf sie zukommt.«

»Monsieur Evan, ich muß Sie bitten ...«

»Merkten Sie sich meine Worte, Monsieur Khemara. Die Mißhandlungen, die die *Montagnards* durch Ihr Regime zu erleiden haben, werden sich eines Tages gegen Sie wenden und Sie ins Unglück stürzen. Es wird eine Revolution geben, und das schon sehr bald, denn diese Leute werden sich dem Widerstand anschließen. Vielleicht noch nicht in diesem Jahr, aber im nächsten bestimmt.«

»Ruhe jetzt!« schrie Khemara.

Alle am Tisch erstarrten wie vom Schlag getroffen. Sokha konnte sich nicht erinnern, daß sein Vater jemals zuvor so laut geworden wäre.

Samnang hatte sich als erster wieder gefaßt. Sokha war aufgefallen, daß der Bruder während des Essens nicht ein Wort gesagt hatte.

»Ich glaube, wir gehen jetzt besser, René.« Er legte seine Hand kurz auf den Unterarm des Freundes.

René Evan erhob sich von seinem Stuhl. Er zitterte am ganzen Körper, sein Gesicht war kreidebleich.

»Wissen ist etwas sehr Gefährliches, nicht wahr, Monsieur?«

»Bitte verlassen Sie mein Haus«, erwiderte Khemara ruhig. Er würdigte den Franzosen keines Blickes.

In einer ironischen Geste deutete René ein Kopfnicken an. »Ich bedanke mich für Ihre großzügige Gastfreundschaft.«

Samnang faßte wieder nach dem Arm des Freundes. Als ihr ältester Sohn den Franzosen schließlich hinausbegleitet hatte, wandte sich Hema mit erzwungener Ruhe zu Sokha. »Das Essen ist vorbei. Ich bin sicher, daß du noch Schularbeiten zu machen hast.«

Einige Zeit später, Sokha wußte nicht, wie lange er schon an seinem Schreibtisch gesessen hatte, sah Samnang zu seiner Tür herein. »Immer noch auf, *Own*?«

»Ja. Ich bin gerade fertig geworden.« Er sah zu seinem Bruder. »Ist es schon spät?«

Sam nickte und kam ins Zimmer. Er setzte sich auf die Kante von Sokhas Bett. »Das war ein Theater heute abend, was?«

»Du hättest es vorher wissen müssen, Sam.«

»Aber ich habe es doch nur für Pa getan.«

»Was?«

Sam nickte. »Ja; denn René hat mit allem, was er sagt, recht. Unsere Welt wird sich im nächsten Jahr radikal ändern.«

»Das glaube ich dir nicht«, erwiderte Sokha heftig. Doch er fühlte, wie eine dunkle Ahnung seinen Magen

zusammenzog. Hatte Sam recht? Was würde dann mit ihnen allen werden?

»Und doch ist es die Wahrheit, *Own*. Im Nordwesten sammeln sich schon die Widerstandskräfte. Es wird eine Revolution geben. Sie liegt schon in der Luft.«

Sokha fühlte Angst in sich aufsteigen. »Selbst *wenn* es stimmt, Vater wird uns beschützen. Er wird dafür sorgen, daß uns nichts geschieht.«

Sam sah seinen jüngeren Bruder lange an, aber er antwortete nicht.

Schließlich wurde die Stille im Zimmer für Sokha unerträglich:

»Wo bist du die ganze Zeit gewesen? Bei René?«

»Nein. Er war mit seinem Wagen hier und hat mich ein Stück mitgenommen — wo ich hin wollte.« Ein merkwürdiges Glänzen hatte sich in Sams Augen geschlichen.

Sokha legte den Kopf zur Seite. »Du warst bei einem Mädchen.« Sokhas Intuition, die Samnang schon fast als etwas Selbstverständliches ansah, hatte wieder ins Schwarze getroffen.

Samnang lachte leise. »Ja, ein Mädchen, aber ein besonderes, *Own*. Ich glaube, ich bin verliebt. Ich möchte sie heiraten.«

Jetzt mußte Sokha lachen. »Aber heute abend würde ich Vater nicht mehr um seine Einwilligung bitten.«



Sam nickte lächelnd. »Ich werde noch ein paar Monate warten, bis sich die ganze Aufregung wieder gelegt hat. Du weißt, wie traditionell er in manchen Dingen denkt. Er wird erst einmal alles über das Mädchen und ihre Familie wissen wollen.«

»Kenne ich Sie?«

Sam dachte einen Augenblick nach. »Du mußt sie einmal im Le Royal beim Empfang für den französischen Botschafter getroffen haben. Erinnerst du dich?«

Und ob Sokha das tat. »Groß und schlank, sehr schön.«

»Ja, das ist Rattana.«

»Ein Diamant«, sagte Sokha. Er hatte ihren Namen aus dem Khmer ins Französische übersetzt. »Wunderschön«, schwärmte er, »fast so schön wie unsere Malis.«

Sam lachte. »Wie gut, daß dir deine eigene Schwester so gefällt. Du bist noch viel zu jung, um mit einem anderen Mädchen etwas anfangen zu können.«

»Wie du und Diep.« Die Worte waren heraus, noch bevor er wußte, was er sagte. Diep war die älteste Tochter einer vietnamesischen Familie, die zwei Häuser weiter die Straße hinunter wohnte. Sokha hatte gesehen, wie sich früher jedesmal, wenn sie vorübergegangen war, der Ausdruck in Samnangs Gesicht verändert hatte.

Sams Miene war düster geworden. »Was immer du auch zu wissen glaubst, *Own*, ich an deiner Stelle würde es so schnell wie möglich vergessen. Ich könnte nichts

für Nguyen Van Diep empfinden. Schließlich ist sie eine Vietnamesin.« Mit den letzten Worten war er aufgestanden. Und ohne noch auf eine Antwort von seinem kleinen Bruder zu warten, ging Samnang aus dem Zimmer und verschwand auf dem dunklen Flur.

Sokha schloß seine Bücher und machte sich für die Nacht bereit. Mit nacktem Oberkörper trat er wenig später auf den Flur hinaus und ging mit leisen Schritten zum Badezimmer. Auf dem Weg dahin kam er an Malis Zimmer vorbei. An diesem Abend hatte sie ihre Zimmertür einen Spaltbreit offengelassen. Sokha blieb wie angewurzelt stehen. Er fühlte jeden Schlag seines Herzens. Ohne daß es seine Absicht war, machte er einen Schritt auf die Öffnung zu. Und wie in einem Traum sah er, daß sich seine Hand ausstreckte und gegen die Tür drückte. Jetzt konnte er ein Drittel des Zimmers übersehen, das Bett, und darauf — Malis. Sie schlief mit den Füßen zur Tür. Ihre Bettdecke hatte sie beiseite geworfen, und auch die Vorhänge waren zurückgezogen, damit soviel kühle Luft wie möglich ins Zimmer kommen konnte.

Sokha kniff die Augen zusammen, um in dem Halbdunkel etwas sehen zu können. Als sich seine Augen an das trübe Licht gewöhnt hatten, biß er sich vor Überraschung über das, was er sah, in die Unterlippe. Malis lag nackt auf dem Bett. Er sah die Wölbung ihrer knospenden Brüste, die sanft gebogene Linie ihrer Bauchdecke und darunter, in tiefem Schatten, was?

Plötzlich bewegte sie sich, öffneten sich langsam ihre Schenkel, und ihre Hände glitten hinunter zu dem dunklen Hügel, in den die geschwungene Linie des Bauches auslief. Und dann warf sie sich plötzlich in einer überraschenden Bewegung auf den Bauch. Noch immer hatte sie beide Hände zwischen ihren Schenkeln, und Sokha glaubte zu erkennen, wie ihre Hüften langsam auf und nieder gingen. Der träge Rhythmus hypnotisierte ihn.

Ihre kräftigen Rundungen, deren Muskeln sich immer wieder spannten und lockerten, waren in dem trüben Licht deutlich zu erkennen. Sokha fühlte eine merkwürdige Hitze in sich aufsteigen. Sein ausgestreckter Arm zitterte wie ein Zweig im Wind. Seine Beine waren auf einmal kraftlos, und sein Penis schien schwerer und größer geworden zu sein, während er Malis beobachtet hatte. Seine freie Hand tastete die ausgebeulte Hose ab und fühlte die harte Schwellung. Er spürte eine Art Druck, der ihn schmerzte und ihm gleichzeitig doch sehr angenehm war.

Malis lag jetzt leicht zusammengekrümmt. Ihr Unterleib preßte sich abwechselnd gegen ihre Hände und die weiche Matratze des Bettes. Sokha war sich nicht sicher, aber er glaubte, sie bei jeder Bewegung schwer atmen oder sogar leise stöhnen zu hören.

Sokha wußte zwar nicht, was sie da tat, aber was es auch war, es ließ das erregende Gefühl in ihm immer stärker anwachsen.

Deutlich hörte er jetzt ihr Stöhnen, ein Seufzen, das mit jedem Atemzug kam und ihm Schauer der Erregung durch den Körper jagte. Ohne noch einen Gedanken fassen zu können, öffnete er sich die Hose, um sich von dem Druck seiner Erektion zu befreien. Als seine Finger die seidige Haut seines Penis fühlten, durchlief ihn ein freudiges Gefühl.

Malis hatte ihre Schenkel so weit geöffnet, daß er das dichte feuchtglänzende Haar um ihr Schambein erkennen konnte. Die Finger ihrer einen Hand hatten die verborgenen Falten des weichen Fleisches auseinandergedrückt. Sokha konnte nicht glauben, was er sah.

Seine Beine trugen ihn nicht länger. Leise ließ er sich zu Boden gleiten, die Augen wie gebannt auf den eigenen zuckenden Unterleib gerichtet. Doch immer noch hörte er dabei das leise kehlige Stöhnen, das durch die geöffnete Tür zu ihm drang.

Er fühlte sich, als ob gerade ein Sandsturm durch ihn hindurchgefahren wäre. Um ihn herum pulste die Hitze der Nacht, ihr Rhythmus schien im gleichen Takt zu schlagen wie sein trommelndes Herz.

### Drittes Kapitel

Als Thwaite an diesem Nachmittag das Büro schon früh verließ, atmeten seine Kollegen, die ihre Zimmer auf demselben Flur wie er hatten, erleichtert auf. Irgend etwas mußte ihm unter die Haut gegangen sein, denn er war einfach unausstehlich gewesen. Allgemein wurde vermutet, daß der Fall Holmgren, mit dem er scheinbar überhaupt nicht weiterkam, Ursache seiner schlechten Laune war.

Tatsächlich lagen die Gerüchte gar nicht so weit von der Wahrheit entfernt. Thwaite konnte die ganze Sache einfach nicht aus seinem Kopf herausbekommen. Er war felsenfest davon überzeugt, daß die Monserrat zuerst Tracy Richter angerufen hatte und nicht die Polizei, wie sie behauptete. Das erklärte dann auch den Zeitverzug von vierzig Minuten zu den Angaben des Arztes. Es gab für seine Annahme keinen Beweis, aber seine Nase — der Instinkt, der sich über die Jahre herausgebildet hatte — verriet ihm, daß er recht hatte. Er konnte es geradezu fühlen, wie alles noch nachträglich arrangiert worden war. Und das wollte er Richter nachweisen können. Nichts wünschte er sich mehr.

Er parkte seinen Wagen im Halteverbot und klappte die linke Sonnenblende herunter, an der eine Karte mit der Aufschrift *Polizeieinsatz* befestigt war. Dann

verschwand er in dem Gebäude, in dem Tracy Richter sein Büro hatte.

Tracy war gerade auf dem Weg nach draußen, als sich die Fahrstuhltür öffnete und Thwaite in den Flur trat.

Tracy blieb stehen. »Thwaite«, sagte er, »Sie konnten sich keinen ungünstigeren Zeitpunkt für einen Besuch aussuchen. Ich komme jetzt schon zu spät zu meiner Verabredung. Was wollen Sie?«

»Für den Anfang würde es mir genügen, wenn ich mich mit der Monserrat einmal ausführlich über ihre Aussage unterhalten könnte.«

»Haben Sie's denn immer noch nicht aufgegeben?«

»Warum sollte ich das? Ich werde dafür bezahlt, die Wahrheit herauszufinden.«

»Was ist eigentlich los mit Ihnen, Thwaite? Der Gouverneur von New York stirbt an einem Herzinfarkt, und Sie kriegen darüber fast ein Magengeschwür.«

Thwaite kam einen Schritt näher. »Falls Sie das vergessen haben sollten, mein Bester, alles, was ein Gouverneur tut, ist von allgemeinem Interesse. Auch, wie er stirbt.« Er holte tief Luft. »Also, was ist?«

»Moira Monserrat ist für niemanden zu sprechen. Schluß.«

»Na schön. Machen Sie, was Sie wollen. Aber bei der *Post* gibt es ein paar Reporter, die sich sehr für meine Vermutungen interessieren und sie auch gerne drucken würden.«

»Das wäre Selbstmord, Thwaite, das wissen Sie ganz genau. Ihr Vorgesetzter würde Ihnen dafür einen solchen Tritts geben, daß Sie bis nach Cleveland fliegen.«

»Nur, wenn man beweisen könnte, daß ich die Quelle war. Und wer sollte das meinem Chef verraten? Ich? Sie wissen, daß Reporter keine Angaben über ihre Informanten machen. Ihre Aussage stünde also gegen meine.«

»Ich habe mehr als genug Einfluß«, sagte Tracy. »Sie würden fliegen, glauben Sie mir das.«

»Das tue ich«, entgegnete Thwaite ruhig. »Aber soll ich Ihnen etwas verraten? Es interessiert mich nicht. In dieser Sache will ich die Wahrheit, und ich schwöre Ihnen, ich werde sie herausfinden.«

»Und es ist Ihnen egal, ob Sie jemandem damit schaden?«

»Darauf können Sie wetten.«

Tracys Gefühl sagte, daß Thwaite nur bluffte. Alles, was er von dem Mann wußte, ließ ihn als einen typischen Karrieristen erscheinen. Und was blieb ihm denn, wenn er aus dem Polizeidienst entlassen wurde? Er würde seine Pension verlieren und konnte vielleicht noch bei irgendeinem privaten Sicherheitsdienst unterkriechen. Tracy hatte sich schon oft mit vollem Risiko auf seine Intuition verlassen, aber von seiner Entscheidung waren auch noch andere Leute betroffen. Wenn es auch nur die kleinste Möglichkeit gab, daß

Thwaite seine Drohung doch wahr machte, dann blieb ihm keine Wahl.

»Also gut«, sagte er, »geben Sie mir ein paar Tage Zeit, und ich will sehen, was ich tun kann. Was ich über ihre psychische Verfassung gesagt habe, war durchaus ernst gemeint.«

»Ich will aber nicht mehr lange warten, Richter.«

»Das werden Sie aber müssen, Thwaite. Mehr kann ich nicht für Sie tun, ob es Ihnen nun paßt oder nicht.«

Thwaite zog hörbar die Luft ein. »Aber lassen Sie sich nicht zu lange Zeit.« Er machte auf dem Absatz kehrt, ging den Flur hinunter und verschwand wieder im Fahrstuhl.

Unten auf der Straße war der Verkehr inzwischen dichter geworden. Die Abgase stanken in der heißen Luft. An der nächsten Ampel bog Thwaite ab und fuhr weiter in westlicher Richtung. Als er seinen Chevy durch den Brooklyn-Battery-Tunnel lenkte, ging er in Gedanken noch einmal das Gespräch mit Tracy Richter durch. Es überraschte ihn selbst, daß er mit Richter nicht geblufft hatte. Er hatte wirklich seinen Job aufs Spiel gesetzt! Erstaunlich! Warum bedeutete ihm der Fall so viel! Warum vergaß er den ganzen Unsinn nicht einfach und sah zu, daß er mit seinem eigenen Leben zurechtkam? Er konnte sich zum Beispiel noch ein paar kleine Zuhälter und Buchmacher fischen. Das paßte doch viel besser zu ihm, oder etwa nicht?



Nach dem Ende des Tunnels wechselte Thwaite auf den Brooklyn-Queens-Schnellweg Richtung Süden nach Park Slope. Die Lichter Manhattans glühten verschwommen im Abenddunst.

Jetzt hatte er die Holmgren-Geschichte also zu seiner eigenen Sache gemacht. Die Wahrheit. Er wollte nichts als die Wahrheit und damit sich selbst von aller Schuld befreien.

Dann sah er vor sich den glitzernden Widerschein der Lichter auf den Narrows. Das Wasser lag ruhig und freundlich da; denn die Dunkelheit verhüllte die unheimlich schillernden Ölflecken, die tagsüber seine Oberfläche entstellten. Er war jetzt in Bay Ridge — zu Hause.

Südlich von Owls Head Park bog er von der Schnellstraße ab, und wenig später war er in der Neunundsechzigsten Straße. Sein Haus, weiß gestrichen und mit Schindeldach, wie auch die meisten anderen, lag auf halbem Weg die Straße hinunter. Nahe dem Bordstein stand ein Ahornbaum, der tapfer ums Überleben kämpfte.

Thwaite blieb im Wagen sitzen und starrte mit leerem Blick vor sich hin. Es war noch nicht die richtige Zeit, um ins Haus zu gehen. In einigen Fenstern sah er Licht und das stahlblaue Flackern des Fernsehens, das gerade die neuesten Nachrichten brachte. Es waren nur schlechte.

Thwaite stellte den Motor seines Chevy ab, stieg aus und verschloß die Wagentür. Die Hitze traf ihn wie ein

Keulenschlag. Selbst hier war es noch drückend schwül, obwohl die Stadt auf der anderen Seite des Flusses lag.

Er ging nach Norden zum Owls Head Park. Am Rand des Parks blieb er einen Moment lang stehen und überlegte, ob er hineingehen sollte oder nicht. Es war Mittwoch, Zeit, die wöchentliche Zahlung zu kassieren, etwas, das im Verlauf seiner Arbeitswoche längst zur Selbstverständlichkeit geworden war. Aber an diesem Abend hatte er bei dem Gedanken ein merkwürdiges Gefühl. Vielleicht lag es an der Holmgren-Sache und dem, was er sich von ihr versprach. Vielleicht änderte er sich wirklich.

Er hatte sich schon halb umgewandt, als sein umherstreifender Blick im Park eine Bewegung wahrnahm. Ach was, dachte er, ich kann das bißchen Extrageld ganz gut gebrauchen. Langsam folgte er dem Weg in den Park hinein und war sich dabei sicher, daß er den Gang zum letzten Mal machte. Er fühlte sich, als ob er eine schmutzige, alte Haut abstreifte und hinter sich auf dem Weg zurückließ.

Aus der Entfernung waren Schiffshörner wie in einem nächtlichen Geisterkonzert zu hören, als er den Steinweg verließ und über ein niedriges Eisengitter auf eine Wiese trat. Hinter einer großen Eiche entdeckte er die vertraute Silhouette von Antonio mit seinem breitkrepfigen Hut und den weiten Hemdsärmeln. Was für ein pomadiger Kerl, dachte Thwaite, und ärgerte sich dabei über sich selbst. Aber jetzt konnte er auch nicht mehr zurück.

Dann sah er die zwei Frauen, Spanierinnen mit großen Brüsten, breiten Hüften und einer animalischen Sinnlichkeit.

»Hei, Thwaite«, begrüßte ihn der Zuhälter, »du kommst ein bißchen spät. Hast wohl noch anderswo Geschäfte zu erledigen gehabt?«

»Immer, Tonio«, erwiderte Thwaite, »es gibt Wichtigeres als das hier.«

Antonio grinste gequält. »Paß auf, was du sagst, Thwaite. Noch kassierst du von meinem Geschäft.« Er reichte ihm ein Bündel Geldscheine.

Thwaite zählte sie sorgfältig. »Mit solchen Beträgen könnte das Sozialamt nicht mal eine alte Großmutter am Leben erhalten.«

In gespielmtem Bedauern breitete Antonio die Hände aus und zuckte die Schultern. »Was soll ich darauf sagen, Mann? Das Geschäft saugt einen völlig aus.«

Thwaite musterte ihn nachdenklich. »Du glaubst doch nicht etwa, daß du mich reinlegen kannst, oder, Tonio? Du bist doch hoffentlich klug genug, um das ...«

»Du hast genug geredet.«

Thwaite warf seinen Kopf herum. Eine der beiden Frauen stand breitbeinig, soweit das ihre hochhackigen Schuhe zuließen, vor ihm und hielt mit beiden Händen eine 32er Pistole auf seinen Magen gerichtet. Antonio grinste zufrieden und ließ seine gelben Zähne voller Freude aufeinanderklacken. »Na, Thwaite, jetzt seh'n wir mal, wer hier das Sagen hat.« Er tänzelte in seinen

spitzen Schuhen auf Thwaite zu. »Hier bin ich der Boß. Schon viel zu lange hab' ich mich von dir herumkommandieren und ärgern lassen, weißt du? Jetzt ist endgültig Schluß damit.« Er streckte eine Hand aus. »Und nun sei ein braver Junge und gib mir dein ganzes Geld.«

»Du mußt den Verstand verloren haben«, sagte Thwaite. »Wenn du das tust, wirst du nicht ein Geschäft mehr in dieser Stadt machen.«

»Da sieht man, wie wenig Ahnung du hast, Mann. Die Polizeiverwaltung hat das nämlich nicht gern, wenn sie erfährt, daß ihre Beamten Schmiergelder kassieren. Und jetzt bewege dich.«

Thwaite streckte seinen rechten Arm aus und öffnete die Hand. Die zerknitterten Geldscheine fielen zu Boden.

Antonio reagierte blitzschnell. Sein rechter Fuß schoß hoch und traf Thwaite mit der Schuhspitze in den Magen. »*Puerco!*«

Thwaite krümmte sich vor Schmerzen zusammen. Er konnte kaum noch atmen. Grelle Lichter tanzten vor seinen Augen.

»Du glaubst doch nicht, daß ich mich danach bücke, oder?« Antonio sah Thwaite verächtlich an. »Ich doch nicht. Nachdem ich dir eben erst klargemacht habe, wer hier die Befehle erteilt.« Er beugte sich leicht zu Thwaite herunter und hielt ihm wieder die Hand hin. »Gib mir das verdammte Geld, Mann.« Seine Stimme hatte einen drohenden Ton bekommen.

»Hier!« rief Thwaite und streckte sich in einer schnellen Bewegung. Sein Stock aus poliertem Hartholz schoß hoch und schlug gegen die Rippen des Zuhälters. Er fühlte die Erschütterung des Stoßes den ganzen Arm hinauf.

Antonio stöhnte auf und brach in der nächsten Sekunde zusammen. Sein Gesicht war in einem ungläubigen Ausdruck erstarrt.

Rechts von sich hatte Thwaite im Augenwinkel eine Bewegung wahrgenommen. Er duckte sich zu Boden und benutzte Antonios Körper als Schutzschild. Der Zuhälter ächzte vor Schmerzen, als Thwaite ihm die Hände auf den Rücken bog.

Von den beiden Frauen war nichts mehr zu sehen. »Bete dafür, daß sie klug genug waren, zu verschwinden«, flüsterte Thwaite in Antonios Ohr.

»*Madre de Dios!*« Antonio bebte am ganzen Körper.

Den Zuhälter fest im Griff, bewegte sich Thwaite in Vierteldrehungen einmal im Kreis und spähte dabei ins Dunkel. Irgendwo heulte eine Sirene auf. Doch ihr durchdringender Ton wurde langsam schwächer, dann war es wieder still. Thwaite fühlte sich wie auf einen riesigen Schießstand gesetzt, bei dem er die Zielfigur abgeben sollte. Er ließ seinen Schlagstock fallen und zog seinen Dienstrevolver. Dann hielt er die Waffe dicht vor Antonios Gesicht.

»Hör zu, du Scheißkerl. Du hast jetzt eine Chance, das hier zu beenden, bevor jemand ernsthaft Schaden nimmt.«

»Den Gefallen tue ich dir nicht, Mann.« Antonio spuckte Blut. Er hustete, und sein Körper krümmte sich zusammen. »Du hättest mich nicht schlagen sollen, Mann.«

Thwaite hielt unverwandt die nähere Umgebung im Auge. »Dann hättest du nicht so gierig sein sollen, Tonio. Für dich war eine Lektion fällig.«

»Der letzte, der mir eine Lektion erteilen wollte, war mein alter Herr.« Wieder spuckte er Blut. »Ich habe ihn dafür in sämtliche Einzelteile zerlegt, Mann.«

Thwaite glaubte, zwischen dem Ahorn eine schnelle Bewegung gesehen zu haben. »Tonio«, sagte er leise, »auf dich wird sie hören. Sag ihr, daß sie schön langsam herauskommen soll, und dann vergessen wir die ganze Sache.«

Der Zuhälter warf sich herum. Seine Nase und sein Mund waren blutverschmiert, aber seine Augen schienen freudig zu glänzen. »O nein, Mann.« Seine Lippen verzogen sich zu der Andeutung eines Lächelns. »Das tue ich ganz bestimmt nicht. Du hast Angst, Thwaite. Ich sehe es dir an. Sonia kann keine *Puercos* ausstehen. Sie wird dich erschießen für das, was du getan hast, Mann.«

Thwaite ließ Antonio los und spähte angestrengt zu den Bäumen hinüber. Langsam wich er in geduckter Haltung seitlich nach links aus. Sie stand auf dieser Seite

eines Baumes. Und jetzt trat sie aus ihrer Deckung heraus, um freies Schußfeld zu haben. In diesem Moment hob er seinen Revolver. Er hielt ihn mit beiden Händen, beide Arme weit ausgestreckt. Zweimal drückte er ab. Wie Gewitterdonner krachten die Schüsse in seinen Ohren.

»*Sonia! Andale! Andale!*« Es war Antonios gellende Stimme. »Du blöde Hure. Lauf!«

Thwaite richtete sich auf. »Es ist zu spät, Tonio.« Er ging hinüber zu den Bäumen. Seine Augen suchten nach der zweiten Frau.

»*Puerco!*« schrie der Zuhälter und strengte sich an, auf die Beine zu kommen. »Deine Mutter muß eine Hure gewesen sein, du Scheißkerl!«

Thwaite stand über der Toten. Er hatte die Pistole der Frau in seine Jackentasche gesteckt. Von der anderen war nichts zu sehen. Sein Herz schlug heftig. Wie sehr wünschte er sich jetzt, am Eingang des Parkes umgekehrt und nach Hause gegangen zu sein.

Er hörte Antonio herankommen.

»*Madre de Dios!*« Der Zuhälter fiel neben der Toten auf die Knie und berührte ihr Gesicht. »*Muerto!*« Sein Kopf fuhr herum. »Du hast sie umgebracht, *Puerco!*«

Wilder Zorn überfiel Thwaite plötzlich. Er griff dem Zuhälter in die öligen Haare und riß den Kopf hoch. »Hör mir gut zu, ich habe dich vorher gewarnt!« Er hatte Tränen in den Augen. »Du warst anscheinend zu dumm, um wissen zu können, auf was du dich einläßt!«

Mit einer heftigen Bewegung stieß er Antonio, in dessen Augen er glühenden Haß brennen sah, von sich. »Such dein zweites Mädchen und verschwinde aus meinen Augen. Denn wenn ich dich noch einmal hier sehen sollte, Tonio, dann werde ich dich töten. Und niemand wird sich dafür interessieren, warum ich es getan habe.«

Er atmete schwer, seine Brust war wie eingeschnürt. Schließlich wandte er sich um und ging auf steifen Beinen davon. Vor dem Park ging er zur nächsten Telefonzelle und benachrichtigte die Polizei. Dann ging er durch die Straßen nach Hause, bog in den Weg zu seinem Haus ein, sah dabei den zerrupften Rasen, den er längst ausgebessert haben wollte, und legte sich schließlich neben seiner Frau nieder, um endlich einzuschlafen.

Fast alles, was Kim tat, wurde von seinen Gefühlen bestimmt.

Von ihnen hatte er sich bei den Verhören in Ban Me Thout lenken lassen, und sie trieben ihn auch heute noch an, wenn er einen Auftrag zu erledigen hatte. Es war der einzige Weg für ihn, seinen Opfern den Tod mit immer derselben Präzision zu bringen, wie seine Auftraggeber sie von ihm erwarteten. Er war aufgekratzt und niedergeschlagen wie ein manisch Depressiver. Für einen Mann, der auf seine Umgebung ziemlich ausgeglichen wirkte, war das äußerst ungewöhnlich. Vielleicht hatte seine Narbe etwas damit zu tun.



Jetzt, auf dem Weg zu John Holmgrens Apartment, mußte Tracy wieder daran denken, als sein Blick auf den Vietnamesen fiel, der neben ihm ging. Kim war einmal verraten worden. Man hatte ihn mit einem Mordauftrag nach Kambodscha geschickt, doch schon kurz hinter der Grenze war er von den Roten Khmer in einen Hinterhalt gelockt und gestellt worden. Sie wußten, wer er war, wieviel Blut er vergossen hatte.

Sie hatten keinen Grund, ihn am Leben zu lassen — aber sie taten es. Vielleicht haßten sie ihn so sehr, daß sie nicht in der Lage waren, sofort Rache an ihm zu nehmen. Vielleicht wollten sie an ihm aber auch ein Exempel statuieren. Was immer der Grund gewesen sein mag, sie haben ihn jedenfalls nicht auf der Stelle getötet, wie sie es sonst mit ihren Feinden taten.

Sie nahmen ihn mit in ihr Lager. Dort streckten sie ihn auf dem Boden aus und fesselten seine Hände und Füße an kleine Holzpflocke. Dann fügten sie ihm mit ihren Messern Wunden zu. Es war keine systematische Folter, nichts Durchdachtes. Fast zufällig schnitten sie ihn da und dort zu völlig unvorhersehbaren Zeiten, wenn sie gerade an ihn dachten oder wenn sie nichts anderes zu tun hatten. Sie stachen ihm ins Bein oder in den Arm und zerschnitten dabei auch seine Kleider aus schwarzer Baumwolle. Für Kim war diese Behandlung viel demütigender, als wenn er einem gnadenlosen Verhör unterzogen worden wäre. Dann hätte er es zumindest mit Leuten seinesgleichen zu tun gehabt; er hätte seine

Talente mit ihren messen können und sich ein wenig stolz gefühlt. Aber die Roten Khmer nahmen ihm seinen Stolz und mit ihm seine Ehre als Mann. Kim war ein Krieger, und sie behandelten ihn wie ein Tier, das es nicht wert war, angespuckt, zu werden.

Als Tracy herausgefunden hatte, wo Kim gefangengehalten wurde, drang er heimlich in das Lager der *Chet Khmau* ein. Er schnitt Kim von seinen Fesseln los, legte ihn sich über die Schulter und trug ihn in den sicheren Schatten des Dschungels. Zu diesem Zeitpunkt hatte Kim noch keine Wunde im Nacken.

Weil Kim immer wieder vor Schmerz aufschrie, blieb Tracy schließlich stehen und setzte ihn ab. Kim bat Tracy um sein Messer, »um mir diese Lumpen, die ich noch am Leib habe, etwas zurechtzuschneiden.« Er hatte das Messer genommen und war ein paar Schritte in das dichte Grün hineingegangen. Tracy war an dem Pfad, den sie gekommen waren, stehengeblieben und hielt nach möglichen Verfolgern Ausschau.

Kim faßte das Messer mit der linken Hand an der Klinge und legte seinen Kopf, soweit er konnte, auf die rechte Schulter. Er hatte einen bitteren Geschmack nach Messing in seinem Mund. Sein Speichel trocknete aus. Er war ein Krieger, und sie hatten ihn geschlagen, diese Tiere. In seinem Kopf glühte der Haß.

Niemand konnte ermessen, welche Kränkungen er erlitten hatte. Und dieser Gesichtsverlust würde ihn buchstäblich töten. Jetzt, wo er gerettet war, schienen

seine Wunden nur unbedeutend zu sein. Aber wenn er auch in den nächsten Tagen ohne medizinische Versorgung geblieben wäre, wären sie septisch geworden, geschwollen und schließlich hätte sie die einsetzende Entzündung tief rot werden lassen. Ein langsam sich hinziehender Tod, verursacht von Tausenden geringfügigen Schnitten. Das war es, was die Roten Khmer ihm zgedacht hatten. Kim würde ihnen das niemals vergeben.

Aber jetzt mußte er erst einmal einen Beweis für Tracy und all die anderen in Ban Me Thuot schaffen, daß er durch eine grausame und vernichtende Foltermühle gegangen war. Niemand durfte einen Zweifel daran haben, daß er wie ein Krieger behandelt worden war, daß er wie ein Krieger standgehalten hatte und daß er am Ende wie ein Krieger triumphiert hatte.

Er sah zu Tracy, der mit dem Rücken zu ihm stand und ihren Weg zurückblickte. Der Amerikaner würde nichts sehen, und er konnte nichts wissen, in diesem Moment fiel ein großer Teil des Hasses, den Kim für seine kambodschanischen Häscher empfand, auf Tracy. Schließlich würde er es sein, der Kim zurückbrachte und der mit eigenen Augen Kims Erniedrigung gesehen hatte. Er war derjenige, der Kim unbewußt das tun ließ, was er tun mußte. Und das konnte, das *wollte* Kim ihm nicht verzeihen.

Ohne einen bewußten Gedanken, nur von seiner Willenskraft gelenkt, drückte die linke Hand die

Messerklinge herunter. Kim biß sich in die Unterlippe, als der Schmerz wie ein glühender Strahl in seinen Arm fuhr. Aber er zwang sich, seine Hand weiter zu bewegen, obwohl sie taub geworden war. Der ganze Arm war taub, aber die Hand bewegte sich unerbittlich. Immer weiter hinunter, von seinem linken Ohr bis zum Schulteransatz. Eine Wunde, die mit Sicherheit eine sichtbare Narbe hinterlassen würde, ein Mal, das er für immer tragen würde und auf das er — zumindest nach außen hin — stolz sein konnte. Eine Narbe, über die alle in Ban Me Thuot sprechen würden. Und mit einem Anflug von Ehrfurcht in der Stimme würde man sich erzählen, welche Leiden Kim, der Vietnamese, für seine weißen Brüder auf sich genommen hatte. Wie er furchtlos, wie es sich für einen großen Krieger gehörte, durch das Höllenfeuer gegangen war.

Kim bebte am ganzen Körper, als er die Klinge zurückzog.

Vorsichtig beugte sich Kim zu Boden, ein Schwindelgefühl raste durch seinen Körper. Er fühlte die Wunde den Nacken hinunter nassen. Wieder und wieder wischte er die verschmierte Klinge an dem hochwuchernden Grün ab.

»Kim!«

Tracys drängendes Flüstern ließ Kim innehalten. Blut schoß ihm in den Kopf und legte sich wie ein roter Schleier vor seine Augen.

»Wir müssen hier weg. Ich höre die Roten Khmer kommen!«

»Ja«, antwortete Kim. Seine Lippen waren trocken wie Papier. Er richtete sich mühsam auf, und die Welt begann sich um ihn zu drehen wie ein Wirbel aus Licht und Schatten. Seine Hand suchte verzweifelt nach einem Halt und klammerte sich um den pelzigen Ast eines Baumes.

»Kim!« ließ sich Tracy wieder hören. »Wir haben keine Zeit mehr. Sie können jeden Moment hier sein!«

Kim biß die Zähne zusammen, daß ein leises Knirschen zu hören war, und löste seine Hand von dem sicheren Anker. Eine Wurzel, die aus dem Boden hervorwuchs, ließ ihn stolpern und hinschlagen. Unter Schmerzen quälte er sich wieder hoch, und mit unsicheren Schritten ging er zu Tracy. Er fühlte den Griff des Amerikaners stark und merkwürdig beruhigend. Und so ließ er es zu, daß er halb durch den Dschungel getragen wurde, in dem ihm sonst jeder Schritt vertraut war. Nach Hause, zu den bewundernden Blicken der anderen. Als Held nach Hause.

Was Kim nicht wissen konnte war, daß Tracy das Blut des anderen fühlte, als er ihn unterfaßte, um ihn durch das Dunkel des Dschungels zu leiten. Kims eiserner Wille und seine Selbstbeherrschung hatten längst jedes Gefühl für die neue Wunde aus seinem Bewußtsein verbannt, sie war wie anästhesiert. Anders hätte er auch keinen Schritt mehr tun können. Aber so

fühlte er auch nicht, wie Tracys Hand langsam den Rücken hinauf tastete. Er ahnte nicht, welche Entdeckung der Amerikaner machte und wie treffend die Schlüsse waren, die er zog. So kam es, daß noch ein anderer von Kims schrecklichem Geheimnis wußte, den Kim haßte und der gelernt hatte, den Vietnamesen zu hassen.

Als sie jetzt die Stufen zu dem eleganten Apartmenthaus hinaufgingen, in dem der Gouverneur gewohnt hatte, und ihre Passierscheine dem Wache stehenden Streifenpolizisten vorzeigten, fiel Tracys Blick wieder auf die blasse Narbe in Kims Nacken. Wie hatte er es geschafft, ihn hierher zu bringen und zurück in den Schoß der Stiftung? Kim hatte einen empfindlichen Punkt bei ihm berührt. Wie immer hatte er sich auf das Gefühl verlassen. Und Holmgren war der Schlüssel zu Tracy. Kim hatte das gewußt und Tracy ebenso, aber trotzdem war Tracy machtlos gegen alles Weitere gewesen.

Zum Teufel mit Kim, dachte Tracy, ich tue das hier für mich und niemand sonst. Und dennoch wurde er das Gefühl nicht los, in einen schwarzen Abgrund zu stürzen.

Als Atherton Gottschalk nach einer Besprechung mit führenden Gewerkschaftsvertretern, die tagtäglich, über den Capitol Hill schwärmten und jedem Senator das Leben schwermachten, das Capitol verließ, wußte er genau, was er zur Entspannung brauchte. Er entließ für

diesen Tag Fahrer und Wagen und nahm, um den wachsamen Augen und Ohren von Washingtons Lobbyisten zu entgehen, ein Taxi, von dem er sich so weit nach Norden fahren ließ, daß er der allgemeinen Neugier entkommen war. Dann ließ er den Wagen plötzlich halten und mit der Entschuldigung, daß er es sich anders überlegt habe, stieg er wieder aus.

Er überquerte die Straße und nahm einen Bus in Richtung Süden. Vierzig Minuten später stand er in der Altstadt von Alexandria, auf der anderen Seite des Potomac. Das letzte Stück legte er zu Fuß zurück und verfiel dabei in den schnellen, aber angenehmen Trott aus seiner Zeit als Sportler am College.

Wie er jetzt merkte, hatte er sich eigentlich schon den ganzen Tag ungeheuer erleichtert gefühlt. John Holmgrens Tod hatte ihm eine schwere Last von den Schultern genommen. Holmgrens Politik hatte in ihren Grundzügen das Ostküsten-Establishment repräsentiert und war dadurch unangreifbar gewesen. Wie Gottschalk den Mann gefürchtet hatte! Aber jetzt lag das alles hinter ihm. Holmgren war tot und begraben.

Es war kein Licht auf der Straße zu sehen. Er bog in den Aufgang zu einer Villa ein, die hinter hohen Bäumen und dichtem Buschwerk versteckt lag. Ein vier Meter hoher Bambuszaun schirmte zudem das gesamte untere Stockwerk und den gepflegten Grund des Hauses zur Straße hin ab. Das schmiedeeiserne Tor, das die Auffahrt versperrte, hing zwischen zwei Steinsäulen. Auf

der linken war ein kleines, unauffälliges Messingschild befestigt, auf dem ein Name stand: CHRISTIAN.

Um die kleine Tür, die in das Tor eingelassen war, zu öffnen, benutzte er einen Schlüssel, den er an einem besonderen Ring in der Schutzhülle seines Casino-Taschenrechners hatte. Er öffnete die Tür, ohne sich umzusehen. Das nächste Haus lag mehr als dreihundert Meter entfernt.

Er ging einen kleinen Steinweg hinauf, der mit achteckigen Platten ausgelegt war und ihn an Akazien und Magnolien vorbeiführte. Das Dach des Türportals wurde von zwei Säulen getragen, was ihn an den Tiefen Süden erinnerte. Er mochte das sehr. Und deshalb hatte er sich auch entschlossen, das Haus für Kathleen zu kaufen. O nein, nicht daß sein Name dabei ins Spiel gekommen wäre. Er konnte mit dem Haus nicht in Verbindung gebracht werden, und so sollte es ja auch sein. Gottschalk liebte seine Frau. Aber er liebte auch das, was Kathleen ihm gab.

Er ging den langen, mit italienischen Kacheln verfliesten Flur hinunter und verschwand in einem großen Schlafzimmer. Als er aus dem Bus gestiegen war, hatte er den Knopf eines kleinen Senders gedrückt, den er stets bei sich trug. Der Impuls hatte ein kurzes elektronisches Signal zu einem Empfänger geschickt, der seinen festen Platz in Kathleens Handtasche hatte. Wo sie auch war, was sie auch gerade tat — sie würde sein Zeichen hören. Und sie würde kommen.



Er zog sich aus und ging zu einem hohen Wandschrank. Von einem Holzbügel nahm er einen Jogginganzug aus blauem Nylon und zog ihn an. Dann betrat er durch eine Tür am anderen Ende des Zimmers einen großen fensterlosen Raum, dessen Wände verspiegelt waren. Vor den Spiegelflächen stand ein Ring von verschiedenen Bodybuilding-Geräten. Der Boden war mit schweren Gummimatten ausgelegt. In der gegenüberliegenden Ecke des Raumes, dort, wo Decke und Spiegelwand zusammentrafen, hing ein Bündel von Lautsprechern.

Er trat in die Mitte des Raumes, legte sich auf den Mattenboden und begann mit seinen Übungen. Schon nach kurzer Zeit stöhnte er vor Aftstrengung. Der Schweiß lief ihm aus allen Poren, es war ein gutes Gefühl.

Dann erhob er sich wieder und begann mit den Geräten zu arbeiten. Erst mit denen, die Beine und Unterleib kräftigen, dann, zwanzig Minuten später, wechselte er an die Geräte für den Oberkörper. Nach weiteren zwanzig Minuten ging er schließlich zu der Zugapparatur, die der Stärkung der Brustmuskulatur diene. Das Gerät stand etwas abseits in der hinteren Ecke des Raumes, nahe an eine Spiegelfläche gerückt, die nicht wie die anderen aussah.

Gottschalk hielt den Blick auf die rätselhaft dunkle Fläche geheftet, als er auf den Sitz des Apparates stieg und seine Hände durch die Griffschlaufen der Seilzüge

schob. Er hatte sich auf jeder Seite nur ein Zehn-Kilo-Gewicht aufgelegt, sonst hängte er an jedes Seil immer das dreifache Gewicht. Einen Augenblick blieb er still sitzen, er fühlte seine Kraft wie einen Strom durch seinen erhitzten Körper fließen. Dann wandte sich seine Aufmerksamkeit wieder dem Spiegel zu, dessen Oberfläche der eines stillen Sees mit schattenhaften Bewegungen in der Tiefe zu gleichen schien, mit Leben unter einer pergamentenen Haut.

Er hörte, wie die Haustür geöffnet und wieder geschlossen wurde. Die Frage, wer gekommen sein konnte, erübrigte sich.

Es gab etwas, das niemand außer ihr von ihm wußte. Für die Öffentlichkeit war dieses Wissen nicht bestimmt, nicht für seine politischen Freunde, nicht für seine Feinde, ja nicht einmal für seine Frau. Nur Kathleen konnte dieses Verlangen von ihm erfüllen, ein perveres Verlangen, das ihn gleichzeitig mit Scham und Erregung erfüllte. Er glaubte, daß es etwas Ähnliches war wie der Wunsch, von einer Frau geschlagen zu werden. Doch davon hatte er keine Vorstellung. Dafür wußte er um so besser, was jetzt beginnen würde, und sein Körper brannte vor Erwartung.

Er starrte gebannt auf die Spiegelfläche, als hätte er einen Röntgenblick, der klar bis auf den Grund des Sees schauen könnte. Und einen Lidschlag später konnte er *tatsächlich* durch den Spiegel hindurchsehen, als in dem angrenzenden Zimmer das Licht eingeschaltet wurde.

Kathleen! Er konnte ihre ausgeprägten Wangenknochen erkennen, ihren straffen Körper. Sie hatte nicht ein Gramm Fett zuviel, unglaublich lange Beine, einen Schwanenhals, ein herzförmiges Gesicht, das von blauen Augen beherrscht wurde, und darüber glänzend schwarze Haare, kurzgeschnitten wie die eines Mannes, Haare wie das Fell eines Tieres. Sie war schön und böse. Er lachte laut auf. Ja, das kennzeichnete Kathleen richtig.

Sie trug ein dunkelblaues Popelinkleid, das ihre Haut noch heller erstrahlen ließ. Der Stehkragen brachte ihren geschwungenen Hals noch besser zur Geltung, und ein einzeln gefaßter Diamant glitzerte in der Kragenöffnung. An den Füßen trug sie hochhackige, an der Spitze offene Schuhe aus Krokodilleder, deren Farbton zum Kleid paßte. Sie trug keine Ringe, aber ein breites Goldarmband an ihrem linken Handgelenk.

Schattenhaft konnte er auch das Mobiliar hinter ihr erkennen. Es erinnerte ihn an das Schlafzimmer seiner Mutter in dem alten Haus seiner Eltern im ländlichen Virginia.

Die Arbeit mit den Gewichtszügen hatte ihn zum Schwitzen gebracht. Er leckte sich die Lippen, während er Kathleen hinter der geisterhaften Grenze des Zweiwegspiegels zusah. Sie stand mit dem Rücken zu ihm. Nicht einmal schaute sie in seine Richtung, für sie war er nicht da.

Sie hob ihre Hände und begann, unsichtbar für ihn, die Knöpfe ihres Kleides zu öffnen. Mit weit aufgerissenen Augen sah er, wie sie sich immer tiefer vornüberbeugte, und Gottschalk hätte schwören können, daß er sie seufzen gehört hatte. Jetzt sah er ihren Kopf im Profil. Ihre linke Schulter hob sich und berührte leicht das Kinn, die andere senkte sich, und wie aus purem Zufall fiel das Kleid über die tiefere Schulter herab bis zum Gürtel.

Sie stand jetzt mit nacktem Oberkörper vor ihm, und jede Bewegung ihrer Rückenmuskulatur war deutlich zu erkennen. Dann beugte sie sich wieder vor, und in einer schnellen Bewegung wirbelte sie herum. Gottschalk stieß keuchend die Luft aus. Ihre Hände hatten das aufgeknöpfte Kleid weit auseinandergezogen. Nur der Gürtel um ihre Hüften verhüllte noch ihren Nabel, als läge dort ein besonderes erotisches Geheimnis.

Kathleens Schamhaar war von demselben tiefen Schwarz wie das Haar auf ihrem Kopf. In dichten, schweren Locken züngelte es wie Flammen eines schwarzen Feuers den Venusberg hoch.

Für eine Ewigkeit, jedenfalls schien es ihm so, bewegte sie sich nicht, sie stand in einer Pose, die Hände in die Hüften gestützt, das linke Bein leicht angewinkelt und auf die Zehenspitzen gestellt, den Kopf zur rechten Seite geneigt. Manchmal, wenn er als kleiner Junge verschwitzt und voller Pferdegeruch von einem Tagesausritt zurückgekommen war, hatte Gottschalk

seine Mutter in dieser Haltung überrascht. Meistens sprach sie gerade mit seinem Vater, während sich beide für eine Abendgesellschaft in irgendeinem der exklusiven Kreise und Zirkel Washingtons umzogen.

Dann, fast unmerklich, öffneten sich Kathleens Schenkel weiter und weiter, bis ihre Knie soweit gebeugt waren, daß es aussah, als ob sie sich hinsetzen wollte. Doch plötzlich schoß ihre Hüfte vor und bog sich nach oben, daß es schien, als wollte sie den Schatz zwischen ihren Schenkeln an seine zitternden Lippen heben.

Immer heftiger riß er an den Zugseilen des Bodybuilding-Gerätes, bis die Anstrengung wie ein Feuer in seiner Brust saß, bis die Sehnen an der Innenseite seiner Schenkel schmerzten und zwischen seinen Schulterblättern eine glühende Messerklinge zu sitzen schien.

Aus den Lautsprechern oben unter der Decke hörte er Kathleens leidenschaftliches Flüstern und Stöhnen, es wurde eindringlicher und lauter, während ihre Hüften zuckten und kreisten.

Ah, er konnte es nicht länger aushaken. Doch er mußte, er mußte! Denn er wußte, was noch auf ihn wartete. Aber Kathleens Tanz war immer wilder geworden, ihre kurzen Schreie und ihr Stöhnen immer drängender, so daß sein eiserner Wille in dem rasenden Feuer seines Verlangens dahinschmolz.

Mit einem Aufschrei riß er seine Hände aus den Halteschlaufen der Gewichtszüge und zerrte sich die schweißnase Nylonhose herunter.

Als ob sie fühlen konnte, was sich hinter der dünnen Barriere zwischen ihnen abspielte, wirbelte Kathleen in ebendiesem Moment herum. In einer blitzschnellen Bewegung beugte sie sich vornüber, ihre Hände zogen die Rundungen ihres Gesäßes auseinander, dann preßte sie es gegen das Glas.

Gottschalk hatte gerade noch Zeit genug, seinen Penis aus der Enge des Stoffes zu befreien. Dann lösten der Anblick des Bildes vor seinen Augen, das er gierig in sich aufzog, und das Gefühl seiner zitternden Finger auf der eigenen Haut sein gespanntes Verlangen in einer heißen Explosion.

Er stöhnte laut und rutschte dabei von dem Trainingsgerät herunter auf die Knie, ohne daß er auch nur einen Moment seinen Blick von dem schwankenden Bild vor sich nahm. Dann fiel ihm das Kinn auf den schweißnassen Stoff, der seine Brust bedeckte.

Tracy starrte auf das Sofa, auf dem John Holmgren gestorben — oder ermordet worden war. Kreidestriche und weiße Klebestreifen markierten die Position, in der man ihn gefunden hatte, in der er vermutlich gestorben war. In einiger Entfernung stand ein flacher quadratischer Tisch aus dunklem Holz und auf ihm ein silbernes Tablett mit einer Kaffeekanne aus getriebenem Silber sowie

zwei Tassen aus feinem Porzellan, auf deren Untertellern silberne Kaffeelöffel lagen. Neben dem Tablett stand eine eckige Flasche mit Birnenbrandy. Sie war noch halbvoll; die kleine Frucht lag welk und reglos in dem bräunlichen Niederschlag über dem Boden der Flasche.

Kim sah Tracy mit müden Augen an. »Wenn wir nur noch seine Leiche hätten, dann müßten wir hier jetzt nicht alles auf den Kopf stellen.«

Tracy sah den Vietnamesen abschätzend an. »Es ärgert dich maßlos, daß du mich hierzu brauchst, nicht wahr? Ich meine, tief in dir drin. Aber das hier ist *mein* Spezialgebiet und nicht deines. Und das kannst du nicht ertragen.« Kim antwortete nicht. »Die Leiche ist eingäschert worden, daran ist nun nichts mehr zu ändern. Also laß uns das Beste aus dem machen, was uns geblieben ist.«

»Natürlich.«

»Dann sei ruhig und laß mich arbeiten.«

Sorgfältig überprüfte Tracy die Nähte der Kissen auf dem Sofa, um zu sehen, ob sie aufgetrennt worden waren oder ob sonst etwas an ihnen verändert worden war.

Dann prüfte er alle Fugen und Kanten der Möbelstücke im Zimmer. Besonders achtete er darauf, ob auf dem Teppichboden unter Tischen und Schränken Sägespäne oder andere Füllstoffe zu sehen waren. Doch nichts wies darauf hin, daß sich irgend jemand in letzter

Zeit gewaltsam an den Sachen zu schaffen gemacht hatte.

Dann machte er sich über den Schreibtisch und seinen Inhalt her; es folgten die Bücherregale und die Anrichte. In immer weiteren Kreisen entfernte er sich von der Stelle, an der der Senator gestorben war. Aber nach anderthalb Stunden saß er wieder auf dem Stuhl zwischen dem Sofa und dem flachen Tischchen. Kim hatte sich ein Glas mit Brandy gefüllt und trank ihn in kleinen Schlucken, als ob ihn keine andere Sorge quälte als die an ein geruhssames Mahl und einen tiefen Schlaf.

»Du bist immer noch nicht bereit aufzugeben, oder?«  
Er hatte einen neckenden Ton in seiner Stimme.

»Wer hat was von Aufgeben gesagt?«

Kim breitete die Arme aus. »Du bist überall gewesen, hast alles untersucht. Was willst du noch tun?«

Tracy war wütend. Während er die ganze Arbeit tat, hatte Kim es sich gemütlich gemacht und trank auch noch den Brandy ihres toten Gastgebers. »Wann legst du endlich deine kalte Maske ab?«

»Ich?«

»Du glaubst immer noch, ständig deine fernöstliche Abgeklärtheit beweisen zu müssen.« Er beugte sich erregt vor. »Der unerforschliche Kim. Er spricht in Andeutungen und Aphorismen und ist überzeugt, daß kein Westler ihn versteht. Es gibt dir das Gefühl, deine Heimat noch nicht ganz verloren zu haben, nicht wahr?



Ja, Kim. Du kannst dich dann hier als etwas Besonderes fühlen.«

»Du hast nicht die geringste Ahnung, was mit mir ist«, erwiderte Kim scharf. »Es interessiert mich nicht, was du alles über die Khmer weißt.« Seine Lippen verzogen sich zu einem spöttischen Grinsen. »Wie sehr du sie liebst. Was kann ein Westler schon fühlen? Du bist ein Außenseiter. Du weißt nichts von dem Zorn, den wir in uns tragen, wie ein zweites schmerzendes Herz.«

»Du hast recht«, sagte Tracy hitzig. »Tu nur weiter so, als ob du der einzige wärst, dem Narben von seinen Wunden geblieben sind.« Zynisch fuhr er fort: »Armer Kim. Der einzige Vietnameser, dessen Familie im Krieg getötet worden ist.« Der Eindruck bleibt, ein verändertes Muster, Bilder, die sich in seinem Kopf auflösen und neu verbinden. »Mein Gott, aber du machst...« Tracy erstarrte, als sich sein Kopf leicht nach rechts gedreht hatte. Das Gehirn hatte genug Zeit gehabt, wahrzunehmen, zu klassifizieren, und dann hatten die Alarmglocken auch schon angeschlagen.

»Was ist los?« Kim hatte ihr kleines Wortduell schon wieder vergessen.

Langsam bewegte sich Tracys Hand auf die Flasche mit dem Birnenbrandy zu. Er glaubte, daß es von Kims Griff nach der Flasche ausgelöst worden war. Die kleine Frucht hatte sich bewegt. Sie hatte sich leicht auf eine Seite gelegt und dabei war für einen Augenblick ihre

Unterseite zu sehen gewesen. Was Tracy dort gesehen hatte, interessierte ihn sehr.

»Geh ins Badezimmer und hol mir ein Handtuch.« Seine Stimme hatte einen befehlenden Ton bekommen. »Dann geh in die Küche und bring mir ein Obstmesser mit.«

»Was hast du denn auf einmal?«

»Los, mach schon!« Tracys Augen blieben auf die Unterseite der Birne geheftet. Er musterte sie sorgfältig, während Kim aus dem Zimmer gegangen war; aber das verzerrende Glas des Flaschenbodens, die Flüssigkeit und die abgelagerten Fruchtflocken ließen ihn nicht genau erkennen, auf was er blickte.

Mit wachsender Erregung hob er die Flasche mit der rechten Hand vom Tisch und schraubte sie mit der linken auf. Dann nahm er den Deckel von der silbernen Kaffeekanne und schüttete den Brandy hinein.

Als Kim zurückkam, nahm er ihm das Handtuch aus der Hand und wickelte es in immer neuen Lagen um die leere Flasche. Anschließend legte er das unförmige Paket auf den Boden. Er hob seinen rechten Fuß, atmete tief ein, und während ihm die Luft in einem heftigen Atemstoß zischend aus den Lungen fuhr, senkte sich der Fuß in einer kurzen, schnellen Bewegung über der eingewickelten Flasche. Das folgende Geräusch war nicht lauter als das Brechen eines dünnen Zweiges.

Tracy bückte sich und wickelte das Paket Lage um Lage wieder aus, wobei er sich beherrschen mußte, die

Hülle nicht einfach wegzureißen. Er ließ sich von Kim das Obstmesser reichen und entfernte mit ihm geschickt die Glasscherben, die über der Birne lagen.

Kim sah noch immer mit unverständigen Augen zu, als Tracy einen Kaffeelöffel von einer Untertasse nahm und die mumifizierte Frucht damit auf das Silbertablett beförderte.

Einen Augenblick starrte er sie unbewegt an. Auf ihrer Unterseite war mit Sicherheit keine Druckstelle oder ein Riß. Es war ein Schnitt. Und er war so perfekt gerade, daß er unmöglich eine natürliche Ursache haben konnte.

Vorsichtig näherte Tracy sich der Frucht mit der Schneide des Obstmessers. Er beugte sich dabei so nahe an die Birne, daß ihm ihr Aroma in die Nase stieg. Der Geruch des Brandys hing schwer im Zimmer. Geduldig versuchte er, den Schnitt mit der Messerspitze zu weiten, ohne dabei das Fruchtfleisch zu verletzen.

Er ließ sich Zeit, geriet ins Schwitzen und biß sich vor Konzentration in die Unterlippe. Schon beim ersten Versuch war er gegen ein Hindernis gekommen, es mußte etwas Festes sein, das ungefähr zwei Zentimeter groß war, wie Tracy schätzte; aber er hatte keine Vorstellung von der Form des Gegenstands, deshalb arbeitete er auch so vorsichtig. Auf keinen Fall wollte er das, was in der Frucht verborgen war, beschädigen oder gar zerstören.

Schließlich hatte er das merkwürdige Ding von beiden Seiten her mit dem Messer umfahren, und er begann es zu sich hin, zur Öffnung des Schnitts zu drücken. Einmal verlor er es, und sein provisorisches Skalpell schnitt in einer Kurve durch das weiche Fruchtfleisch, so daß Tracy laut fluchte. Aber dann hatte er es wieder, und schließlich wurden seine Anstrengungen belohnt.

Blankes Metall blitzte auf, als der Gegenstand in der Schnittöffnung erschien, dann fiel er auf das Silbertablett.

»Herr im Himmel!« entfuhr es Tracy, während Kim sich über ihn beugte. Tracy setzte sich wieder und sah das glänzende Ding nachdenklich an. Seine Nackenmuskeln schmerzten von der gekrümmten Haltung, die er so lange eingenommen hatte; doch er kümmerte sich nicht darum. Nichts konnte so wichtig sein wie das, was er vor sich sah.

Keiner von ihnen sprach ein Wort. Kim griff in die Brusttasche seiner Jacke und zog ein blütenweißes Leinentaschentuch hervor. Tracy nahm es ihm aus der Hand und hob das metallene Ding mit dem Kaffeelöffel in seine neue Hülle. Er wickelte es sorgfältig ein und schob es in seine Jackentasche.

Eine Zeitlang starrten sie sich stumm an. Dann brach Kim das Schweigen. »Du weißt, wer das untersuchen muß.«

Tracy wußte es. Obwohl er ihn nicht in diese Sache hineinziehen wollte, besonders jetzt nicht, sah er ein, daß

ihm keine andere Wahl blieb. »Er ist krank«, sagte er langsam. Noch immer versuchten seine Gedanken, die volle Bedeutung dessen zu erfassen, was er gerade entdeckt hatte.

»Das habe ich nicht gewußt«, sagte Kim. »Ist es schlimm?« ,

»Ja, sehr.«

Kim stand auf. »Das wird dem Direktor leid tun.«

Tracy nickte abwesend. Alle Gedanken in seinem Kopf waren auf die kleine flache Scheibe in seiner Tasche gerichtet, die aussah wie der Knopf von einer Generalsuniform. Aber er wußte, daß es kein Knopf war — es war ein elektronisches Abhörmikrophon.

Khieu wußte genau, in welchem Moment sie das Lauschmikrophon gefunden hatten. Er war fast schon zur Tür heraus, da schlug der Alarm an. Er wurde in dem Augenblick ausgelöst, als die Spitze von Tracys Messer die kleine, flache Scheibe in der Birne berührte.

Khieu machte auf der Stelle kehrt und ging die breite Treppe in dem Haus an der Gramercy Park South in den zweiten Stock hinauf, den Flur hinunter und in sein Zimmer. Neben dem goldfarbenen Buddha, seinen ordentlich aufgereihten astrologischen Texten und Karten stand eine kleine braune Holzschachtel, die Khieu selbst angefertigt hatte. In ihr verborgen waren zwei Mikrochips. Eingelassen in die Oberfläche der Schachtel war eine rubinrote Leuchtzifferanzeige, die bei

21:06 stehengeblieben war. Es war dennoch keine Uhr. Unter der Holzdecke befand sich ein Kassettenrecorder.

Khieu drückte einen Knopf, der an der Seite der Schachtel verborgen war, und die Kassette glitt in seine Hand. Ohne Hast verließ er sein Zimmer und ging den Flur hinunter zur Bibliothek, in der der andere Mann groß und selbstsicher stand.

»Ich dachte, du seist schon gegangen.« Er warf einen Blick auf seine goldene Armbanduhr.

»Das Abhörmikrophon ist entdeckt worden«, sagte Khieu übergangslos. Er ging hinüber zur Bücherwand und schob die Kassette in einen Recorder, der in einem der Regale stand. Er wandte sich zu dem anderen Mann, und als der zustimmend nickte, schaltete er das Gerät ein.

»... ja, Kim. Du kannst dich dann hier als etwas Besonderes fühlen«, kam es aus den Lautsprecherboxen.

»Du hast nicht die geringste Ahnung, was mit mir ist«, antwortete eine zweite Stimme.

Auf eine kurze Geste des großen Mannes hin erstarb die Stimme. Er wandte sich zu den hohen Fenstern, seine Fingerspitzen fuhren über den festen Stoff der schweren Vorhänge. »Kim, hat er gesagt, nicht? Das hieße eigentlich, daß die Stiftung in die Sache verwickelt ist.« Er drehte sich wieder um, seine kalten blauen Augen lagen auf Khieu. »Aber wir wissen, daß das unmöglich ist, nicht wahr?«

»Also warum ist Kim dann hier?«

Der große Mann überlegte einen Moment. »Das ist vielleicht gar nicht unser größtes Problem, jetzt, wo der Schläfer aufgewacht ist. Der andere bei ihm war Tracy Richter. Ich weiß, daß die beiden eine Zeitlang zusammengearbeitet haben. In Ban Me Thuot und Kambodscha, bevor Richter auf so mysteriöse Weise von der Bildfläche verschwand.«

»Soll ich jetzt lieber hierbleiben?« fragte Khieu.

Der große Mann schüttelte den Kopf. »Nein, natürlich nicht. Was du heute nacht tun muß, verträgt keinen Aufschub. Du verstehst das am besten. Die Planeten haben dir deinen Weg vorgeschrieben. Also mach weiter, wie es geplant war. Mit dieser Aufnahme haben wir wieder alle Trümpfe in der Hand.« Er lächelte den anderen an. »Während du fort bist, werde ich mir überlegen, wie wir am besten mit den beiden verfahren.«

»Ich denke, wir wissen beide, was Tracy Richter jetzt mit dem Lauschk Mikro machen wird.« Mizo hatte Khieu von dem Mann in New York erzählt und ihm einige Beispiele von dessen kunstfertiger Handarbeit gezeigt.

»O ja«, erwiderte der große Mann. »Daran besteht wohl kein Zweifel. Die Frage ist nur, ob wir es überhaupt zulassen sollen, daß Richter soweit kommt.«

PHNOM PENH, KAMBODSCHA

*September 1966-April 1967*

Wie das schmerzvoll ernüchternde Erwachen nach einem übertriebenen Festgelage, so stürzten auch die Nachwirkungen von Präsident de Gaulles großartig angekündigtem Besuch in Kambodscha die meisten der gebildeteren Einwohner Phnom Penhs in tiefe Niedergeschlagenheit. All die Begeisterung, von der sie während der grandiosen Tage seiner Anwesenheit ergriffen worden waren, hatte sich davongeschlichen wie ein Dieb in der Nacht.

Die erhoffte Hilfe, die vom General versprochen worden war, hatte sich als etwas ganz anderes herausgestellt, als allgemein erwartet worden war. Ein zweites Gymnasium sollte errichtet werden, der Bau einer Phosphatfabrik wurde in Erwägung gezogen, und die unvorstellbar schlecht ausgerüstete Armee der Khmer sollte neue Uniformen bekommen. Das war alles.

Damit war allen plötzlich klar, daß Prinz Sihanouks Tage gezählt waren. Er hatte noch einmal alles in die Waagschale geworfen und konnte jetzt doch nichts Sicheres vorweisen. Bis auf eine Schule, die am Ende nur noch mehr gutausgebildete junge Männer, die alle keine Arbeit finden würden, hervorbrachte. Und bald schon würden diese Arbeitslosen ihren Unmut über das Regime äußern, das sie einmal, wenn auch nur zögernd, unterstützt hatte.



Auch in Sokha wuchs ein Gefühl der Unsicherheit und Haltlosigkeit. Eine fast schon hysterische, stumme Erwartung lag über der Stadt. Jeder wußte, daß etwas in der Luft lag, aber keiner konnte sagen, was. Sam behauptete, daß es die Revolution sei, aber Sokha war sich da nicht so sicher. Oft fragte er am Ende seiner Unterrichtsstunden Preah Moha Panditto nach dessen Meinung. »Ich denke über diese Angelegenheiten nicht nach«, antwortete der Mönch dann jedesmal. »Die Politik berührt uns nicht.«

In den kommenden Jahren sollte Sokha noch oft an diese Worte denken und bittere Tränen wegen seines *Lok Kru* vergießen.

*Was wird mit uns geschehen?* Diese Frage fuhr immer wieder wie ein kalter Wind durch seine Gedanken, so daß er sich jede Nacht im Schlaf unruhig im Bett herumwälzte und häufig auch aufwachte.

In dieser Zeit war Malis sein einziger Trost, genauer gesagt, seine einseitige sexuelle Beziehung zu ihr. Fast jede Nacht, immer dann, wenn er seine Angst nicht mehr aushielt, schlich er den dunklen Flur hinunter und stieß die Tür zu ihrem Zimmer auf. Tief atmete er dann ihren Geruch ein, und der heimliche Blick auf ihre nächtlichen Spiele ließ ihn sich frei fühlen wie ein leuchtend bunter Drachen, der in den Lüften tanzt.

Dann brachte Sam eines Abends ein schlankes junges Mädchen mit nach Hause. Es war Rattana, die wie eine Sonne lachen konnte. Sam war während des

Essens ungewöhnlich schweigsam. Er überließ das Gespräch mit seiner Freundin Khemara und Hema.

Doch von den Augen seines älteren Bruders konnte Sokha die Spannung ablesen, die in ihm wuchs. Schließlich ergriff Sam das Wort. Er eröffnete der Familie, was Rattana und er füreinander empfanden, und er bat seine Eltern um die Erlaubnis, sie heiraten zu dürfen.

Nachdem er sie heimbegleitet hatte, steckte Sam seinen Kopf zu Sokhas Zimmertür herein. »Ich habe ein ungutes Gefühl, *Own*«, sagte er leise. »Sie haben ihre Einwilligung nicht sofort gegeben.«

»Ach, du weißt doch, wie sie sind. *Besonders* Vater. Du hast selbst gesagt, daß er sehr traditionell denkt.«

Aber seine Antwort konnte den besorgten Ausdruck in Sams Gesicht nicht vertreiben. »Sie werden einen Wahrsager befragen. Ich habe ein ganz schlechtes Gefühl dabei.«

»Mach dir keine Sorgen«, beruhigte Sokha ihn. »Du bist nervös wie jeder Bräutigam. Es wird alles gut werden.«

Aber wie sich herausstellte, waren Sams düstere Ahnungen wohlbegründet gewesen. Der Wahrsager, den Khemara und Hema um Rat gefragt hatten, erklärte, daß er der Heirat nicht zustimmen konnte. Als die Eltern Samnang dies mitteilten, brach der Zorn aus ihm hervor.

»Wollt ihr mir etwa erklären, daß ich Rattana nicht heiraten kann, weil ich im Jahr der Ratte geboren bin und sie im Jahr der Schlange?«

»Ich fürchte, gerade das hat das Urteil des Astrologen bestimmt«, antwortete Khemara. »Denn deshalb paßt ihr beide nicht zusammen. Ich kann dir also meine Einwilligung zu dieser Ehe nicht geben.«

»Aber wir lieben uns.«

»Bitte verstehe mich, Sam. Es ist zu deinem Besten.«

»Po, begreifst du überhaupt, was du gerade gesagt hast?«

»Samnang!«

So einfach war das. Khemara hob die Stimme, und Samnang verstummte und senkte den Kopf.

»Du wirst sehen, Sam, auch das geht vorüber«, sagte Khemara. »Du wirst ein anderes Mädchen finden, das besser zu dir paßt.«

In dieser Nacht sah Sokha durch das Flurfenster, wie Sam das Haus verließ und schnell wie der Schatten eines Nachtvogels in der Richtung von Nguyen Van Dieps Villa verschwand. Sokha verließ seinen Platz an Malis Tür und lief zum Fenster, um den Weg seines Bruders besser verfolgen zu können. Doch das dichte Grün hinter dem Haus hatte Sam bereits verschluckt, und so war sich Sokha nicht sicher, ob Sam tatsächlich zu dem Haus der vietnamesischen Familie wollte oder vielleicht zu Rattana oder zu René.

Sokha lag bereits in seinem Bett, die Hitze seines nächtlichen Abenteuers glühte noch in ihm, doch war er schon in einen unruhigen Halbschlaf gesunken, als Sam zurückkehrte.

»Wo bist du gewesen?« fragte er mit schläfriger Stimme.

»Du wirst doch niemandem sagen, daß du mich gesehen hast?«

Sokha schüttelte den Kopf. »Ich habe Angst. Ich fürchte mich vor dem, was kommen wird.«

Eine Zeitlang sahen sie sich schweigend an, und vielleicht zum erstenmal begriff Sam, daß Sokha schon ahnte, was bald geschehen würde. Er beugte seinen Kopf zu dem kleinen Bruder herunter, um leise sprechen zu können. »Jetzt ist nicht die Zeit, um ängstlich sein zu können, *Own*. Du wirst dich um unsere Familie kümmern müssen.«

Sokha rollte sich herum, er hatte seine Augen weit aufgerissen. »Wie meinst du das?«

»Das soll heißen, daß ich fortgehe. Ich kann nicht länger hierbleiben. Ich kann nicht mehr länger stumm zuschauen bei dem, was passiert. Bald sind die Wahlen. Die Nationalversammlung wird Lon Nol zum Premierminister machen. Und Sihanouk wird wie in den vergangenen sechs Jahren Staatschef bleiben. Aber General Lon Nol wird mehr Macht an sich reißen, und ich glaube, das wird das Ende für uns sein. Schon jetzt läßt der General seine Gegner auf dem Land zu

Hundertern hinschlachten. Und wenn er erst an der Macht ist, wird es noch schlimmer werden.«

»Aber was willst du dagegen tun?«

»Ich werde mich den Undergroundkämpfern anschließen. René hat für mich eine Verbindung zu einer Einheit nördlich von Battambang hergestellt. Dorthin werde ich gehen.«

»Aber warum?«

»Weil wir nur auf diesem Weg Freiheit für Kamputschea gewinnen werden, Sol. Das Sihanouk-Regime ist durch und durch bestechlich. Überall riecht es nach Korruption. Und Lon Nol ist ein gemeiner Kerl. Er wird versuchen, uns auszulöschen, wenn er kann. Das dürfen wir nicht zulassen. Deshalb muß ich gehen.«

Sokha zitterte plötzlich. »Du bist mehr als ein Bruder für mich, Sam«, sagte er leise. »Du bist mein bester Freund. Was soll ich ohne dich tun?«

Sam stand auf. Er hatte die Hand seines Bruders zwischen seine beiden genommen. »Leben, Sol. Leben.«

Er ging zurück zur Tür. Sokha sah ihn wie einen hellen Schatten gegen den dunklen Flur abgehoben.

»*Bawng* ...«

»Ja, Kleiner?«

»Es tut mir leid — wegen Rattana. Daß du sie nicht heiraten kannst.«

Sam schwieg einen Moment. Dann hob er seine rechte Hand zu den Augen und wischte sie aus. »Vielleicht ist es ganz gut so.« Seine Stimme war

eindringlich geworden wie ein Wind, der sich leise erhebt und die Blätter der Bäume zum Rauschen bringt.  
»Die Revolution ruft.«

Mit diesen Worten war er gegangen, und es dauerte noch eine lange Zeit, bis Sokha endlich in Schlaf fiel.

Den Eltern oder einem anderen Familienmitglied hatte Sam nichts von seinem Vorhaben gesagt. Als er am nächsten Tag verschwunden blieb, waren alle verständlicherweise bestürzt, und Khemara suchte ihn als erstes bei Rattana. Nach seiner Rückkehr berichtete er, daß das Mädchen angeblich seit jenem Abend, an dem sie von Samnang den Eltern vorgestellt worden war, nichts mehr von Sam gehört hatte. Khemara sagte, daß er ihr geglaubt habe.

Sokha behielt sein Geheimnis für sich, obwohl es ihn quälte, wenn er sah, wie seine Eltern unter ihrer Ahnungslosigkeit litten. Und dennoch konnte er sich nicht dazu überwinden, sie einzuweihen. Sam hatte nicht gewollt, daß sie erfuhren, was er vorhatte, sonst hätte er ihnen eine Nachricht hinterlassen. Und Sokha schloß daraus richtig, daß seine Eltern besser nicht wußten, wohin Sam verschwunden war.

In dieser Nacht wurde Sokha von einem Gewirr aufgeregter, lauter Stimmen geweckt. Er rollte sich auf die Seite, schlug die Augen auf und sah, daß sein Zimmer in ein flackerndes, glühendes Rot getaucht war.

»Sok!« Seine Mutter kam ins Zimmer gestürzt. »Ist dir auch nichts passiert?«

»Nein, Maman«, antwortete er automatisch.

Hema legte ihm den Arm um die Schultern. »Komm jetzt mit mir«, sagte sie. »Ich will nicht, daß ihr Kinder in diesem Teil des Hauses bleibt. Die Feuerwehrleute haben zwar gesagt, daß nur wenig Gefahr besteht, daß das Feuer sich ausbreitet; aber wir wollen kein Risiko eingehen. Du wirst heute nacht bei deinem Vater und mir schlafen.«

»Aber was ist denn passiert, Maman? Wessen Haus brennt denn überhaupt?«

Hema antwortete nicht, sondern schob ihn vor sich aus dem Zimmer.

Im Wohnzimmer sah er Malis, die die kleine Ratha und die verschlafene Sorya in den Armen hielt und zum Fenster hinaussah, das Hemara zum Schutz vor Hitze, Rauch und Flugasche geschlossen hatte. Sokha versuchte, seinen Vater zu finden, er entdeckte ihn an der Tür.

»Geh da nicht hin, Khemara«, hörte er seine Mutter ängstlich rufen.

Sein Vater wandte sich halb zu ihm um. Die eine Hälfte seines Gesichtes schien zu brennen wie die Nacht vor der Tür. Flammen tanzten in einem seiner Augen. »Tu, was deine Mutter sagt, Sok.« Seine Stimme war sanft.

»Was brennt denn da draußen, Pa?« fragte Sokha ihn.

Khemaras Gesicht war von unendlicher Trauer erfüllt, und noch etwas anderes war in ihm zu sehen: Angst. »Es ist das Haus der Vietnamesen, von Nguyen Van Chinh.«

Gegen Ende der Woche — bis zu den Wahlen war es gerade noch einen Monat hin — kamen sie und schleppten Khemara fort. Die Familie wollte gerade zu Bett gehen, als Offiziere der Sicherheitskräfte ohne Vorankündigung ins Haus gestürzt kamen.

Noch nie hatte Sokha bei jemandem solches Entsetzen in den Augen gesehen, wie er es in dieser Nacht in den Augen seiner Mutter sah.

»Du brauchst dir keine Sorgen zu machen, Own«, sagte Khemara, als er sich unter den prüfenden Augen der Offiziere anzog. »Ich habe den Prinz immer loyal unterstützt. Man muß nur an die vielen Jahre denken, die ich ihm hingebungsvoll gedient habe. Alles ist nur ein Irrtum. Bestimmt.«

Hemas Augen waren von Tränen erfüllt; sie konnte kein Wort herausbringen. Dann verabschiedete sich Khemara von jedem seiner Kinder mit einem Kuß. Als er sich zu Sokhas Wange herunterbeugte, hielt er kurz inne. »Paß auf die Familie auf, bis ich zurückkomme«, flüsterte er seinem Sohn ins Ohr.

Tief in der Nacht fiel Sokha wieder ein, was Samnang zu ihm gesagt hatte: *Du wirst dich um unsere Familie kümmern müssen.* Hatte Sam gewußt, was mit ihrem Vater passieren würde? fragte er sich. Und wenn ja, wie hatte er dann die Familie alleinlassen können?



In den schrecklichen Monaten, die nun folgten, fragte sich Sokha immer öfter, was er eigentlich noch in Phnom Penh sollte. Wie Sam vorausgesagt hatte, war Lon Nol zum Ministerpräsidenten gewählt worden, dessen eiserne Faust inzwischen überall zu spüren war.

Spätestens im Dezember hatten die einlaufenden Nachrichten und Berichte auch dem letzten klargemacht, daß der eiserne Zugriff der Regierung auf die Landbevölkerung verheerende Folgen haben mußte. Zu Beginn des neuen Jahres ließ Lon Nol auch noch die Reisernte verstaatlichen. Soldaten wurden aufs Land geschickt, die den Bauern soviel wie möglich von der letzten Ernte abnehmen sollten und natürlich zu einem viel zu niedrigen Preis.

Diese »*ramassage du paddy*«, wie das Regime die Aktion nannte, stieß auf immer heftigeren Widerstand und wurde als Antwort darauf noch unnachsichtiger und brutaler vorangetrieben. Tagtäglich drangen aus den umliegenden Gebieten neue Nachrichten über Massaker in die Hauptstadt.

Sokha, der von all dem hörte, wurde immer unruhiger. Schon nach der ersten Woche war ihm klar, daß sein Vater nie wieder zurückkommen würde; doch seine Mutter wollte nichts davon hören. Sie verbrachte die meiste Zeit vor dem Königlichen Palast und versuchte, etwas über den Verbleib ihres Mannes in Erfahrung zu bringen. Aber aus Sihanouks Umgebung war nichts zu hören gewesen, und als erst Lon Nol an

der Macht war, hatte das neue Kabinett keine Zeit mehr für sie.

Einmal hatten die wachhabenden Soldaten sie so heftig geschlagen, daß sie nicht mehr laufen konnte. Sokha, den ihr langes Ausbleiben sorgte, war schließlich losgegangen, seine Mutter zu suchen. Er fand sie auch, brachte sie zurück zu ihrem Haus und ließ einen Arzt rufen. Aber sobald sie konnte, ging sie wieder aus dem Haus, um auf den Stufen des Regierungsgebäudes zu warten, bis man ihr auf ihre Fragen eine Antwort geben würde.

Doch das einzige, was man ihr zuteil werden ließ, war Verachtung. Und am Ende kehrte sie bleichgesichtig und geschlagen in die Villa zurück und setzte nie wieder einen Fuß vor die Tür.

Der Frühling kam und mit ihm kamen die Feuer des Krieges. Preah Moha Panditto hatte den Botum-Vaddey-Tempel verlassen. Wie der Friedhof mit den *Cheddei*-Steinen dahinter, galt auch der Tempel inzwischen als ein überflüssiges Relikt aus Kamputscheas unglücklicher Vergangenheit.

Phnom Penh verfiel immer mehr. Manchmal schien es Sokha, daß die Erinnerungen an das Leben, wie er und die Familie es einmal geführt hatten, nur Produkte seiner Fantasie sein konnten; denn die Gegenwart war ein nie endender Alptraum.

Er versuchte seiner Mutter zu erklären, warum auch er jetzt gehen wollte, was er seiner Meinung nach jetzt

tun mußte. Er mußte aufstehen und kämpfen, für seinen Vater, für sie, für Preah Moha Panditto. Eine unaufhaltbare Flut war dabei, die alten Gesetze einfach fortzuspülen. Der Friede, Verständnis, die Lehren der Vergangenheit, Buddha, sie mußten auf eine bessere Zeit warten, in der ihre Herrschaft wieder eingesetzt werden würde. Aber er wollte nichts von allem vergessen, auch das versprach er ihr.

Sokha küßte sie auf beide Wangen, noch immer flüsterte er auf sie ein, um ein Wort der Zustimmung zu finden, und ohne noch auf Malis zu warten — die gerade Sorya und Ratha von der Schule abholte —, verschwand er aus dem Haus, aus Chamcar Mon, aus Phnom Penh, in nordwestlicher Richtung in den Dschungel, auf demselben Weg, den sein Bruder vor ihm gegangen war — auf der Suche nach der Revolution.

## Viertes Kapitel

Weit entfernt im Stadtzentrum heulte eine Polizeisirene, deren durchdringender Ton von der feuchtwarmen Luft bis in die angrenzenden Bezirke getragen wurde. Die Fußwege und die Häusermauern strahlten die aufgestaute Wärme ab, so daß es jetzt, kurz vor Mitternacht, noch genauso heiß war wie am Nachmittag.

Tracy näherte sich mit müden Schritten seinem Apartment, das im zweiten Stock eines gepflegten Wohnhauses, gleich neben dem türkisfarbenen Gebäude des Gerichtsmedizinischen Instituts lag. Er schob den Schlüssel ins Schloß und öffnete die Eingangstür des Hauses, nahm die Post aus dem Fach und stieg die sauber gewischten Treppen hinauf. Im Gegensatz zu seinem müden Körper war sein Geist noch hellwach, sein Kopf voller Gedanken, die sich alle nur um das Abhörmikrophon drehten, das sie in John Holmgrens Wohnung gefunden hatten.

Er kam zum Treppenabsatz des zweiten Stocks. Obwohl die Treppe am entgegengesetzten Ende des Flurs lag, konnte er doch den Eingang zu seiner Wohnung schon sehen.

Durch den schmalen Luftschlitz unter der Tür fiel ein Lichtstreifen auf den Flurteppich. Er hatte das Licht nicht brennen lassen, als er am Morgen gegangen war.

Auf Zehenspitzen ging er mit schnellen, leisen Schritten den Flur hinunter, preßte sich an die Wand neben der Eingangstür, steckte den Schlüssel ins Schloß und drehte ihn herum. Mit einer schnellen Handbewegung klinkte er die Tür auf.

Er drückte sich flach gegen die Wand, während die Tür langsam aufschwang. Nichts geschah.

Licht fiel in den Flur. Es schwankte nicht, und es fiel auch kein Schatten in die Strahlen. Er lauschte gespannt, aber er konnte nichts hören.

Seitlich, mit der schmalen Körperseite voran, schob er sich über die Schwelle seines Apartments. Sobald er im Flur der Wohnung stand, trat er wieder aus dem breiten Eingang. Die Räume waren noch so, wie er sie verlassen hatte, nur auf dem Tisch des Eßzimmers stand ein halbgefülltes Glas Weißwein. Und gleich daneben, ihn mit weit aufgerissenen Augen anstarrend, stand Lauren.

»Herr im Himmel.« Tracy stieß hörbar die Luft aus. Mit einem Fußtritt warf er die Tür ins Schloß. »Erzähl mir jetzt nicht, daß du unseren Hausverwalter bestochen hast.«

Sie versuchte ein Lächeln. »Ich habe ihm nur gesagt, wer ich bin. Das hat ihn ganz aus dem Häuschen gebracht.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

»Und das heißt?« Sie hielt ihren Kopf unsicher verkrampft.

»Balaban ist ein alter Mann mit einer schmutzigen Fantasie. Er glaubt, daß alle Tänzerinnen beim Ballett Jungfrauen sind. Das scheint seine Vorstellungskraft zu beflügeln.«

Lauren mußte trotz ihrer Nervosität lachen. »Dann kann ich ja froh sein, daß er nicht die Wahrheit weiß. Vielleicht hätte er mich sonst nicht hereingelassen.«

Tracy lag eine Antwort auf der Zunge, doch er wandte sich nur schweigend ab.

Lauren, die gespannt wie ein Bogen stand, reagierte sofort. »Du bist doch nicht böse, oder?« Als er sich nicht wieder zu ihr umdrehte, machte sie einen Schritt auf ihn zu. »Ich habe dich so vermißt.«

*Warum hast du mich dann verlassen?* drängte es ihn zu sagen. *Warum mußtest du mich so verletzen?* »Warum sollte ich dir jetzt glauben?« fragte er statt dessen.

»Weil ich zurückgekommen bin.« Ihre Stimme zitterte leicht, als ob sie ihre Tränen nur noch mit Mühe unterdrücken konnte. »Ich bin wieder hier.« Das Licht der Lampe warf Schatten von ihrem Gesicht, die nicht zu ihr zu gehören schienen. »Und es ist, als wenn ich nach Hause zurückgekehrt wäre.«

Für einen Moment befiel sie panische Angst. Immer wieder schoß ihr die Frage durch den Kopf, was sie tun

sollte, wenn er sie jetzt fortschickte. Sie würde die Trennung überleben, natürlich; aber welchen Sinn hätte ihr Leben dann noch?

In seinen Augen suchte sie nach einer Antwort, sie sah Bewegung in ihnen. Ihre Angst ließ sie einen Schritt machen, und das Band zwischen ihnen — so zart und verletzlich — war wieder gerissen. Er streckte seine Arme vor und ließ sie nicht näherkommen.

»Was ist los?« fragte sie außer Atem. Ihre Lungen schienen den Dienst versagen zu wollen.

»Es ist — du mußt mir Zeit lassen«, sagte er. »Es ist alles zu viel und zu schnell. Ich weiß nicht, ob ich schon wieder bereit dazu bin.« Er schüttelte den Kopf. »Es hat sich zuviel zwischen uns angesammelt, als daß man es einfach so beiseite schieben könnte. Es haben sich Gefühle in der Zwischenzeit eingegraben, die man nicht so leicht abschütteln kann.«

»Willst du, daß ich gehe?« Es war ausgesprochen, noch bevor sie es zurückhalten konnte. Fast hätte sie in Zorn und Wut über sich aufgeschrien.

Aber er antwortete nicht. Sie ging hinüber in das angrenzende Wohnzimmer zur Stereoanlage und griff irgendein Plattenalbum heraus. Ihre Gesten hatten nichts Verführerisches, darauf gab sie besonders acht. Die Musik setzte ein, und sie wandte sich zu Tracy, der hinter ihr ins Zimmer getreten war, und hob seinen Arm.

*There's a lot to learn* sang Neil Young, und es klang, als ob er neben ihnen im Zimmer stehen würde.

Sie tanzten, wie sie es am Anfang getan hatten, bevor die Wunden geschlagen worden waren. Lauren hatte den ganzen Tag getanzt und anschließend noch bis tief in die Nacht hinein, dann zu einem ganz anderen Rhythmus. Rock 'n' Roll konnte sie genauso begeistern wie klassisches Ballett.

Tracy hielt sie in seinen Armen und fühlte ein Beben durch seine Muskeln fahren. In Wellen schwoll es an und wurde schwächer wie ein Sommersturm. Seine Augen sogen ihr Bild in sich auf, die hohen Wangenknochen, die weit auseinanderstehenden Augen, die schräg angesetzt waren wie die einer Eurasierin, ihren geschwungenen Hals, die reife Fülle ihrer Lippen. Er fühlte, daß sie es geschafft hatte, den Zementpanzer, den er um sein Herz gelegt hatte, aufzubrechen. Ein Schmerz war aus seiner Brust verschwunden, und mit ihm eine tödliche Leere, die er erst jetzt, da er sie verloren hatte, wahrnahm.

Der Duft ihrer Nähe war schwer und süß. Er brachte die Erinnerungen an die vielen gemeinsamen Stunden wie eine Schublade voller altvertrauter Bilder zurück. Ihm fiel ein, was sie am liebsten mochte, und seine Lippen glitten den V-Ausschnitt ihres aufgeknöpften Männerhemdes herunter. Seine Lippen schmeckten das salzige Aroma ihrer Haut, während sie ihren Kopf in den Nacken legte. Ihre geschlossenen Augenlider begannen zu flattern.

Auf dem Sofa versuchte sie, ihm die Hose zu öffnen, doch er schob ihre Hände zur Seite. Als sie den Mund



öffnete, um ihn nach dem Grund zu fragen, küßte er sie mit solcher Leidenschaft, daß es ihr für einen Augenblick die Luft nahm. Benommen ließ sie es geschehen, daß er die übrigen Knöpfe ihres Hemdes öffnete.

Seine Zunge legte eine feuchte Spur hinunter zu ihren Brüsten. Er umfuhr sie mit seinen Lippen, bis sich ihr Oberkörper gegen ihn bäumte. Lauren seufzte erregt auf und führte seinen Kopf.

Dann hob er sie leicht von dem Kissen und zog ihr die Hose aus.

Sie hatte Tränen in den Augen, als sie ihn zu sich heraufzog. »Liebling, Liebling, mein Liebling«, flüsterte sie und küßte ihm Augen, Wangen und Lippen.

Sie wollte ihn. Wieder. Noch nie in ihrem Leben hatte sie eine so große sexuelle Lust in sich gefühlt. Noch nie hatte sie ihr Leben so intensiv gespürt.

»Jetzt ist es genug«, sagte Atherton Gottschalk und drehte sich in seinem Sessel herum. »Komm her zu mir.«

»Einen Augenblick noch«, erwiderte seine Frau. Mit großer Geschicklichkeit bediente sie die Kontrollhebel von ihrem Atari-Videospiel. Auf dem Bildschirm des tragbaren Fernsehers am Fußende des Bettes explodierten die letzten Raumschiffe der Space Invaders zu elektronischem Staub.

»Roberta«, mahnte Gottschalk ungeduldig. Es war spät, bereits nach Mitternacht. Aber die Abende wurden ihm in letzter Zeit ebenso lang wie seine Tage. Während

er seine heimlichen Besuche bei Kathleen machte, häufte sich die Arbeit an, und die duldete keinen Aufschub. »Jetzt reicht es doch wirklich.«

Sie wußten beide, daß er es nicht so meinte. Tatsächlich war Gottschalk von der allgemeinen Beliebtheit dieser neuen elektronischen Spiele begeistert. Daß die heranwachsende Generation so versessen auf diese Spiele war, deren Regeln offensichtlich militärischen Ursprungs waren, machte ihm Mut.

Er sah, wie seine Frau quer über das Bett zu ihm gekrabbelt kam. Sie war in jeder Beziehung das genaue Gegenteil von Kathleen. Ihr Körper war füllig, wo Kathleen schlank war, sie hatte langes braunes Haar und schwarze Augen.

»Langsam wurde es auch Zeit, daß du mit deiner Arbeit zu Ende kommst.« Sie hatte eine tiefe, kehlige Stimme. »Es ist schon Viertel vor zwei. Anständige Menschen liegen um diese Zeit längst im Bett.« Sie lachte und griff nach ihm. »Aber sie schlafen noch nicht.«

Gottschalk nahm sie in die Arme und ließ sich mit ihr aufs Bett rollen. Sie rangen wie Teenager miteinander, während unbeachtet neben ihnen die Laserkanonen des Videospiels von immer neuen Pulks landender Space Invaders eingenommen wurden.

Roberta berührte ihn zwischen den Schenkeln, und Gottschalk ließ ein wohliges, entspanntes Knurren hören. Dann klingelte das Telefon.

Heftig fluchend löste er sich aus ihrer Umarmung und rollte sich auf die Seite, um nach dem Telefon zu greifen.

»Wer ist da?« bellte er in den Hörer.

»Ich weiß, daß es schon spät ist. Aber ich dachte, es wäre der geeignetste Zeitpunkt.«

Gottschalk erkannte Eliotts Stimme. »Ach, Sie sind es.« Sein Ton wurde sofort freundlicher. »Was gibt es denn?«

»Die *Vampire* ist in der Luft.«

»Fantastisch.« Es lief alles genau nach Plan.

»In ein bis zwei Wochen habe ich auch ein Paket Unterlagen für Sie draußen. Wir wollen nur noch ausreichend Daten sammeln. Aber inoffiziell kann ich Ihnen heute schon sagen, daß die Maschine voll einsatzbereit ist.«

»In sämtlichen Bereichen?«

»Ja.«

Gottschalk hatte bei seiner Frage an das LITLIS-System gedacht. Es war unglaublich. Damit hatte er die Chance zu einem überwältigenden Wahlsieg.

»Wie du geklungen hast, waren es gute Nachrichten«, sagte Roberta in fragendem Ton, als er den Hörer auflegte.

»Die besten«, antwortete er lächelnd. Und er streckte seine Arme nach ihr aus. Über den Bildschirm sank ein weiterer Pulk Space Invaders zu einem neuen Angriff herab.

Am Rande des Schlafs hätte sich Moira fast in der Ausweglosigkeit ihrer düsteren Gedanken verloren. Was sollte sie jetzt, ohne John, noch am Leben halten? dachte sie. Und wenn sie auch jemand anderen finden sollte, welchen Sinn konnte es noch haben? Hinter jedem ihrer Gedanken lauerte der Tod, emsig bemüht, nicht nur das Leben zu stehlen, sondern auch Freude und Hoffnung.

Jedenfalls fühlte Moira nichts von beidem mehr in sich.

Plötzlich schien nicht einmal mehr dieses heimelige Haus auf dem Lande eine freundliche Ausstrahlung zu haben. Sie fühlte sich ihm genauso entfremdet wie allem anderen. Über die Zimmer senkte sich die Nacht mit erstickender Enge. Verzweifelt wünschte sie sich, aufstehen und alle Lampen anschalten zu können, um die Finsternis aus diesem ihrem Refugium zu verbannen. Doch selbst zu dieser winzigen Anstrengung fehlte ihr die Kraft.

Regen peitschte gegen die Fensterscheiben und schlug wie ein wildes Tier gegen das Dach. Und der Wind heulte unheimlich durch alle Ritzen im Haus, als ob die Welt die Totenklage singen wollte, die in Moira hochstieg.

Mit großer Anstrengung schleppte sie sich die Treppe hinunter. Nirgendwo brannte Licht. Als sie am Fuß der Treppe stand, hörte sie plötzlich ein sonderbares, schlagendes Geräusch. Erst dachte sie, daß einer der Rolläden von dem Sturm losgerissen

worden war. Doch wie sie rasch herausfand, saßen alle noch fest an ihren Haken. Nackt und zitternd blieb sie stehen, eine Gänsehaut breitete sich auf ihrem ganzen Körper aus. Sie vermied jedes Geräusch und lauschte.

Dann begann das Telefon zu klingeln, und sie ging, um abzuheben. Sie fühlte, wie ihr auf der Oberlippe und unter den Armen der Schweiß ausbrach. Sie fühlte sich ausgeliefert. In der Küche griff sie nach dem Telefonhörer.

In diesem Moment sah sie, daß der Hinterausgang, der von der Küche ins Freie führte, nicht verschlossen war. Die Tür schwang hin und her und wurde von jedem Windstoß gegen die Außenmauer geschlagen.

Sie tat einen Schritt auf den Ausgang zu, um die Tür zu schließen. An ihren nackten Fußsohlen fühlte sie die Nässe auf dem Küchenboden, und Regen spritzte gegen ihre Beine.

Erschrocken versuchte Moira nach Luft zu schnappen, ihr Kopf schnellte herum, als sich zwei Arme wie Schraubstücke über ihren Mund und um ihre Hüften legten und ihr die Luft aus dem Leib preßten.

In ihrem linken Ohr hörte sie einen merkwürdigen, flüsternden Singsang, und sie roch ein scharfes, würziges Aroma, das sie nicht bestimmen konnte. Immer noch versuchte sie zu schreien. Aber es ging nicht, es war, als ob ein düsterer Alptraum sie in seinen lähmenden Bann geschlagen hatte.

Sie sah kein Gesicht. Das Wesen, das sie in seiner Gewalt hatte, nahm für sie keine Gestalt an. Mit aller Kraft und allem Willen begann sie gegen den Todesgriff um ihr Leben zu kämpfen. Sie öffnete den Mund und schloß ihn so fest sie konnte über dem Fleisch, das gegen ihn gepreßt wurde. Sie spürte, wie das fremde Fleisch nachgab.

Alles bäumte sich noch einmal in ihr auf, in ihrem Kopf glühten Gedankenbilder wie in einem Feuersturm. Das süße Gefühl, die Lungen füllen zu können; der Anblick eines Sonnenaufgangs; die Liebe eines Freundes; das unschuldige Gesicht eines Kindes; ein Picknick an einem lauen Nachmittag; die Tage und Nächte, die wie ein Band in ihre Zukunft führten; die Freude, einmal die Wärme eigener Kinder zu spüren; das aufregende Lachen ihrer Enkel; das Abenteuer, in dieser Welt alt zu werden; das Abenteuer zu leben, zu leben!

Und endlich war sie frei. Sie wollte schreien, aber alles, was sie am Anfang zustande brachte, war ein schrilles Keuchen, als ihre hungrigen Lungen den Sauerstoff aus der Luft einsaugten.

Obwohl sie halb benommen war, fühlte sie etwas auf sich zukommen, und instinktiv riß sie den Arm hoch, um ihr Gesicht zu schützen. Sie hörte ein leises Pfeifen, wie es die alten Männer im Park benutzten, um Tauben anzulocken.

Moira schrie, sie taumelte zurück. Es war, als ob ein Blitz aus reiner Energie sie getroffen hatte.

Ein zweiter Schlag traf sie. Moira wurde herumgewirbelt und fiel auf den Küchenboden. Regen schlug ihr ins Gesicht, aber sie spürte die Nässe nicht mehr.

Wieder und wieder trafen sie die Schläge, sie fielen in einem gleichmäßigen Rhythmus.

Eine Leere erfaßte sie und begann sie sanft einzuhüllen, um Licht mit Dunkelheit zu vertauschen.

Khieu trat einen Schritt zurück und starrte auf das, was er getan hatte. In seinem Kopf jagten sich die widerwärtigsten Bilder des Krieges: sein Land in Flammen, seine Schwester als Kriegsbeute, durchbohrt von dem zitternden Pfahl des Eroberers. Damals war Khieu stumm geblieben, denn der Tod lauerte überall in der Nähe. Und aus welchem Grund auch immer er die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hätte, er hätte damit nur den Zorn des Schwarzen Vogels erregt — der Roten Khmer.

Khieu wandte sich ab. Er hatte seine Aufgabe hier erfüllt — fast jedenfalls. Ein paar Dinge würde er noch zerschlagen, ein paar Kleinigkeiten würde er mitnehmen.

Er ging hinüber ins Wohnzimmer und sah den Kamin mit dem gefliesten Boden davor. Dann fiel sein Blick auf den Buddha, und sofort sank er auf die Knie.

»Buddham saranain gacchami, Dhammain saranain gacchami, S'angham«, betete er. »Ich gehe zu Buddha,

um Zuflucht zu finden.« Und dann sprach er auch die anderen Glaubenssätze seines Katechismus. »Glücklich sind die, die nicht hassen. Dann laß uns glücklich leben, frei von Haß unter denen, die hassen. Glücklich sind die Reinen. Sie strahlen wie die Götter, die vom Glück leben.«

Er fühlte den Frieden in sich, er fühlte sich schwebend, durchströmt von Harmonie und im Gleichklang mit dem Pulsschlag des Universums. Und in diesem Moment, als er die Augen geschlossen hielt über dem Blut an seinen Händen, verlangte es ihn nicht einmal nach den Freuden des Himmels. Denn, wie es ihm als Kind gelehrt worden war: nur in der Überwindung seiner Wünsche und Neigungen konnte er das wahre Glück erlangen.

## **Zweites Buch**

### **Der Ruf**



## Erstes Kapitel

### BUCKS COUNTY/NEW YORK CITY ALEXANDRIA / SHANGHAI / WASHINGTON

*Juli, Gegenwart*

Moira. Sie wollten nicht, daß er sie noch einmal sah. Er nahm an, sie dachten, daß er den Anblick nicht aushalten würde. Es war Lanfield gewesen, der Tracy von Moiras Tod unterrichtet hatte. Lanfield war der Polizeichef von Solebury Township, und in sein Büro war Tracy zuerst gekommen.

»Ich habe so etwas noch nie in meinem Leben gesehen«, hatte Lanfield gesagt. Er war hinter seinem grünen Metallschreibtisch hervorgekommen, als Tracy sein Büro betreten hatte. Sie saßen sich auf zwei Drehstühlen gegenüber.

»Das letzte Tötungsdelikt, das wir hier hatten, liegt elf Jahre zurück«, fuhr Lanfield fort, »und das war ein Selbstmord.«

Seine blauen Augen beobachteten Tracy aufmerksam. Lanfield war groß und schlank, hatte ein faltenreiches, sonnengegerbtes Gesicht und glattes braunes Haar, das er sorgfältig über die Ohren zurückgekämmt trug. Wenn er jetzt soviel redete, lag das nur daran, daß er nicht wußte, was er sonst tun sollte. Diese Sache überschritt seinen

Erfahrungshorizont, und er dankte Gott dafür. Er hatte die Frau gesehen, oder besser, was von ihr übriggeblieben war. Lanfield bemerkte Tracys versteinerte Miene, und er dachte sich, daß es wohl besser war, wenn er jetzt weiterredete.

Er räusperte sich und verfluchte sich dabei innerlich selbst. Niemand sollte sich so etwas anhören müssen, dachte er. »Der Grund, weshalb wir Sie nicht sofort benachrichtigt haben, Mr. Richter, war der, daß wir die Leiche erst eindeutig identifizieren wollten. Wir hatten zwar eine Brieftasche bei der Toten gefunden, aber darin war kein Bild von ihr. Wir haben ihre Identität dann anhand zahntechnischer Unterlagen festgestellt.« Der Polizeichef wandte seinen Blick leicht zur Seite, um Tracy nicht in die Augen sehen zu müssen.

»Sie haben sie anhand ihres Gebisses identifiziert?« fragte Tracy erstaunt. Er beugte sich in seinem Stuhl vor. »Aber das macht man doch nur, wenn ...«

Auf Lanfields Gesicht zeichneten sich die Qualen ab, die er in diesem Augenblick durchlitt.

»Sie war nicht mehr zu erkennen, Mr. Richter. Nicht einmal ihre eigene Mutter wäre dazu in der Lage gewesen.«

Tracy war zur Kante seines Stuhles vorgerutscht. »Was ist denn mit ihr passiert? Alles, was Sie mir am Telefon gesagt haben, war, daß sie umgebracht worden ist.«

»Zu dem Zeitpunkt schien es auch noch keinen Grund zu geben, Sie zu ...«

»Sagen Sie es endlich.«

Lanfield blinzelte mit den Augen, als ob er die kleine Pause brauchte, um sich selbst für das Kommende zu stählen. »Wenn sich alles in mir weigert, es Ihnen zu sagen, Mr. Richter, dann nur, weil ich es gut mit Ihnen meine.« Er sah den Ausdruck auf Tracys Gesicht und gab nach. »Aber auf der anderen Seite haben Sie ein Recht, es zu wissen.« Er holte noch einmal tief Luft, dann erzählte er alles in einem einzigen Redeschwall.

»Sie ist totgeschlagen worden, Mr. Richter, aber auf eine Weise, wie ich es noch nie gesehen habe.« Er schüttelte den Kopf. »Es war etwas Teuflisches, etwas Unglaubliches, was man ihr angetan hat.«

Alles klang so unwirklich, daß Tracy wie betäubt war. »Wie schlimm war es?«

»Ihr Gesicht war nicht mehr zu erkennen, wie ich schon gesagt habe.« Er legte seine Hände auf die Oberschenkel und rieb sie heftig hin und her. Eigentlich war es ein ruhiger Samstag in Solebury gewesen. Doch hier in seinem Büro war die Atmosphäre gespenstisch geworden.

»Ich will sie sehen«, sagte Tracy plötzlich. Er erschreckte Lanfield damit.

»Nein, hören Sie zu.«

»Bitte, veranlassen Sie das Nötige«, beharrte Tracy und stand auf.

Lanfield seufzte und ging zu seinem Schreibtisch. Er riß von einem Block ein Blatt Papier und reichte es Tracy zusammen mit einem Kugelschreiber. »Und während ich das tue, wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie mir aufschreiben könnten, wo Sie in der Nacht, als der Mord passiert ist, waren.«

»Ich war mit jemand zusammen«, sagte Tracy.

Lanfield nickte. Er legte Tracy eine Hand auf die Schulter und drückte sie leicht. »Es ist eine reine Formsache.«

Jetzt stand Tracy leicht vornübergebeugt im Untergeschoß des Doylestown Hospitals, einem neuen, schönen Gebäudekomplex draußen auf dem Land.

»Ich werde es für Sie tun«, sagte Lanfield leise und zog das Leichentuch zurück.

Tracy war der Meinung gewesen, daß er wußte, was ihn erwartete, aber er hatte sich getäuscht. Was er sah, ließ ihn bis auf die Knochen gefrieren. Wer immer es getan hatte, es war ihm gelungen, sie in das Abbild eines unaussprechlichen Alptraums zu verwandeln.

Er hörte das Echo ihrer Stimme in seinem Ohr: *Ich kann dir gar nicht sagen, wie dankbar ich dir bin, Tracy, daß ich hier wohnen darf.* »Vielen Dank«, sagte Tracy heiser.

»Einen Moment noch, ich möchte auch einen Blick auf sie werfen.«

Lanfield und Tracy wandten sich nach der Stimme um und sahen Detective Sergeant Thwaite in der offenen Tür stehen.

»Was, zum Teufel, wollen denn Sie hier?« fragte Tracy wütend.

Thwaite achtete nicht auf ihn, sondern schob sich zwischen den beiden Männern durch und warf einen Blick auf die halb entblößte Leiche. »Ich fürchte, daran bin ich schuld«, kam von Lanfield eine verspätete Antwort auf Tracys Frage. Er sah unsicher von einem zum anderen. »Miß Monserrats Name war mir nicht unbekannt, schließlich lese ich Zeitung. Vergangene Nacht, nachdem ich Sie angerufen hatte, habe ich auch den Leiter des Siebenundzwanzigsten Reviers angerufen, weil ich dachte, es sei das Revier ihres Wohnbezirks.« Er nickte in Richtung des Polizeidetektivs. »Dort hat man mich an Sergeant Thwaite verwiesen.«

»Ein größeres Unglück konnte Ihnen kaum passieren.« Tracy wandte sich von der Leichenbahre ab und verließ ohne ein weiteres Wort das Krankenhaus.

Auf dem Parkplatz holte Thwaite ihn ein. »He, warten Sie.« Thwaite streckte eine Hand vor und griff nach Tracys Arm. »Jetzt ist es vorbei mit Ihrem ewigen Weglaufen.« Sein Gesicht war rot vor Wut, und er schien zu zittern, obwohl er sich sichtlich bemühte, nicht die Kontrolle über sich zu verlieren. »Es gibt da jetzt ein paar wichtige Fragen, auf die Sie antworten müssen.« Sein Zeigefinger stach hervor. »Wir beide haben da

drinnen die Reste eines menschlichen Wesens gesehen.« Seine Augen glühten. »Die Monserrat ist regelrecht abgeschlachtet worden, und wir beide wissen, wie es dazu kommen konnte. Sie mußten ja den eiskalten Kerl spielen, Sie dachten doch, daß Sie alles können: mich aufs Abstellgleis schieben, sich um die Monserrat kümmern und die Umstände von John Holmgrens Tod vertuschen. So wie ich die Sache sehe, haben Sie sich ziemlich übernommen.«

»Was wollen Sie von mir hören?« Tracys Stimme jagte Thwaite einen kalten Schauer über den Rücken, und Schweiß bildete sich über seinem Rückgrat. »Soll ich Ihnen alle meine Sünden beichten?«

Zweimal öffnete und schloß Thwaite seinen Mund, ohne etwas hervorbringen zu können. »Ja«, krächzte er schließlich, »wenn uns das irgendwie weiterbringt, sollten Sie das tun.«

Tracy wußte selbst, daß Thwaite in vielem recht hatte. Innerlich schalt er sich selbst dafür, Moira nicht eindringlicher nach dem Gefühl befragt zu haben, das sie in dem Moment von Johns Tod befallen hatte. Aber wenn er kühl überlegte, mußte er sagen, daß sie immer noch am Rande einer Hysterie gewesen war und ihm auf seine Fragen nichts hätte antworten können. Vielleicht. Seine Wut auf Thwaite war jedenfalls nichts anderes als der nach außen gewendete Zorn, den er auf sich selbst hatte.

»Was ist das für ein merkwürdiger Holmgren-Kreuzzug, auf dem Sie sich befinden, Thwaite? Was kann John Ihnen schon bedeutet haben? Er war für Sie doch nur einer dieser Politiker, nicht? Und wir wissen doch beide, wie Sie über Politiker zu denken pflegen.«

Tracy ging einen Schritt auf ihn zu. »Was, zum Teufel, geht es Sie an, daß John starb, während er Moira Monserrat liebte?«

»Was?«

»Sie liebten sich.« Tracy sprach weiter, ohne auf sein Gegenüber zu achten. Zuviel Druck hatte sich angesammelt, der jetzt erst einmal abgelassen werden mußte. »An der Geschichte zwischen den beiden war absolut nichts Schmutziges. Aber glauben Sie auch nur eine Sekunde lang, daß die Leute noch an all das Gute, das John getan hat, gedacht hätten, wenn die Sache herausgekommen wäre?«

Thwaites Miene hatte sich völlig gewandelt. »Mein Gott«, sagte er. »Aber an der Sache ist doch viel mehr dran. Es interessiert mich nicht im geringsten, mit wieviel Frauen der Gouverneur geschlafen hat. Und Sie wollen mir jetzt erzählen, daß Ihr ganzes Lavieren nur dazu dienen sollte, die Affäre zwischen John Holmgren und seiner Assistentin zu vertuschen?«

»Wozu denn sonst?«

Thwaite beugte sich vor. »Aber die Monserrat ist umgebracht worden, Mann, und zwar nicht von irgendeinem kleinen Einbrecher, der in das Haus

eingestiegen ist, um Geld zu stehlen. Wer auch immer sie getötet hat, er wußte genau, was er machte. Das war ein vorsätzlicher Mord. Und daraus schließe ich, daß die Monserrat etwas gewußt hat, was sie nicht wissen sollte.« Er starrte Tracy an. »Irgendwo läuft hier ein sehr geschickter und sehr gefährlicher Kerl herum, und wenn Sie noch irgend etwas zu der Sache wissen, dann sagen Sie es mir besser gleich.«

Tracy begriff allmählich, in welcher Situation er sich befand. Er war so blind damit beschäftigt gewesen, Johns guten Ruf zu schützen, daß er den Mördern von Johns Geliebter auf eine Weise, und sogar auf eine sehr direkte, in die Hände gearbeitet hatte. Thwaite hatte allen Grund, besorgt zu sein. Der Mord an Moira war genauso scheußlich geschehen wie die Grausamkeiten, die er in den Dschungeln von Südostasien miterlebt hatte. Wer immer es getan hatte, er mußte ein Spezialist sein, dessen war sich Tracy sicher.

Er sah Thwaite musternd an, und plötzlich schoß ihm ein Gedanke in den Kopf: Vor dir steht ein Mann, dem du weit mehr trauen könntest als Kim.

»Ich kann Moiras Worte nicht vergessen«, sagte er leise. »Etwas, das sie mir in der Nacht sagte, als John starb.«

»Sie meinen, als er umgebracht wurde.« Tracy nickte. »Moira sagte mir, daß sie eine Art — also eine Art *Gegenwart* gespürt hatte, im Moment von Johns Tod.«



»Ist das das Wort, was sie benutzt hat: *Gegenwart*?«

Tracy nickte. »Ja.«

»Und klarer konnte sie das nicht fassen? Haben Sie sie gefragt?«

»Das habe ich. Aber Sie haben selbst gesehen, in was für einem Zustand sie sich in der Nacht befand. Sie ist ... sie war eine sehr kluge Frau. Hoch emotionell, besonders bei allen Dingen, die John betrafen. Dabei gewesen zu sein, als er starb ...« Er schüttelte den Kopf. »Es hat sie vollkommen fertiggemacht.«

Thwaite sah ihn forschend an. »Ich weiß, was Sie jetzt denken«, sagte Tracy. »Ich habe danach noch ein paarmal mit ihr telefoniert. Ein paar Sätze lang war sie auch jedesmal ganz gefaßt, aber dann brach sie immer wieder zusammen. Unter diesen Umständen habe ich sie nicht für eine große Hilfe gehalten. Jetzt tut es mir leid, daß ich nicht beharrlicher in sie gedrungen bin.«

Thwaite äußerte sich nicht dazu. Er sah Tracy unverwandt an. »Sie wissen noch mehr, nicht wahr?«

Tracy holte tief Luft. Er mußte jetzt ein Versprechen brechen, das er Kim gegeben hatte. Aber zum Teufel mit Kim. »Ich habe einmal, wie soll ich sagen, für einen, nennen wir es Sicherheitsdienst, gearbeitet. Ich habe damit dann sehr abrupt aufgehört. Ich hatte von dieser Art Leben einfach die Nase voll.« Er verlagerte unruhig sein Gewicht, aber Thwaite sagte nichts. »Vor kurzem hat mich nun ein Agent, den ich einmal kannte — sein

Name ist Kim —, aufgesucht. Er erklärte mir, daß die Organisation meine Rückkehr wünschte, zumindest vorübergehend. Als ich das ablehnte, sagte er mir, daß es um den Tod von John Holmgren ging. Zusammen sind wir dann zu Holmgrens Apartment gegangen, und ich habe mich dort ein bißchen umgesehen.« Er griff in seine Jackentasche und zog das Taschentuch hervor, in das das Abhörmikrophon eingewickelt war. »Äußerst geschickt versteckt, in der Birne auf dem Boden einer Brandyflasche fand ich dies: ein elektronisches Lauschmikrophon.«

Thwaite sah interessiert auf Tracys Hände, als der vorsichtig den kleinen Stoffballen aufwickelte. Sie waren beide klug genug, keinen Ton zu sagen, bis der merkwürdige Metallknopf wieder in Tracys Tasche verschwunden war.

»Himmel«, flüsterte Thwaite, »was, zum Teufel, geht da vor?«

»Ich wünschte, ich wüßte die Antwort darauf.«

»Hören Sie zu, Richter. Am besten geben Sie mir das Ding. Ich werde es in unser Labor geben und ...«

Aber Tracy schüttelte schon die ganze Zeit den Kopf. »Nein, so geht es nicht. Denken Sie einmal nach. Offiziell geht Sie die Sache gar nichts mehr an. Es tut mir leid, daß das passiert ist, aber jetzt können wir auch nichts mehr daran ändern. Außerdem, wer das Ding auch in die Birne praktiziert hat, es muß in jedem Fall einer der gerissensten Profis sein. Ich habe so meine

Zweifel, daß die Leute in Ihrem Labor so etwas wie das Ding hier überhaupt schon einmal zu Gesicht bekommen haben. Ich hingegen kenne einen Experten auf diesem Gebiet.«

Der Parkplatz, auf dem sie standen, glühte unter der Nachmittagssonne. Das Licht tanzte wie Glassplitter auf den Dächern und Motorhauben der abgestellten Wagen.

»Von jetzt an werden wir einander vertrauen müssen«, sagte Tracy. »Eine andere Wahl bleibt uns wohl nicht.«

Thwaite hatte seine Hände tief in seine Hosentaschen geschoben und sah an Tracy vorbei zum Horizont, dessen Linie in der Hitze flimmerte.

»Bei dieser Geschichte ist mir die Wahrheit wichtig, Richter. Sehr wichtig. Nach zwanzig Jahren wacht man plötzlich eines Morgens auf und stellt fest, daß das ganze Leben bisher ein einziger Betrug gewesen ist. Man fragt sich, wie man es überhaupt so lange ausgehalten hat. Und dann weiß man, daß das ein Ende haben muß, daß man selbst einen Schlußstrich ziehen muß. Ich will sagen, wenn ich heute in einen Spiegel sehe, weiß ich selbst nicht, wer der Kerl da drin ist. Ist das derselbe, der gelernt hat, wie man kleine Zuhälter ausnimmt und auch sonst noch ein paar Geschäfte in der Stadt laufen hat, frage ich mich dann.«

Er wandte sich um, seine Augen hefteten sich auf Tracy. »Was ich sagen will ist: ich weiß, daß Sie an der

Sache ein persönliches Interesse haben. Aber ich will, daß Sie wissen, daß ich das auch habe.«

»Die Tatsache, daß wir die Truppenstärke unserer Armee um fünfundzwanzigtausend Mann gegenüber der des Jahres 1981 erhöhen konnten, sollte uns nicht — keinen von uns — zu einem falschen Sicherheitsgefühl verleiten«, sagte Atherton Gottschalk. Er wandte seinen Kopf hierhin und dorthin, und sein durchdringender Blick versuchte, einzelne Gewerkschaftsführer der AFLCIO, die sein Publikum waren, anzusprechen, damit ihre Aufmerksamkeit nicht abschweifte.

»Denn mehr als je zuvor sind wir heute eine *Weltmacht*, mit den Aufgaben und Pflichten einer Weltmacht. Der weitere Ausbau unserer Schnellen Eingreiftruppe für Noteinsätze am Persischen Golf ist für unsere Gegenwart und Zukunft lebenswichtig. Der Motor, der diese Nation antreibt, ist von Energie abhängig, größtenteils vom Erdöl — von fremdem Erdöl —, ob wir das nun wahrhaben wollen oder nicht. Und jene Kritiker, die nicht deutlich unsere Verantwortung dafür sehen, daß in den erdölproduzierenden Gebieten der Welt stabile politische Verhältnisse herrschen, sind von keinem größeren Nutzen für unsere Nation als der Vogel Strauß, der seinen Kopf in den Sand steckt. Probleme werden nicht deshalb verschwinden, weil wir nicht in der Lage sind, sie wahrzunehmen.«

Er trank einen Schluck Eiswasser und fuhr fort: »1987 muß unsere Armee in der Lage sein, mindestens neunhunderttausend Mann unter Waffen stellen zu können. Das ist die Mindestzahl. Aber ich darf hinzufügen, daß darin die Schnelle Eingreiftruppe natürlich nicht enthalten ist und auch nicht die von mir geplante Eliteeinheit zur Terrorismusbekämpfung, die für Einsätze innerhalb der Grenzen der Vereinigten Staaten gedacht wäre, falls es zu entsprechenden Notsituationen kommen sollte. Seit Jahren verfolgen wir nun die stetig wachsende Flut des internationalen Terrorismus. Wir selbst sind zumindest von den Ausläufern dieser Flut während der beklagenswerten Geisellaffäre im Iran erfaßt worden. Doch dürfen wir uns immer noch glücklich schätzen. In England, Italien und Deutschland sind wir wieder und wieder Zeugen terroristischer Aktivitäten geworden, die im internationalen Maßstab geplant und abgesprochen werden. Es ist eine dokumentarisch belegte Tatsache, daß der größte Teil dieser Terroristen entweder in der Sowjetunion selbst ausgebildet worden ist oder in Lagern, die von den Sowjets unterhalten werden. Und ich sage Ihnen heute, daß unserem Land aus dieser Richtung eine deutliche, unmittelbare Gefahr droht. Denn ich bin überzeugt, daß der sogenannte Kalte Krieg in ein gänzlich neues und erschreckendes Stadium tritt.«

Er beugte sich über das Pult. »Ich werde Ihnen — als Repräsentanten dieser Nation — jetzt eine Frage

brennender Wichtigkeit stellen. Wenn der internationale Terrorismus eines Tages auch in Amerika zuschlagen sollte, sind wir dann genügend vorbereitet, um in einer solch gefährlichen, ja tödlichen Situation bestehen zu können? Ich sage Ihnen, wir sind es nicht. Und die gegenwärtige Regierung scheint leider, leider auch kein Interesse daran zu haben, das zu ändern. In diesem Moment, meine Damen und Herren, wäre Amerika einem solchen Anschlag hilflos ausgeliefert. Deshalb muß es eine unserer dringlichsten Pflichten sein, eine zahlenmäßig ausreichende Antiterrorereinheit aufzubauen und dabei gleichzeitig die Mannschaftsstärken unserer übrigen Truppen anzuheben. Den Kampf gegen den international verflochtenen Terrorismus müssen wir jetzt zu unserer Aufgabe machen, bevor uns die Entwicklung völlig aus der Hand gleitet. Meine Damen und Herren, wir haben es mit einer Invasion ungeahnten Ausmaßes zu tun. Mit einem durchtriebenen, genau abgestimmten Plan, dessen Ziel es ist, die weltweiten Sicherheitsinteressen der Vereinigten Staaten zu untergraben. Und das können und dürfen wir nicht zulassen.« Er nickte dem Publikum zu. Auf sein ernstes Gesicht zog wieder ein Lächeln. »Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit. Gute Nacht.«

Obwohl er wußte, daß es zu nichts führen konnte, wenn er sich jetzt Selbstvorwürfe machte, tat er genau das. Aber dafür war es zu spät. John Holmgrens Leiche

war eingäschert worden, und wenn er wirklich umgebracht worden war, dann mußten sie den Beweis ohne eine Leichensektion erbringen. Alles, was sie hatten, war das kleine handwerkliche Kunstwerk, das Tracy, eingerollt in Kims Taschentuch, bei sich trug; ein kleiner Splitter aus Metall und Kunststoff, der ihn mit Johns Mörder verband.

Tracy parkte den Audi auf der Greenwich Avenue, die er ostwärts weiterging, bis sie auf die Christopher Street stieß, in die er rechts einbog.

Durch eine schwarzlackierte Holztür mit großen Glasscheiben trat er in ein Apartmenthaus. In einem kleinen Flurraum drückte er die Taste einer Gegensprechanlage, die mit ›9F‹ gekennzeichnet war. Die schwarzweißen Bodenfliesen des Flurs waren an vielen Stellen gesprungen. Tracy stieß die innere Tür auf und trat in die Eingangshalle.

Ein alter, knarrender Fahrstuhl brachte ihn nach oben. Als der Lift wieder hielt und er ausstieg, öffnete sich am anderen Ende des Etagenflurs eine Tür. Jemand blieb im Schatten der Tür stehen, aber dennoch waren seine Umrisse deutlich zu erkennen. Der Mann war über siebzig Jahre alt, und es war ihm auch anzusehen. Sein Haar war von gelblichem Weiß und dünnte zur Mitte der spitz zulaufenden Schädeldecke hin merklich aus. Der Kopf schien nur noch aus Haut und Knochen zu bestehen und hatte etwas von einem Totenschädel. Die Augen des Mannes waren dunkel wie die Tracys, doch

tief in ihre Höhlen gesunken, als ob das Fleisch zwischen ihnen und den Knochen weggeschmolzen war. Auf beiden Wangen des Mannes war ein feines Netz dünner, bläulicher Adern zu erkennen.

»Hallo, Dad«, sagte Tracy und nahm den Mann mit hastiger Bewegung in die Arme. »Ich freue mich, dich zu sehen.«

In dem Moment, als die Tür zur Eingangshalle des Apartmenthauses hinter Tracy zuschlug und sich die Straßenlichter wieder in ihrem Glas spiegelten, richtete sich ein Mann, der bisher scheinbar hinter dem Steuer seines Wagens gedöst hatte, plötzlich auf. Einen Augenblick sah er abwartend zum Eingang des Hauses, um sich zu versichern, daß Tracy nicht zurückkam. Dann streckte er sich noch einmal und stieg aus dem Wagen. Eilig überquerte er die Straße.

An der nächsten Straßenecke fand er eine Telefonzelle. Er wählte eine Nummer, die die Telefongesellschaft nicht in ihrem Verzeichnis hatte und die sie auch nicht zurückverfolgen konnte. Er hörte es auf der anderen Seite klingeln und summte zufrieden vor sich hin.

»Ja?«

Die Stimme war dem Mann unbekannt. »Er ist oben bei dem alten Mann.«

Die Verbindung wurde abrupt unterbrochen, und der Mann schlenderte zurück über die Straße. Seit Stunden sehnte er sich nach einem Eis.



»Was du in der Hand hast, ist alles, was ich habe. Es ist mir wichtig wie mein eigenes Herz, sei also vorsichtig«, sagte Tracy. Sein Vater sah zu ihm auf. Die Juwelierlupe, die er sich ins Auge geklemmt hatte, ließ ihn wie ein glotzüugiges Seeungeheuer aussehen.

Einen Moment lang sah er seinem Sohn forschend ins Gesicht, mit derselben Eindringlichkeit, wie er das Lauschmikrophon untersucht hatte. »Du hast ein Herz wie ein Amboß, Tracy, dafür habe ich selbst gesorgt.« Er wandte sich rasch wieder seiner Arbeit zu.

»Mutter hat das kommen sehen. Sie hat das nie an mir gemocht. Sie hatte immer ganz andere Vorstellungen von dem, wie ich sein sollte, als du. Manchmal habe ich das Gefühl, daß ich eine Art Mittelding aus euren gegensätzlichen Wünschen geworden bin.«

Eine Zeitlang wurde es still im Zimmer.

»Es ist gut, daß du damit zu mir gekommen bist.« Tracy wußte, daß sein Vater das Abhörmikrophon meinte. »Wärest du damit zu einem dieser vielen sogenannten Elektronikspezialisten gegangen, dann, garantiere ich dir, hätte er nicht einmal gewußt, was er eigentlich in der Hand hält.« Luis Richter sah wieder hoch zu seinem Sohn und nahm die Lupe vom Auge. »Aber ich weiß es.« Er ist stolz auf sein einmaliges Wissen, dachte Tracy. Er ist es immer gewesen.

Louis Richter hielt das Lauschmikrophon mit einer Pinzette hoch. »Dieses kleine Ding hier würde noch ein Flüstern in diesem Zimmer aufnehmen — ich meine, aus

jeder Ecke in diesem Raum. Und dieses Flüstern würde es in perfekter Tonqualität zu einem Empfänger übertragen, der bis zu fünfundsiebzig Kilometer entfernt stehen kann.« Auf seinem Gesicht begann sich Schweiß zu bilden. Große Tropfen eines ungesunden Schweißes, der Tracy mit Sorge erfüllte. »Verdammt noch mal«, sagte der alte Richter nachdenklich. »Ich hätte so ein Ding schon vor zehn Jahren bauen können. Warum habe ich es bloß nicht getan?« Er drehte das kleine Ding in der Hand. »Wenn ich wollte, könnte ich es immer noch.«

»Wir haben es in einer Flasche mit Birnenbrandy gefunden«, sagte Tracy. Er wollte vermeiden, daß sein Vater zu weit abschweifte. »Es war in der Frucht auf dem Boden der Flasche.«

»So ein gerissener Kerl!« sagte Louis Richter. »Ich möchte wissen, wer das getan hat.«

»Das will ich ja gerade herausfinden«, erwiderte Tracy.

»Dann tu's doch«, sagte Louis Richter stolz. »Habe ich dir nicht alles Notwendige gesagt?«

Als Khieu im vorletzten Stock des Gebäudes auf der Gold Street aus dem elektronisch gesteuerten Lift stieg, war Miß Crawford schon aufgesprungen, um ihn zu begrüßen.

Die rechte Hand ausgestreckt, kam sie ihm mit selbstsicheren Schritten über den grauen Plüschteppich

entgegen. Khieu ergriff ihre Hand und führte sie in einem graziösen Bogen an die Lippen.

»*Bonjour*«, murmelte sie. Ihre Augen funkelten hinter modisch großen Brillengläsern. Sie trug ein maßgefertigtes Kostüm aus einem leichten, genoppten Stoff, auf dem der zarte Duft eines angenehmen Parfüms lag. Daß Khieu von ihr empfangen worden war und nicht von einer der vielen anderen Sekretärinnen, die auf dieser Etage arbeiteten, zeigte, wie bedeutend seine Stellung hier im Haus war.

Madeleine Crawford besaß mehrere Dokortitel und darüber hinaus noch einige zusätzliche Talente, deren wichtigstes war, daß sie sich nie mit Angelegenheiten abgab, die sie nichts angingen. Khieu war eine solche Angelegenheit. Dennoch, als sie zu ihm sagte: »Er wartet schon auf Sie, gehen Sie nur hinauf«, dachte sie gleichzeitig, was würde ich nicht für ein paar Stunden mit diesem Mann geben.

Khieu bedankte sich, stieg die Wendeltreppe mit den anthrazitfarbenen Schieferstufen hinauf.

Der großgewachsene Mann ging schon unruhig hinter seinem Schreibtisch aus massivem Onyx auf und ab. In seiner Hand hielt er ein dünnes Papier, ein Telex. Ein sonderbarer Kontrast fiel an seinen Händen auf: die schwieligen Handkanten und die schimmernden, polierten Fingernägel.

In dem hellen Licht, das durch die hohe Fensterfront ins Zimmer fiel, waren seine Züge gut auszumachen. Die

weit auseinanderstehenden blauen Augen, das lange, harte Kinn eines Mannes, der es gewohnt war, zu befehlen; die scharfgeschnittene Nase mit den engen Nasenlöchern. Sein sauber gestutzter Oberlippenbart war von demselben Schneeweiß wie das volle Haupthaar, das langsam — während der letzten drei, vier Jahre — auszufallen begann, so daß auf der Mitte der Schädeldecke ein schmaler Streifen sommersprossenübersäter Haut zu sehen war.

Der Mann reichte Khieu in dem Moment das Telex, als die Gegensprechanlage auf seinem Schreibtisch kurz aufsummite.

Er drückte auf einen unsichtbaren Knopf. »Ja, Madeleine?«

»Ich habe jetzt Harlan Esterhaas erreicht. Er ist auf drei.«

Macomber legte sich das Gespräch auf die Sprechanlage, so daß die Stimmen im ganzen Zimmer zu hören waren. »Senator, wie geht es Ihnen?« Er hatte einen herzlichen Ton.

»Danke gut.«

»Ich habe gehört, daß Sie morgen in der Stadt sind. Und ich dachte, wir könnten bei der Gelegenheit unsere Absprache endgültig machen.«

»Ich kann Ihre Verbindungen nur bewundern. Nicht einmal meine Assistenten haben bis vor einer Stunde gewußt, wo ich morgen sein werde.« Er lachte. »Mir paßt es morgen.«

»Dann lassen Sie uns doch sagen, Viertel nach drei am Museum für Moderne Kunst. Sie wissen, wo es ist?«

»Ich werde dort sein. Bis morgen also.«

Macomber streckte eine Hand aus und unterbrach die Verbindung. Er lächelte.

Khieu hatte inzwischen das Telex gelesen; aber Macomber war so begeistert, daß er nicht widerstehen konnte, den Inhalt noch einmal zu wiederholen. »Die *Vampire* ist ein uneingeschränkter Erfolg! Heute ist sie zum siebenundzwanzigstenmal über Hungary Horse aufgestiegen.« Er meinte den privaten Flugplatz der Gesellschaft, der in einer einsamen Gegend im Nordwesten von Montana gelegen war. »Das keramische Triebwerk hat einwandfrei funktioniert, sogar unter den schwierigsten Bedingungen. Stell dir das bloß vor« — er kam hinter seinem Schreibtisch hervor —, »siebenundzwanzig Starts in weniger als acht Tagen. Und das Triebwerk hat nur ein Viertel des Gewichts eines herkömmlichen Antriebs aus Aluminium und braucht dabei nicht einmal ein Kühlsystem!« Sein Gesicht strahlte während er sprach. Khieu spürte seine große Freude.

»Wir haben recht behalten! Wir können die Maschine mit dreimal soviel Angriffs- und Verteidigungssystemen ausrüsten wie jedes andere Kampfflugzeug dieser Größe.«

Khieu sah zu dem anderen auf. Auch er war zufrieden. »Und was ist mit LITLIS?« Das war ihr

privates Akronym für das lichttransmittierte logische System, das das eigentliche Herzstück der vernichtenden Kampfkraft der *Vampire* war. Sämtliche Schaltkreise des Bordcomputers — und dazu gehörten auch die des weiterentwickelten Nachtsichtradars und die der Angriffswaffen — wurden nicht mehr von altgewohnten elektronischen Chips gelenkt, sondern von Laser-Chips. Damit war der Zeitfaktor, in dem der Computer seine Entscheidungen treffen konnte, nicht mehr durch den Elektronenfluß der Schaltkreise begrenzt, sondern auf Lichtgeschwindigkeit verringert worden. Das machte die *Vampire* zur absolut tödlichen Waffe, die am Himmel jedem Gegner überlegen war; denn sie konnte schneller die notwendigen Entscheidungen treffen, dadurch schneller manövrieren und schneller schießen als jedes andere bekannte Waffensystem; ja sie war damit sogar den ballistischen Raketen überlegen.

»Hungary Horse hat heute neunzehn Markierungen im Abstand von drei Sekunden gesetzt.« Markierungen war die Umschreibung für Duplikate von Raketen aller bekannten Typen, die die Geschwindigkeit und Manövrierfähigkeit der Originale besaßen, aber natürlich ohne scharfen Sprengkopf gestartet wurden. »LITLIS hat sie alle vom Himmel geholt. Alle. Vorhin habe ich noch mit dem Piloten telefoniert. Er sagte, daß er in seiner ganzen zwanzigjährigen Berufslaufbahn nichts Vergleichbares erlebt hätte. Er war außer sich vor Begeisterung.« Das gesamte Personal von Hungary

Horse war innerhalb des Flugplatzgeländes kaserniert. Auf diese Weise konnte es zu keinen undichten Stellen im Sicherheitssystem kommen.

»Wir haben es geschafft«, sagte Macomber. »Und dabei befinden wir uns sogar noch unterhalb der äußersten Grenzen für Zeit- und Finanzplanung, wie sie der Hauptcomputer vorausberechnet hatte.«

Khieu warf noch einen Blick auf das Telex, bevor er es wieder auf den Onyxtisch zurücklegte. »Das keramische Triebwerk ist der Durchbruch gewesen«, sagte er. »Takakuras Vorschlag, den NASA-Plan für den Antrieb der Space Shuttle mit Abänderungen und Ergänzungen zu übernehmen, war ein großes Risiko, das sich bezahlt gemacht hat. Aber du warst es, der ihn erst auf die Idee gebracht hat. Du hast gewußt, daß ein Kampfflugzeug der sechsten Generation nicht mit einem konventionellen Aluminiumtriebwerk ausgerüstet werden konnte.«

»Das war mir von Anfang an klar«, stimmte Macomber zu. »Ein lichtgesteuertes System wie LITLIS mußte in einer herkömmlichen Maschine vollkommen nutzlos sein — das gottverdammte Triebwerk wäre bei einem Kampfeinsatz innerhalb der ersten Minuten überhitzt ausgefallen.«

Macomber rieb sich die Hände. »Ich bin jedenfalls mit den Ergebnissen sehr zufrieden. In ein paar Tagen werden wir die Information herausgeben, und danach werden wir die Sache ins Rollen bringen.«

»Dann wirst du die Einladung der trilateralen Kommission annehmen?«

Macomber nickte. Die Kommission, eine lose Vereinigung von bekannten Geschäftsleuten und Politikern aus der New Yorker Gegend, hatte ihn zu ihrer bevorstehenden Reise nach China eingeladen. »Gerade jetzt ist es nur von Vorteil für mein Bild in der Öffentlichkeit, wenn ich meinen Teil zu Stabilisierung der Handelsbeziehungen mit der Regierung der Volksrepublik beitrage.« Er lächelte. »Außerdem ist die Reise eine perfekte Tarnung für das, was ich im Osten zu erledigen habe. Anfang der kommenden Woche werde ich in Shanghai sein. Dann wird es allmählich auch Zeit, daß wir das Pulver zünden.«

Khieu lächelte.

»Aber heute nacht«, sagte Macomber, »will ich feiern.«

»Wirst du mit Joy ausgehen?« fragte Khieu hoffnungsvoll.

»Nein, ich glaube nicht.« Macomber war zu dem Kleiderständer aus Messing gegangen, der in der anderen Ecke des Zimmers stand. Seine Haken waren aus poliertem Eichhorn. »Frauen sind im Club nicht erwünscht — nicht einmal, wenn es die eigene ist. Außerdem bin ich heute in einer großzügigen Stimmung, und Joy engt mich irgendwie ein.«

»Bei allem Erfolg sollten wir Findlan nicht vergessen«, sagte Khieu grüblerisch. »Und ein, zwei Senatoren, auf



die wir achtgeben müssen. Aber keiner von ihnen macht mir solche Sorgen wie Tracy Richter. Er war derjenige, der das Abhörmikrophon gefunden hat, als alle anderen schon aufgegeben hatten. Und jetzt hast du es sogar zugelassen, daß er damit zu seinem Vater gegangen ist.«

»Wegen Louis Richter brauchst du dir nun wirklich keine Gedanken zu machen«, sagte Macomber in überzeugtem Ton. »Der Mann ist todkrank. Offen gesagt, bin ich überrascht, daß Richter überhaupt noch zu ihm gegangen ist. Der alte Mann ist seit über fünf Jahren aus dem Geschäft, noch dazu bin ich mir bei seinem fortgeschrittenen Krankheitsstadium nicht einmal sicher, ob er überhaupt noch vernünftig denken kann.«

»Ich weiß nur, was ich über ihn gehört habe.«

Macomber hob seine rechte Hand, als wollte er Khieus Worte abwehren. »Das ist lange her. Aus der Ecke haben wir nichts zu befürchten.«

Khieu war nicht so sicher. »Immerhin ...«

»Also schön«, sagte Macomber resigniert. »Ich habe gelernt, mich auf deine Instinkte zu verlassen. Behalte die Dinge im Auge. Aber sei um Gottes willen vorsichtig, was Tracy Richter angeht. Ich will nicht, daß er auch nur den kleinsten Hinweis auf deine Existenz bekommt. Er war immer so ein gottverdammtes Frettchen, das den Feind schon gerochen hat, wenn er noch gar nicht zu sehen war. Unterschätze ihn nicht.«

Khieu nickte. Für den Augenblick war er zufrieden.

Macomber wollte schon aus dem Büro gehen, als die Sprechanlage noch einmal summt. Er ging zurück zu seinem Schreibtisch und drückte einen verborgenen Knopf, worauf die Stimme von Miß Crawford gedämpft, aber deutlich im Raum zu vernehmen war. »Entschuldigen Sie, daß ich noch einmal störe, aber Ihr Sohn ist hier, Mr. Macomber.«

»Herr im Himmel.« Delmar David Macomber sah auf seine goldene Armbanduhr. »Der Knabe erscheint mit nur drei Stunden Verspätung.« Er blickte wieder zu Khieu. »Ich wünschte, er hätte dein Verantwortungsbewußtsein. Ja, du hast eine Menge Züge, die ich auch gerne an ihm sehen würde.«

Khieu senkte den Kopf. »Er ist dein Sohn, und er tut sein Bestes.«

»Ich verstehe nicht, wie du ihn auch noch verteidigen kannst, besonders wenn ich daran denke, wie er dich zu behandeln pflegt.«

»Er kann nicht über seine Schuld hinwegkommen. Das ist schließlich ein ziemlicher Schmerz, den er zu tragen hat.«

»Schuld?« Fast hätte Macomber gelacht. »Wobei, zum Teufel, soll *er* sich schuldig gemacht haben?«

Khieus Stimme war unendlich ruhig geworden. »Du hast doch sicher noch nicht vergessen, daß Ruth, deine erste Frau, bei seiner Geburt gestorben ist. Das ist für jedes Kind eine schwere Bürde, besonders aber für einen Sohn. Zwischen Mutter und Sohn besteht eine

besondere Bindung. Und wenn man sie unwiderruflich zerstört hat, noch bevor sie sich richtig formen konnte ...«

Eine bedrückende Stille hatte sich über den großen Raum gelegt. Nach einiger Zeit schloß Macomber die Augen. »Nimm meinen privaten Fahrstuhl nach unten. Eliott muß dich hier nicht unbedingt sehen.«

Khieu nickte und verließ ohne ein weiteres Wort das Büro.

»Soll ich Eliott jetzt zu Ihnen heraufschicken, Mr. Macomber?«

Macomber schüttelte den Kopf, um sich aus seinem Tagtraum wieder in die Gegenwart zurückzuholen. »Ja, tun Sie das. Und dann können Sie und das übrige Personal gehen. Es ist schon spät genug.«

»Danke, Sir. Gute Nacht.«

Macomber unterbrach die Verbindung und ging hinüber an den Barwagen, um sich einen Gin Tonic zu mixen. Er mußte sich abkühlen. Eliotts Verhalten erregte ihn immer wieder aufs neue.

»Also, da bin ich«, hörte er die Stimme seines Sohnes in seinem Rücken. »Was willst du von mir?«

Macomber wandte sich um, sein Gesichtsausdruck hatte sich verhärtet. »»Was willst du von mir«, äffte er Eliott nach. »Du kommst drei Stunden zu spät zu unserer Verabredung, und das ist alles, was du zu sagen hast? Keine Erklärung, keine Entschuldigung?«

»So etwas bin ich dir nicht schuldig«, erwiderte Eliott hitzig.

»O doch«, fiel Macomber ihm rasch ins Wort. »Das bist du sehr wohl. Dies ist immer noch deine Familie. Auch wenn du es vorgezogen hast, meine Gastfreundschaft zu ignorieren und dein Heim zu verlassen. Du hast Verpflichtungen — mir gegenüber und gegenüber dem *Angka*.«

»Ich lebe jetzt mein eigenes Leben.«

»Und was für ein Leben das ist!« Macomber ging mit schnellen Schritten auf seinen Sohn zu. Sein Glas stand vergessen auf der Spiegelfläche des Barwagens.

»Du bist sechs Monate hier bei Metronics gewesen, und während dieser Zeit hast du mehr Begabung und Einfallsreichtum bewiesen als drei Viertel meiner Angestellten. Und dennoch hast du deine Arbeit einfach hingeworfen.« Seine Hand fuhr ziellos durch die Luft. »Und für was? Um zu schauspielern — und noch nicht einmal besonders gut, wie ich gehört habe.«

»Wer hat dir das gesagt? Dein Kettenhund Khieu?«

»Warum tust du mir das an?« Macomber war nahe an seinen Sohn herangetreten. »Was, zum Teufel, ist los mit dir? Du hast Talente, Verstand. Und was tust du damit? Nichts!« Seine Stimme war schließlich so laut geworden, daß Eliott erschrocken zurückwich.

Er spürte, wie ihm die Tränen in die Augen stiegen. Doch er zwang sich, vor seinem Vater nicht zusammenzubrechen. »Na schön! Du sagst es doch

selbst. Ich will deine Liebe einfach nicht.« Er hatte seine Augen weit aufgerissen, sie leuchteten unnatürlich. »Ich will nicht wie Khieu sein. Du liebst ihn doch nur, weil er vor dir den Kopf senkt. Du bist ein Scheißkerl, weißt du das? Ein gottverdammter Scheißkerl!«

Macomber riß sich aus der bedrohlich angewachsenen Spannung zwischen ihnen heraus. »Ich habe keine Lust, hier mit dir Beleidigungen auszutauschen, Eliott. Dafür ist mir meine Zeit viel zu schade. Ich habe dich hierher gerufen, weil ich eine Botschaft habe, die du übermitteln muß.«

Macomber reichte ihm ein Blatt Papier. »Schau es dir an, und merk es dir.« Während sein Sohn las, sprach er weiter. »Du weißt, daß Khieu sich Sorgen macht wegen deiner Rolle im *Angka*.« Eliotts Blick hob sich nicht von dem Blatt in seinen Händen. »Er schätzt dich, doch gleichzeitig denkt er, daß du vielleicht ein kleines bißchen zu unzuverlässig für eine so schwierige und kritische Aufgabe bist. Genau wie ich, sähe er es lieber, wenn du wieder für Metronics arbeiten würdest.«

Eliott hatte ein schiefes Grinsen aufgesetzt. »Dann könnte ich das hier aber nicht mehr für euch tun, nicht wahr, Vater? Daß man mich nicht mit Metronics in Beziehung bringen kann, macht mich für euch doch als Verbindungsmann gerade so nützlich.« Eliott gab seinem Vater das Blatt zurück und ließ seine Hände in den Hosentaschen verschwinden. »Aber ihr braucht euch beide in dieser Hinsicht keine Sorgen zu machen. Ich

weiß genau, daß ich nur noch hierher zurückkehren kann, wenn ich versagen sollte. Und das will ich auf keinen Fall.« Den letzten Satz betonte er überdeutlich, weil er wußte, wie sehr sein Vater unter den Worten leiden würde.

»Du weißt, wie du vorzugehen hast«, brachte Macomber mit Mühe hervor.

»Natürlich tue ich das«, erwiderte Eliott, um seinen Vater wissen zu lassen, daß dies doch nur sinnloses Gerede war, um die verletzten Gefühle zu verbergen.

Einen Moment lang sahen sie einander in die Augen, und etwas, das beide nicht in Worte hätten fassen können, tauschte sich mit diesem Blick zwischen ihnen aus. Dann wandte sich Eliott abrupt um, und die Verbindung riß ab.

Tracy war bereits zu Hause, als Lauren zur Tür hereintrat. Er telefonierte gerade mit Kim, um ihn auf den neuesten Stand der Dinge zu bringen. Als er Lauren sah, beendete er rasch das Gespräch.

Lauren war in einen langen Trenchcoat gehüllt. Anscheinend hatte es zu regnen begonnen, nachdem er gekommen war, denn sie trug ihren Schirm aus lackiertem Reispapier sofort ins Badezimmer.

»Wie war die Vorstellung?«

Sie lächelte. »Besser.« Sie ging in die Küche und schenkte sich ein Sodawasser ein. »Willst du auch irgend etwas?«

»Nein, danke.«

Mit dem Glas an den Lippen kam sie zurück ins Zimmer und setzte sich neben ihn auf das weizenfarbene Sofa nahe dem Fenster. Eine Zeitlang herrschte völlige Stille, die nur von den Motorengeräuschen der Autos, die unten auf der Straße vorüberfuhren, gestört wurde.

»Kurz bevor man auf die Bühne geht«, begann Lauren schließlich, ihre Stimme kam weich und fließend, »beginnen die Gedanken im Kopf zu wandern. Die Spannung des Lampenfiebers verbindet sich mit der erzwungenen Untätigkeit des Wartens. Ist man erst einmal draußen auf der Bühne, ist natürlich sofort alles ganz anders. Man ist nur noch auf den Tanz konzentriert, und jeder andere Gedanke ist verschwunden. Aber vorher ...« Sie lehnte ihren Kopf gegen ihn, so daß er ihr langes Haar, das jetzt offen herabhing, auf der nackten Haut seines Nackens spürte. »Vorher kommen einem die merkwürdigsten Gedanken, Erinnerungen.«

»Welche, zum Beispiel?«

Ihr Griff um seine Hände wurde fester, als wollte sie die Wärme, die er ihr gab, noch verstärken. »Heute mußte ich an Bobbys Beerdigung denken.« Tracy zuckte fast unmerklich zusammen. »Du hast ihn zurück nach Dulles gebracht. Ich hatte wieder die Medaille vor Augen, die an seinem Sarg befestigt war ... und die zusammengefaltete amerikanische Flagge.«

»Ich erinnere mich«, sagte Tracy mit belegter Stimme. »Wie bist du darauf gekommen? Es ist schon lange her.«

»Ich denke oft an Bobby«, flüsterte Lauren. »Auch jetzt noch.« Es machte ihr nichts, daß ihr die Tränen die Wangen hinunterliefen. »Manchmal vermissе ich ihn so sehr, daß ich vor Verzweiflung aufschreien könnte. Ich meine, er war doch mein kleiner Bruder. Und er mußte so jung sterben, er war noch nicht einmal richtig erwachsen.«

»Er war neunzehn.« Tracy versuchte, sich nicht zu erinnern. »Mit neunzehn ist man durchaus erwachsen.«

»Nein, du verstehst nicht, was ich meine. Wir kannten uns eigentlich nur als Kinder, wir wuchsen zusammen auf. Aber später waren wir nie ...« Ihre Stimme war schwächer geworden, und schließlich schwieг sie und wischte sich mit der Hand die Tränen aus dem Gesicht.

»Warum mußt du das jetzt alles wieder aufwühlen?« fragte Tracy so sanft, wie er nur konnte. Sie hatte ihn erschreckt. Sie war allem zu nahe gekommen.

»Ich erinnere mich, wie du neben Bobbys Sarg aus dem Flugzeug gekommen bist ...« Sie sprach so unbekümmert weiter, als hätte sie ihn nicht gehört. »Dein Gesicht war weiß. Du konntest mir nicht in die Augen sehen. Du hast immer an uns vorbeigestarrt, an meinen Eltern und mir — ins Land hinaus.«,



Tracy konnte sich noch sehr gut an den Tag erinnern. Der Direktor hatte ihn auf seinem ersten Flug zurück in die Heimat begleitet. Er war eine Zeitlang mit Tracy im Kampfgebiet gewesen, um eine vermutete undichte Stelle in ihrem Basislager in Ban Me Thuot ausfindig zu machen. Der Direktor war dann bei seiner Suche zwar erfolglos geblieben, hatte aber dafür gesorgt, daß Tracy wegen sechs lebensgefährlicher Kampfeinsätze zum Lieutenant befördert worden war.

Der Direktor — ein Colonel der Special Forces — führte seine Abteilung fast vollkommen unabhängig. Für die allgemeine Öffentlichkeit leitete er ein Sonderkommando, das ausschließlich verdeckte Einsätze durchführte und seine Befehle direkt aus dem Pentagon erhielt. Das war eine bewußte Fehlinformation, die aber zum Nutzen des Direktors ausgestreut worden war. Denn was unter allen Umständen vermieden werden sollte, war, daß seine Leute mit den Stümpfern vom CIA verwechselt wurden.

»Durch Bobby haben wir uns kennengelernt«, sagte Lauren. »Warum sollte ich also nicht daran denken?«

Tracy wollte sie von dem Thema abbringen, aber er wußte, nicht, wie. Wenn er von den Dschungeln Kambodschas träumte, dann fast ebensooft auch von Bobbys Tod. Dafür gab es einen guten Grund, und einen nicht weniger guten dafür, Lauren nie die Wahrheit darüber zu sagen.

Einen Moment lang hatte er ihr nicht zugehört. »Was hast du gesagt?«

»Warum du rübergegangen bist. Wolltest du die Welt vor dem Kommunismus retten, oder was?«

Während der Jahre, die sie zusammen gewesen waren, hatte er darüber oft mit ihr gesprochen. Sie wußte also, daß er nicht als gewöhnlicher Soldat gedient hatte. Aber natürlich hatte er die Stiftung nie auch nur mit einem Wort erwähnt. Sie wußte nur, daß sein Einsatz in Südostasien von höchster Brisanz gewesen war und der absoluten Geheimhaltung unterlegen hatte.

Was tief verborgen in seinem Herz brannte und ihn dazu veranlaßt hatte — über seinen Vater —, die Verbindung zur Stiftung zu suchen, davon konnte er nicht sprechen.

»Wollen wir nicht lieber aufhören, über deinen Bruder zu sprechen?«

Lauren zog ihre Beine unter sich. »Es ist wichtig für mich zu wissen, daß er die richtige Wahl getroffen hat, als er von zu Hause fortging. Daß er glücklich war ...«

»Glücklich?« unterbrach Tracy sie. »Wie um alles in der Welt soll ein gesunder Mensch in einer solchen Umgebung glücklich gewesen sein?« Er stand abrupt auf. »Wenn du meine ehrliche Meinung wissen willst, dann wäre es besser für ihn gewesen, wenn er zu Hause geblieben wäre.«

»Wie kannst du so etwas von ihm sagen?« schrie sie. »Er war doch dein Freund.«

»Weil«, antwortete Tracy, so ruhig er konnte, »weil er noch am Leben wäre, wenn ...«

»Ich will es nicht hören!« Es war ein regelrechter Verzweiflungsschrei, der Tracy das Wort abschnitt. »Du sollst mir sagen, daß er zufrieden war, daß er kein Versager war; daß er wieder etwas hatte, das er sein Heim nennen konnte, bevor er ... mein Gott ... bevor er abgeschlachtet wurde!«

»Lauren, jetzt ...«

»Das ist doch das richtige Wort! Oder? Abgeschlachtet!«

»Dort, wo wir waren, starb niemand leicht. Ich habe dir das bereits gesagt.«

»Aber Bobbys ...« — die Tränen erstickten ihr einen Augenblick lang die Stimme — »aber Bobbys Tod war besonders schrecklich.«

Er hatte sich wieder neben sie gesetzt und hielt sie in den Armen. Ihr Kopf war an seine Brust gesunken, ihr schlanker Körper erzitterte in schnell aufeinanderfolgenden Wellen, als ob er von einer Reihe Explosionen erschüttert wurde.

Dann wischte sie sich die Tränenbäche aus dem Gesicht. »Du hast mir nie meine erste Frage beantwortet.«

»Ich denke doch«, sagte er leise. »Und jetzt komm ins Bett.« Eingerollt unter der Bettdecke schlief er mit dem Kinn in der Mulde unter ihrem linken Schlüsselbein ein. Sie streichelte sein volles Haar und beobachtete die

wandernden Lichtflecke an der Decke, die von den Scheinwerfern der vorbeifahrenden Autos unten auf der Straße ins Zimmer geworfen wurden.

An der gegenüberliegenden Zimmerwand stand auf jeder Seite des Bücherregals eine Steinskulptur. An manchen Stellen hatte die Zeit Risse in sie gegraben, an anderen hatte das Alter sie geglättet. Auf der rechten Seite stand ein *Naga*, die siebenköpfige Schlange aus der kambodschanischen Mythologie. Auf der linken ein Garuda, der Mann mit dem Vogelkopf. Sie symbolisierten weder das Gute noch das Böse, aber Gegensatz und Haß zwischen ihnen hätten nicht größer sein können. Wie bei vielen Elementen der Khmer-Mythologie, wußte auch für diese Feindschaft niemand mehr den Grund zu sagen.

Was sie Tracy nie erzählen würde, war, daß sie sich kaum noch erinnern konnte, wie ihr Bruder eigentlich gewesen war. O ja, als Kind und als schlaksigen Jungen sah sie ihn noch deutlich vor sich. An diese Zeit hatte sie viele Erinnerungen. Aber als er starb, war er ein Mann gewesen, und als Mann hatte sie ihn nie gekannt.

Leise Tränen liefen ihr die Wange herunter. Sie drehte ihren Kopf zur Seite, damit die Tränen nicht auf Tracys Gesicht fallen und ihn wecken konnten. Vielleicht hatte er ihre kleine Bewegung gespürt, denn plötzlich rührte er sich im Schlaf und warf die Beine übereinander. Er träumt wieder, dachte sie.

Dann bäumte sich Tracy aus ihrer Umarmung auf und rief laut und deutlich ein Wort. Er öffnete seine Augen und fühlte ihre Arme, die ihn schützend umfingen.

»Alles ist gut«, flüsterte sie nahe an ihm. »Es war nur ein Traum.«

»Nichts davon ist nur ein Traum«, sagte er noch immer benommen. Seine Stimme war belegt. »Kambodscha.«

Seine Hände strichen über geschmeidige Haut, die nicht vorhanden war; seine Lippen suchten nach dem Luftgebilde eines Mundes, die Hitze eines weiblichen Körpers, die wie die schwüle Atmosphäre in Südostasien war. Der Dschungel, explodierende Granaten und die lodernden Flammen eines chemischen Feuers, vergossenes Blut und entsetzte Schreie; Leben, das sich unwiederbringlich in der schwarzen, schlammigen Erde verliert; Bobbys Gesicht, weiß und schmerzverzerrt; die Augen des Verrats; das Feuer und Mais drängende Stimme: *Wie sehr ähnel' ich ihr?* Die Gebote gebrochen. *Könnte ich ihre Schwester sein?* Die Gebote der Stiftung.

»Sag es mir jetzt, Tracy.« Laurens Stimme. »Warum bist du gegangen?«

»Ich wollte dabei sein.« So nahe noch dem Schlaf, blieb nicht die Zeit, die Antwort genau zu überlegen.

»Um zu töten.«

»Nein.« Er schüttelte den Kopf. »Nicht, um zu töten.«

»Aber ein Krieg wird nur geführt, um zu töten. Das ist doch kein Geheimnis.«

»Ich bin gegangen, weil ich etwas beweisen mußte. Mir selbst.« Sein Blick war düster geworden. Er starrte ins Leere. »Meine Mutter hatte immer Angst, daß mir etwas passieren könnte, daß ich sterben könnte. Eines Tages wachte ich mit dem Gedanken auf, daß ich mich an ihrer Angst angesteckt hätte. Und ich wußte, ich mußte dagegen ankämpfen; deshalb habe ich damals meinen Vater um Hilfe gebeten.«

»Und er brachte dich zu den Leuten, für die er damals gearbeitet hat.«

Tracy nickte.

»Und du bist dann süchtig geworden nach ... Ich weiß ja nicht, was sie mit dir gemacht haben.«

»Ich wollte von meiner Angst befreit werden. Um das zu erreichen, mußte ich mich der größten Gefahr aussetzen, die ich finden konnte.«

»Aber du warst nicht so gefährdet wie Bobby.«

»Nein. Das wäre ich viel eher gewesen, wenn ich einfach nur zur Armee gegangen wäre. Aber dort, wo ich war, hat man mich auf alles vorbereitet.«

»Und jetzt bist du vollkommen furchtlos.« Er antwortete nicht, aber er atmete noch immer schwer. »Du hast im Schlaf gesprochen.«

»Was habe ich denn gesagt?« Ein kalter Schauer durchzuckte ihn.

»Du hast einen Namen gerufen.«

O Gott, nicht Bobbys.

»Wer«, fragte sie, »ist Tisah?«

»Das weiß ich nicht«, log er sie an.

Khieu saß, die Beine untergeschlagen, genau in der Mitte des Kellerraumes. Er begann seine Gebetsgesänge. »Ich gehe zu Buddha auf der Suche nach Zuflucht.« Der monotone Rhythmus ließ sein Bewußtsein in den Kosmos eintauchen. Mit starrem Blick sah er auf den kleinen Bronzebuddha, der in einem Kreis von zwölf Weihrauchstäbchen stand. Wie Finger, die ihm den Weg weisen wollten, stieg ihr Rauch auf. Khieu glitt die gewundenen Gänge seines Bewußtseins hinunter, die ihn fest mit den vergangenen Ewigkeiten verbanden. Er sah sich selbst als schwarze Krähe, das Land um ihn herum in Flammen, donnerndes Beben, aus den Wolken stürzend, und Ströme von Blut. Er wurde der Fisch im Strom, der Tiger im Busch, die Schlange, die sich um den rauen Stamm eines Baumes windet. Dann war er der Baum, der Grashalm zwischen dessen Wurzeln, der heiße Wind in den Zweigen des Waldes. Und schließlich war er vollkommen körperlos, frei fließend, ohne jedes Ich, ein heiliger Mann.

Doch währte dieser Zustand nicht lange. *Malis*. Seine Augen sprangen auf, und er erhob sich von seinem Platz. Als er quer durch den Raum zu dem Rosenholzschrankchen ging, auf dem ein kleiner Altar stand, fühlte er sich bleischwer. Der Schrank hatte ein

besonderes Messingschloß, und von der dünnen Kette um seinen Hals löste Khieu einen kleinen Messingschlüssel. Diesen steckte er in das Schloß und ließ die Tür aufspringen.

Aus dem dunklen Inneren des Schrankes holte er ein kurzes Stahlstück mit einem Ledergriff hervor. Das Metall war vielleicht dreißig Zentimeter lang, rund wie ein dünnes Rohr, und an dem Handgriff war eine Lederschlaufe befestigt. Khieus Hand fuhr durch die Schlaufe und legte sich um den Griff. Es war, als zöge er einen Fehdehandschuh an. Der Gegenstand in seiner Hand beruhigte ihn, wie es eigentlich die Gebete getan haben sollten.

Wie ein Schatten wanderte er geräuschlos durch den Raum. Nur von der Decke schien das Licht einer nackten Birne. An einer Wand stand ein altes abgenutztes Sofa, daneben ein Fernsehgerät aus den fünfziger Jahren mit runder Bildröhre. Von einem Haken in der Decke hing ein ein Meter fünfzig langer Sandsack aus Rauhleder herab. Er war über und über mit narbigen Rissen bedeckt, als ob eine riesige Wildkatze ihn benutzt hätte, um ihre Krallen zu schärfen.

Khieu schien auf alles zu sehen, als er durch den weiten Raum ging, nur nicht auf den Ledersack. Als er noch sechzig Zentimeter von dem Sack entfernt war, schoß plötzlich sein linker Fuß mit solcher Geschwindigkeit hoch, daß jeder, der Khieu hätte beobachten können, es für ein Wunder gehalten hätte.



Der Fuß war mit der flachen Sohle auf den Sack getroffen und hatte ihn in heftige Schwingungen, von Khieu weg und wieder zurück, versetzt. Als der Sack auf dem toten Punkt seines Schwunges nach innen angekommen war, bewegte Khieu die Hand mit dem Stahlrohr kurz auf und nieder und ließ sein Handgelenk, als wollte er eine Sperre überwinden, im letzten Moment wieder nach oben zucken. Ohne dabei ein Geräusch zu machen, verlängerte sich das Stahlrohr auf über einen Meter.

Es verursachte ein durchdringendes pfeifendes Geräusch, als er es in weitem Bogen auf den einhundert Kilo schweren Sack niederfahren ließ. Khieu preßte die Augen zu. Mit jedem Sprung, mit jedem Schlag, tanzten seine gespannten Muskeln. Wieder fühlte er die schwüle Hitze von Phnom Penh in sich, wie an jenen Tagen, als er auf Malis gewartet und sie beim Tanzen beobachtet hatte, das Licht auf ihrem Haar, der konzentrierte Blick ihrer Augen, die unendlich geschmeidige Bewegung ihrer Hände und Arme und schließlich die animalische Sinnlichkeit ihres Körpers, wenn sie auf ihn zukam.

*Nein, nein, nein, nein* — das war sein Gesang, als er sich jetzt in tänzelnden Schwüngen um den Sandsack herumbewegte. Schweiß lief an seinem Körper herunter, über die gespannten, zitternden Muskeln.

Nicht für mich, nicht für mich, nicht für mich, dachte er, und Joy auch nicht. Wie traurig für uns. Er warf sich

herum, als er ein Geräusch in seinem Rücken hörte. Jemand kam langsam die Treppe herunter.

Joy Trower Macomber sah ihn erst im letzten Moment. »Oh, ich habe mich gewundert, daß hier unten Licht brannte.«

Khieus Schläge prasselten weiter auf den Sack nieder. Sein Gesicht glänzte schweißnaß. Hinter ihm machte Joy eine Bewegung, als ob sie gehen wollte, aber dann — sie hatte ihre Absicht offensichtlich geändert — kam sie weiter auf ihn zu. Jedesmal, wenn die Waffe laut auf das Leder klatschte, zuckte sie zusammen.

»Das Essen ist fertig ...«

Khieu nickte. Er machte weiter mit dem, was er tat. Nur daß die Schläge noch dichter fielen.

»Aber wenn du lieber ...« Joy ließ den Satz unvollendet, während ihre Augen jede seiner Bewegungen verfolgten. »Ich weiß, du trainierst« — wieder zuckte sie zusammen, als das Metall klatschend das Leder traf — »jeden Tag, und ich will dich auch gar nicht stören.« Sie kam noch näher, ohne den Blick von ihm zu wenden. »Und natürlich würde ich dich auch nie bei deinen Gebeten stören wollen.«

Schweißtropfen lösten sich mit jeder Bewegung von seinem Körper. Sein schwarzes Hemd war schweißgetränkt.

»Ich weiß nicht, was mit mir passiert ist«, fuhr Joy fort. Sie schien es gar nicht zu merken, daß er nicht

antwortete. »Aber auf einmal habe ich es nicht mehr ausgehalten, allein im Haus zu sein. Es tut mir leid, wenn ich dich störe, aber ich brauche ein menschliches Wesen in meiner Nähe.«

Wieder fuhr der Stahl auf das Leder nieder, dann ließ Khieu die Waffe ruhen. Noch immer flackerte Zorn in ihm, doch war er schwächer geworden. Die physische Anstrengung schien die Dämonen, die ihn gequält hatten, für den Augenblick vertrieben zu haben. Er sah zu Joy. Sein Atem ging fast schon wieder normal.

»Würdest du schlecht von mir denken, wenn ich dir sage, daß er mich nicht mehr glücklich macht, mich nicht mehr glücklich machen *kann*?« Sie konnte ihn nicht ansehen, als sie es zu ihm sagte.

»Würdest du jetzt bitte auch etwas sagen.« Ihre Augen hoben sich wieder zu seinen. »Irgend etwas.« Dann verstummte sie. Seine Augen besiegten ihre Gedanken, ihren Körper, ihre Gefühle auf eine unaussprechliche, unerklärliche Weise. Sie *fühlte* ihn. Seine Gegenwart war wie eine weißglühende Hitze, die sie einhüllte. Sie spürte, wie die Muskeln auf den Innenseiten ihrer Schenkel zu zittern begannen.

O ja, dachte Khieu, während er sie ansah, Macomber hat sie schon lange nicht mehr glücklich gemacht. Vielleicht ist es nicht seine Schuld. Die Natur war wie ein wildes Tier, das man nicht zähmen konnte. Macombers Natur hatte ihn zu dem genialen Menschen gemacht, der er war; hatte seine Liebe zu Khieu rein und

vollkommen gemacht. Ohne das wäre Macomber nicht er selbst gewesen, und Khieu wäre jetzt tot wie Sam und Malis, wie seine ganze Familie. Begraben in der gequälten Erde Kambodschas.

Khieu fühlte sich von einem Pflichtgefühl ergriffen. Wenn er Joy die Freude zurückgab und ihren Schmerz vertrieb, dann ehrte er damit Macomber. Er wußte, wie wichtig Joy und ihr Bruder für Macomber waren. Und wenn sie in diesem Haus keine Befriedigung fand, dann konnte es sein, daß sie es woanders suchen würde. Und das durfte Khieu nicht zulassen.

Neben dem Seiteneingang am Franklin D. Roosevelt Drive hatte Thwaite zwei leere, abgedunkelte Ambulanzwagen stehen sehen. Das Gebäude und seine Umgebung hatten etwas von einem Friedhof um Mitternacht. Doch Thwaite wußte aus Erfahrung, daß dieser äußerste Eindruck täuschte. Hinter den Mauern des Gerichtsmedizinischen Instituts herrschte auch zu dieser späten Stunde noch rege Hektik. Man konnte froh sein, wenn der Arzt, von dem die Leiche, mit der man es gerade zu tun hatte, untersucht worden war, zehn Minuten für ein Gespräch erübrigen konnte.

Hinter dem Empfangsschalter saß ein Uniformierter, den Thwaite nicht kannte, ein Schwarzer mit kurzem Afroschnitt und Schneidezähnen wie Schaufeln. Thwaite klappte die Lederhülle von seiner Dienstmarke auf. »Ich

will zu Dr. Miranda wegen der Leiche aus dem Chinesenviertel.«

Der Polizist nickte und ließ seinen Zeigefinger eine Telefonliste hinuntergleiten, die vor ihm auf dem Schreibtisch lag. Der Finger stoppte, als er den Nebenanschluß gefunden hatte. Er wählte die Nummer, sagte ein paar leise Worte in die Sprechmuschel und legte den Hörer wieder auf die Gabel. »Sie kommt sofort«, sagte er dann zu Thwaite. Es hätte nicht uninteressierter klingen können.

»Machen Sie das schon lange hier?«

»Ungefähr drei Wochen«, antwortete der schwarze Polizist. »Und wenn es Sie interessiert, etwas Langweiligeres können Sie sich nicht vorstellen.«

»Sergeant Thwaite?«

Er wandte sich um und stand Dr. Miranda gegenüber. Irgendwie überraschte ihn der Anblick der Frau doch: sie war eine auffallend schöne Indianerin, vielleicht knapp vierzig Jahre alt, mit einer Haut, die von einer zarten Schicht Kohlenstaub überzogen zu sein schien. Ihr glänzend schwarzes Haar war in einem strengen Knoten über dem Hinterkopf zusammengebunden.

Sie führte ihn in den dritten Stock zu ihrem Büro, in dessen Tür in Kopfhöhe eine altmodisch geriffelte Glasscheibe eingelassen war. Dr. Miranda setzte sich auf den Holzdrehstuhl hinter ihrem papierübersäten Schreibtisch. Es war der einzige Stuhl im Raum.

»Also«, sagte sie im Ton eines vielbeschäftigten Professors, »was wollen Sie von mir? Ich muß noch drei Berichte schreiben bis heute nacht um drei, und morgen früh um zehn habe ich einen Gerichtstermin.«

»Beginnen wir am Anfang«, antwortete Thwaite.

Tatsächlich interessierte Thwaite die Schießerei im Chinesenviertel überhaupt nicht. Flaherty hatte ihm und seinen Leuten den Fall übertragen, und er hatte Enders und Borak mit den Ermittlungen beauftragt. Es war eine typische Chinatown-Geschichte: Ein Mitglied der Drachen war im Pagoda-Filmtheater aus nächster Nähe erschossen worden.

»Dafür sind Sie spät auf den Beinen, finden Sie nicht?« fragte Dr. Miranda.

»Man hat mich während des Dienstes beim Kaugummikauen erwischt«, sagte Thwaite. »Und wie lautet Ihre Entschuldigung?«

»Ich liebe meinen Beruf«, antwortete Dr. Miranda ohne eine Spur von Humor in der Stimme. Sie griff hinter sich und zog eine Schublade des grünen Metallschranks heraus. Dann reichte sie ihm eine Heftmappe über den Tisch. »Sie müssen es hier lesen. Wir sind keine Leihbücherei.«

Thwaite hatte begriffen. Er zog eine neue Packung filterloser Camel aus seiner Jackentasche und schlitzte sie mit dem Daumnagel auf.

Dr. Miranda wartete, bis er eine Zigarette im Mund hatte und sie gerade mit der Feuerzeugflamme anzünden

wollte. »Es wäre mir lieber, wenn Sie das nicht tun würden.«

Thwaite, der das kleine »Bitte nicht rauchen«-Schild auf ihrem Schreibtisch längst gesehen hatte, achtete nicht auf ihren Einwurf, sondern nahm einen tiefen Zug und blies den Rauch ins Zimmer. Die Assistenzärztin wandte ihr Gesicht voller Widerwillen ab.

Natürlich hätte er zu den Akten im Polizeihauptquartier viel leichteren Zugang gehabt, aber in diesem Fall nützte ihm das wenig. Normalerweise machte ein Polizeifotograf von jeder Leiche Aufnahmen, selbst wenn eine unnatürliche Todesursache nur angenommen wurde. Aber das war bei John Holmgren nicht der Fall gewesen. Der Arzt, bei dem der Notruf eingegangen war, hatte in Anbetracht der bedeutenden Persönlichkeit, um die es ging, Dr. Barlowe, den Chefarzt am Gerichtsmedizinischen Institut, benachrichtigt. In Dr. Barlowes vorläufigem Bericht war dann nur von einem schweren Herzinfarkt die Rede gewesen, der seiner Annahme nach durch Überarbeitung ausgelöst worden war. Es war reine Routine, daß das Notarztteam überhaupt Fotos am Fundort der Leiche gemacht hatte.

Als Thwaite dann seine Zweifel an dem angeblich natürlichen Tod des Gouverneurs endlich ernst zu nehmen begann, war es längst zu spät. Aber es gab immerhin die Fotos des Notarztteams. Und auf sie wollte er unbedingt einen Blick werfen.

Dr. Miranda begann zu husten. Thwaite, der immer noch so tat, als lese er die Akte über den Chinatown-Mord, übersah ihre feindlichen Blicke. Dann klingelte das Telefon auf ihrem Schreibtisch, und Dr. Miranda griff erleichtert über die Ablenkung nach dem Hörer. Thwaite hörte ihr gespannt zu.

Es dauerte eine Zeitlang, bis Dr. Miranda dem Anrufer antwortete. »Ich komme sofort hinunter.« Sie hängte ein und stand auf. »Ein neuer Fall ist gekommen«, sagte sie zu Thwaite gewandt. »Lassen Sie die Akte auf meinem Tisch liegen, wenn Sie durch sind.« Sie war schon an der Tür, als sie sich noch einmal zu ihm drehte und ihn dünn anlächelte. »Und machen Sie es sich nicht allzu gemütlich hier. Officer White muß Sie noch von seiner Besucherliste streichen, und ich werde auf dem Rückweg wieder hereinschauen.«

»Danke schön«, sagte Thwaite, »Sie sind wirklich entgegenkommend.« Er lauschte dem leisen Quietschen ihrer orthopädischen Schuhe, als sie den Gang hinunterging. Er wartete fünf Minuten, dann warf er einen raschen Blick auf den Flur. Er war leer.

Sofort ging er zu dem Aktenschrank. Dr. Miranda gehörte nicht nur zu den vier Assistenzärzten, sie verwaltete auch die Akten des Instituts.

Thwaite sah unter dem Buchstaben H nach, aber er konnte keine Akte über John Holmgren finden. In der hinteren Ecke des Büros, gleich neben dem Fenster, stand ein weiterer Aktenschrank. Doch der war mit



einem Schloß gesichert. Es kostete Thwaite etwas mehr als zwei Minuten, es zu öffnen. Er gab sich noch drei Minuten, bis er aus dem Büro verschwinden mußte.

Die Holmgren-Akte war in diesem Schrank. Aber keine Fotos. Thwaite fluchte in sich hinein und zog eine weitere Schublade auf. Sämtliche Fotos waren in einem Ordner aufbewahrt. Unter H fand er die von John Holmgren. Es blieben ihm noch anderthalb Minuten, um sie sich anzusehen. Natürlich war das zuwenig Zeit, aber noch länger konnte er nicht bleiben. Die Bilder aus dem Haus zu schmuggeln war zu riskant. Besonders bei der übermißtrauischen Dr. Miranda, die auch noch wußte, daß er allein im Zimmer gewesen war.

Seine Augen überflogen die Fotos. Auf den ersten Blick konnte er nichts entdecken. Er sah auf seine Uhr und schob die Bilder zögernd wieder in den Ordner. Dann verschloß er den Schrank vorsichtig wieder. Mit einem Taschentuch wischte er über die Metallflächen, die er berührt hatte. Dann verließ er Dr. Mirandas Büro. Es mußte einen anderen Weg geben.

»Schon fertig hier«, seufzte White mit traurigem Ton, als Thwaite wieder an den Empfangsschalter trat. »Sie haben es gut. Ich wünschte, ich könnte auch einfach durch die Tür da gehen. Verstehen Sie?«

Thwaite nickte. »Sehr gut sogar.« Er senkte seine Stimme und winkte White näher an sich heran. »Und ich habe sogar einen Passierschein für sie.« Das war der andere Weg.

White lächelte und zeigte dabei seine breiten Frontzähne. »Wen muß ich dafür hier auf Eis legen?«

Sie lachten leise, und Thwaite wußte, daß ihr Pakt damit geschlossen war. »Glauben Sie, daß Sie mir ein paar Fotos aus der Ablage besorgen könnten?«

»Kein Problem.«

»Aus dem verschlossenen Schrank.«

White zog die Augenbrauen hoch. »In dem Fall«, sagte er leise, »müssen Sie mir schon einen Grund nennen, mit dem mein Gewissen leben kann.«

Thwaite nickte. »Das kann ich verstehen. Ich bin da an einer Sache dran, die, wie soll ich sagen, etwas außerhalb der normalen Arbeit läuft.«

»Legal?«

»Wenn alles gutgeht, hundertprozentig.«

»Und wenn nicht, bekommen wir alle einen Tritt in den Hintern, oder?«

Thwaite lachte wieder. »Machen Sie sich darüber keine Sorgen. Ich werde Sie schon ausreichend decken. Bringen Sie mir, was ich haben will, und Sie sind dabei. Ich habe schon lange nach einem weiteren guten Mann gesucht. Was sagen Sie?«

White lächelte und griff nach Thwaites Hand. »Ich sage, holen Sie mich hier raus, verdammt noch mal.«

»Gut.« Thwaite schrieb alles Notwendige auf ein Blatt Papier. »Wann haben Sie Tagesdienst?«

White sagte es ihm.

»Dann bringen Sie mir die Fotos nach Hause.« Er reichte dem Polizisten das Blatt. »Sagen wir übermorgen, gegen Mitternacht. Paßt Ihnen das?«

»Zu Ihren Diensten.«

BATTAMBANG, KAMBODSCHA *April-Mai*  
1967

Immer tiefer in den einsam dunklen Dschungel hinein zog Sokha nach Norden. Und als ob ein Instinkt ihn geleitet hätte, fand er die ständig anwachsenden Enklaven der *Montagnards*, die auf ruheloser Flucht vor den Truppen Lon Nols waren. Sie gaben ihm zu essen und für die Nacht ein Lager, aber die angsterfüllte Atmosphäre in ihrer Nähe, die wie ein krankmachendes Parfüm über ihnen hing, konnte Sokha nicht lange ertragen.

Die Regenzeit hatte schon begonnen, und so war Sokha gezwungen, viele Umwege zu gehen; denn weite Teile des tiefer gelegenen Landes, besonders die Gegend um Tonle Sap, waren überflutet, so daß jeder Schritt zum Wagnis wurde. Wie ein buddhistischer Mönch lebte er von dem kargen Essen, das die Menschen, denen er auf seiner Wanderung begegnete, ihm gaben. In einem kleinen Rebellenlager, zwei Tagesmärsche von Phnom Penh entfernt, hörte er zum erstenmal das Wort *Angka*. Es war der Name der

Organisation, die hinter den Aufständischen stand. Doch niemand konnte genau sagen, was der *Angka* war — aber alle schienen seine Macht zu fürchten und zu respektieren.

Von dieser Zeit an setzte er den Namen *Angka* in jedem Dorf ein, in dem er sich zu versorgen gedachte, und nie hatte er irgendwelche Schwierigkeiten. Immer gab es Reis für ihn, und weil er Kambodschas großem Binnensee immer näher kam, auch Fisch.

Mit dem Verlassen der Hauptstadt hatte er auch seine Brille und seinen zweisilbigen Geburtsnamen abgelegt. Er hatte von Sam und René genug aufgeschnappt, um sich ein — zumindest äußerliches — Bild von den Aufständischen machen zu können. Sie verachteten die Intellektuellen, und er nahm an, daß sie ihn sofort hinrichten würden, wenn sie je seine wahre Herkunft erführen. Eine Brille war, wie sein Name, ein mehr als deutlicher Hinweis darauf. Für alle, die nach seinem Namen fragten, wurde er Sok.

Mehr als vier Tage war er jetzt schon unterwegs. Er war erschöpft. Seine Beine schmerzten, in seinem Kopf pochte das Blut. Obwohl er immer wieder behauptete, zum *Angka* zu gehören, hatte er während seiner Reise doch nicht genug zu essen bekommen. Die Bauern wurden ihrer Ernteerträge systematisch beraubt, und ihre Schulden bei örtlichen Geldverleihern gleichzeitig unerträglich. Das doppelköpfige Gespenst von Armut

und Hunger wurde auf dem Land allmählich zur lebensbestimmenden Wirklichkeit.

Sok konnte es kaum fassen. Wo war das Kamputschea von gestern? Verschluckt von den Schatten der Revolution, des Krieges und der politischen Korruption? Eine Ahnung riß seine Gedanken wie eine Sturzwelle fort. Immer hatte er gedacht, daß nach Revolution der Friede kommen würde. Wie eine dunkle Wolke, die die Sonne eine Zeitlang verhüllte, so würde die Revolution über sie hinwegfegen, um am Ende wieder einen klaren Himmel zurückzulassen.

Doch in diesem Moment ließ ein ganz anderer Gedanke sein Blut gefrieren: sein Kambodscha würde keinen Frieden finden, keine Erlösung, kein Ende des Leidens, das das Land zerriß. Er begann leise in sich hinein zu weinen, und in diesem Moment hörte er vor der gewohnten Geräuschkulisse des Dschungels Schritte näherkommen. Er war sofort hellwach, aber auch klug genug, sich nicht zu bewegen, er öffnete nicht einmal die Augen. Wer immer auch kam, ihm war es egal.

»Mit mork pee na?«

»Mit chmuos ey?« Eine zweite Stimme.

Er schlug die Augen auf und sah drei Männer in schwarzen Hemden und Hosen. Jeder von ihnen trug ein altes M-1-Gewehr. Die Läufe waren auf ihn gerichtet. Aufständische.

»Ich komme aus dem Süden«, antwortete er ihnen.  
»Von den Feldern. Aus dem Reisgebiet. Fast meine ganze Familie ist von Lon Nols Leuten getötet worden. Mein Name ist Sok ...«

»*Mit* Sok«, korrigierte ihn einer der Rebellen.

Sok nickte. »Ja, Genosse Sok. Ich bin gekommen, um mich der Revolution anzuschließen.«

Sie nahmen ihn mit, aber ob als Freund oder Feind, konnte er nicht sagen. Auf verschlungenen Pfaden gingen sie etwa dreißig Kilometer durch den Dschungel, bis sie zu einer Lichtung kamen, auf der mehrere Gebäude standen. Das größte war eine Pagode mit einem blaßgrünen Dach. Einer der Rebellen faßte Sok am Arm und führte ihn zu einem kleinen Haus, das der Pagode gegenüber lag: Es hatte keine Tür.

So schnell wie ein Mönch eine Kerze ausbläst, verlor auch der Tag sein Licht. Feuer waren auf einmal zu sehen und Fackeln, die von *Mitneary*, von weiblichen Soldaten, getragen wurden. Soks Hunger wurde noch schlimmer, doch niemand kam, um ihm zu essen oder trinken zu geben. Die Rebellen hatten sich zu ihrem Abendessen in einem weiten Kreis um das flackernde Orangelicht der rauchenden Feuer gesetzt.

Dann sah Sok Männer auf das Haus zukommen. Er spürte, wie die Wache Haltung annahm. Unter den Männern mußte der Führer der Rebelleneinheit sein. Und tatsächlich sah er, daß einer der Männer einen

schwarzen Ledergürtel trug. Von der linken Hüfte hing ein Halfter herab, in dem eine Pistole steckte.

Vor dem leeren Eingang blieben die Männer stehen. Der Mann mit der Pistole winkte Sok heraus. Sok raste das Herz in der Brust, und die Angst hatte seinen Mund austrocknen lassen.

»Genosse«, sagte der Mann, »man hat mir berichtet, daß du gekommen bist, um dich der Revolution anzuschließen.«

Alles, was Sok tun konnte, war nicken. Seine Augen wanderten von einem zum anderen. Zwei Männer erkannte er wieder, es waren dieselben, die ihn hierher gebracht hatten. Vor ihm stand ihr Führer. Und der vierte Mann, der hinter den anderen stand —: Ungläubig riß er die Augen auf.

Sam!

Aber Sam schüttelte kaum merklich den Kopf. Er spitzte die Lippen und legte die Spitze seines Zeigefingers gegen sie.

Der Führer neigte den Kopf zur Seite. »Das hast du meinen Leuten jedenfalls erzählt. Aber wie können wir sicher sein, daß es die Wahrheit ist? Genausogut kannst du ein feindlicher Agent sein, oder?« Er trat einen Schritt auf Sok zu. »Bist du hungrig?« fragte er unvermutet.

Wieder nickte Sok.

»Nun, hier wirst du für dein Essen arbeiten müssen, wie wir alle.« Der Mann starrte ihn an. »Bist du bereit dazu, Genosse?«

»Ja.« Sok fand endlich seine Stimme wieder.  
»Natürlich, deshalb bin ich ja gekommen.«

»Gut. Ich bin mit deiner Antwort zufrieden.« Er nickte der Wache in Soks Rücken zu, und Sok fühlte, daß der Mann seinen Posten verließ.

»Man hat mir gesagt, daß deine arme Familie von den Handlangern General Lon Nols umgebracht worden ist. Stimmt das?«

»Ja.«

»Ja, Genosse.«

»Ja, Genosse.«

»Dann mußt du das Regime wirklich hassen.« Er lächelte dünn. »Natürlich mußt du das. Sonst wärest du ja nicht hier, nicht?«

Sok starrte den Rebellenführer an. Er fühlte Angst in sich hochsteigen, und fast trugen ihn seine Knie nicht mehr. In seinem Mund war ein gallenbitterer Geschmack.

»Aber nun wird es Zeit, daß wir an deinen leeren Magen denken«, sagte der Führer. Er winkte zwei andere herbei. »Kommt her, *Mit* Chea, *Mit* Ros, wir wollen *Mit* Sok zu essen geben.«

Sie stellten eine Schüssel mit feuchtem Reis vor ihn. Auf dem Reis lagen einige Fischköpfe. Sok wußte nicht mehr, ob er überhaupt noch Hunger hatte oder ob er so ausgehungert war, daß er alles sofort in sich hineinschlingen sollte. Er sah auf die dampfende Schüssel. Fischbäckchen waren eine Delikatesse.



Woher wußten sie das? Er wollte seine Hand gerade nach dem Essen ausstrecken, als irgend etwas ihn zurückhielt. Ein kalter Schrecken kroch ihm über den Rücken.

Fischbäckchen waren eine Delikatesse der Reichen. Wenn er wirklich von den Reisfeldern im Süden war, würde er nicht so gierig nach ihnen greifen. Also aß er trotz seines nun schon schmerzhaften Hungers nur den Reis. Die Fischköpfe rührte er nicht einmal an.

»Ah!« rief der Kaderführer. »Jetzt sehen wir, wie man einen wahren Genossen von dem verräterischen Abschaum unterscheiden kann, der von Battambang heraufgekrochen kommt, um ein Kamputschea, das frei ist von Paternalismus, Kolonialismus und dem Einfluß der undankbaren Vietnamesen, zu verhindern.«

Er klopfte Sok auf den Rücken und hob seine Stimme. »*Mit Sok, swakum mok dal dambon rundos!*« Genosse Sok, willkommen in den befreiten Gebieten!

»*Willkommen bei den Roten Khmer!*«

## Zweites Kapitel

Delmar David Macomber wandte seinen Blick von Wall Streets Granit- und Glaskulisse ab und sah wieder auf den flackernden Bildschirm seines Computerterminals. Er tippte den Speichercode des Geheimmaterials und den vollen Namen ein. Das dauerte eine Zeitlang; denn der Code, den Khieu entwickelt hatte, war eine komplizierte Kombination aus Zahlen und Buchstaben. Aber diese aufwendige Sicherung war nötig gewesen, da Macomber den größten Teil der Aktenarbeit über das Computersystem erledigte. Statt eines Heeres von Büroangestellten beschäftigte er nur eine Handvoll hochqualifizierter Datentechniker. Logische Systeme, wie sie auch in Macomers Computer programmiert waren, besaßen unvorstellbare Möglichkeiten, um Daten zu sammeln. Aber Macomber war sich sehr wohl bewußt, wie leicht solche Informationsspeicher von modernen Dieben anzupapfen waren. Schließlich hatte er sich selbst auf diese Weise in den Besitz eines Teils seines Geheimmaterials gebracht.

Der Computer war das eigentliche Herz von Macomers *Angka*. Begonnen hatte er den Aufbau der

Organisation vor vierzehn Jahren, im Dschungel von Kambodscha.

Er tastete den Dechiffriercode ein, und die Buchstabenreihen auf dem Bildschirm vor ihm ordneten sich wie von Geisterhand gelenkt.

ESTERHAAS, HARLAN (TEXAS),  
SENATSMITGLIED, VORSITZENDER DES  
AUSSCHUSSES FÜR WAFFENBESCHAFFUNG

ALTER: 66 VERHEIRATET

EHEFRAU: BARBARA, GEBORENE  
PARKINSON:

ALTER: 53

KINDER: ROBERT: 33, EDWARD: 29, AMY: 18

Als nächstes wären jetzt der genaue Wohnort und die Geburtsdaten ausgeschrieben worden, aber Macomber drückte die »Personal«-Taste und las sorgfältig, was das System während der letzten Woche an neuem Material zusammengetragen hatte.

Auf dem Bildschirm erschienen drei unterschiedliche Informationen, und es wäre kein Problem gewesen, den Computer so zu programmieren, daß er auch noch Handlungsszenarios für diese Informationen erstellt hätte. Aber das hatte Macomber nicht gewollt. Die Erarbeitung von Strategien verschiedenster Art gehörte zu den Dingen, die er ausgesprochen gern tat, und seine besonderen Fähigkeiten auf diesem Gebiet hatten ihn für

die Special Forces in Ban Me Thuot so wertvoll gemacht.

Bis zu seiner Verabredung mit Esterhaas blieben ihm noch vierzig Minuten; genug für Macomber, um den Faden zu wählen, an dem er ziehen mußte, um den Senator in die gewünschte Richtung zu lenken. Außerdem war Esterhaas ihm nicht ganz unbekannt, wie keiner der Politiker, die das System gespeichert hatte. Macomber hatte Macht und Ansehen von Vance Trower, Joys Bruder, dazu benutzt, sich Zugang zu diesen eigentlich eher geschlossenen Kreisen zu verschaffen. Trower war ein nicht unbedeutender Senator, der seine kleinere Schwester abgöttisch liebte. Macomber hatte das zum Ansatzpunkt seiner Strategie bei Trower gemacht und soviel, wie nur möglich gewesen war, aus ihm herausgeholt. Im nachhinein schien es Macomber sogar, daß Joy für ihn, als er erst einmal herausgefunden hatte, daß sie der schwache Punkt ihres Bruders war, viel attraktiver geworden war.

Macomber war kein Mann, dem es leichtfiel, eine Beziehung zu einer Frau aufzubauen — nicht mit all den bösen Erinnerungen an Ban Me Thuot, die ihn noch immer jagten. Nur eine einzige Frau hatte er in seinem Leben wirklich gewollt. Ruth, seine erste Frau, war selbst im Bett noch langweilig gewesen, und Joy hatte er aus ganz anderen Gründen geheiratet. Über ihren Bruder war ganz allmählich das politische Netzwerk des *Angkas* aufgebaut worden. Und ohne daß er es je

geahnt hätte, hatte Trower damit selbst das Urteil über seine politische Karriere gesprochen. Denn Vance Trower war so unbestechlich, daß Macomber sich sehr früh entschlossen hatte, ihn nicht in seine Pläne einzuweißen.

Vielleicht hatte Macomber seine erste Frau doch einmal geliebt. Erinnern aber konnte er sich daran nicht mehr. Die Erlebnisse in Ban Me Thuot deckten wie ein hauchdünner, grauer Schleier fast sein gesamtes früheres Leben zu. Und schuld daran war eine Frau — mit großen mandelförmigen Augen, sinnlichen Lippen und einem Körper, der, jedenfalls in seinen Augen, alle menschliche Sinnlichkeit überstieg. Auch ihr Verschwinden hatte seine Sehnsucht nach ihr nicht abschwächen können. Nichts konnte das. Die Erinnerung an sie brannte wie eine Glut in ihm.

Sie war auffallend groß gewesen — fast einen Meter achtzig — und hatte ein längliches, schmales Gesicht und Augen, die aus einer anderen Welt zu sein schienen. Sie hatte schmale Hüften, etwas breitere Schultern und für eine Asiatin ungewöhnlich große Brüste.

»Von meiner Mutter«, hatte sie ihm später einmal gesagt, »einer Kambodschanerin, die mit dem Königshaus verwandt ist.«

Er war das Verhältnis mit dem Vorsatz eingegangen, es ganz nach seinem eigenen Belieben wieder abubrechen. So hatte er es immer gehalten, und er wußte nicht, warum sich diese Beziehung in irgend etwas

von den anderen Dingen und Ereignissen hier auf der anderen Seite der Erdkugel unterscheiden sollte: alles war unbeständig, bedeutungslos und irgendwie fern wie ein Traum. Der Krieg ließ alles so werden.

Aber langsam und so unmerklich, daß er es erst im Moment ihres Verschwindens begriff, hatte sich alles ins Gegenteil verkehrt. Er war gefangen in einem Netz uneingestandener Gefühle, und sie hatte eine Macht über ihn gewonnen, die er nicht verstand und nicht mehr beherrschen konnte.

Schon ihr Anblick erregte ihn so, wie es vorher keine andere Frau vor ihr oder nach ihr je getan hatte. Und wenn sie sich liebten, dann schien sein früheres Leben in einem Wolkenmeer zu verschwinden. In diesen viel zu kurzen Momenten hatte er das Gefühl, sich ihr ganz öffnen zu können. Er sprach dann über das, was er getan hatte, oder darüber, was er gesehen hatte. Es war, als ob ein Schuldgefühl wegen der Freude, mit der er die Gesetzlosigkeit des Krieges genoß, in ihm hochstieg. Und indem er die Schuld laut aussprach, reinigte er sich wieder von ihr.

Daß er sich in sich selbst verlieren konnte, war eine neue Erfahrung für ihn. Sie ging weit über das sexuelle Erlebnis hinaus und näherte sich einer Form von Liebe, deren er sich nicht für fähig gehalten hätte.

Aber all das verstand Macomber erst, als er von seinem letzten und wichtigsten Einsatz in Kambodscha zurückkam. Während er den ersten Schritt auf das noch

undeutliche Feld seines neuen Lebens getan hatte; während er in ziemlich wörtlichem Sinn dem *Angka* das Leben geschenkt hatte — in eben dieser Zeit war sie aus ihrer Wohnung in Ban Me Thuot verschwunden. Niemand hatte sie gehen sehen — das fand er in den Tagen und Nächten nach seiner Rückkehr heraus. Und noch etwas war ihm klar: Sie war mit Sicherheit nicht von sich aus gegangen. Jemand mußte sie weggebracht haben.

Das Museum für Moderne Kunst machte an diesem Tag auf Macomber einen wenig einladenden Eindruck. Der Garten, in dem sonst die Großplastiken ausgestellt waren, hatte sich in ein steingefäßtes Morastfeld verwandelt, auf dem verschiedene Baumaschinen herumstanden. Der Anblick hatte auf viele Leute anscheinend so abschreckend gewirkt, daß es in den Museumshallen leiser als gewöhnlich war.

Senator Harlan Esterhaas, der schon auf Macomber wartete, war ein Mann mit auffallend strengem Gesichtsausdruck. Er hatte gelbliches Haar, und die vollen Wangen paßten zur Korpulenz seines Körpers. Zwei Halbgläser waren in einem schwarzen Brillenrahmen, der fast auf seiner Nasenspitze saß, gefaßt. Trotz des warmen Wetters trug der Senator einen dunklen dreiteiligen Anzug.

»Senator, ich freue mich, Sie wieder einmal zu sehen«, begrüßte Macomber ihn herzlich lächelnd. Er

schüttelte Esterhaas die Hand. »Wie stehen die Dinge auf dem Capitol Hill?«

»Das muß ich Ihnen doch nicht sagen«, brachte Esterhaas keuchend hervor. »Es ist schlimmer als Zähneziehen, wenn man vom Kongreß Finanzmittel für neue Waffenkäufe bewilligt haben will. Die Apathie der Regierung gegenüber der allgemeinen Lage ist erschreckend.«

»Ich bin besonders über die Situation in Ägypten besorgt«, sagte Macomber. Sie gingen langsam durch die neue Ausstellungshalle für zeitgenössische Kunst.

»Das war ich auch.« Der Senator nickte. »Aber ich glaube, daß wir Mubarak jetzt endlich auf unserer Seite haben. Außerdem fliegt morgen auch noch Roger DeWitt — das Außenministerium weist ihn gerade ein — nach Kairo. Ich weiß nicht, ob Sie ihn kennen. Er wird den Titel eines Militärattachés tragen, aber er ist viel mehr als das. Er ist ein unglaublich geschickter Verhandlungsführer und noch besser, wenn es darum geht, geheime Informationen zu sammeln.«

»Es ist nicht Mubarak, der mich unruhig schlafen läßt«, erwiderte Macomber. »Es sind alle diese Untergrundsekte, die in den von den Russen finanzierten Terroristencamps ausgebildet werden. Die machen die allgemeine Lage immer unsicherer.«

Esterhaas lächelte ihn verschroben an. »Ich sehe, Sie sind auch noch nachts auf den Beinen. Nun, auch das



wird sich jetzt alles beruhigen, wenn wir DeWitt im Nahen Osten haben. Er ist wirklich unser bester Mann.«

»Ich nehme an, daß der Geheimdienst über die Vorgänge da unten informiert ist.«

»Das ist Angelegenheit des Außenministeriums. Ich habe mit diesen Dingen nichts zu tun. Trotzdem kann ich Ihnen versichern, daß es keine Hinweise auf russische Aktivitäten in der Größenordnung, wie Sie sie befürchten, gibt.«

»Vielleicht sollte ich Sie in den südlichen Libanon fliegen lassen, damit Sie alles mit eigenen Augen sehen können«, sagte Macomber unwirsch.

Der Senator lachte. »Eine amüsante Vorstellung.«

Macomber blieb stehen und wandte sich zu ihm. »Das ist mein voller Ernst«, sagte er grob. »Ich kann alles Notwendige innerhalb von zwei Stunden arrangieren. Die Entscheidung liegt ganz bei Ihnen.«

Esterhaas war aschfahl geworden. »Was? Sollen wir etwa in ein PLO-Lager eindringen? Man würde uns auf der Stelle erschießen.«

Macomber nickte. »Die Möglichkeit besteht immer.« Es ekelte ihn an, wie schnell sich das Selbstvertrauen des Senators in Luft aufgelöst hatte. Diese Politiker waren doch alle gleich. Es war so leicht, sie einzuschüchtern, und wenn man das erst einmal getan hatte, hatte man sie auch in der Hand. »Ich stütze meine Ansichten auf Tatsachen. Sie hingegen halten die Verwicklung der Russen in den internationalen

Terrorismus für viel geringer. Wenn Sie aber mein Angebot nicht annehmen, müßten Sie sich eigentlich meiner Meinung anschließen. Welche andere Wahl bleibt Ihnen?»

»Bis jetzt bin ich mir meiner Meinung ziemlich sicher gewesen«, erwiderte Esterhaas. »Aber die Vorstellung, da hinunterzufliegen ...« Er sah Macomber an. »Wenn ich ehrlich bin, glaube ich nicht, daß mir das sonderlich gefallen würde.«

»Ich möchte, daß Sie diesen Augenblick gut in Erinnerung behalten, Harlan.« Macomber trat fast unmerklich näher an den Senator heran. »Bei allem, was noch kommen mag, möchte ich, daß Sie sich daran erinnern. Sie hatten die Möglichkeit, sich selbst von allem zu überzeugen. Aber Sie haben von sich aus darauf verzichtet. Also, von jetzt an werden Sie *meine* Informationen zur Grundlage Ihrer Meinung machen.«

»Ich verstehe.«

Macomber wandte seinen Kopf wie eine Eule herum, die eine Witterung aufgenommen hat. »Verletzt das irgendwelche empfindlichen Punkte bei Ihnen? Sie sollten das ruhig offen sagen.«

Esterhaas schüttelte den Kopf. »Mit welchen Empfindlichkeiten ich vielleicht auch einmal geboren worden bin — über dreißig Jahre in der Politik haben sie mir gründlich ausgetrieben. Für dünnhäutige Menschen ist kein Platz in der Politik. Mein Gott, ich habe doch mit eigenen Augen verfolgt, wie dieses Land in den letzten

zehn Jahren immer mehr von seiner internationalen Bedeutung verloren hat. Und ich habe mein Bestes getan, dagegen anzukämpfen. Aber bis heute ist es eine verlorene Schlacht gewesen, weil es an den richtigen Stellen nicht genügend Leute gegeben hat, die am gleichen Strang gezogen haben. Aber jetzt können wir den Kampf vielleicht gewinnen. Ich bewundere Sie dafür, daß Sie unserem Land diese Chance geben.« Er kratzte sich nachdenklich am Kinn. »Aber Sie sollten dabei so klug sein, mich nicht zu verärgern. Wenn der Sattel, den Sie mir zum Reiten geben, anfängt, meinem Hintern wehzutun, dann werde ich mir das Recht nehmen, die Pferde zu wechseln. Ich habe das in diesem Geschäft stets so gehalten.«

»Und ich weiß das zu würdigen, Harlan.« Macomers Ton hatte sich nicht verändert. »Ich verstehe, warum Sie das so ausdrücklich betonen.« Sie gingen weiter und kamen an einem Gemälde von Roy Lichtenstein vorbei, den Macomber nicht ertragen konnte. »Und wie geht es Ihrer Familie, Harlan?«

»Danke, sehr gut.« Der Senator begann sich zu entspannen, nachdem auch der letzte Teil ihrer Absprache geklärt war. »Barbara hat sich wieder an der Universität eingeschrieben, um doch noch ihren Abschluß zu machen.« Er lachte in sich hinein. »Können Sie sich das vorstellen? In ihrem Alter.«

»Zum Lernen ist es nie zu spät«, erwiderte Macomber. »Und was macht Ihre reizende Tochter Amy?«

»Die Sonne meines Lebens?« Esterhaas lächelte glücklich. »Sie ist die Beste ihrer Klasse in Stanford. Nur daß Barbara und ich sie so selten zu sehen bekommen, jetzt, wo sie in Kalifornien ist, trübt mein Glück ein wenig.«

Macomber blieb vor einer Statue von Brancusi, den er über alles schätzte, stehen. »Brancusi war ein Genie, finden Sie nicht auch, Harlan?« Und ohne den leisesten Wandel in der Stimme fuhr er fort: »Ich habe Bilder von Amy.«

»Was?« Esterhaas dachte, daß er vielleicht nicht richtig gehört hatte. »Haben Sie ›Bilder‹ gesagt?,«

»Ihre Tochter«, sagte Macomber und zog ein Foto aus der Tasche, »hat ein lesbisches Verhältnis. Ihre Liebhaberin ist eine Radikale, die zu einer Splittergruppe mit, wie soll ich sagen, entschieden revolutionärer Überzeugung gehört.«

»Das ist un ...« Der Senator konnte nicht weitersprechen. Sein Gesicht war krebsrot angelaufen, und er wankte leicht, aber als Macomber nach seinem Arm griff, um ihn zu stützen, schüttelte er die Hand ab. »Ich glaube Ihnen kein Wort.«

Macomber reichte ihm das Farbbild. »Es ist ein Abzug von einem der Dias.«

Die Hand des Senators zitterte, als er das Foto an der äußersten Ecke anfaßte, als ob er sich an ihm vergiften könnte. »O Gott«, stöhnte er auf. Er hatte die Augen auf das Abbild seiner schlimmsten Befürchtungen gerichtet. »Oh, mein Gott. Barbara wird sterben, wenn sie je etwas davon erfährt.« Fast sprach er nur noch zu sich selbst.

»Das weiß ich.« Macomber zog dem Senator das Foto aus den zitternden Fingern und trug es hinaus in die Vorhalle zu einer großen sandgefüllten Aschenschale. Dann zündete er das Bild mit seinem goldenen Feuerzeug an und ließ es auf dem Sand verbrennen. Anschließend kehrte er zu Esterhaas zurück. »Und sie wird es auch nie erfahren, die Welt wird es nie erfahren. Zumindest nicht von mir. Das möchte ich in aller Deutlichkeit sagen, Harlan. Nicht von mir.«

»Ich glaube, ich ...« Der Senator schien langsam aus seiner Benommenheit zu erwachen. »Ich habe verstanden.« In sein Gesicht kehrte Farbe zurück. »Sie sind ein ganz jämmerlicher Dreckskerl.«

»Das ist nun wirklich komisch, Harlan«, erwiderte Macomber. Sie wandten sich dem Ausgang zu. »Daß ausgerechnet Sie mir das sagen.«

Stickig und feuchtheiß senkte sich die Abenddämmerung über Washington und den Vorort Alexandria hinab. Gottschalk hatte Jacke und Weste seines blauen Anzuges ausgezogen. Gemeinsam mit

seinem gestreiften Schlips hingen sie sauber gefaltet wie eingeholte Flaggen über der Gartenstuhllehne. Von der Kristallglasscheibe des schmiedeeisernen Servierwagens nahm er sich einen eisgekühlten Drink und rollte das kalte Glas an seiner Wange. Dann seufzte er zufrieden.

Zu seinen Füßen lag, ausgestreckt auf dem kurzgeschnittenen Rasen, Kathleen, die Hände unter den Kopf geschoben. Sie trug eine leichte, ärmellose Bluse, die grün, braun und grau bedruckt war wie die Tarnuniformen, die Gottschalk an den Soldaten gesehen hatte, wenn sie zu ihren Einsätzen in den Dschungeln Südostasiens geflogen wurden. Dazu trug sie knappsitzende baumgrüne Shorts. Ihre silbernen Sandalen hatte sie von den Füßen geschleudert und ein Bein über das andere gelegt.

Gottschalk war hierhergekommen, um Trost und Erholung von den Anstrengungen seines Nominierungswahlkampfes zu suchen. Kathleen, die ihm in ihrem Haus mehr als nur Zuflucht bot, sah auf das sprießende Grün vor dem Bambuszaun, der das Haus zur Straße hin schützte. Sie fühlte sich sicher hier. Sogar mehr als das, sie liebte das Haus, weil es ein Symbol für sie war; wie ein Pfeil, der nach oben zeigte.

Es war ein wunderschöner Ort, aber Kathleen fand nicht, daß pures Glück ihr das Wohnrecht hier eingetragen hatte. Sie verdiente es sich jedesmal aufs neue, wenn Gottschalk zu ihr kam. Hätte sie lange genug darüber nachgedacht, wäre sie vielleicht sogar zu dem

Schluß gekommen, daß sie es nicht gerade genoß, an seine Leine gebunden zu sein und auf jeden Wink folgen zu müssen. Aber auch dann hätte sie das alles nicht sonderlich erniedrigend gefunden. Schließlich war alles nur Mittel zum Zweck, und nicht einmal das schlechteste Mittel. Sie liebte ihren Körper. Außerdem hatte sie nur wenig Hemmungen, und selbst die konnte sie angesichts ihrer hochgesteckten Ziele ablegen.

Gottschalk streckte sich, er hatte sein Glas leergetrunken. Mit einer Hand wischte er sich den Schweiß von der Stirn. Sein Hemd hatte feuchte Flecken unter den Achselhöhlen bekommen. »Mein Gott noch mal«, sagte er, »du mußt Masochistin sein, daß du es den Sommer über hier aushältst.«

Leuchtendblaue Streifen liefen über den Himmel: die letzten Zeichen der Sonne, die bereits hinter dem Horizont untergegangen war.

»Aber schön, ein paar Jahre werde ich es hier schon noch ertragen.« Er lachte tief aus der Kehle heraus. »Dann werde ich meine Wochenenden in Camp David verbringen.«

Gott, war er selbstsicher! Kathleen kannte ihn gut genug, um zu wissen, daß diese unerschütterliche Sicherheit nicht nur aus ihm selbst erwachsen konnte. Aber wo kam sie sonst her? Die Antwort auf diese Frage suchte sie jetzt schon seit Monaten. Und sie wußte, daß sie dieses Geheimnis lüften mußte.

In diesem Moment stand Gottschalk auf. »Ich werde noch ein bißchen arbeiten.« Er sah zu ihr hinunter.

Sie hob den Kopf und Schultern von der Wiese ihm entgegen. Ihr Haar war wie eine schwarze Kappe. »Ich komme mit.«

Seine Brauen zogen sich zusammen. »Nein, bleib ruhig hier. Ich bin lieber allein.« Er wandte sich zum Gehen und lächelte ihr noch einmal zu.

Sie sah ihm nach, bis sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte; dann schloß sie die Augen und zählte langsam bis sechzig. Sie stand auf und ging über die Wiese, ohne ein Geräusch zu verursachen. An der Tür lauschte sie gespannt. Sie hörte nichts und begann den Türkopf zu drehen. Als er am Anschlag angekommen war, stieß sie die Tür auf.

Im nächsten Moment hörte sie Gottschalks Stimme. Er telefonierte. Eilig lief sie durch die Küche und griff nach dem Wandtelefon. Mitten in der Bewegung hielt sie inne. Sie ließ ihren Blick durch den Raum wandern und sah die Glasschüssel mit der Fruchtbowl auf dem Tisch. Mit dem Handrücken wischte sie die Schüssel von ihrem Platz. Die Bowl kippte über die Tischkante und schlug splitternd auf den Boden. Fast gleichzeitig hob Kathleen eine Hand schützend vor ihr Gesicht und mit der anderen den Hörer von der Gabel.

»Was, zum Teufel, war das?« Sie hörte Gottschalks Stimme im Flur. »Es tut mir leid«, rief sie und hielt dabei ihre Hand auf die Sprechmuschel gepreßt. »Ich wollte



mir noch etwas von der Bowle nehmen und habe dabei die Schüssel vom Tisch gestoßen.«

»Dann heb um Gottes willen sämtliche Splitter auf. Ich will mir heute nacht nicht die Fußsohlen aufschneiden.«

»Ist ja schon gut.« Dann hörte sie seine Stimme wieder im Telefon.

»Nur jemand, der in der Küche etwas umgeworfen hat. Und Sie sagen ihm, daß ich eine Art von Sicherheit brauche. Das genügt.«

»Ich bin schließlich kein Idiot«, antwortete die Stimme am anderen Ende der Leitung. Kathleen hätte gern alles getan, um herauszufinden, ob das stimmte.

»Aber Sie sind nicht mit ganzem Herzen dabei«, sagte Gottschalk, »das ist genauso gefährlich. Ich verstehe nicht, warum er Sie das machen läßt.«

»Weil ich sein Sohn bin«, antwortete die andere, hellere Stimme. »Er vertraut sonst niemandem. Würden Sie es anders machen?«

»Ich würde nicht einmal meinem Sohn trauen — wenn ich einen hätte.« Er lachte. »Ich traue nicht einmal meiner Frau.«

»Das wird dann schon eine schöne Ehe sein.«

»Werden Sie ja nicht frech«, fauchte Gottschalk. »Mal sehen, was Sie sich noch trauen, wenn ich das Macomber erzählt habe!«

»Mein Gott!« Die andere Stimme klang auf einmal gepreßt, eine merkwürdige Furcht schien in ihr

mitzuschwingen. »Was machen Sie da? Keine Namen! Mein Gott noch mal, er ist mein Vater.«

Kathleen konnte Gottschalk schwer atmen hören, er bemühte sich nicht, es zu unterdrücken. »Das kommt davon, wenn Sie mich so reizen. Aber wer sollte diese Leitung wohl ohne mein Wissen abhören, na? Ich lasse sie zweimal in der Woche überprüfen.« Er holte tief Luft. »Also tun Sie Ihre Arbeit und überlassen Sie die Psychologie den Fachleuten. Richten Sie die Botschaft aus, das reicht.« Die Stimme am anderen Ende wiederholte sich noch einmal, dann legte Gottschalk auf.

In der Küche legte Kathleen den Hörer so vorsichtig, wie es ihr nur möglich war, auf die Gabel zurück. Auf keinen Fall durfte Gottschalk sie dabei überraschen, wenn er jetzt den Flur herunterkommen sollte. Als sie glaubte, daß der Kontakt weit genug heruntergedrückt war, ließ sie den Hörer los. Sie zitterte vor Aufregung. Jetzt hatte ihr ein Zufall des Rätsels Lösung geradezu in die Hände gelegt. Sie versuchte, das Geheimnis nach den Regeln der Vernunft zu verstehen, aber das gelang ihr nicht. In der Öffentlichkeit vertraten Gottschalk und Macomber vollkommen gegensätzliche politische Ansichten. Sie schüttelte den Kopf. Aber so mächtig Gottschalk auch sein mochte, er konnte es nie auf sich allein gestellt schaffen. Niemand konnte das. Das Bild eines Präsidenten als einsame heroische Figur, der einsam seine Entscheidungen trifft, gehört ins Reich der Fantasie.

Vielleicht wird der *tatsächlich* der nächste Präsident, ging es ihr im Kopf herum. Und ich werde dann diejenige sein, die er mit nach Camp David nimmt. Sie wußte, daß sie bisher nur an der Oberfläche gekratzt hatte. Und wohin sie der kleine Fetzen, den sie erhascht hatte, führen würde, davon hatte sie nicht die geringste Vorstellung. Nur bei einer Sache war sie sich ziemlich sicher: die Verbindung zwischen Atherton Gottschalk und Delmar Davis Macomber war äußerst vielversprechend.

»Dann ist also alles gutgegangen.«

»Außerordentlich gut sogar. Er hat sich demütig seinem Schicksal ergeben.«

Khieu lächelte. »Das freut mich.«

Macomber hatte jedesmal den Eindruck, daß die Welt mit Khieus Lächeln aufblühte. »Harlan Esterhaas ist ein wichtiges Bindeglied für uns. Er kontrolliert den Ausschuß für Waffenbeschaffungen. Und wir kontrollieren jetzt ihn. Ich bin froh, daß es mit ihm keine Schwierigkeiten gegeben hat.«

Khieu ging im Zimmer auf und ab, ohne dabei das geringste Geräusch zu machen. Ein schwerer Weihrauchgeruch hing in der Luft. Er hatte gerade seine Abendgebete beendet.

Macomber wandte den Kopf nach ihm. Khieu strahlte eine merkwürdige Unruhe aus. »Was ist,

Khieu?« Seine Augen verfolgten jede Bewegung des anderen.

»Ich bin beschämt«, sagte er und blieb plötzlich stehen. »Daß Senator Burke uns nicht verfügbar ist, lastet auf meinen Schultern.«

»Vergiß Burke. Ich glaube nicht, daß die Folgen ausgeblieben wären, wenn ich mit ihm gesprochen hätte. Wenn es wirklich einen Fehler geben sollte, dann liegt er im System. Schließlich hatte es den Senator für uns ausgewählt.« Er lächelte. »Außerdem hat sich ohnehin alles zum Besten für uns gewendet. Unser Ersatz wird dem *Angka* besser dienen, als es Burke je gekonnt hätte. Jack Sullivan ist das führende Senatsmitglied des Sicherheitsausschusses. Die Verzögerung ist nur gut gewesen — er ist jetzt reif für uns.«

»Und was ist mit Tracy Richter?«

Macomber dachte einen Augenblick lang nach. »Ich glaube nicht, daß sein Vater ihm weiterhelfen kann. Und wo soll er dann hingehen? Es gibt keine weitere Möglichkeit für ihn. Fürs erste überlassen wir ihn sich selbst. Ich will ihm nicht zu nahe kommen. Und wenn wir ihn aus dem Weg räumen müssen, dann muß es schnell und sicher gehen.«

Ihre Blicke trafen sich. »Ich verstehe.«

Macomber nickte. »Bleibt nur das Abhörmikrofon. Ich glaube, daß du dir bald etwas überlegen mußt, wie wir es zurückbekommen können.«

»Ich glaube nicht, daß das ein großes Problem sein wird.«

»Sonst sind wir noch im Zeitplan des *Angkas*.«

»Gottschalk wird sich freuen, das zu hören. Er hat über Eliott nach einer Bestätigung gefragt.«

»Dann soll Eliott ihm das Okay durchgeben. Er hat doch alle notwendigen Informationen erhalten, oder?«

»Ja, alle.«

Natürlich hatte Macomber das System am Anfang beauftragt, von sämtlichen Politikern, die er kennengelernt hatte und für geeignete Präsidentschaftskandidaten hielt, psychologische Diagramme anzufertigen! Fünf Kandidaten waren es anfangs gewesen, aber das System hatte die Zahl bald auf einen reduziert: Atherton Gottschalk. Erst dann hatte Macomber sein Angebot unterbreitet. Langsam, Stück für Stück. Und bei jedem Schritt hatte er darauf geachtet, das richtig einzusetzen, was das System über den Mann zusammengetragen hatte — bis er Gottschalk in seine jetzige Position gebracht hatte.

Nicht, daß er mit irgendwelchen Schwierigkeiten von Gottschalks Seite gerechnet hatte; schließlich war er vom System ausgesucht worden. Aber das hatte auch Senator Roland Burke ausgewählt. Macomber mußte zugeben, daß er keinem Computersystem je voll vertraut hätte, wenn es um die Beurteilung von Menschen ging. Genau besehen waren es doch nur programmierte

Schwachköpfe, die nicht wirklich denken oder das Unwägbare bei einem Menschen bewerten konnten.

Deshalb hatte sich Macomber auch in den Besitz von zwei Super-8-Filmrollen gebracht — komplett mit einer volltönenden Magnetspur —, die Gottschalk und Kathleen Christian inmitten schweißtreibender Aktivitäten zeigten, die so gar nichts Präsidentenwürdiges hatten.

»Dann wird er auch wissen, was er damit zu tun hat.«

Einen Moment lang dachte Macomber daran, Khieu für sein intuitives Verhalten zu danken. Er unterließ es dann, weil er fürchtete, daß Khieu die Geste vielleicht falsch verstehen würde. Auf welche Weise Khieu dafür sorgte, daß Joy im Haus Ablenkung fand, war Macomber nicht entgangen. Schon bald nach ihrer Hochzeit hatte er sich von Joy nicht mehr angezogen gefühlt. Und so war er bewußt immer häufiger aus dem Haus gegangen, um die beiden allein zu lassen. Er hatte gehofft, daß Joy in ihrer Einsamkeit nur noch empfänglicher für die magnetische Anziehungskraft Khieus werden würde. Und natürlich hatte er mit Khieus außergewöhnlicher Loyalität gerechnet. Von beidem war er nicht enttäuscht worden. Er war zufrieden.

»Stell bitte das Fernsehen an«, sagte Macomber zu Khieu, »es ist gleich fünf.« Es war ihm zur festen Gewohnheit geworden, täglich die erste Nachrichtensendung zu sehen.

Auf dem Bildschirm erschien das Gesicht Dan Rathers. Es war blaß und auffallend ernst. »Mach doch mal lauter«, sagte Macomber. »Irgend etwas muß passiert sein.«

»... erfahren«, sagte Rather gerade. »Lieutenant Colonel Roger DeWitt, der amerikanische Militärattaché, der sich zu Gesprächen mit dem ägyptischen Präsidenten Mubarak in Kairo aufhielt, ist heute von unbekannten Männern erschossen worden. Obwohl noch keine offiziellen Berichte über die Tat vorliegen, ist in ersten Gerüchten zu hören, daß drei Täter an dem Attentat beteiligt waren. In Beirut hat sich vor wenigen Minuten eine Terroristengruppe mit dem Namen Libanesische Revolutionsfront zu dem Anschlag bekannt.«

Sie sahen sich einen Augenblick lang stumm an. Auf Macomers Gesicht zeigte sich ein Lächeln von so undurchdringlicher Vieldeutigkeit wie das der Mona Lisa.

»Ist es nicht wundervoll«, sagte er leise, »wie das Leben manchmal die Dinge richtet?«

Es war genau 22.10 Uhr, als Kathleen auf dem LaGuardia-Flughafen aus ihrer Maschine stieg. Obwohl sich ein Regensturm wie eine Decke über New York gelegt hatte, hatte sich der Flug aus Washington nur um drei Minuten verspätet.

Kathleen ging durch die Flughalle und holte ihren leichten Koffer von einem Gepäckkarussell. Durch die breiten Glastüren, die sich öffneten, als sie sich näherte, trat sie hinaus in New Yorks feuchtschwere Luft. Sie seufzte. Zumindest war es kühler als in Washington.

Sie entdeckte den Wagen, den sie bestellt hatte, und machte dem wartenden Fahrer ein Zeichen. Er verstaute ihr Gepäck im Kofferraum, ging um den Wagen herum und hielt ihr die hintere Tür auf.

»Zum Parker Meridien.« Genüßlich ließ sie sich in den Plüschsitz zurücksinken.

Als sie wieder auf ihre diamantbesetzte Goldarmbanduhr sah, war es Viertel vor elf. Wo mochte Gottschalk jetzt sein? Zu Hause und mit der Arbeit beschäftigt, die er schleifen ließ, wenn er bei ihr war? Oder betatschte er gerade die großen Brüste seiner Frau, dieser dummen Kuh? Kathleen fühlte Blut in ihre Wangen schießen.

Nein. Viel wahrscheinlicher war, daß er auf irgendeiner Versammlung, die seine Wahlkampfkasse füllen sollte, eine seiner Endzeitreden hielt. Nicht, daß sie ihm nicht glaubte. Nein, das war es nicht. Aber wenn die Welt wirklich vor die Hunde gehen sollte, dann wollte zumindest sie sich noch alles greifen, was ihre Hände nur fassen konnten.

Und zwar sofort.



Tracy lenkte seinen Audi auf den Parkstreifen der Neunundsechzigsten Straße in Bay Ridge und hielt, als er die Bremslichter von Thwaites Wagen vor sich aufleuchten sah.

Es war fast Mitternacht und ruhig auf der Straße. Zeit für die Verabredung mit Ivory White, der die Fotos von John Holmgrens Leiche bringen sollte. Zwei Laternen, die eigentlich den Fußweg beleuchten sollten, brannten nicht. Nur vorne an der nächsten Kreuzung flackerte in unregelmäßigen Abständen ein Licht auf.

Sie gingen über einen schmutzigen Betonweg. Auf dem Treppenabsatz blieb Thwaite, der einen Schritt vorausging, so plötzlich stehen, daß Tracy ihm die Schulter in den Rücken stieß. Thwaite fluchte laut auf.

Tracy stellte sich neben ihn und sah die Botschaft, die mit Farbspray quer über die Eingangstür gesprüht worden war. HIJO DE PUTA stand dort, und gleich darunter: PUERCO SIN COJONES.

»Scheißkerle!« fauchte Thwaite und schob seinen Schlüssel ins Schloß. In genau diesem Moment nahm Tracy einen scharfen harzigen Geruch wahr, der ihn sofort an bestimmte Bilder aus dem Dschungel erinnerte, entfernter Vogelgesang, Fledermausflügel, die über einen hinwegstreichen, und riesige glutrote Feuerblüten, die wie Narben auf dem Nachthimmel erschienen.

»Nein!« schrie er und griff nach vorn. »Sie haben ...«

Aber der Rest seines Satzes war nicht mehr zu hören. Thwaite hatte die Tür aufgestoßen. In der nächsten

Sekunde war der Nachthimmel in Orange, Schwarz und Rot getaucht. Sie fühlten die Erde erzittern, als ob eine Untergrundbahn unter ihren Füßen hinwegdonnerte. Dann traf sie wie eine eiserne Faust die Schockwelle.

Kopfüber, mit fliegenden Armen und Beinen, stürzten sie die Treppe hinunter. Ein Donnern ließ ihre Ohren taub werden und dehnte ihre Trommelfelle bis an die Schmerzgrenze.

»Nein!« schrie Thwaite. »Himmel, nein!« Auf allen vieren kroch er zu dem kranken Baum vor dem Haus und zog sich an ihm hoch. Völlig von Sinnen wollte er auf das Haus zulaufen, aber Tracy, der wußte, was kommen würde, riß ihn wieder zu Boden, als die zweite, diesmal nähere Explosion das Haus erschütterte und die Wand mit einem derartigen Druck platzen ließ, daß die Mauer in unzählige Brocken barst, die durch die Luft schleuderten und sich wie Geschosse in die Wiese senkten.

Dann das Geräusch von vielen schnellen Schritten, das Heulen von Sirenen. Rufe und Schreie überall in ihrem Rücken. Sie standen wieder auf ihren Füßen, die Gesichter schwarz, die Kleidung zerrissen, die Haut an vielen Stellen aus Wunden blutend, die herumfliegende Glasscherben ihnen gerissen hatten. Ihre Ohren schmerzten und rauschten.

Thwaite stolperte über die schwarze, trümmerübersäte Wiese auf die Reste seines Hauses zu. Er wollte hinein, zu seiner Frau und seinem Kind. Er war

sich sicher, daß er sie noch retten konnte. Aber die glühende Hitze der wildschlagenden Flammen stoppte ihn. Und er schrie in das Feuer, als sei es etwas Lebendiges, sein Feind. »Laß mich hinein!« brüllte er. »Doris, wo bist du?« Er hob drohend die Fäuste. »Phyllis, mein kleiner Liebling. Ich komme!«

Aber Tracy stand hinter ihm. »Sie können da nicht hinein«, sagte er, so ruhig er konnte.

»Niemand kann mich aufhalten«, sagte Thwaite. Er war noch immer nicht wieder bei sich.

»Sie sind tot.« Tracy packte Thwaite am Arm. »Kommen Sie zur Besinnung. Mann! Sehen Sie nicht, was vor Ihren Augen liegt! Niemand hat die zwei Explosionen überlebt. Sie werden sich nur selbst noch umbringen, wenn Sie da jetzt hineingehen.«

Thwaite versuchte sich loszureißen, und Tracy war erschrocken über das, was er sah. Das flackernde Licht des unersättlichen Feuers ließ Thwaites Gesicht, aus dem alle Farbe gewichen war, weiß leuchten. Die Haut spannte sich über den Schädelknochen, und Thwaites Augen waren tief in ihre Höhlen gesunken. Tränen liefen seine Wangen herunter und hinterließen leuchtende Spuren, wo sie den Ruß fortwuschen.

»Lassen Sie mich los«, sagte Thwaite, seine Augen rollten wie die eines scheuenden Pferdes. Und tief in ihnen sah Tracy Entschlossenheit. »Lassen Sie mich los, oder ich bringe Sie um.«

Tracy gab Thwaites Arm frei. »Hören Sie zu, Thwaite, tun Sie ...«

Aber Thwaite war schon losgelaufen, aber nicht, wie Tracy befürchtet hatte, in das brennende Haus hinein, sondern in die entgegengesetzte Richtung.

»Es war Antonio!« schrie Thwaite. Er stieß auf die erste Welle neugieriger Nachbarn, und sie wichen auseinander wie das Rote Meer, als Moses sich ihm genähert hatte. »Ich werde ihm den Schädel einschlagen!«

»Warten Sie!« schrie Tracy. Aber Thwaite verschwand immer schneller die Straße hinunter. Die Sirenen waren jetzt schon ganz nah, die Feuerwehr mußte jeden Moment eintreffen. Gott im Himmel, fuhr es Tracy durch den Kopf, dann stürzte er Thwaite nach.

Tracy sah Thwaite am Ende der Straße links um eine Ecke biegen. Als er selbst die Stelle erreichte, war Thwaite verschwunden. Tracy lief die Gasse, in der sich die feuchte Luft zu stauen schien, ein Stück hinunter. Der Boden war von Löwenzahn und anderem Unkraut überwuchert. Wo war Thwaite geblieben?

Tracy verlangsamte seinen Schritt. Sein Blick wanderte forschend die Häuserzeilen entlang. Auf beiden Straßenseiten waren Hauseingänge, aber erst im zweiten Stock hatten die Häuser Fenster. Tracy ging zum ersten Eingang auf der rechten Seite und untersuchte ihn sorgfältig. Dann versuchte er den Türknauf zu drehen, — die Tür war abgeschlossen.

Der zweite Eingang lag fast am anderen Ende der Gasse. Tracy näherte sich ihm vorsichtig. Die Tür sah aus wie eine Patchworkarbeit, sie war aus verschiedenen großen Blechstücken zusammengenietet.

Tracy untersuchte das Schloß, und diesmal entdeckte er die feinen Kratzer, die zurückbleiben, wenn eine Tür in Hast mit einem Dietrich geöffnet worden ist. Tracy richtete sich auf, legte seine Hände fest um den Türknauf und drehte ihn langsam herum. Die Tür ging geräuschlos auf. Dahinter gähnte ein dunkler Flur.

Zentimeter um Zentimeter schob Tracy sich vor. Alle seine Sinne lauschten in die Finsternis. Wasser tropfte irgendwo von der Decke herunter — ein regelmäßiges Trommeln, das langsam lauter wurde. Dann fiel ein dünner Lichtschein in den Flur, gelblichfahl wie die Haut einer Leiche. Das Licht wurde stärker, und plötzlich hörte Tracy ein weiteres Geräusch, ein dumpfes Schlagen wie von einer Maschine.

»Oh, oh, oh!« Schmerzensschreie.

Leise schlich Tracy weiter. Eine Lichtpyramide von schmutziger Farbe lag vor ihm wie eine dreidimensionale Projektion. Er trat in die Helligkeit hinein und drehte sich in die geöffnete Tür.

Ein paar Schritte vor sich sah Tracy Thwaites breiten Rücken aufragen.

»Er ist nicht hier — oh, oh, oh!«

Es war eine weibliche Stimme, hoch und schrill vor Angst. Dann sah Tracy plötzlich ein kaffeebraunes Bein, das zuckend in die Luft schlug.

»Sag mir, wo er ist, du weißt es.« Fast war es nur ein kehliges Knurren gewesen, die einzelnen Silben schienen in Speichel und Wut getränkt zu sein.

Dann spannten sich Thwaites Schultern, sein rechter Unterarm bewegte sich leicht, und die Frau schrie wieder gellend auf. Tracy trat einen Schritt zur Seite, so daß ihm Thwaites Rücken nicht mehr die Sicht versperrte.

Einen Moment überlegte er, wie er Thwaite von der Frau abbringen könnte, bis ihm klar wurde, daß keine noch so wortreiche Erklärung das zustande bringen würde. Er ließ seinen Blick durch das Apartment wandern, es mußte noch einen anderen Weg geben. Es war durchaus möglich, daß Antonio sich schon aus dem Staub gemacht hatte; aber Tracy glaubte eigentlich nicht daran. Antonio war ein Amateur, und die liebten es für gewöhnlich, sich in der Nähe des Tatorts herumzudrücken, um zu sehen, ob ihre kleinen Tricks auch funktioniert hatten.

Wenn der Gedanke richtig war, mußte Antonio noch immer hier in der Wohnung sein, irgendwo. Langsam ging Tracy durch das Wohnzimmer und blendete dabei die Schreie und das Wimmern der Frau aus seinem Bewußtsein aus. Es gab nur einen Weg, sie von ihren Qualen zu befreien: er mußte Antonio finden. Am

anderen Ende des Zimmers ging Tracy in die Hocke. Der Fellteppich, der hier lag, warf Falten, als ob er erst vor kurzem eilig bewegt worden war. Tracy beugte sich vor, faßte den Teppich mit den Fingerspitzen an einer Ecke und zog ihn behutsam zurück. Unter dem Fell entdeckte er die quadratischen Umrisse von etwas, das nur eine Klapptür sein konnte. Dann sah er einen Eisenring, der in ein Bodenbrett eingelassen und groß genug war, daß man zwei Finger durch ihn hindurchschieben konnte.

Tracy brachte sich in Position und griff nach dem Ring. Er atmete tief ein und ebensolange wieder aus. Das wiederholte er dreimal. Dann stieß er, wie es ihm gelehrt worden war, aus der Tiefe des Magens heraus einen Schrei aus, *Kiai*, der eine Wille über dem anderen, und im selben Moment riß er den Eisenring hoch.

Die Bodenklappe flog hoch, und Tracy konnte gerade noch rechtzeitig seine Finger aus dem Ring ziehen, bevor sie laut knallend auf den Boden schlug. Als der Spalt breit genug für ihn war, ließ Tracy sich in die Tiefe fallen. Er fand sich auf dem erdigen Boden einer düsteren Zelle wieder, die nicht länger als einen Meter achtzig war und etwas über zwei Meter hoch. Das Echo des *Kiai* gellte noch immer von den engen Wänden des Raumes.

Tracy ging in die Hocke und sah im nächsten Moment Antonio. Er saß zusammengekrümmt in einer Ecke. Sein Seidenhemd war zerrissen und

blutverschmiert. Und unter dem Hemd konnte Tracy einen Verband erkennen, der eine frische Wunde bedecken mußte; denn Blut hatte die Gaze rot gefärbt. In der rechten Hand hielt Antonio eine 22er Pistole mit Perlmuttergriff. Ihr Hahn war gespannt.

Das alles nahm Tracy in dem Sekundenbruchteil auf, als er in die Grube unter dem Wohnzimmerboden fiel. Gleichzeitig roch er die frische Erde, die Ausdünstungen eines Abwasserkanals, der in der Nähe fließen mußte, und den Geruch von Würmern.

Das durchdringende Gellen des *Kiais* hatte Antonio erstarren lassen. Der Schrei wurde seit undenklichen Zeiten angewandt, er war ganz ohne Zweifel einmal die Reaktion des primitiven Menschen auf eine tödliche Gefahr gewesen. Yu, von der Tracy den Schrei in Ban Me Thuot gelernt hatte, erklärte, daß die römischen Legionen ihn benutzt hatten, um ihre Feinde in Angst zu versetzen, während sie in Phalanx voranschritten.

Tracy verlagerte sein Gewicht auf das linke Bein, und während er sich noch tiefer in die Hocke sinken ließ, schoß sein rechtes Bein hervor. Der angewinkelte Fuß traf Antonios rechte Hand wie ein Rammbock und schlug ihm die Waffe aus der zitternden Hand.

Antonio versuchte einen Konterschlag, aber der Angriff kam von seiner verletzten Seite, und Tracy konnte leicht unter dem Schlag hinwegtauchen und schlug im nächsten Moment seine beiden Fäuste mit durchgedrückten Armen in Antonios Magengrube.



»Uuf!« Antonio stieß die Luft aus und klappte wie eine Papierpuppe zusammen. Er würgte noch, als Tracy ihn hochzog und über sich hinweg aus der Grube warf. Dann stemmte sich Tracy selbst aus dem Verlies empor.

»Thwaite!« rief er, sobald er wieder im Wohnzimmer stand. »Hör auf jetzt!« Die Worte waren scharf wie ein Befehl gekommen.

Thwaite sah sich mit einem einfältigen, wie nach innen gerichteten Blick um. Dann kniff er die Lider zusammen. Die Farbe seiner Augen schien sich zu verändern; sein Blick wurde wieder klar. Er schleuderte die Frau von sich.

Tracy hörte sie wimmern, als sie sich auf dem Sofa zusammenrollte. Er dachte, daß er ihr vielleicht das Leben gerettet hatte. Dann stieß er Antonio von sich weg, so daß er fast über den Fellteppich stolperte. »Hier hast du ihn«, sagte er.

»Tonio.« Die Stimme ließ den Zuhälter erzittern, sie war wie das Zischen einer Giftschlange, ein Flüstern ohne jedes Leben darin, ohne Mitgefühl. »Du wirst jetzt sterben, Tonio«, sagte Thwaite, »so sicher wie ich hier stehe.«

Antonio machte einen Schritt rückwärts. — »*Idiota!* Du bist selbst an allem schuld! Du!«

Thwaite ging langsam auf ihn zu, seinen Schlagstock aus Mahagoniholz in der Hand. Tracy sah wieder die tödliche Entschlossenheit in Thwaites Augen, die ihn seine Umgebung kaum noch wahrnehmen ließ.

Tracy machte zwei Schritte in Thwaites Richtung, dann sah er die Messerklinge in Antonios Hand aufblitzen. Der Zuhälter mußte das Messer in seinem Verband versteckt gehabt haben.

Tracy verfluchte sich dafür, daß er Antonio nicht durchsucht hatte. Er machte eine schnelle Bewegung.

Aber Thwaite hatte sich schon auf Antonio gestürzt, der Schlag fuhr pfeifend in einem flachen Bogen nieder. Und auch die Messerklinge war schon auf ihrem Weg. Tracy sah, daß er nichts mehr tun konnte, es war zu spät.

Thwaite schrie auf und ließ seinen Schlagstock fallen.

Antonio zog das Messer zurück, es war mit Thwaites Blut verschmiert. Tracy hörte Thwaites keuchenden Atem, er sah, wie dem Sergeant der Mund schlaff herunterhing, wie er seine Augen weit aufriß. Und dann fuhr das Messer zu einem zweiten Angriff hoch, auf Antonios Gesicht war ein verzerrtes Grinsen gezogen.

Und Tracy blieb nur noch die Zeit für einen *Kanashiki*, der zu den *Ate-waza* gehört, den tödlichen Schlägen. Tracy schätzte die Entfernung. Er streckte sein linkes Bein nach hinten und ließ seine gebündelte Kraft wie einen Lichtstrom durch die sich drehende Hüfte nach oben in seine rechte Schulter fließen, die die Bewegung der Hüfte mit wachsender Geschwindigkeit fortsetzte, so daß in dem Moment, da sich die rechte Hand streckte, alle seine Kraft in den vorstechenden Gelenkknochen des Zeige- und Mittelfingers der Hand zusammenfloß.

Der Schlag traf Antonio hinter dem rechten Ohr.

Thwaite, der vor Antonio stand, schreckte zusammen über die plötzliche Veränderung in dem hämisch grinsenden Gesicht. In einem Moment war es noch voller Haß und Triumph gewesen, im nächsten Moment: nichts. Alle Farbe, alles Leben war aus den Zügen verschwunden, und noch bevor Antonio zusammenbrach, sah er schon aus wie eine Wachspuppe.

Thwaite sah über den leblosen Körper hinweg auf den Mann, der ihm jetzt gegenüberstand. »Mein Gott«, sagte er leise, dann schloß er die Augen.

## ANGKOR THOM, KAMBODSCHA

*Juni 1967*

Die Unterweisung Soks in das Leben der Roten Khmer schien lang und mühsam zu sein. Doch nur das letztere stimmte. Die Einübung militärischer Disziplin und die ideologische Einschüchterung gingen Hand in Hand und wiederholten sich vierundzwanzig Stunden am Tag. Das normale Verständnis von Begriffen wie Zeit und Ort wurde rücksichtslos zerschlagen, was man als Voraussetzung dafür ansah, daß der Umerziehungsprozeß der jungen Rekruten den gewünschten Erfolg hatte.

Es gab keinen Morgen mehr, keinen Nachmittag und keinen Abend. Nachts wurde nicht geschlafen, sondern gearbeitet. Am Tag zog die Einheit in den Kampf. Erst nahm sie an dem Aufstand in Battambang teil, dann führte sie ihre eigenen Operationen gegen den Feind durch. Der verhaßte Feind: das alte korrupte Regime. Ein neues freies Kamputschea konnte nicht warten, bis die Kampfbedingungen humaner würden; folglich wurde der Schlaf auf ein Minimum reduziert.

Und immer wieder hing das Wort *Angka Leu* — die höhere Organisation — wie ein drohendes Beil über ihren Köpfen. Sok fand nie heraus, wer oder was genau der *Angka Leu* war, ob er überhaupt existierte oder nur in der Fantasie ihrer politischen Führer vorkam.

Dennoch blieb Sok von dem, was er lernte, nicht unberührt, das wäre unmöglich gewesen. Er war jung genug, um den revolutionären Elan seiner Einheit zu fühlen, und er war klug genug, zu hören, wann man ihn belog. Am schlimmsten war noch der Haß ihrer politischen Lehrer auf die Religion und alles, wofür sie stand. Der demütige Pazifismus, den der Buddhismus lehrte, war das genaue Gegenteil dessen, was sie in die jungen Soldaten pflanzen wollten; Härte, eine kriegerrische Gesinnung und Tapferkeit vor dem Feind. Aber mehr noch fürchteten sie den Grundgedanken der Religion. Nur der *Angka* durfte verehrt werden. Der *Angka* würde für Schutz und Wohlergehen eines jeden zu jeder Zeit sorgen, wie es das alte und korrupte

Regime nicht gekonnt hatte, wie es der Amida Buddha nicht gekonnt hatte.

Und dann machte sich Sok Sorgen um Sam. Dann Sam gab es nicht mehr. Er hieß jetzt Chey, und, was noch schlimmer war, er glaubte auch an seine neue Identität.

»Ich habe mich verändert, *Own*«, hatte er ihm in der ersten Nacht zugeflüstert, als sie endlich allein waren. »Die Revolution hat mich verändert. Ich habe einen neuen Namen und ein neues Leben.« Er hatte gelächelt. »Aber ich bin sehr stolz auf dich. Du hast ihre Prüfung bestanden.«

Sok hatte ihn im flackernden Licht der Feuer angestarrt. Sam sah noch immer so aus wie früher. Sok streckte eine Hand aus und betastete den Bruder. Er fühlte sich auch noch so an wie früher. »Soll das heißen, daß du nicht mehr mein Bruder bist?« hatte er dann mit kläglichem Stimme gefragt.

Sams Gesicht hatte seinen ernsten Ausdruck verloren. »Ach, Kleiner.« Er hatte Sok in die Arme geschlossen. »Wir werden *immer* Brüder sein, egal was geschieht.«

Sechs Wochen später war Sam wieder zu ihm gekommen. Das frühe Morgenlicht ließ seinen Schatten überlang und gekrümmt erscheinen. Die ganze Nacht über hatte es geregnet, aber mit Tagesanbruch hatte es aufgeklart.

Sok bereitete sich auf den Abmarsch vor. Seine Einheit — er und fünf andere — sollten in den Norden nach Angkor Thom ziehen und die Ruinen zur weiteren Benutzung für die Roten Khmer vom Feind säubern. Er blickte erstaunt auf, als er seinen Bruder plötzlich wieder im Lager sah. Sams Gesicht war verschlossen, seine Augen merkwürdig wäßrig.

»Bevor du gehst, muß ich dich noch sprechen, Genosse.« Sam benutzte die Anrede wegen der anderen Soldaten, die in Hörweite standen.

Sok nickte, und schweigend gingen sie zum Rand der Lichtung.

»Was ist geschehen, *Bawng*?«

Sam griff nach Soks Arm. »Ich habe schlechte Nachrichten erhalten, kleiner Bruder, die schlimmsten, die du dir vorstellen kannst.«

»Sag mir endlich, was los ist.« Sok zitterte am ganzen Körper.

»Vor zwei Tagen hat es eine Explosion in Chamcar Mon gegeben. Sie war von ungeheurer Stärke. Dann ist ein glühendes Feuer durch die Straßen gerast. Es hat nur Asche zurückgelassen.«

Angst hatte sich wie Eiskälte um Soks Herz gelegt.  
»Was willst du damit sagen?«

»*Maman*, Malis — alle. Sie sind alle tot, Sok.«

»Nein!« Sok versuchte sich von seinem Bruder loszureißen. »Das kann nicht sein!« *Mamans* sanfte Augen für immer erloschen. »Das muß ein Fehler sein!«

Wunderschöne Malis. »Es muß ein anderes Haus gewesen sein!« Tanzende Malis. »Nicht unsere!« Nicht einer lebt mehr. »Nicht unsere!« Sorya und Ratha, die noch so klein waren. *Maman*.

Sie hielten sich fest in den Armen; jeder wußte, daß er nur noch den anderen hatte. Um so mehr waren sie in Zukunft auf ihre tiefe Freundschaft angewiesen, das eiserne Band zwischen ihnen, das nichts und niemand zerstören konnte. Doch jetzt blieb ihnen nichts mehr zu tun, als voneinander Abschied zu nehmen und sich gegenseitig Glück zu wünschen. Frühestens in einem Monat würden sie sich wiedersehen, wenn der Hauptverband der Einheit sich im Osten von Angkor Thom versammeln würde, um mit vereinter militärischer Kraft einen Schlag gegen Lon Nols Armee zu führen.

Die meiste Zeit liefen sie durch den Dschungel. Aber die Männer kannten in dieser Gegend jeden Schritt, und so kamen sie zügig voran. Nicht einmal fühlte Sok sich verloren oder auf einem Umweg, und, so merkwürdig es war, das gab ihm in seiner kleinen Kampfeinheit ein Gefühl der Sicherheit. Sie hatten die Anweisung erhalten, jede Feindberührung zu vermeiden, bis sie ihr Operationsziel erreicht hatten. Da sich Prinz Sihanouk als direkter Nachfahre der Könige sah, die Angkor Wat und Angkor Thom gebaut hatten, wurde angenommen, daß er Lon Nols Armee beauftragt haben könnte, die Ruinen aus strategischen und propagandistischen

Gründen besetzt zu halten. Soks Einheit war das vor ihrem Abmarsch ausdrücklich eingeschärft worden.

Sie waren ungefähr vier Tage unterwegs. Die letzte Nacht verbrachten sie schon in der Nähe der Ruinen, aber noch waren sie nicht zu sehen. Im Morgengrauen, so war Sok gesagt worden, würden sie vorsichtig in die Tempelstadt eindringen. In dieser Nacht wurde kein Feuer gemacht, und es fielen auch nur wenig Worte. Ihre kleine Einheit war eingeschlossen. Unterwegs waren sie an zwei feindlichen Patrouillen vorübergekommen, und es hatte sie zornig gemacht, daß sie sich jedesmal in Sicherheit bringen mußten, ohne den Feind stellen zu können. Es düstete sie nach einem Kampf. Niemand schlief in dieser Nacht lange.

Noch vor Tagesanbruch waren sie wieder auf den Beinen und abmarschbereit. Ein sonderbar bräunliches Licht fiel durch die Bäume und tauchte ihre kleine Lichtung in blasse Helligkeit. Ros, ihr Kaderleiter, winkte sie von der Lichtung herunter. Sok fühlte sein Herz schneller schlagen. Jeder von ihnen war mit einem alten M-1-Gewehr bewaffnet, das Sturmgewehr der Amerikaner im Zweiten Weltkrieg. Ros hatte außerdem noch eine deutsche Luger. Um seinen Hals trug er einen karierten Schal. Beides zeichnete ihn unter den Roten Khmer — diesen Namen hatte Sihanouk ihnen gegeben — als Offizier aus.

Bei jedem Schritt teilte sich mit einem leisen Rauschen die grüne Wand vor ihnen. Es war ein stiller



Morgen. Nur Zikaden waren überall um sie herum zu hören. Sok sah, wie sich neben seinem Weg eine Schlange entrollte; sie glänzte ölig zwischen dem dichten Buschwerk.

Dann änderten sich plötzlich die Dschungelgeräusche, und als Sok aufblickte, sah er, daß sie ihr Ziel, Angkor Thom, erreicht hatten. Die Tempelanlage hatte riesige Ausmaße. Er hatte einmal von ihrer Größe gelesen, aber geschriebene Worte waren etwas anderes als die Realität, der er jetzt gegenüberstand. Die Mauern waren von einer Gegenwärtigkeit, die mehr als nur Räumliches umfaßte. Auch die Zeit schienen sie festzuhalten.

Am meisten jedoch berührte ihn das steinerne Gesicht, dessen Relief von allen vier Seiten eines jeden Gebäudes auf ihn heruntersah. Es war immer dasselbe Gesicht, gleichmütig, mild, königlich, wissend. Die steinernen Augen schienen ihn zu verfolgen, wohin er auch ging.

»Vorsicht jetzt«, hörte er Ros flüstern. »Entsichert eure Gewehre und haltet die Finger am Abzug.«

Angkor Thom war in das schräg einfallende Licht der Morgensonne getaucht. Weite Flächen der Gemäuer lagen in strahlendem Weiß, während ihre unteren Mauerteile noch von den Schatten der Nacht gefärbt wurden.

»Da hinüber!« Ros' Befehl trieb den Kampfkader vorwärts. Laut schreiend liefen sie durch die verlassen Ruinen. Sok folgte ihnen. Hier war niemand, dessen war

er sich sicher. Zumindest kein feindliches Militär, wie sie befürchtet hatten. Rasch hatte er gelernt, den Geruch des Feindes wahrzunehmen, noch bevor er zu sehen war.

Dennoch hatten die anderen einen Gefangenen gemacht. Als Sok endlich durch die Traube von Leibern hindurchsehen konnte, schrak er zusammen. Sie hatten einen buddhistischen Mönch festgenommen. Seine orangefarbene Kutte und sein kahlgeschorener Schädel waren deutlich zwischen den anderen zu erkennen. Er sah sie teilnahmslos an. Seine dünnen Lippen bewegten sich kaum merklich, so daß Sok den Eindruck hatte, daß der Mönch betete.

»Laus!«

Es war Ros' Stimme, die sich über die anderen erhob. Ihr gellender, fast schon hysterischer Ton war sonst den ideologischen Phrasen vorbehalten. Die Soldaten des Kaders schienen den Ruf als ein Signal zu verstehen. Sie drehten die Waffen herum und begannen auf den Mönch einzuschlagen.

Er gab keinen Ton von sich, er hob noch nicht einmal einen Arm, um sich zu schützen. Und schon bald sank er zerschunden auf die Knie. Nur die Schläge der Soldaten waren noch zu hören. Die Vögel und alle anderen Tiere schienen den Ort verlassen zu haben.

Sok fühlte eine Übelkeit in sich hochsteigen. Am liebsten wäre er einfach fortgelaufen, nein, besser, hätte er jetzt sein Gewehr auf sie abgefeuert und sie getötet,

wie sie den Mönch töteten. Aber das wäre noch ein viel zu humanes Ende für sie gewesen. So zwang er sich, dem Grauen weiter zuzusehen. Und es war ihm, als ob er in diesem einen widerwärtigen Augenblick nicht nur den Mönch, sondern auch sein Land sterben sah.

## Drittes Kapitel

An einem Abend, an dem die Luftfeuchtigkeit in Washington weit höher lag als die Temperatur und selbst die Einheimischen nach Entschuldigungen suchten, um nicht in dieses Dampfbad hinaus zu müssen; an einem dieser Abende öffnete Kim sein Postfach und fand neben zwei Reklamesendungen, drei Rechnungen und einem Brief von seinem Bruder die gefaltete Speisekarte eines chinesischen Restaurants, das sich »Blaues Setschuan« nannte.

Die Reklamesendungen warf Kim sofort in den Papierkorb, die Rechnungen legte er zurück in das Postfach, den Brief schob er sich in die Jackentasche, nur die Speisekarte sah er lange an. Sie sah wie alle anderen Postwurfsendungen dieser Art aus, die in allen größeren Städten des Landes von Zeit zu Zeit von den eingessenen Lokalen verteilt wurden.

Kim nahm die Speisekarte mit hinauf in sein Apartment. Dort verbrannte er sie sofort und zerrieb auch noch die Asche zwischen seinen harten Fingerkuppen. Dann ging er zu dem Schrank im Flur und holte seinen abgenutzten Koffer herunter, dessen Leder

über die Jahre nachgedunkelt war. Noch während er packte, rief er bei der PanAm an. Er buchte einen Platz in der nächsten Maschine nach Tokio und wurde darauf hingewiesen, daß die Maschine in San Francisco zwischenlanden würde und dort eine Stunde Aufenthalt hatte. Kim sagte, daß er das in Kauf nehme. Er tat seine restlichen Sachen in den Koffer und rief ein Taxi.

In der Maschine ließ er sich einen Tee kommen. Nachdem die Stewardess ihn serviert hatte, lehnte sich Kim in dem breiten Sitz zurück und zog den Brief von Thu aus der Tasche. Er schlitze ihn mit einem Fingernagel auf.

Von Kims Familie waren nur er selbst und sein Bruder Thu übriggeblieben. Mutter, Vater, drei Brüder und eine Schwester — eingeäschert. Und nur Kim war ohne Verletzung davongekommen. Thus Beine verkrüppelte ein glühender Balken, der auf ihn niederstürzte, als er seine Schwester in Sicherheit bringen wollte. Der schwere Balken — er hatte zur tragenden Konstruktion ihres Hauses gehört — hatte den Schädel ihrer Schwester wie eine Eierschale zertrümmert.

Kim war gerade noch rechtzeitig gekommen, um Thu retten zu können. Doch der Bruder, der das Blutbad hilflos hatte mitansehen müssen, hatte ihn nur angefleht, ihn in Frieden sterben zu lassen. Kim war darauf natürlich nicht eingegangen und hatte ihn ins Krankenhaus gebracht, wo Thu für die Nächte schwere

Beruhigungsmittel verabreicht werden mußten, während ihm tagsüber die Handgelenke am Gestell seines Bettes festgebunden wurden, um einen Selbstmord zu verhindern.

Kim hatte Thu danach mehrere Jahre lang nicht gesehen. Seine Arbeit für die Stiftung machte einen Besuch unmöglich. Aber sobald er einiges Geld zusammengespart hatte, schickte er es seinem Bruder.

Für drei Monate war Thu bei Kim geblieben, aber er hatte Washington nicht ertragen können. Alles hier erinnerte ihn an den Krieg, an sein Zuhause, an die verbrannte Familie. Ihre Geister schlichen sich in seine Träume ein wie Wildkatzen auf der Jagd, sagte er einmal. Schließlich eröffnete er Kim, daß er wieder ausziehen wolle.

Er hatte sich Seattle als neuen Wohnsitz ausgesucht, eine besonders trübsinnige Gegend mit der höchsten Selbstmordrate im ganzen Land. Aber da Kim gesehen hatte, daß sein Bruder nicht länger gefährdet war, ließ er ihn gehen.

Thu, das schönste Kind in der Familie. Das Wüten des Krieges und des Feuers hatte seinen schönen Zügen nichts anhaben können. Aber innerlich schienen die Flammen ihn versengt zu haben, sein Herz schien schwarz geworden und verkümmert zu sein. Er dachte nur noch an zu Hause und den Krieg.

Dann war Thu plötzlich nach Südostasien zurückgekehrt. »Ich will an den Ort des Holocaust

zurückkehren«, hatte er Kim geschrieben. »Um mein Wohlergehen mache ich mir keine ernsthaften Sorgen, denn wer wird schließlich einem hilflosen Krüppel etwas tun wollen? Doch irgendwie fühle ich mich als Wächter der Vergangenheit — der unserer Familie, meine ich. Und, Bruder, ich muß herausfinden, was in jener Nacht genau geschehen ist. Sonst werde ich nie in meinem Leben Ruhe finden. Die Ungewißheit frißt an meiner Seele wie eine Krankheit. Verstehst du das?«

Kim hatte ihn verstanden. Und dann war Thu nach Amerika zurückgekehrt. Er hatte das unvorstellbare Geheimnis der Stunden jener längst vergangenen Nacht gelüftet. »Bruder, wenn ich der Wächter unserer Familie bin, dann mußt du ihr Rächer sein«, hatte er zu Kim gesagt. »Ich bin der Stift, du bist das Schwert. Hier ist alles, was ich über die schreckliche Nacht herausgefunden habe.«

Das war jetzt zwei Jahre her, und so lange hatte Kim auch jede freie Minute, die ihm blieb, genutzt, um Spuren zu verfolgen. Er wußte, daß er erst absolut sicher sein mußte, bevor er zu seinem Racheschlag ausholen konnte. Und schließlich hatte er in der Bibliothek der Stiftung den endgültigen Beweis gefunden. In der »Ragman«-Akte. Wenn man das richtige Wissen hatte, die Fakten kannte, die Thu so mühselig ausgeforscht hatte, dann konnte man dort alles nachlesen.

Das gedämpfte Heulen der Jet-Turbinen im Ohr, faltete Kim jetzt den Brief auseinander und begann zu lesen.

In San Francisco ging Kim sofort zum PanAm-Schalter und reichte der Frau, die ihn von der anderen Seite erwartungsvoll anlächelte, sein Ticket. »Ich habe einen Flug nach Tokio gebucht«, erklärte er. »Aber gerade erfahre ich aus meinem Büro, daß meine Reiseroute geändert worden ist. Ich brauche dringend eine Verbindung nach Brüssel.«

Die Frau ließ ihren Zeigefinger über mehrere Tabellen gleiten, dann tippte sie etwas in einen Tischcomputer ein. »Ich kann Ihnen einen Platz in einer Maschine reservieren, die in drei Stunden fliegt. Ich fürchte, daß es früher nicht geht ...«

»Das macht nichts.« Kim lächelte freundlich.

In Brüssel holte Kim sein Gepäck von der Ausgabe, aber statt den Flughafen zu verlassen, ging er an den nächsten Ticketschalter und buchte einen Flug nach Amsterdam. Er sorgte dafür, daß der Mann hinter dem Schalter den Eindruck bekam, daß Amsterdam sein endgültiges Reiseziel war.

Tatsächlich war es das nicht. In Amsterdam erreichte er gerade noch einen Anschlußflug nach Eindhoven, eine nicht gerade schöne Industriestadt im Südosten der Niederlande. Dort suchte er sich im Flughafengebäude das nächste öffentliche Telefon und wählte eine siebenstellige Nummer. »Ich bin hier«, war alles, was er



sagte. Es waren noch keine fünfzehn Minuten vergangen, als eine schwarze Limousine vor dem Flughafenausgang hielt. Ein livrierter Chauffeur nahm sich Kims Gepäck an.

Kim ließ sich inzwischen im Fond des Wagens in den Ledersitz sinken. Gedankenverloren dachte er an die Speisekarte mit dem Aufdruck »Blaues Setschuan«, es war das Codewort gewesen, das ihn hierher gebracht hatte. Es war die einzige Verbindung, die er zu dem Mann mit der schmalzig-weißen Haut hatte. Der Code rief ihn nach Eindhoven, wo er sich innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden zu melden hatte.

Der Ruf kam nur selten. Zum einen, weil seine Arbeit ihn oft an Plätze brachte, die Kim nicht aufgrund einer kurzen Nachricht einfach verlassen konnte. Zum zweiten war es meistens so, daß der Mann mit der weißen Haut kam, um persönlich mit Kim zu sprechen. Kim traf ihn jetzt schon seit Jahren, aber seinen richtigen Namen kannte er nicht. Er hatte ihn bisher immer mit seinem Decknamen angesprochen, Tango.

Obwohl Kim sich nicht besonders für die Leute hier interessierte, war ihm nie der Gedanke gekommen, daß er sein Gehalt von der Stiftung nur deshalb mit freier Arbeit aufbessern mußte, weil er, außer für sich, auch noch für Thu zu sorgen hatte. Leben war für ihn gleichbedeutend mit Pflicht.

Langsam rollte die Limousine aus. Kim stieg aus und stand auf dem sauberen Fußweg vor einem riesigen Gebäude aus Stahl und Glas, das die ganze

Straßenlänge einzunehmen schien. Am Eingang war kein Firmenschild zu sehen, nur eine Hausnummer: 666.

Kim ging durch die spiegelnden Glastüren und vorbei an einem bewaffneten Sicherheitsbeamten zum Empfangsschalter. Hinter dem halbkreisförmigen Tisch aus Kirschholz saß mit kerzengeradem Rücken ein Mann, an dem der gewachste Oberlippenbart sofort auffiel. Er nickte, als Kim näherkam, stand auf und heftete ihm eine Plastikkarte mit einer Farbkodierung ans Jackenrevers.

Der Expresßfahrstuhl brachte Kim nach oben. In zwei Ecken der Kabine hingen Kameraaugen: das eine gehörte zu einem gewöhnlichen Videorecorder, das andere zu einer Infrarotkamera.

Eine Glocke schlug leise an, als sich die Fahrstuhltüren im obersten Stockwerk wieder öffneten. Der Flur war mit einem taubengrauen Berber ausgelegt. An den Wänden, die mit hellem Kirschholz verkleidet waren, hingen Gemälde.

»Herzlich willkommen«, begrüßte ihn Tango. Seine harten, blaßblauen Augen strahlten Kim an. »Sie haben es wirklich schnell geschafft.«

Er führte Kim den leicht gewundenen Flur hinunter und durch eine Doppeltür aus schwerem Holz in einen Konferenzraum. Um einen rechteckigen Tisch herum saßen zwölf Männer. Kim schätzte ihr Durchschnittsalter zwischen fünfundfünfzig und sechzig. Sie nannten sich die Kammer.

Sie trugen konservativ geschnittene und in gedeckten Braun- oder Blautönen gehaltene Anzüge. Und obwohl Kim ihre Namen nicht kannte — er hatte sich auch nie für sie interessiert —, konnte er schon von der Erscheinung her vieles ablesen. Der Geruch von Geld hing wie ein schweres Parfüm über diesen Männern. Aber es war alter Reichtum, von Familien über Generationen zusammengetragen und herangereift wie ein erlesener Wein.

»Dieses Treffen«, begann ein Mann mit rotgoldenem Haar, »soll zwei Zwecken dienen.« An der akzentfreien Aussprache erkannte Kim, daß der Mann gebürtiger Deutscher sein mußte. Deutsch war die Sprache, in der die Versammlungen hier, zu der sich Männer aus sechs europäischen Ländern trafen, abgehalten wurden. »Als erstes möchten wir Sie um einige ergänzende Erklärungen zu Ihrem letzten Bericht an Tango bitten.« Obwohl seine Worte direkt an Kim gerichtet waren, sah der Mann ihn nicht einmal an. Er schlug eine krokodillederne Büromappe auf und sah kurz hinein. »In ihm schreiben Sie von dem Tod eines führenden Präsidentschaftsbewerbers der Republikanischen Partei, eines gewissen John Holmgren. Weiterhin führen Sie aus, daß dieses Ereignis allem Anschein nach den Weg zur Nominierung für Atherton Gottschalk freimacht, der jetzt als einziger ernsthafter Bewerber für den Wahlkongreß der Republikaner im nächsten Monat gilt.«

Er schwieg einen Moment, als ob er seine Gedanken sammeln wollte. »Bevor ich Ihnen unsere Fragen stelle, erlauben Sie mir, einen Augenblick abzuschweifen. Wir, die wir hier versammelt sind, sind im Grunde reine Geschäftsleute. Ich sage ›im Grunde‹, weil wir heute in Europa eine wachsende Politisierung sämtlicher gesellschaftlicher Felder beobachten können. Feinde unserer freien Gesellschaft — radikale politische Splittergruppen wie auch anarchistische Terroristen — haben das empfindliche Gefüge unserer Ordnung an vielen Stellen unterwandert.«

Der Deutsche holte tief Luft.

»In diesem Raum sehen Sie die Stellvertreter einer Finanzmacht von vierunddreißig Billionen Dollar versammelt, amerikanischer Dollar. Dennoch haben wir uns bis heute jeder politischen Einflußnahme enthalten. Und wenn Männer aus unseren Kreisen auch immer häufiger Opfer radikaler Anschläge werden, so dürfen wir uns auf eine direkte Konfrontation mit diesen Elementen nicht einlassen. Unser Selbstverständnis verbietet uns das. An dieser Stelle nun haben wir an Sie gedacht. Sie haben uns schon bisher in bewunderungswürdiger Weise gedient. Doch nur als Beobachter. Jetzt, nach dem Tod von John Holmgren, möchten wir Ihren Status ändern. Deshalb ist diese Versammlung einberufen worden, um in dieser Angelegenheit zu verbindlichen Entscheidungen zu kommen. Was ist nun Ihre Meinung über Atherton

Gottschalk? Wir haben zwar Ihren Bericht gelesen, aber wir möchten dennoch eine persönliche Stellungnahme von Ihnen hören.«

Kim dachte einen Augenblick lang nach. »Gottschalk vertritt eine eisenharte Politik. Sein ehemaliger Gegner, John Holmgren, hatte sicherlich die besseren Aussichten auf die Nominierung. Doch in erster Linie, weil er die großzügigeren Geldgeber hinter sich hatte. Mit dem Tod des Gouverneurs hat sich die Situation jedoch schlagartig geändert. Angesichts des internationalen politischen Klimas muß man Gottschalks Chancen, Präsidentschaftskandidat der Republikaner zu werden, sehr hoch bewerten. Und plötzlich finden sich auch potente Geldgeber für ihn.«

Der Deutsche nickte kurz. »Unter dieser Voraussetzung kommen wir zum zweiten Teil unserer Besprechung. Wir wünschen eine direkte Intervention in das Theaterstück, das Sie für uns beobachten.«

»Und das soll heißen?«

»Zwar können wir den radikalen Elementen in unserer Welt nicht selbst entgegentreten, aber der kommende Präsident der Vereinigten Staaten, Atherton Gottschalk, wird es können. Und so soll sich Atherton Gottschalk an unserer Stelle mit diesen Untergrundelementen herumschlagen. Daß der Kampf gegen den Terrorismus sein politisches Credo ist, weiß man selbst hier in Eindhoven. Um uns seiner Hilfe zu versichern, werden wir ihn mit dem unterstützen, von

dem wir am meisten geben können: Geld. Nur möchten wir, daß ihm am Abend seiner Nominierung auch deutlich gemacht wird, daß es eine europäische Quelle gewesen ist, die seinen Erfolg hat sicher werden lassen, und daß diese Quelle natürlich eine Gegenleistung erwartet.«

Kim nickte leicht. »Ich glaube schon, daß so etwas mit einiger Vorsicht zu Ihrer Zufriedenheit arrangiert werden kann. Doch außer Zeit brauche ich dafür auch einen genügend großen finanziellen Spielraum.«

Der Deutsche sah zu Tango. »Wir sind nur an Resultaten interessiert, die Kosten kümmern uns nicht.«

»Schön«, sagte Kim, »wenn das dann alles war ...«

Der Deutsche wartete, bis Kim die Tür fast erreicht hatte. »Eine Sache wäre da noch.« Seine Stimme, obwohl sie nicht laut war, schnitt wie eine Messerklinge durch den Raum. »In Ihrem letzten Bericht an Tango haben Sie einen Mann erwähnt, Tracy Richter hieß er, glaube ich, der Ihnen bei Ihren Nachforschungen behilflich ist.«

»Das stimmt«, erwiderte Kim vorsichtig. »Was ist mit ihm?«

»Angesichts der Erweiterung unserer Ziele, unseres, man könnte sagen, direkteren Engagements in dieser Sache, scheint es uns eine Notwendigkeit zu sein, alle Mittelsmänner auszuschalten, bevor wir uns später einmal den Vorwurf machen müssen, einen so

offensichtlichen Hinweis auf unsere Verwicklung nicht rechtzeitig beseitigt zu haben.«

»Und was genau wollen Sie damit sagen?«

Der Deutsche sah wieder nur Tango an. »Schlicht dieses: Wenn der Mann zu nichts mehr nütze ist, dann beseitigen Sie ihn, und zwar umgehend. Und wenn nicht jetzt, dann tun Sie es zum erstbesten späteren Zeitpunkt. Erst dann werden Sie sich Ihre höheren Zuwendungen von uns verdient haben.«

Als sich die Fahrstuhltüren vor seinen Augen schlossen, lehnte Kim den Kopf gegen die Stoffbespannung der Kabinenwand und atmete tief und ruhig ein. Er hatte die Augen geschlossen und dachte an Tracy Richter und daran, welche Bedeutung dieser Mann für ihn hatte. Tracy Richter, die einzige lebende Person, die ihn schwach und verletzlich gesehen hatte. In diesem Moment, tief im kambodschanischen Dschungel, hatte sich ihre Beziehung für alle Zeiten verändert. Als Zeuge von Kims Schande war Tracy in Kims Kopf zu einem Amalgam aus den gegensätzlichsten Elementen geworden: Er war ein Todfeind, dem Kim seine Ehre verdankte. Es war nicht leicht, mit diesem Gedanken leben zu müssen.

Und obwohl sein Haß auf Tracy Richter wie etwas Lebendiges in ihm glühte, wußte Kim tief in seinem Herzen auch noch etwas anderes: Es gab auf der ganzen Welt niemanden, der ihn wirklich verstand — außer Tracy Richter.

»Im Grunde war nur mein Stolz verletzt«, sagte er und griff nach einem Whiskyglas, »ich gebe es zu. Jetzt, wo Tonio tot ist, ist es mir klar geworden.«

Tracy dachte sich, daß Thwaite es hätte kommen sehen müssen, aber dann sagte er etwas ganz anderes. »Keiner ist frei davon. Stolz ist etwas sehr Menschliches. Ohne ihn wären wir alle gleich, keiner wäre besser oder schlechter als der andere. Niemand von uns ist vollkommen selbstlos.«

Thwaite sah ihn nachdenklich an. Der Whisky hatte etwas Farbe in Thwaites Gesicht gebracht. Aber Tracy schien es noch immer gealtert, Linien hatten sich wie frische Narben in die Haut gegraben, um die Augen lagen Schatten. Der seelische und physische Schmerz, den die zurückliegenden Ereignisse Thwaite gebracht hatten, schien sie verdüstert zu haben. »Ja, vielleicht sind wir alle nur schwache Menschen, aber was Sie da getan haben. Mein Gott, ich meine da in der Wohnung.« Er hob sein Glas und trank langsam. »Es geht mir nicht aus dem Kopf.«

Thwaites Verletzung war weniger ernst gewesen, als es am Anfang ausgesehen hatte. Er hatte zwar stark geblutet, aber es war doch nur eine Schnittwunde. »Eine Rippe ist im Weg gewesen«, hatte der junge pakistanische Arzt mit Singsangstimme gesagt.

Tracy war dann mit Thwaite zu einem Lokal in Chinatown gefahren, das er gut kannte. Es lag im



Souterrain eines Hauses auf der Pell Street. Die Räume waren selbst in der Mittagsglut eines heißen Julitages dunkel und kühl.

Thwaite schüttelte den Kopf. »Herrgott, ich kann noch immer nicht glauben, daß sie tot sind.« Seine Stimme war jetzt unnatürlich hoch und gespannt, als ob sich seine Stimmbänder zusammengezogen hatten. »Einfach so« — er schnippte mit den Fingern — »von einem Moment zum anderen.« Tracy sah, daß Thwaites Augen gerötet waren. »Ich hatte nicht mal eine Chance, ihnen etwas zu sagen, ihnen zu erklären ...« Er wandte sich zur Seite. Seine Brust hob und senkte sich schwer, so daß Tracy schon dachte, Thwaite würde es schlecht werden.

»Mein Vater wird auch bald sterben«, sagte Tracy. »Er weiß es, und ich weiß es auch. Es bleibt viel Zeit, verstehen Sie, für uns, zuviel Zeit, denke ich manchmal.« Thwaite saß noch immer mit abgewandtem Gesicht am Tisch. Die Bedienung brachte ein neugefülltes Glas für ihn, aber er rührte es nicht an. »In solchen Momenten hat man dieses fürchterliche Gefühl der Machtlosigkeit. Vor Jahren bin ich beim Militär gewesen, bei welcher Dienststelle, tut nichts zur Sache. Ich bekam einen Einsatzbefehl für Südostasien, also bin ich hingegangen. Das war während des Vietnamkrieges. Ich hatte sechs Mann unter mir. Einer war so ein großer hagerer Junge. Irgendwie unfertig, Sie kennen die Sorte.« Er wartete auf eine Reaktion von Thwaite, aber es kam keine. »Wir

hatten damals viele dieser jungen Kerle, die meisten waren nur kurz ausgebildet worden. Aber es blieb wirklich auch kaum noch die Zeit. Diese armen Kerle wurden einfach an die Front geworfen und sollten dann die nächste Schlacht gewinnen.«

»In der Mehrzahl Schwarze, stimmt's?«

Tracy nickte.

»Die meisten. Aber der, von dem ich gesprochen habe, Bobby, war ein Weißer. Mir kam es so vor, als wenn er irgend jemandem etwas beweisen wollte. Trotzdem, er kämpfte wie der Teufel und lernte schnell. Ich brachte ihm bei, was er wissen mußte.«

Tracy sah, wie Interesse langsam in Thwaites Gesicht zog. Er hatte sich wieder zum Tisch gewandt und beugte sich erwartungsvoll vor. Für den Augenblick zumindest hatte er seinen Schmerz vergessen, und das war alles, was Tracy wollte.

»Einmal sind wir auf Patrouille gegangen, es war Nacht. Bobbys Freund, ein sonderbarer Kerl mit einer merkwürdigen Neigung zum Töten, den niemand sonst leiden konnte, ging an der Spitze — wie ich es angeordnet hatte. Er war wie ein Bluthund, stöberte jeden Vietkong auf.« Tracy trank sein Glas leer und winkte dem Ober. »Aber in dieser Nacht hatte er kein Glück. Er trat auf eine Miene, die der Vietkong gelegt hatte, und wurde in sechs Teile zerrissen. Bobby war wie unter einem Schock. Ich hatte ihm immer gesagt, daß so etwas passieren konnte, aber er hörte gar nicht

zu. Er war ein Junge, der die Menschen in seiner Nähe brauchte. Was er eigentlich im Krieg wollte, war mir nicht klar. Ich wußte aber, daß er nicht eingezogen worden war, sondern sich freiwillig gemeldet hatte, auch für einen Einsatz in Südostasien. Wenn die Verwaltung doch nur mit dem gewöhnlichen Chaos gearbeitet hätte — dann wäre er in einem hübschen Militärlager in Iowa gelandet. «

Der Ober brachte zwei neue Gläser, und Tracy schwieg, bis sie wieder allein waren.

»Aber nächsten Morgen mußten wir wieder auf Patrouille. Wir zogen los, alle, bis auf Bobby. Er weigerte sich, die Leiche seines Freundes allein zu lassen. Es war ein wichtiger Einsatz, und ich hatte ohnehin schon einen Mann verloren. Ich wurde wütend. Ich schrie ihn an, schlug ihm vor den anderen ins Gesicht und demütigte ihn so lange, bis er endlich seine Sachen nahm.« Gedankenverloren starrte Tracy auf das Glas in seiner Hand.

»Und?« drängte Thwaite. »Was passierte dann?«

Tracy fragte sich, warum er Thwaite das alles erzählte. War es wirklich nur als eine Ablenkung gedacht, oder hatte er, Tracy, einen ganz anderen Grund, einen persönlichen?

»Aber ich war immer noch wütend auf ihn und schickte ihn deshalb an die Spitze. Das hätte ich nie tun sollen, er war nicht besonders gut darin.«

»Was passierte dann?« wiederholte Thwaite.

»Er kam nie zurück«, sagte Tracy dumpf. »Er hatte nicht gehen wollen, war also nicht aufmerksam. Ich hätte es ahnen müssen. Später fand ich ihn in den schwelenden Resten eines Lagers der Roten Khmer. Sie hatten ihn mit Schlägen gefoltert, und an verschiedenen Stellen waren ihm Bambusstäbe durch den Körper gerammt worden. Es war grauenhaft. Sie hatten sich Zeit mit ihm gelassen, ich hab' es an dem Ausdruck gesehen, der sich in sein Gesicht gegraben hatte. Bis heute kann ich mich nur so an ihn erinnern, an seine Augen, die aussahen, als ob sie die Hölle gesehen hätten.«

Als Kathleen Christian durch den breiten Ausgang des Parker Meridien auf die Straße trat, spürte sie sofort, daß die Luft in New York nicht ganz so feucht war wie in Washington. Das ließ ihre gute Laune nur noch besser werden.

Sie trug eine silbergraue Hose aus Fallschirmseide, die über den Knöcheln zusammengebunden war, dazu eine dunkelblaue Jacke. An den Füßen trug sie hochhackige Pumps aus Eidechsenleder, die in der Farbe zur Jacke paßten, und um den Hals hatte sie sich eine Kette aus schwarzen Perlen gelegt. Sie fühlte sich stark und selbstsicher, gewappnet für das, was vor ihr lag. An der nächsten Kreuzung winkte sie ein Taxi heran.

Sie drehte das Fenster herunter und ließ sich in den Rücksitz sinken. Ihr Blick glitt über die

vorüberfliegenden Straßenszenen. Sie war hier aufgewachsen, und dennoch fühlte sie, seltsamerweise, keine Bindung an die Stadt. Das sollte nun das geschäftliche Zentrum des Landes sein, und vielleicht stimmte das sogar. Aber die Geschäftswelt übte keinen besonderen Reiz auf sie aus. Washington war die Stadt, in der die wirkliche Macht versammelt war. Es war die Stadt, von der aus die Geschicke des Landes gelenkt wurden, und für Kathleen war es einzigartig auf der Welt. Paris war ein Ort, an dem man Urlaub machte. In Washington lebte man.

Natürlich wußte Kathleen, wie fest sie Atherton Gottschalk schon an sich gebunden hatte. Und dennoch. Sie wollte nicht, daß er sich mehr wünschte. Sie allein mußte ihm genügen. Das mußte ihm deutlich gemacht werden, und das hieß — Männer waren so stumpfsinnige und beschränkte Kreaturen — auf die einzige Art, die er verstand.

In dem Moment, als sie Eliotts Stimme am Telefon identifiziert hatte, war ihr klar gewesen, was sie tun mußte, um Gottschalk noch fester in den Griff zu bekommen.

Und jetzt ließ sie ihr Taxi im Herzen Manhattans anhalten. Sie sah nach Westen. Ihr Blick fiel auf einen wunderschönen kleinen Park, um den ein schwarzer Eisenzaun lief. Auf einem Schild am Zaun stand: **PRIVATGRUNDSTÜCK. ZUTRITT VERBOTEN.** Das war Gramercy Park — und Delmar Davis

Macombers Haus. Macomber! War es wirklich möglich, daß er hinter Gottschalk stand? Kathleen, die sich, solange sie denken konnte, zu den Mächtigen hingezogen gefühlt hatte, kannte Macomber sehr wohl. Wie alle, hatte sie mit Staunen den raschen Aufstieg seiner Metronics Inc. verfolgt. Aber soweit sie wußte, hatte er sich in der Öffentlichkeit nie zu einem Politiker bekannt.

Sie kaufte sich eine *New York Times* und ging langsam die Straße hinauf. Vielleicht aber, dachte sie, spielt mir auch nur meine machiavellistische Fantasie einen Streich, und die Verbindung besteht nur zu dem jungen Macomber. Aber auch dann blieb die Frage, warum? Was besaß Eliott Macomber, das Gottschalk brauchte? Denn sie war sich sicher, daß das der Grund für Gottschalk sein mußte, sich überhaupt mit dem jungen Mann einzulassen.

Sorgfältig suchte sich Kathleen einen Hauseingang, der im rechten Winkel zu Macombers vierstöckigem Anwesen lag, um in dessen Schatten zu warten.

Als sie einen geeigneten Platz gefunden hatte, lehnte sie sich an die Mauer des Eingangs und warf einen Blick auf die Titelseite ihrer Zeitung. »Eine schwere Explosion erschütterte gestern das europäische Hauptquartier der Luftstreitkräfte der Vereinigten Staaten in Ramstein, Westdeutschland«, las sie. Himmel, fuhr es ihr durch den Kopf. Dann warf sie einen Blick auf den gegenüberliegenden Hauseingang. Das tat sie alle

zwanzig Sekunden, während sie weiterlas. Kathleen schlug, neugierig geworden, Seite drei auf. Es gab zwei Kommentarkolumnen zu dem Anschlag. Die erste gab die Reaktion des Außenministeriums wieder, die sich in dem Satz *Es gibt keinen Grund, beunruhigt zu sein*, zusammenfassen ließ. Der zweite Kommentar war vom Auslandskorrespondenten der *Times*. Er brachte den Bombenanschlag mit ähnlichen Attentaten, die sich vor einigen Wochen in Peru ereignet hatten, in Verbindung und mit dem Mord an Lieutenant Colonel DeWitt in Kairo. In ihrem pointierten Stil fragte die *Times*: *Wird Amerika angegriffen?*

Als Kathleen zum zwölftenmal auf die andere Straßenseite sah, hatte sie Erfolg. Ein Schatten löste sich aus dem Eingang von Maccombers Haus. Ein junger Mann trat ins Freie, und im ersten Moment dachte Kathleen, es sei Eliott. Sie machte einen Schritt aus ihrem Versteck heraus, doch dann blieb sie abrupt stehen.

Es konnte nicht Eliott sein, das sah sie jetzt. Der Mann hatte asiatische Züge, ein wunderschönes scharfgeschnittenes Gesicht. Sie war sicher, daß er weder Chinese noch Japaner war. Einen Moment lang sah sie die unendlich tiefen, ernst blickenden Augen des jungen Mannes; dann wandte er sich zur Seite und ging in Richtung Broadway davon.

Der Unbekannte war schuld, daß sie Eliott beinahe verpaßt hätte. Er war bestimmt nicht häßlich, ja, er sah

nicht einmal nur durchschnittlich aus; aber einem Vergleich mit dem anderen hielt er nicht stand. Kathleen seufzte. Sie war Realistin, und sie wußte, daß es kein anderer als Eliott sein durfte.

Wieder trat sie aus dem Schatten des Hauseingangs und folgte ihm, als auch er in westlicher Richtung davonging. Sie ließ ihm genügend Vorsprung, um nicht von ihm entdeckt zu werden.

Eliott führte sie quer durch Manhattan. Seine Schritte waren kurz und bestimmt. Kathleen war sicher, daß er ein festes Ziel hatte. Kurz nachdem sie ins West Village gekommen waren, blieb er plötzlich vor einem Restaurant stehen. Dann stieß er die Glastür auf und ging hinein.

Kathleen zählte langsam bis fünfzig, überquerte die Straße und betrat ebenfalls das Restaurant. Im vorderen Teil waren vielleicht ein Dutzend Caféhaustische aufgestellt. Hinter einem Durchgang sah sie einen Ausschnitt der blankpolierten Bar. Es waren nur wenige Gäste im hinteren Teil des Restaurants, und Kathleen hatte keine Mühe, Eliott ausfindig zu machen.

Er saß mit dem Rücken zu ihr in einer Tischnische aus Eichenholz, ihm gegenüber ein blondes Mädchen. Kathleen hielt sie für nicht älter als neunzehn, zwanzig Jahre. Das Mädchen hatte kurzgeschnittenes Haar, das ihr stachelig vom Kopf abstand. Auf der einen Kopfseite war in das Blond ein pfauenblauer Fleck gefärbt. Sie trug eine hautenge schwarze Hose und eine ärmellose



Bluse mit schreiendem Tigerfellmuster. Ihre Haut war auffallend weiß.

Kathleen setzte sich auf einen Hocker an der Bar und bestellte eine Bloody Mary. Das Mädchen sprach erregt, aber nicht wütend auf Eliott ein. Eliott erschien ruhig und überlegt. So sehr sich Kathleen auch anstrebte — sie konnte kein Wort verstehen.

Sie überlegte gerade, wie sie jetzt am besten vorgehen sollte, als das Gespräch der beiden in lauten Streit umschlug. Das Punkmädchen fauchte Eliott an, und Kathleen glitt von ihrem Hocker. Als das Mädchen Eliott mit der flachen Hand ins Gesicht schlug, war Kathleen schon auf halbem Weg bei ihnen. Zwar schaute sie bewußt von dem Streit weg, doch beobachtete sie die beiden aus den Augenwinkeln.

Wieder fuhr, das Mädchen Eliott an und sprang dabei von seinem Platz. Im nächsten Augenblick fiel ihr Glas um, und sein Inhalt ergoß sich über den Tisch. Jetzt war auch Eliott aufgesprungen. Er versetzte ihr einen Stoß, der sie erst ins Stolpern brachte und sie dann fast die Balance verlieren ließ. Mit dem Kopf zuerst prallte sie gegen Kathleen, die, auf das Ereignis vorbereitet, mit großen Gesten zurücktaumelte. Dann richtete Kathleen das Mädchen wieder auf. Doch zum Dank flog nur der stachelige Kopf herum und zischte Kathleen an. Dann ging das Mädchen mit großen Schritten aus dem Lokal.

Kathleen war still stehengeblieben und starrte Eliott an.

»Das tut mir furchtbar leid«, sagte er mit besorgtem Gesicht. »Fühlen Sie sich in Ordnung?«

»Die Frage ist wohl eher, ob bei Ihnen alles in Ordnung ist«, erwiderte sie.

Ihre Antwort ließ ihn lächeln, etwas, das ihr sofort an ihm gefiel. Sein Gesicht veränderte sich dabei, und er mit ihm.

»Unsere Gespräche enden eigentlich immer so.«

»Wirklich?« sagte sie. »Dann müssen Sie viel Spaß haben.« Sie ging an ihm vorbei zur Damentoilette. Dort tat sie nichts weiter, als die Sprüche an den Wänden zu lesen. Dann warf sie noch einen Blick in den verschmierten Spiegel und ging wieder ins Restaurant zurück. Elliott hielt sie an.

»Ich fürchte, daß Sie nichts mit mir trinken wollen«, sagte er.

»Können Sie mir denn einen Grund nennen, warum ich eine Einladung von Ihnen annehmen sollte?«

»Weil ich es mir wünsche.«

»Wenigstens sind Sie ehrlich.« Sie lächelte. »Also gut, ich glaube, Sie schulden mir ohnehin einen Drink.« Sie winkte dem Barmann, der kurz darauf ihre Bloody Mary brachte.

»Erzählen Sie mir von Ihrer Freundin.«

»Oh, Poly« — er lachte — »es ist interessanter, sie anzusehen, als sich mit ihr zu unterhalten.«

Kathleen sah ihn abschätzend an. »Warum sind Sie dann mit ihr zusammen? Sie sehen nicht so aus, als ob

Sie sich mit weniger zufriedengeben, als Sie bekommen können.«

Elliott verschlug es im ersten Moment die Sprache. Noch nie in seinem Leben hatte eine Frau so mit ihm gesprochen. »Sie war eine Zufallsbekanntschaft, mehr nicht.« Er sah Kathleen hoffnungsvoll an und streckte ihr linkisch seine Hand entgegen.

»Ich heiße Elliott Macomber.«

Sie bemerkte, daß seine wachen Augen sie aufmerksam musterten. Es ist ein Test, dachte sie. Man soll ihn seiner selbst wegen mögen, und nicht wegen des Reichtums und der Macht seines Vaters.

Sie erlaubte seinen Fingern, sich um ihre zu legen. »Kathleen Christian«, antwortete sie. Ihr Gesicht hatte mit keinem Zeichen verraten, daß sie seinen Namen kannte. »Und wie wäre es, wenn Sie mich jetzt zum Essen einladen würden?«

Tracy hatte Douglas Thwaite mit in sein Apartment genommen, denn er hatte nach der langen Nacht nicht gewußt, wohin er gehen sollte.

Jetzt, am anderen Morgen, erhob sich Thwaite leise stöhnend aus den Decken auf dem Sofa. Tracy war bereits in der Küche. Er kam ins Wohnzimmer und sah Thwaite mit gefalteten Händen, die er zwischen die Knie geklemmt hatte, auf den Teppich starren.

Tracy stellte eine dampfende Kaffeetasse auf den niedrigen Glastisch vor Thwaites Knien. Lauren war

schon früh aus dem Apartment gegangen; ihr Unterricht begann in dieser Woche sehr früh. Tracy vermißte sie.

»Na komm, Doug«, sagte er leise zu Thwaite, »trink deinen Kaffee.«

»Aah.« Thwaite bewegte sich nicht. »Keinen Durst.«

»Ich hab' gleich das Frühstück fertig.«

»Daher kommt also dieser merkwürdige Geruch.

Hab' auch keinen Hunger.«

Tracy sah zu ihm hinunter. »Du hast einen Kater.«

Thwaite brachte keine Antwort heraus. Tracy trank von seinem Kaffee und fühlte die Hitze der Flüssigkeit in seinen Körper übergehen. Schließlich sah Thwaite zu ihm hoch. Er hatte rotunterlaufene Augen. »Und was ist mit dir?« krächzte er. »Du hast nicht weniger getrunken als ich. Eher noch mehr. Du müßtest eigentlich auf allen vieren durch die Wohnung kriechen, also warum tust du es nicht?«

Tracy lächelte. »Ich hab' eine eiserne Konstitution.« Er beugte sich herunter und hob Thwaite die Kaffeetasse vom Tisch entgegen. »Na komm schon. Ich brauche dich hellwach. Wir müssen Ivory White anrufen. Die Fotos, erinnerst du dich?«

Thwaite nickte und krümmte sich im nächsten Moment zusammen. »Oh, das war ein Fehler.« Er rieb sich mit den Händen über das Gesicht, um die Mattigkeit zu vertreiben, die der Alkohol dort wie eine zähe Schicht hinterlassen hatte. »Ja, ich erinnere mich. Nur daß mir nach der letzten Nacht alles nicht mehr so wichtig

erscheint.« Er preßte sich die Hände vors Gesicht. »O Gott, das kann doch alles nur ein böser Alptraum sein. Sag mir, daß alles nur ein Alptraum war.«

Eine Zeitlang blieb Tracy schweigend neben Thwaite stehen, dann ging er wieder hinaus in die Küche und aß still sein Frühstück, ohne auch nur das geringste zu schmecken. Im Moment konnte er Thwaite nicht helfen — niemand konnte ihm helfen, außer vielleicht Melody, von der Thwaite in der letzten Nacht erzählt hatte. Aber darauf mußte er schon von allein kommen.

Nach seinem einsamen Frühstück ging Tracy zurück ins Wohnzimmer. Thwaite hatte sich inzwischen richtig aufgesetzt und hielt die Kaffeetasse jetzt zwischen den Händen.

»Soll ich deinen Kaffee noch mal heiß machen?«

»Nein, ist schon gut so.« Er hob den Kopf, und Tracy sah den Schatten eines Lächelns über Thwaites Gesicht huschen. »Du weißt, daß Polizisten alles trinken, wenn an der Tasse nicht schon Moos hoch wächst.«

»Hör zu«, sagte Tracy, »warum kann ich eigentlich nicht alleine zu White fahren und die Bilder holen? Du kannst dich in der Zwischenzeit noch ein bißchen erholen. Es sind noch ein paar gebratene Eier in der Pfanne, vielleicht bekommst du sie herunter.«

»Die Idee ist eigentlich gar nicht so schlecht.« Thwaite nestelte an seiner Hemdtasche herum.

»Irgendwo muß ich hier seine Telefonnummer haben. Ruf ihn an und frag ihn nach seiner Adresse. Er müßte

eigentlich zu Hause sein, wenn er nicht gerade wieder dieses Leichenhaus bewacht. Aber da hole ich ihn jetzt heraus.«

Als Tracy zurückkehrte, ging es Thwaite schon sichtlich besser. Er hatte geduscht und sich rasiert. In seine Wangen war wieder Farbe gekommen, und auch in seinen Augen lag bereits ein Schimmer des alten Glanzes.

»Ich muß mich bei dir dafür entschuldigen«, sagte Thwaite, als Tracy ins Wohnzimmer kam, »daß ich dir die ganze Zeit die Ohren vollgeheult habe.«

»Ist schon gut, Douglas«, erwiderte Tracy. »Sieh dir lieber das hier an.« Er warf einen braunen Umschlag auf den Tisch.

Thwaite zog die Fotos heraus und legte sie wie Spielkarten nebeneinander. Es waren vier Schwarzweißabzüge 18x24-Format. Die ersten beiden zeigten John Holmgren, wie Moira und Tracy ihn auf das Sofa gelegt hatten: auf dem Bauch liegend, das eine Bein über die Sofakante herabhängend. Tracy betrachtete die Gestalt seines toten Freundes; seine Haltung war schon unwirklich, als ob ein Bildhauer sie dem lebenden Vorbild nachgeformt hätte. Auf den Bildern war nichts Ungewöhnliches zu erkennen.

Das dritte Foto zeigte die untere Körperhälfte in einem etwas größeren Ausschnitt, doch auch auf ihm war nichts Besonderes zu finden.

Tracy nahm das vierte Foto vom Tisch. Es zeigte die obere Körperhälfte. Angestrengt sah er auf das Bild herab. Thwaite war aufgestanden und ging suchend im Zimmer hin und her.

»Hast du irgendwo ein Vergrößerungsglas?«

»In der Schublade im Wandschrank«, antwortete Tracy, ohne die Augen von dem Foto zu nehmen.

Als Thwaite wieder neben ihm stand, blickte er zu ihm hoch und hielt ihm das Bild hin. Thwaite hockte sich mit dem Foto an den Tisch und betrachtete Zentimeter für Zentimeter durch das Vergrößerungsglas. »Ich sehe nichts. Wenn er wirklich ermordet worden ist, weiß ich nicht, wie es gemacht worden sein könnte.« Er legte das Vergrößerungsglas neben das Bild auf den Tisch und setzte sich. »Ich hatte gedacht, daß Holmgren vielleicht mit einem dünnen Draht erwürgt worden ist — verstehst du, einer Klaviersaite. Aber an seinem Hals sind keine Spuren zu erkennen.«

»Du glaubst, der Arzt hätte nicht ...« Tracy sah ihn an. »Hast du dir die Haut seines Nackens genau angesehen?«

Thwaite nickte. »Ja, sicher. Warum?«

Aufgeregt griff Tracy nach dem Foto und dem Vergrößerungsglas. Sorgfältig sah er sich das Bild noch einmal an.

Thwaite rückte näher an ihn heran. »Hast du etwas gefunden?«

»Vielleicht.« Tracy hob den Kopf.

Eine Zeitlang herrschte Schweigen, das erst von Thwaites irritierter Stimme gebrochen wurde. »Dann solltest du mir sagen, was!«

Tracy sah ihn an und gab ihm Foto und Vergrößerungsglas.

»Und wonach soll ich suchen?«

Tracy hatte sich zurückgelehnt und die Augen geschlossen. »Die Haut in Johns Nacken, genau zwischen den beiden senkrechten Sehnen.«

Thwaite hielt das Glas über das Foto. Er sah den Kragen des weißen Hemdes und darüber, etwas dunkler abgebildet, die nackte Haut des Halses. Beim erstenmal übersah er es, aber dann schaute er noch einmal auf die Stelle. »Es sieht aus wie ein schwarzer Punkt. Das kann alles sein: ein kleiner Bluterguß oder auch nur Staub auf dem Negativ.«

»Oder«, sagte Tracy langsam, »es könnte auch die Wunde sein, die eine Nadel hinterläßt.«

Thwaite sah ihn überrascht an. »Wie, zum Teufel, willst du das bei einem so schlechten Abzug sagen können?«

»Ich habe nicht gesagt, daß ich sicher bin.« Tracy holte tief Luft. »Ich bin es wirklich nicht. Aber ich habe so ein Gefühl.«

Thwaite wollte gerade etwas antworten, aber dann schwieg er. Er wußte, wann es besser war, auf den anderen zu warten.



»Das erstmal habe ich so etwas in Ban Me Thuot gesehen, in Vietnam. Bei einem Nordvietnamesen. Alles, was er dafür gebraucht hatte, waren zwei Finger einer Hand und dazwischen eine kurze Nadel. Kim hatte ihn zu einem scharfen Verhör geholt.«

»Was soll das nun wieder sein.«

»Ein scharfes Verhör«, widerholte Tracy. Seine Augen schienen durchsichtig klar, sein Blick nach innen gerichtet zu sein. »Es ist, wie alle diese Bezeichnungen, ein Euphemismus. Gemeint waren damit die fünf Stufen angewandter Folter.«

»Wie im Kino, nicht wahr?« sagte Thwaite nervös.  
»Der Böse hat schon fast gesiegt, da tritt endlich der Held auf.«

Aber Tracy lächelte nicht. »Im wirklichen Leben gibt es *keine* Helden, Douglas. In einem scharfen Verhör ist jeder zusammengebrochen. Du konntest es nicht überleben. Jedenfalls nicht so, wie man es uns beigebracht hatte.«

»Himmel.« Thwaite klopfte sich eine Zigarette aus seiner Camel-Packung und zündete sie an.

»Wie ich schon gesagt habe, Kim hatte sich den Nordvietnamesen zu einem scharfen Verhör geholt. Nach einiger Zeit drehte er sich einen Moment lang um, ich weiß nicht mehr, weshalb. Plötzlich machte der Gefangene eine blitzschnelle Bewegung, als ob er sich ein Tier vom Hals schlagen wollte. Im nächsten Augenblick fiel er vornüber und war tot. Wir holten

einen Militärarzt, der uns erklärte, daß der Mann an einem schweren Herzinfarkt gestorben sei. Er haßte uns dafür. Was wir da taten, machte ihn krank. Er sagte uns das mehr als deutlich.«

Tracy stand auf, die Unruhe in ihm verlangte nach Bewegung. »Aber wir wußten natürlich, daß er sich täuschen mußte. Dann fanden wir die Nadel und die Wunde, die nicht größer als ein Punkt war. Später habe ich da drüben einen fast schon genialen

Gerichtsmediziner kennengelernt. Er war Japaner, aber seine Familie lebte seit zwei Generationen in Amerika. Trotzdem hatte er eine lange Zeit in Japan verbracht. Er sagte uns, daß der Mann an einem hochwirksamen Reizstoff gestorben war, der die Herzkranzgefäße so überstrapaziert, daß schon kurz nach der Injektion einer Spur dieses Giftes ein schwerer Herzinfarkt eintritt.«

»Selbst wenn man vollkommen gesund ist?«

Tracy nickte.

»Aber mir ist immer noch nicht klar, wie du das mit Holmgrens Tod in Verbindung bringen kannst. Nur weil du auf dem Foto einen schwarzen Punkt entdeckt hast?«

Tracy ging auf und ab. Seine Unruhe war noch größer geworden. »Nicht nur deshalb. Ich habe darüber nachgedacht, wie Moira umgebracht worden ist. Ich hab' so etwas nicht zum erstenmal gesehen. Der Vietkong hat es gelegentlich gemacht, wenn der sadistische Wunsch, den Feind zu ›zerschlagen‹, mit ihm durchgegangen ist. In ihren Anfängen haben es auch die

Roten Khmer getan. Aber sie hatten einen praktischeren Grund. Sie mußten ihre wenige Munition für ihren heiligen Krieg aufsparen. Deshalb haben sie ihre Gefangenen oft mit den Gewehrkolben oder mit Holzprügeln erschlagen.«

»Widerwärtig.«

»Not macht erfinderisch.« Tracy zuckte die Schultern. »Aber laß uns den Gedanken doch einmal weiterverfolgen. John ist mit einem geheimnisvollen Gift umgebracht worden, das bei uns vollkommen unbekannt ist; ein paar Tage später wird Moira zu Tode geprügelt, und dann finden wir in Johns Wohnung ein Lauschklophon, das nur von einem Spezialisten angefertigt worden sein kann.« Ihre Blicke trafen sich. »Das alles kann dem Kopf eines einzigen Mannes entsprungen sein — eines Mannes, der wie ich während des Krieges in Südostasien war, und der alles so genau kennengelernt hat wie ich.«

»Was ist mit deinem Freund Kim? Er ist Vietnameser, er war in der fraglichen Zeit drüben und er ist Folterspezialist.«

»Kim kann es nicht gewesen sein«, erwiderte Tracy sofort. »Erstens hat er mich erst in die Sache hineingezogen.« Natürlich konnte er Thwaite nicht allzuviel über die Stiftung erzählen. Schließlich gab es sie offiziell gar nicht. »Zweitens würde er seine Opfer nie erschlagen. Er kennt sauberere Methoden. Dann versteht er auch nicht viel von Elektronik. Und das

Abhörmikro war die Handarbeit eines Meisters seines Fachs. Aber ich habe das Gefühl, daß ich mit meiner Vermutung richtig liege. John ist vergiftet worden. Ich bin mir sicher.«

»Du verstehst, wenn ich deinen Verdacht noch nicht als endgültig bewiesen ansehe — zumindest im Augenblick noch nicht. Laß uns erst noch hören, was dein Vater sagt.«

»Du hast recht.« Tracy war wieder ruhiger geworden.

BARAY, KAMBODSCHA *Juli 1967-August*  
1968

Als Sok mit seinem Kader vom Einsatz in Angkor Thom zurückkehrte, erwartete ihn eine Überraschung. Jemand war neu zu ihrem Hauptverband gestoßen. Es war kein neuer Rekrut, kein junger Mann, nicht einmal ein Khmer.

Nach dem Abendessen rief Genosse Serei sie alle in einem großen Kreis zusammen und stellte den Mann vor. Er war Japaner. »Dies ist *Mit* Musashi Murano«, sagte Serei. »Er ist ein Lehrer, der einen langen Weg gekommen ist, um uns in unserem Kampf für ein freies Kamputschea zu helfen. Hört ihm aufmerksam zu, und wenn er etwas sagt, werdet ihr gehorchen, wie ihr dem *Angka* gehorcht.«

Murano war klein und untersetzt, seine Haare waren kurz und hart wie Eisenspäne. Die Linien seines Gesichts wirkten wie in Granit gemeißelt. Schon bald merkte Sok, daß der Fremde ein Mann war, der nie zu lächeln gelernt hatte. Er zeigte seine Zustimmung, indem er die Lippen von den Zähnen zurückzog. Der Ausdruck erinnerte Sok jedesmal an die Gesichter von Männern, die einen schlimmen Tod gestorben waren.

Murano hatte ungewöhnliche Augen. Es sah aus, als hätten sie ein zweites Lid wie die einer Eidechse. Wenn er jemanden ansah, dann war in ihnen ein Ausdruck gespannter Konzentration, die alles andere auszuschließen schien. Und mitten in einer Übungsstunde konnten diese Augen plötzlich so milchig blaß werden, daß ihre Fremdheit angsteinflößend war.

Von allen Schülern Muranos war Sok der einzige, der den Mut aufbrachte, ihn nach der Ursache dieser sonderbaren Veränderung zu fragen. Der Japaner verschränkte seine Arme über der Brust und starrte Sok in die Augen. In diesem Moment wurden die Augen wieder milchig weiß, als ob dieses durchsichtige zweite Lid von einer inneren Kraft bewegt worden wäre.

Sok wich erschrocken zurück. Es schien ihm, daß etwas Kieselhartes sein Herz getroffen hatte und immer noch tiefer in ihn eindrang. Es steckte in ihm und wand sich wie eine aufgespießte Schlange, bis er nach Luft zu schnappen begann und sich wie ein Hund schüttelte, der aus einem Regenschauer kam.

Als er wieder klar sehen konnte, bemerkte er, daß Muranos Augen wieder schwarz wie die Nacht waren. Und die Schlange in seiner Brust war verschwunden.

»Jetzt weißt du es«, sagte Murano leise. »Ich dringe in dich ein. Ich werde eins mit dir, wie du eins mit deinem Körper, deinem Geist, deinen Reflexen, mit deinen animalischen Ursprüngen. *Kokoro*.« Er hob seinen rechten Arm, so daß der Unterarm senkrecht in die Höhe stand. Die Hand ballte er zur Faust. »Jetzt komm her«, befahl er, »und bewege meinen Arm.«

Sok versuchte es, aber er konnte den Arm nicht einmal einen Millimeter aus seiner starren Position bringen.

»Höre zu«, sagte Murano. »Wenn ich dir sage, daß ich stärker bin als du, dann ist das die Wahrheit. Aber wenn ich sagen würde, daß ich die Kraft meiner Muskeln benutzt habe, um deine Anstrengungen zunichte zu machen, dann wäre das eine Lüge. Kannst du mir den Unterschied erklären?«

Sok sagte, daß er das nicht könne.

»Im Kampf«, fuhr Murano fort, »kann man einen Zustand erreichen, der alles umfaßt. Es gibt kein Außen und kein Innen mehr. Das ist eine große Wahrheit, also höre gut zu. Wenn du dies verstehst, wirst du alles beherrschen, was dir je begegnen mag. Du kämpfst. Wenn du deinen Gegner siehst und denkst, »Jetzt werde ich meinen Arm bewegen«, bist du schon verloren. Es gibt etwas, das man reaktive Aggressivität nennt. Jeder

Mensch besitzt es, aber nur wenig ist darüber bekannt und noch weniger davon verstanden.« Er hob einen Finger. »Stelle dir vor, du fährst in einem Auto. Plötzlich beginnt der Wagen zu schleudern, dann überschlägt er sich.« Der Finger zeichnete die Bewegungen in die Luft, als ob Murano eine Kunstklasse unterrichtete. »Der Wagen fängt Feuer, die Gefahr wird tödlich. All das nimmt dein Gehirn über die Sinne auf, es trifft eine Entscheidung und handelt danach. Dein Arm schlägt mit solcher Kraft gegen die verschlossene Tür, daß das Metall gesprengt wird und du dich in Sicherheit bringen kannst. Konnte das geschehen, weil du die Muskeln eines Bodybuilders hast? Ist es geschehen, weil du dir sorgfältig einen Fluchtweg überlegt hast?« Er schüttelte den Kopf.

»Es geschieht, weil der Organismus in unmittelbarer Gefahr ist, ausgelöscht zu werden. Und plötzlich wird ein uralter Mechanismus in Gang gesetzt. Ohne daß es die Gedanken fassen könnten, hat der Mensch plötzlich riesige Kräfte und einen ungeheuren Lebenswillen. Es ist keine Einbildung. Es passiert jeden Tag. Das ist es, was man reaktive Aggressivität nennt. Und es ist möglich, in das Herz der eigenen Seele hinabzutauchen und sich diese Stärke zu holen, wenn man sie braucht. Das ist *Kokoro*. Glaube mir, wenn ich dir sage, daß niemand anderer in der Welt es dich lehren kann. Du kannst vieles von jedem anderen *Sensei* lernen. Das ist gut so. Es ist wichtig, vieles kennenzulernen, wenn man jung ist.

Aber die Seele des Tötens wirst du nur in *Kokoro* finden. Glaube das, was du auch sonst nicht glauben magst. Ich verlange von dir nur ungeteilte Aufmerksamkeit. Die Zeit wird dich alles andere lehren. Glaube wird dir nicht helfen können. Du siehst, du hörst, du fühlst. Und du lernst alles unmittelbar. Dies ist die einzige Methode, mit der *Kokoro* gelehrt werden kann. Und jetzt laß uns beginnen ...«

Die Revolution begann Sok zu verändern. Er hatte jetzt viele Lehrer, und jeder lehrte ihn etwas anderes, brachte eine andere Seite von Sok zum Vorschein. Und doch war er ein Ganzes, das sich nicht teilen ließ. Er lebte in seiner neuen Welt und dachte, es gibt nur einen Khieu Sokha.

Doch es warteten noch weitere Veränderungen auf ihn. Je besser er im Kampf anwandte, was Murano ihn lehrte, desto größer wurde sein Ansehen im ganzen Kader. Und bald nannte man ihn hinter seinem Rücken *la machine mortelle*: die Mordmaschine. Er stieg auf in der Rangordnung und wurde einer der Offiziere seiner Einheit.

Der japanische *Sensei* sah Soks rasche Fortschritte mit Genugtuung. So hatte sich die Mühsal seiner Emigration nach Kambodscha am Ende doch gelohnt. Murano hatte während seines langen Lebens zwei Frauen gehabt, aber keine von beiden hatte ihm einen Erben geboren. Das wollte er berichtigen.



In Sok, das fühlte er, hatte er einen würdigen Nachfolger gefunden. Jetzt konnte er also seine lange Reise beenden. Hier in Kambodscha würde er sterben und beerdigt werden. Es machte ihm nicht viel aus, in der Fremde zu bleiben. Er hatte die Erde Japans nie mit besonderer Ehrfurcht betrachtet. Für ihn war Erde gleich Erde. Aber man würde ihn als Lehrer, als *Sensei*, in Erinnerung behalten; man würde ihn als eine Art Vater verehren.

Es war schon fast der zweite Sommer vergangen, seit er zu den Roten Khmer gekommen war, als er Sok eines Tages zur Seite nahm und mit ihm aus dem Lager ging. Unter dem grünen Laubdach eines Feigenbaums, der zwischen den Ruinen eines alten Tempels stand, blieb er stehen.

»Sok, mein Sohn, ich werde bald sterben«, flüsterte er.

»Das kann nicht sein«, antwortete Sok erschrocken.  
»Es gibt viele im *Angka*, die sagen, daß du unsterblich bist.«

Murano entblößte seine fleckigen Zähne. »Damit haben sie auch recht.« Die Sonne versank hinter dem Horizont. Ihre letzten Strahlen fielen durch die leise sich wiegenden Farne und hüllten Sok und Murano in goldenes Licht. Über das Lager hatte sich bereits ein blauer Schatten gelegt. Murano nahm Soks schwierige Hand in seine eigene, seine Augen strahlten heitere Gelassenheit aus.

»Du läßt mich unsterblich werden, Sok.«

## Viertes Kapitel

Kathleen sah lächelnd auf Elliott hinunter, wie es eine Göttin bei ihrem liebsten Sterblichen nicht bezaubernder hätte tun können. Er stützte sich mit seiner linken Hand auf, seine rechte fuhr streichelnd über ihr Haar. Nach einiger Zeit drückte sie ihn sanft zurück auf das zerwühlte Bett. Kreisförmig strichen ihre Handflächen über seine Brust. Dann hob sie ihre Hände an ihren Hals und öffnete langsam den Verschuß einer Kette. Sie wußte, daß ihre Brüste in dieser Pose noch voller wirkten, und fast konnte sie Eliotts sehnächtigen Blick auf ihnen körperlich spüren.

Sie waren im Schlafzimmer von Elliott Macombers Apartment in der Sechsendsechzigsten Straße.

»Was tust du da?«

»Gleich wirst du es wissen«, sagte sie.

Sie hockte sich zwischen seine gespreizten Beine, und ihr Kopf senkte sich über ihn. »Hat das deine Poly auch mit dir gemacht?«

Elliott stöhnte zur Antwort.

Rhythmisch bewegte Kathleen ihren Kopf auf und nieder. Sie wollte ihn nicht nur reizen, diesmal nicht. Sie wollte ihn einen Gefühlssturm erleben lassen, den er nicht so bald vergessen würde.

Ein Gurgeln löste sich aus Eliotts Kehle, und er schrie auf. Elliott schrie und schrie, seine Finger krallten sich in das Bettlaken und zerrten es zu einem feuchten Klumpen zusammen. Noch nie in seinem Leben hatte er solche Lust gespürt. Sie war von einer Körperlichkeit, einer Art dritter Dimension, von der er nicht gewußt hatte, daß es sie überhaupt gab. »Ah! Ah! Ah!« Mit jedem Herzschlag pulste die Ekstase in ihm.

Noch lange Zeit glich sein Atmen einem Bellen. Sein Körper war schweißgebadet, und reglos beobachtete er, wie Kathleen sich über ihn beugte.

»Ich möchte bei dir bleiben, Elliott.«

Er richtete sich auf und schloß sie in die Arme. »O Gott, ja. Es gibt nichts, was ich mir lieber wünsche.« Er fuhr sich mit der Zunge über die Lippen.

Sie stieß ihn zurück aufs Bett und stützte sich mit beiden Händen auf seine Schultern. »Aber keine Geheimnisse, Elliott. Das vertrage ich nicht. Wenn ich wüßte, daß du mir etwas verheimlichst, könnte ich nicht länger bleiben.«

Das Telefon klingelte, und er wandte seinen Kopf nach ihm. Es klingelte weiter.

»Du mußt abnehmen.«

»Ich weiß etwas Besseres«, sagte er und griff nach ihr. Er legte ihre rechte Hand zwischen seine Beine.

Kathleen nahm den Hörer auf und reichte ihn Eliott. Er nahm ihn zögernd.

»Hallo?« meldete er sich mit mürrischer Stimme und sah sie dabei an. Eine Stimme war leise zu hören, und er setzte sich auf. »Ja.« Er sah wieder zu ihr. »Natürlich bin ich allein.« Er schnippte mit den Fingern und zeigte auf einen Block und einen Stift, die auf dem Nachttisch lagen. Kathleen reichte ihm beides. »Ich bin soweit.« Er begann zu schreiben. »Ja, ich habe alles verstanden«, sagte er und nickte dabei geistesabwesend. »Ja. Sofort. Er hat es in etwa einer Stunde.« Er legte auf.

»Wer war das?« Ihre Stimme hatte einen beiläufigen Ton.

»Ach, nur was Geschäftliches.« Er riß das oberste Blatt von dem Block und faltete es zusammen. »Nichts Wichtiges.« Er legte Block und Stift zurück auf den Tisch. »Und jetzt«, fuhr er grinsend fort, »laß uns mit den wirklich wichtigen Dingen weitermachen.«

»Nein.« Kathleen rückte von ihm weg. Ihre Augen blitzten und ihre Stimme war schneidend geworden. »Ich habe dir gesagt, Eliott, daß ich keine Geheimnisse dulden werde. Wie sollen wir uns denn sonst vertrauen können?«

Eliott sah sie betrübt an. »Hör zu, Kathy, du darfst das nicht falsch verstehen. Aber da ist etwas, das ich nicht einfach ... Ich meine, wir kennen uns doch kaum.«

»Dann ist es etwas Wichtiges.«

Er antwortete nicht, sondern starrte sie nur gereizt an.

»Also schön«, sagte sie. »Du glaubst, daß du mir noch nicht vertrauen kannst, und ich werde dir zeigen, wie sehr du dich täuschst.«

Sie griff nach dem Block und dem Stift. Und in einem Winkel von fünfundvierzig Grad rieb sie mit der Bleispitze leicht über das Papier. »So, und jetzt sieh selbst.« Sie warf ihm den Block hin.

Der Block fiel in seinen Schoß, und er sah auf das oberste Blatt.

»Himmel!« entfuhr es ihm. Er starrte auf den Durchdruck seiner Schrift, den Kathleen sichtbar gemacht hatte. »Es ist ja alles zu lesen.«

Kathleen nickte. »Ich hätte es jederzeit lesen können, wenn ich gewollt hätte. Und ohne dein Wissen.«

Er streckte eine Hand nach ihr aus. »Mein Gott, Kathy, es tut mir leid.« Er sah wieder auf den Block in seinem Schoß und dachte nach. Dann reichte er ihn Kathleen. »Hier, lies es. Ich vertraue dir wirklich.«

Sie lächelte ihn an. »Es interessiert mich im Grunde gar nicht, Eliott.«

»Nein, lies es bitte. Es *gibt* etwas, was ich dir nicht gesagt habe.«

Als sie sagte: »Ich kann es nicht, du traust mir ja doch noch nicht, ich spüre es«, las er ihr selbst vor, was auf dem Zettel stand, nur um ihr zu beweisen, wie sehr sie sich irrte:

*Ereignis muß eintreten elf Uhr dreißig, einunddreißigster August, bei Patricks.*

Kathleen sah ihn mit großen Augen an. »Das hört sich geheimnisvoll an«, sagte sie in verdutztem Ton. »Wie bei Spionen.« Sie beugte sich vor und griff nach seiner Hand. Ihr Gesicht leuchtete blank und unschuldig wie das einer Kinderpuppe. »Ist es etwas Aufregendes, Elliott? Oh, ich wette, es ist etwas Aufregendes. Bitte erzähl es mir.« Sie ließ ihren Kopf auf die linke Schulter sinken.

Es war verrückt, er wußte es. Aber es war auch eine Chance, einmal selbst etwas zu tun. Sonst konnte immer nur Khieu alles tun, Khieu und auch Delmar Davis Macomber. Besser wäre *er* der Sohn meines Vaters, dachte Elliott bitter zum tausendstenmal. Aber jetzt hatte er die Chance, selbst etwas zu entscheiden.

Er stöhnte auf, als ihre Hand wie zufällig seinen erigierten Penis berührte. Ungewollt wanderten seine Gedanken wieder durch den Garten der Lust, den sie ihm eröffnet hatte.

»Erzähl es mir«, flüsterte sie noch, bevor ihre warmen Lippen ihn umschlossen.

Und er tat es. Nicht, weil sie ihn dazu aufgefordert hatte, sagte er sich, sondern weil er es selbst wollte.

»Mein Vater«, sagte er mit zusammengebißenen Zähnen, »mein Vater hat die verrückte Vorstellung, daß er sich einen Präsidenten der Vereinigten Staaten ganz nach seinen Wünschen schaffen kann.« Kaum hatte er

das ausgesprochen, fand er, daß es die komischste Sache war, von der er je gehört hatte. Er fing an zu lachen, er lachte, daß ihm die Tränen die Wangen herunterliefen. Seine Brust hob sich, als er weitersprach.

»Er will, er will ...«

Aber weiter kam er nicht mehr. Von der Schlafzimmertür her war ein eigenartiges, furchterregendes Grollen zu hören, ähnlich dem einer großen Wildkatze, bevor sie angreift. Eliott fühlte einen kalten Schauer durch seinen Körper laufen, als ob ein Eimer Eiswasser über ihn geschüttet worden wäre. Dann spürte er eine Bewegung in der Luft, mehr nicht.

Kathleen blickte plötzlich in zwei unendlich schwarze Augen. Sie war sicher, diese Augen schon einmal gesehen zu haben, aber aus der Nähe sahen sie so schreckenerregend aus, daß sie keinen klaren Gedanken mehr fassen konnte.

Tracy hatte in seinem Büro gearbeitet, als der Anruf gekommen war. Die Stimme seines Vaters hatte sich über die Entfernung kränklich und furchterfüllt angehört. Nur ein einziges Mal vorher hatte Tracy diesen Ton in der Stimme seines Vaters gehört. Es war nach der Nacht gewesen, in der Tracys Mutter bei einem fürchterlichen Unfall auf dem Long-Island-Schnellweg getötet worden war. Ein sechssachsiger Lastzug hatte den Volvo seines Vaters von hinten erfaßt und mit einem Schlag in tiefe Finsternis getaucht, als er den



Personenwagen über die nebelnasse Fahrbahn vor sich herschob. Kreischend wie ein angeschossenes Tier war das Blech des Wagens geknittert.

Tracy hatte auf dem Platz hinter seinem Vater gegessen und geschlafen. Das war sein Glück gewesen; denn die ganze rechte Wagenseite war wie von dem Biß eines Ungeheuers weggerissen worden. Tracy war erst im Krankenhaus wieder aufgewacht. Dort hatte sein Vater ihm auch gesagt, daß seine Mutter tot war.

»Hier«, sagte Louis Richter, als sein Sohn die Wohnungstür gerade hinter sich ins Schloß gezogen hatte. »Nimm es zurück.« Er ließ das Lauschklophon in Tracys Hand fallen.

»Was ist los?«

»Ich will es nicht mehr in meiner Wohnung haben.« Er sah müde aus und verschlossener, als Tracy ihn zuletzt gesehen hatte.

»Hast du es dir denn schon angesehen?«

»Du hörst wohl nicht zu, wenn ich mit dir rede?« schrie sein Vater.

Tracy sah seinen Vater stumm an.

»Ich will nichts mehr damit zu tun haben«, sagte Louis Richter leise. Er ging voraus ins Wohnzimmer und ließ sich schwer auf das Ledersofa fallen. Er nahm das silberne Feuerzeug vom Tisch und klappte es, während er sprach, auf und zu.

Tracy schob sich einen der ausgebleichenen, ockerfarbenen Cordsamtsessel heran und setzte sich auf

die Polsterkante. »Dad?« Er bewegte den Kopf, sein Blick suchte die dunkel umränderten Augen seines Vaters.

»Ich muß bald ins Krankenhaus«, sagte der alte Mann wie zu sich selbst. »Ich brauche Bluttransfusionen.« Er schnaufte wütend wie ein Wildtier, bevor es auf die Knie niedersinkt, um zu sterben. »Ich weiß genau, warum sie mich reinziehen wollen.« Er holte tief Luft. »Es ist nur noch eine Frage der Zeit.« Er lachte dünn. »Seit deine Mutter tot ist, war alles nur noch eine Frage der Zeit.«

»Dad«, sagte Tracy gerührt.

Es dauerte eine Zeitlang, bis Louis Richter sich wieder gefaßt hatte. »Dieses Lauschk Mikro, wie wichtig ist es für dich?«

»Ich glaube, daß derjenige, der es in Johns Wohnung gebracht hat, ihn auch umgebracht haben muß. John war mein *Freund*«, sagte Tracy. Er beugte sich vor. »Und ich werde denjenigen finden, der ihn getötet hat.«

»Und dann?« Louis Richter schüttelte traurig den Kopf. »Dann wird es sein wie im Krieg.«

»Der Krieg mußte geführt werden, Dad. Und ich muß meine Pflicht John gegenüber erfüllen.«

»Dann ist Töten eine Notwendigkeit?« fragte der alte Mann. »Willst du das damit sagen?«

»Aus deinem Mund hört sich diese Frage merkwürdig an.«

Louis Richter legte eine Hand über seine Augen und ließ sich mit einem Seufzer gegen die Sofalehne zurücksinken. »Ich bin alt, Tracy. Ich fühle mich verbraucht, als ob die Zeit eine Schwerkraft hätte und ich in ihr versinken würde. Manchmal spüre ich die Nähe einer merkwürdigen Lebenskraft — den Mittelpunkt allen Seins.« Er zuckte die Schulter. »Vielleicht haben sich meine Ansichten wirklich geändert. Ganz sicher bin ich nicht mehr der Mann, der der Stiftung die vielen Miniatursprengsätze gebaut hat.«

»Du kannst nicht erwarten, daß ich ebenso fühle.«

Louis Richter erhob sich schwerfällig und ging mit langsamen Schritten zu einem kleinen Rosenholzschrankchen. Er schenkte ihnen beiden etwas zu trinken ein und kam mit den Gläsern zurück zum Sofa. »Mit dem Abhörmikro, wie kann ich dir da helfen?«

Tracy ließ die kleine Metallscheibe wieder in die Hand seines Vaters fallen. »Ist es möglich, eine Verbindung zu dem dazugehörigen Empfänger herzustellen?«

Louis Richter lächelte, als er nach seinem Whisky griff. »Jetzt klingst du wieder wie mein Sohn«, sagte er zufrieden. »Aber leider kann auch ich keine Wunder vollbringen.«

»Wie können wir dann herausfinden, wer das Ding gebaut hat?«

»Die Frage ist eher, wer es *nicht* gebaut hat.« Louis Richter setzte sein Glas zurück auf den Tisch. »Ich kann dir versichern, daß das Mikro nicht aus der Hand eines der bekannten Experten kommt. Jeder hat seinen eigenen Arbeitsstil, und der ist allen anderen bekannt. Zumindest in meinen Kreisen. Das Mikro, das du mir gegeben hast, paßt zu niemandem, den ich kenne. Zu seinem Bau sind japanische Teile verwendet worden, aber das heißt nur, daß derjenige, von dem es konstruiert worden ist, gewußt hat, wo er was suchen muß.« Er hob seinen rechten Zeigefinger. »Anfangs habe ich gedacht, Mizo könnte etwas damit zu tun haben, denn ein paar der empfindlichen Teile sind handgearbeitet, und zwar in seinem Stil. Aber bei näherer Betrachtung des Ganzen bin ich doch zu dem Schluß gekommen, daß er es nicht gewesen sein kann.«

»Dann war das also eine Sackgasse.«

»Nein, das kann man auch wieder nicht sagen.« Die Augen des alten Mannes funkelten. »Mizo gehört zu den wenigen Meistern, die unterrichten.«

»Soll das heißen, daß einer von Mizos Schülern das Mikro gebaut haben könnte?« fragte Tracy.

Sein Vater nickte. »Das ist durchaus möglich. Aber ich weiß nicht, ob uns das weiterhilft. Mizo wird sich bestimmt darüber ausschweigen, wen er alles unterrichtet hat. Und dann muß diese Person — falls es wirklich einer seiner Schüler gewesen sein sollte — schon vor ziemlich langer Zeit bei ihm in die Lehre

gegangen sein. Denn das Mikro ist bestimmt keine Schülerarbeit, eher schon die eines Genius.«

Tracy stand auf. »Und wo arbeitet dieser Mizo?«

»In Hongkong«, erwiderte sein Vater. »Aber es würde dir wenig nützen, wenn ich mit ihm sprechen würde. Er kann mich nicht leiden. Vor langer Zeit haben wir uns beide einmal um die Arbeit bei der Stiftung bemüht, und ich habe sie dann bekommen.«

»Mach dir darüber keine Gedanken.« Tracy lächelte. »Stell mir nur eines deiner kleinen Nothilfepäckchen zusammen.«

»Aber mit dir wird Mizo erst recht nicht sprechen. Ich werde dir lieber etwas ganz Besonderes vorbereiten.«

Tracy hörte schon nicht mehr zu. Er ging hinüber zum Fenster und sah mit leerem Blick auf die Stadt hinunter. »Er wird reden«, sagte er leise. »Und er wird nicht einmal wissen, daß er es tut.«

Als Khieu aus dem Eingang von Macombers Haus getreten war, hatte er im Augenwinkel eine schnelle Bewegung wahrgenommen. Er war sofort hellwach, aber er ließ sich nichts anmerken und ging mit ruhigen Schritten weiter. Jede auffällige Geste hätte demjenigen, der ihn beobachtete, nur einen Hinweis gegeben, daß er entdeckt worden war.

Dabei hatte er nicht einmal erkennen können, ob ein Mann oder eine Frau das Haus überwacht hatte. Einmal,

weil die Person sich hinter einer Zeitung versteckt hatte, und dann war auch Buschwerk in Khieus Blickfeld gewesen. Er überquerte die Straße und ging weiter, bis er sicher sein konnte, daß der Beobachter ihn nicht mehr sehen konnte. Dann machte er kehrt. Er sah Elliot aus dem Haus kommen und trat in einen Hauseingang. Es war ein Apartmenthaus. Er öffnete die Eingangstür und verschwand hinter dem getönten Glas.

Kaum war er hinter der Tür verschwunden, da sah er auch schon Eliott auf der anderen Straßenseite vorübergehen. Und einen Augenblick später kam eine Frau an seinem Versteck vorbei. Sie ging auf Khieus Straßenseite. Diesmal verbarg keine Zeitung ihr Gesicht, und so konnte Khieu sie gut erkennen.

Wütend stieß er die Luft aus und ballte seine Hand zur Faust. Was kann nur falsch gegangen sein? dachte er. Wieso hat Atherton Gottschalks Geliebte Eliott ausfindig machen können?

Khieu folgte ihnen bis zum Restaurant. Dann suchte er sich eilig eine Telefonzelle. Er rief Macomber an und sprach eine Zeitlang mit ihm.

»Sie hat es auf ihn abgesehen«, sagte er schließlich, »daran gibt es keinen Zweifel.« Einen Augenblick lang schwiegen sie. Khieu fühlte nichts. Er war ein leeres Gefäß, das darauf wartete, gefüllt zu werden. »Mir gefällt die Sache nicht.«

»Mir auch nicht.« Macombers Stimme dröhnte in der Leitung. »Atherton muß irgendein Schnitzer unterlaufen

sein. Soviel ich weiß, war er bei ihr, als er Eliott angerufen hat. Aber darüber mache ich mir im Moment weniger Sorgen.«

Ein Leben auszulöschen — irgendein Leben —, war eine Sünde. Ebenso wie seine Gedanken an Malis. Um sich zu schützen, dachte er an die Gebete, die Preah Moha Panditto ihn einst gelehrt hatte.

»Es muß etwas getan werden«, sagte Macomber. Es war keine Unsicherheit in seiner Stimme, im Gegenteil. Sie war fest und entschlossen. »Unser Sicherheitsring ist durchbrochen worden, wir müssen mit dem Schlimmsten rechnen. Stimmst du mir zu, Khieu? Du bist doch mein Sohn.«

»Ja, Vater«, antwortete Khieu. Es war Teil des Rituals. Khieu hätte nie daran gedacht, einer Feststellung seines Vaters zu widersprechen. »Offensichtlich weiß Miß Christian etwas. Wieviel, das werden wir nicht erfahren, es sei denn, sie gehen zurück in sein Apartment. Und wer weiß, ob sie das tun werden.«

»Hast du den tragbaren Empfänger bei dir?«

»Ja«, antwortete Khieu. »Wo sie sich in seinem Apartment auch aufhalten sollten, ich werde jedes Wort von ihnen verstehen.«

»Ich bin froh, daß ich dich gebeten habe, Eliott im Auge zu behalten«, sagte Macomber. Khieu glaubte, ein Gefühl der Enttäuschung aus der Stimme heraushören zu können. »Ich hatte gehofft, daß sich unsere Befürchtungen als falsch erweisen würden.« Die Stimme

schwieg wieder eine Zeitlang. Ein singender Ton hing in der Leitung, ein Gemurmeln von Geisterstimmen, die alle durcheinander zu sprechen schienen. Dann erstarben die Geräusche. Schweigen. »Sie muß gestoppt werden, Khieu«, sagte Macomber schließlich. »Uns bleibt keine andere Wahl.«

Khieu sah die Straße hinunter zum Eingang des Restaurants. »Ja, Vater«, antwortete er und beugte den Kopf.

Kathleen stieß einen gellenden, jammernden Schrei aus. Plötzlich wußte sie wieder, wer sie gepackt hatte. Die Wirklichkeit hatte ihre blinde Angst wieder eingeholt, die ihre Gedanken für einen Augenblick gelähmt hatten. Es war der Asiate. Es gab keinen Zweifel, sie erkannte das Gesicht, die scharfgeschnittenen Züge. Sie fragte sich, wie sie sich je zu dem Fremden hingezogen gefühlt haben konnte. Jetzt war ihr, als starrte sie dem Tod selbst in die Augen.

Es war schrecklich. Sie zitterte am ganzen Leib und schrie wieder auf. Dann nahm sie in ihrem Augenwinkel eine Stahlrute wahr, die aufblitzte, als sie im einfallenden Sonnenlicht auseinanderfuhr. Einen Moment sah sie die Schönheit des Bildes, dann schlugen Angst und Schrecken in einer so mächtigen Welle über ihr zusammen, daß sie zu würgen begann.

Die Rute setzte sich in Bewegung und verschwand in einem dunklen Streifen. Dann wieder ein Aufblitzen,



glühend wie eine Sonne, dann Dunkelheit wie ewige Finsternis. Das war jetzt ihre ganze Welt, und alle ihre Sinne waren auf diese eine Bewegung konzentriert.

Schließlich traf der Stahl ihren Körper, und sie fühlte ein Brennen, wie sie es noch nie erlebt hatte. Ihr war, als wäre sie in den glühenden Sonnenball gestoßen worden.

»Nein!« schrie Eliott. »O Gott, nein!« Er schluchzte hemmungslos, Tränen liefen seine Wangen herunter. Er war an die Wand hinter dem Bett zurückgekrochen; Schweiß lief ihm das Rückgrat herunter. Er hatte das Gefühl, daß etwas in seinen Kopf eingedrungen war. Unzählige Ameisen schienen darin herumzukriechen.

Das ist die Strafe, dachte er, dafür, daß ich gegen die Anordnungen meines Vaters verstoßen habe. Er kam gar nicht auf die Idee, die Berechtigung von Khieus Anwesenheit in Frage zu stellen, geschweige denn das, was Khieu tat.

Khieu kniete auf dem Bett, die Frau lag tot vor seinen Knien. Eliott schrie auf und preßte sich noch fester gegen die Wand. Khieu sah ihn an, dann griff er in einer heftigen Bewegung nach ihm und zog ihn über die Leiche zu sich heran.

»Komm her, du!« Er packte Eliott bei den Schultern. Wie nahe sein Bruder daran gewesen war, den *Angka* zu verraten, ließ ihn erschrecken. »Weißt du überhaupt, was du da fast getan hättest?« schrie er. »Weißt du das?«

Einen Lidschlag lang war tief in Eliotts Augen ein loderndes Glühen zu sehen. »Ja«, sagte er trotzig. »Ich habe genau gewußt, was ich tat. Sie hat mir das Gefühl gegeben zu leben. Sie wollte bei *mir* sein.«

Khieu schlug ihm hart ins Gesicht. Eliotts Kopf flog herum, und er keuchte vor Überraschung. Khieus Gesicht war starr wie eine Maske, hart und blaß, als ob alles Blut aus ihm gewichen war. »Nein. Sie hat dich deine Verantwortung vergessen lassen. Deine Pflicht gegenüber dem *Angka*.« Diesmal schlug er mit dem Handrücken zu. »Du hast keine Achtung vor deinem Vater. Du verstehst nichts, und du verdienst nichts.«

»Ja«, flüsterte Eliott mit erbärmlicher Stimme, »ich weiß.«

## KAMPFGEBIET 350, KAMBODSCHA

*März-April 1969*

Drei Jahre Kampf in den Dschungeln Kambodschas konnten wie drei Jahrhunderte erscheinen. Besonders wenn es schien, daß sich um die Kämpfer herum nichts veränderte.

Es war schon richtig, daß die Roten Khmer im Kampf um die Befreiung des Landes an Bedeutung gewonnen hatten. Ihre Zahl war angeschwollen, und die Waffenlieferungen an sie hatten sich verdoppelt.

Aber die alte Regierung war noch immer an der Macht. Der verhaßte Sihanouk bestimmte noch immer die Geschicke Kambodschas, obwohl die Roten Khmer schon vor langer Zeit geschworen hatten, ihn zu vernichten. Sein Premierminister Lon Nol hatte, als er an die Front gefahren war, um die Kämpfe aus nächster Nähe zu sehen, einen Autounfall gehabt, war an der Schulter verletzt worden und hatte sein Amt niedergelegt, um sich in Frankreich behandeln zu lassen. Aber jetzt, ein Jahr später, hatte er seinen Dienst wieder angetreten, und es schien, als ob die Zeit für sie alle zurückgedreht worden wäre.

Nur etwas Entscheidendes war geschehen: Musashi Murano war gestorben.

Sam hatte den *Sensei* weder gemocht, noch hatte er ihn je verstanden. Die Lehren des Japaners hatten ihn nicht sonderlich interessiert. Er war ein Mann wie René Evan: Ein Architekt des philosophischen Fortschritts der Revolution. Im Lager liefen sogar Gerüchte um, daß er sich mit Mitgliedern des *Angka Leu* getroffen hatte. Doch niemand hatte den Mut, ihn danach zu fragen.

Doch die neueste Aufgabe des Kaders ließ sogar den Tod Muranos in den Hintergrund treten. Die Chinesen waren dabei, eine ungeheuer komplizierte Verbindungslinie aufzubauen, über die Heroin in die Stützpunkte der Amerikaner geschmuggelt werden sollte, um ihre Kampfkraft zu mindern. Wie es schien, hatte dieses Unternehmen die Zustimmung des *Angka*

*Leu* gefunden; denn Soks Kader war dazu ausersehen worden, ein Glied in der Transportkette zu bilden. Vor zwei Wochen waren die ersten Säcke mit der Ware im Lager eingetroffen, wo sie so lange bleiben sollte, bis der nächste Transportstützpunkt angelaufen werden konnte. Es war Sam gewesen, der ihnen nach einer seiner Reisen die Nachricht von ihrer neuen, wichtigen Aufgabe überbracht hatte. Eine feste Verbindung zu den Chinesen war wichtig, weil der Sache des *Angka* damit gleichzeitig eine höhere Militärhilfe zufließ.

So war es auch für alle ein tiefer Schock, als eines Abends während der kurzen Dämmerung, bevor sich die Nacht endgültig über den Dschungel legte, Sam von dem politischen Komitee der Einheit in Haft genommen wurde.

Im selben Moment wurde Sok von den anderen getrennt, entwaffnet und allein in ein Zelt gewiesen, vor dessen Ausgang sich eine Wache stellte. Die Nacht schien schon ewig gewährt zu haben, als plötzlich eine Gestalt im Zelteingang erschien. Sok stand auf und erkannte, daß es Ros war.

»*Mit* Chey steht unter Anklage«, sagte Ros übergangslos. »Es ist aufgedeckt worden, daß er heimlich gegen den *Angka* gearbeitet hat.«

»Das ist unmöglich!« rief Sok ungläubig. »Er steht absolut loyal zu unserer Sache. Dafür bin ich bereit, mein Leben einzusetzen. Es muß ein Irrtum vorliegen.«

»Er steht jetzt vor seinen Richtern«, erwiderte Ros, ohne auf Soks Worte einzugehen. »Man wird dir ein Zeichen geben, wenn das Kriegerrecht sein Urteil gesprochen hat.«

Es dauerte nicht mehr lange, da bildete sich im Zentrum des Lagers ein Kreis, dieselbe Art Kreis, zu der die Soldaten zusammenliefen, wenn ein Affe oder ein Wildschwein gefangen worden war. Nur daß in ihrer Mitte diesmal kein Tier stand, sondern Sam.

Sok hatte den Kopf seines Bruders gesehen, als er in den Kreis geführt worden war. Sie wollten das Urteil ohne Aufschub vollstrecken. O Sam! Sam! Das Urteil war gefällt worden, das Gericht hatte Sam schuldig gesprochen, und Sok hatte, wie Ros gesagt hatte, ein Zeichen bekommen. Der Kreis der Soldaten war dieses Zeichen.

Wenn es doch nur einen Weg gegeben hätte, Sams Leben zu retten. Aber Sok wußte, daß er machtlos war. Der *Angka* hatte gesprochen, und seine Stimme galt im Dschungel als Gesetz.

Er mußte sich zwingen, hinzunehmen, was jetzt geschehen würde, dann konnte er seine Gedanken der Zeit danach zuwenden. Er kannte die Männer, die für das Urteil verantwortlich waren — jene, die das Tribunal bildeten. Einen nach dem anderen würde *Kokoro* aus diesem Leben stoßen, hinab in ein Reich, in dem nur Schlangen hausten. Das schwor Sok, als er den ersten Schlag auf seinen Bruder niederfallen hörte.

Dann kam das Geräusch der Holzprügel immer schneller. Sie ersetzten seit einiger Zeit die Gewehrkolben. Der *Angka* hatte erklärt, daß die Kolben viel zu wertvoll seien, um sie vielleicht bei der Hinrichtung eines ehrlosen Feindes zu beschädigen.

Endlich kamen die Schläge seltener, dann blieben sie ganz aus. Sok stieß einen langen Seufzer aus. Es war vorbei. Die Qualen, die ihn gefoltert hatten, ließen nach. Ein Zittern befiel ihn, das in kurzen Schüben durch seine Muskeln lief.

»*Mit Sok.*«

Er drehte sich um und sah Ros im Zelteingang stehen, sein Gesicht lag im Schatten.

»Der *Angka* ruft dich«, sagte Ros, ohne eine Regung erkennen zu lassen. Seinen dunkelgefärbten Prügel hielt er an der Seite. »Komm jetzt heraus.«

## Fünftes Kapitel

Die Rückkehr nach Asien bereitete Macomber ähnliche Qualen, als hätte man von ihm verlangt, seine Hand in ein offenes Feuer zu halten. Er hatte nicht erwartet, daß es so schlimm werden würde, aber die Erinnerungen an seine erste und einzige Liebe brannten in seinem Herzen wie ein zum Leben erwachter Juwel, und die Glut wurde heißer, je näher er dem fremden Kontinent kam.

Die größte Pein bereitete ihm dabei der Gedanke an ihr plötzliches Verschwinden. Macomber hatte geglaubt, längst darüber hinweggekommen zu sein; aber jetzt mußte er einsehen, daß er sich in den Jahren nur etwas vorgemacht hatte. Lebte sie noch?

Er starrte mit leerem Blick aus dem Fenster, während sich der Zug schaukelnd die Küste entlang nach Kanton schleppte. Natürlich wäre Macomber lieber nach Kanton geflogen, aber die chinesische Regierung harte anderes im Sinn gehabt. Die Kommission sollte den wirtschaftlichen Aufschwung des neuen China mit eigenen Augen sehen können; deshalb war die Zugfahrt

arrangiert worden. Zumindest aber die Strecke von Kanton nach Shanghai würden sie fliegen.

Macomber schloß die Augen und zwang sich, der hohen Stimme ihrer Fremdenführerin zuzuhören. Bald hatte ihn der helle Singsang einschlafen lassen.

Zumindest äußerlich hatte sich Shanghai kaum verändert, noch immer wurde es von seinem weitläufigen Geschäftsviertel beherrscht. Vielleicht hatte das neue kommunistische Regime daran gedacht, daß Shanghai schon in der Vergangenheit als Chinas weltoffenste Stadt gegolten hatte; jedenfalls war die neue Regierung wohl zu dem Schluß gekommen, daß sie hier ihre Reformen noch am ehesten durchsetzen könnte. Doch vielleicht waren die Kommunisten auch nur nicht so allgegenwärtig, wie es ihr selbstgeschaffener Mythos immer behauptete. Außerdem wollten »Gassengerüchte« — die zwar inoffizielle, aber meist zutreffende Nachrichtenküche des Landes — wissen, daß China dringendst Geld brauchte, um sein gigantisches Modernisierungsprogramm finanzieren zu können. In Shanghai, so hieß es, waren die örtlichen Unternehmer ermuntert worden, sich auch um private Geschäfte zu bemühen, wenn sie nur Dollars einbrachten.

Zumindest hatte das der Mönch gegenüber Macomber behauptet.

Macomber hatte den Mönch, wie sie es verabredet hatten, im Jin Jiang Club getroffen. Es war ein großes und weitläufiges Gebäude, dessen Baustil an das



Romanische erinnerte. Bis zur Invasion 1949 war hier der französische Kolonialclub untergebracht gewesen.

Macomber, im dunklen Anzug und mit schwarzer Krawatte, hatte den Mönch im französischen Restaurant des Clubs getroffen. Am Eingang war Macomber von einem großgewachsenen schlanken Chinesen in westlicher Kleidung, der sich sofort tief verbeugt hatte, als Macomber ihm seine Einladungskarte überreichte, begrüßt worden.

Der Mönch saß bereits an einem Zweiertisch, der mit makellosem weißen Leinen bedeckt war, auf dem die Bestecke und Kristallgläser funkelten. Durch das Fenster hinter seinem Rücken konnte man in den großen Garten sehen, in dessen Mitte zwei Tennisfelder lagen, die von Scheinwerfern angestrahlt wurden.

Der Mönch — das war natürlich nicht seine richtige Bezeichnung, aber Macomber kannte keine andere — war ein kräftig gebauter Mann zwischen fünfzig und siebzig Jahren. Es war unmöglich, auf sein genaues Alter zu schließen. Seine Bewegungen waren geschmeidig, auf seinem Gesicht lag meistens ein Lächeln. Seine tief schwarzen Augen glänzten wie Perlen. Sein Haar war ebenfalls noch von kräftiger Farbe; doch war im Laufe der Jahre über seinem Hinterkopf eine Tonsur entstanden, die ausgezeichnet zu seinem Pseudonym paßte. Er war Geschäftsmann, ohne daß man ihn auf eine bestimmte Branche hätte festlegen können.

»Ich hoffe, Sie hatten eine angenehme Reise.« Der Mönch trug einen Anzug mit breiten Revers, die irgendwann in den siebziger Jahren aus der Mode gekommen waren.

»Angenehm ja, aber viel zu lang.«

»Ah ja, wir verstehen uns noch nicht auf die Geschwindigkeit, für die Sie im Westen so berühmt sind. ›Ich will die Welt, und ich will sie jetzt!‹« Mit erstaunlicher Geschicklichkeit ahmte er einen amerikanischen Akzent nach. Doch in Macomers Augen glich der Mönch einem Gorilla, den man in einen Anzug gesteckt hatte, um ihn aus dem Käfig holen zu können. »Ich schätze Sie, Macomber.«

Der Mönch drückte seine Zigarette aus und rief den Kellner. »Sie haben Rückgrat. Das kann man nicht von vielen Leuten ihrer Rasse sagen.«

»Halten Sie das für unsere größte Schwäche?« Er bestellte einen Scotch, der Chinese ließ sich einen Wodka kommen.

Der Mönch dachte über die Frage nach, als ob sie in ernster Absicht gestellt worden wäre. »Ah, Macomber, Zaghaftheit ist keine Eigenschaft, die einen wahren Mann auszeichnet. Das ist nun einmal so.«

»Ja«, erwiderte Macomber, »da stimme ich Ihnen zu.«

Er verstand die Chinesen nicht, und er mochte sie auch nicht besonders. Sie ließen ihn argwöhnisch werden, weil er nie voraussehen konnte, was sie nun

wirklich dachten oder als nächstes tun würden. Sie waren immer Tracy Richters starke Seite gewesen. Er schien in der Lage zu sein, in diese fremden Köpfe einzutauchen, er konnte denken wie sie. Wo, zum Teufel, war Tracy Richter geblieben, als er damals in Ban Me Thuot plötzlich wie vom Erdboden verschluckt gewesen war? Und dann tauchte er nicht weniger überraschend neun Jahre später als John Holmgrens Medienberater wieder auf.

Aber im Grunde war das völlig einerlei. Jetzt war er ohnehin in die Geschichte verwickelt, und man würde sich um ihn kümmern müssen.

Er hatte Khieu angewiesen, das Abhörmikro ohne jedes Aufsehen zurückzuholen. Er hatte sich noch einmal in Ruhe die Bandaufzeichnung angehört. Ein frontaler Angriff konnte überhaupt nicht in Frage kommen. Mit Tracy Richter in der Nähe, war Vorsicht das gebotene Schlüsselwort. Khieu sollte das Lauschmikro deshalb auch erst dann zurückholen, wenn Richter es mit Sicherheit aus der Hand gegeben hatte. Macomber hatte Richter nie gemocht, ihn immer um seine vielen Talente beneidet. Das einzige, was Macomber in Kambodscha bekannt gemacht hatte, war seine gnadenlose Art zu töten gewesen. Richter hatte viel mehr zuwege gebracht.

Der Mönch bestellte sich einen Hawaii-Cocktail, das Filet Mignon Monte Carlo, einen kleinen grünen Salat und zum Nachtisch Omelett Vesuvius. Macomber, innerlich angeekelt von der Kalorienmenge, die sein

Gastgeber bewältigen wollte, begnügte sich mit Langustensuppe und geschmortem Fasan.

»Wegen des Auftrags ...«, begann Macomber.

»Wir wollen doch während des Essens nicht über Geschäftliches sprechen«, unterbrach ihn der Mönch, »das ist bei mir ein ungeschriebenes Gesetz.« Er lächelte freundlich. »Sie wissen doch, die Form macht bei uns alles.« Er sah Macomber forschend an. »Sie haben es doch bestimmt nicht eilig, nicht wahr?« Er lachte leise. Der Wodka, hatte Macomber den Eindruck, begann zu wirken. »Nicht in China.«

So tauschten sie während des Essens nur kleine Gefälligkeiten aus, aber schließlich hatte der Mönch auch seine Nachspeise beendet. Er lehnte sich in seinem Plüschsessel zurück und streckte sich. Dabei stieß er hörbar auf. Er bemerkte Macomers angewiderten Blick, ließ sich die Rechnung bringen und bezahlte mit einer MasterCard. Als der Ober zurückkehrte, hatte er in der einen Hand eine braune Papiertasche. Der Mönch unterschrieb den Beleg mit einem schwungvollen Schnörkel und nahm die Papiertüte an sich. Schließlich drückte er sich mit der rechten Hand vom Tisch ab.

»Jetzt wird es Zeit, daß Sie etwas von unserer Stadt zu sehen bekommen«, sagte er zu Macomber.

Obwohl es bereits nach zehn war, sah Macomber noch viele Menschen durch die Straßen spazieren, als sie die Stufen des säulenflankierten Aufgangs hinunterstiegen. Macomber folgte dem Mönch durch

eine kleine Parkanlage, deren Luft von Jasminduft erfüllt war. In der Nähe sahen sie die Lichter des neuesten Gebäudes, das zum Jin Jiang Club gehörte — es war das größte Hotel der Stadt.

Dann kamen sie zurück zur Straße. Der Mönch neigte leicht seinen Kopf und sprang plötzlich mitten in den Verkehr. Bevor Macomber noch wußte, was geschah, hielt vor ihnen ein klappriges Taxi mit kreischenden Bremsen. Der Mönch öffnete den hinteren Wagenschlag und bedeutete Macomber, einzusteigen.

Macomber kletterte eilig durch die offene Tür, der Mönch ließ sich neben ihn auf die Rückbank sinken und zog die Tür zu. In unverständlichem Mandarin rief er dem Fahrer etwas zu, der daraufhin eifrig mit dem Kopf nickte. Der Wagen fuhr schleudernd an.

»Jetzt«, sagte der Mönch zu Macomber, »kommen wir zum geschäftlichen Teil unserer Verabredung.«

Atherton Gottschalk wurde in einen der sechs großen Konferenzräume im äußeren Ring des Pentagon-Komplexes geführt. In dem dunkel vertäfelten Raum erwartete ihn eine Versammlung führender Offiziere der amerikanischen Streitkräfte.

Gottschalk nickte einem seiner Mitarbeiter zu, der ihn begleitet hatte. Der Mann begann, an die Offiziere, die um einen achteckigen Tisch herum saßen, blaueingebundene Mappen zu verteilen.

»Meine Herren«, leitete Gottschalk seine Ansprache ein, »was ich gerade an Sie austeilten lasse, sind Blaupausen unserer Zukunft. Blaupausen unserer Sicherheit und der militärischen Überlegenheit der Vereinigten Staaten von Amerika in den späten achtziger und beginnenden neunziger Jahren.«

Er legte eine Pause ein und öffnete seine Mappe als Zeichen für seine Zuhörer, es ihm nachzutun. »Sicherlich ist Ihnen allen bekannt, daß meine Bemühungen um die Nominierung zum Präsidentschaftskandidaten meiner Partei in ihre entscheidende Phase getreten sind. Ich brauche weitere Unterstützung, das gebe ich gerne zu. Und ich will Ihnen ebenso offen sagen, daß ich sie von Ihnen zu bekommen hoffe.«

Er sah einen Augenblick in seine Unterlagen. »Auf Seite zwei der Ihnen ausgehändigten Mappen finden Sie die technischen Leistungsdaten eines vollkommen neukonstruierten, computergesteuerten Helikopters.« Als um den Tisch herum Seiten geblättert wurden, erfüllte ein Rascheln kurz den Raum. »Die Maschine ist vollkommen mit Panzerplatten geschützt und erreicht dennoch die dreifache Fluggeschwindigkeit gegenüber den neuesten vergleichbaren Maschinen — eingeschlossen die der Sowjetunion. Sie besitzt ein neues Sichtgerät, das Flüge auch bei Nacht möglich macht, darüber hinaus sind sämtliche Funktionen computergesteuert und -überwacht. Das Leitsystem dieses Computers arbeitet mit einem revolutionären

Laserprinzip. Und das Beste von allem: die Maschine ist in der Lage, bis zu acht Cruise Missiles aufzunehmen. Kurz gesagt, meine Herren, die *Vampire* bezeichnet einen völlig neuen Stand der Militärtechnologie: sie läßt unsere Einsatzfähigkeit mobiler werden und macht sie gleichzeitig absolut tödlich.«

Gottschalk trank einen Schluck Wasser. »Die Ordner vor Ihnen enthalten die Unterlagen sechs weiterer Waffensysteme, die uns die alte Überlegenheit über unsere Feinde wieder zurückgeben können. Und alle — einschließlich der *Vampire* — existieren nicht nur auf dem Zeichenbrett, sondern sind bereits voll einsatzfähig. Ja, Sie haben richtig gehört: *voll einsatzfähig*.« Gottschalk lehnte sich vor. »Alles, was noch fehlt, ist Ihre Zustimmung und – das dürfte wohl das Schwierigste sein — die entsprechenden Finanzposten im Militäretat. Wie Sie sicher schon gesehen haben, meine Herren, verdanken wir sämtliche dieser neuen Waffensysteme den Anstrengungen eines einzigen Unternehmens: Der Metronics Inc. Sie werden vielleicht wissen, daß der Gründer und Präsident dieses Unternehmens Delmar Davis Macomber heißt, und Sie werden vielleicht weiter wissen, daß er und ich nicht gerade die besten Freunde sind.« Gottschalk ertete unterdrücktes Lachen für das trockene Grinsen, das er einen Augenblick lang über sein Gesicht ziehen ließ. Er hob beide Hände, wie um sich in das Unabänderliche zu ergeben. »Also schön, ich gebe zu, daß wir in der Vergangenheit unsere kleinen

Auseinandersetzungen hatten.« Seine Stimme war fast jugenhaft geworden, wieder plauderte er kein Geheimnis aus. »Und wir werden auch in Zukunft den einen oder anderen Streit haben. Persönlich, geschäftlich und, ja, auch in politischen Fragen. Aber« — er hob wie zur Warnung seinen rechten Zeigefinger — »in einer entscheidenden Frage sind wir *einer* Meinung. Wir glauben beide daran, daß die *Vampire* uns unvergleichliche Möglichkeiten an die Hand gibt, die Sicherheit dieses Landes zu verteidigen, und zwar nicht nur gegen den weltweiten Kommunismus, sondern auch gegen den internationalen Terrorismus.«

Gottschalk war wieder ernst geworden. »Meine Herren, in den letzten Jahren sind wir nur allzuoft Zeugen terroristischer Anschläge gegen die Vereinigten Staaten von Amerika geworden: im Iran, in Westdeutschland, in Ägypten und in Peru. Und die Zahl dieser Attentate nimmt zu, je weiter wir uns den neunziger Jahren nähern. Wir haben schon mitansehen müssen, wie sie, nur einer Seuche vergleichbar, von der Dritten Welt nach Europa übersprungen sind. Einige unserer Alliierten, Westdeutschland, Italien, Frankreich und England, sind ihnen fast schon erlegen. Und ich sage Ihnen hier und heute, auch für uns wird bald die Zeit der Entscheidung kommen. Wir müssen auf diese Herausforderung vorbereitet sein, und wir müssen ihr begegnen können: schnell, stark und mit sicherer Hand. Denn, meine Herren, was wird aus uns werden, wenn das Land der



Freien, die Heimat der Tapferen einmal zur Geisel in der Hand von Kräften werden sollte, die unserer Ordnung feindlich gesonnen sind?«

Gottschalk hatte die Höhepunkte seiner Rede klug gesetzt, und er hatte sein Publikum richtig eingeschätzt. Applaus brach nach seinen letzten Worten aus, lächelnde Gesichter waren um den Tisch herum zu sehen, Kopfnicken und Händeschütteln. Jeder wollte Gottschalk persönlich gratulieren und ihm seine Unterstützung für die kommende Nominierungsversammlung und den folgenden Präsidentschaftswahlkampf zusichern.

Bevor sie aus dem Haus gingen, rief Tracy noch Thwaite an. Es sei ein herrlich sonniger Tag, und da Tracy nach Hongkong fliegen würde, hatten sie sich entschlossen, einen der seltenen freien Tage von Lauren zu nutzen, um an die Küste zu fahren.

»Es wird langsam Zeit, daß wir über das mögliche Motiv nachdenken«, sagte Thwaite.

»Ich wollte dich eigentlich fragen, wie du dich fühlst«, erwiderte Tracy. »Aber ich glaube, das brauche ich nicht mehr.« Tracy war auf der Doppelbeerdigung gewesen und hatte neben Thwaite gestanden.

»Es geht mir ganz gut«, sagte Thwaite schnell. Dann schwieg er einen Moment. »Es kommt und geht wie eine Krankheit, die man nicht mehr los wird. Aber Arbeit hilft. Darüber bin ich schon ganz froh.«

»Und denkst du manchmal auch an Melody?« fragte Tracy.

»Ja, ja. Tue ich schon.« Thwaite räusperte sich. »Seit du mir von dieser Verbindung nach Hongkong erzählt hast, denke ich über das mögliche Motiv nach. Ich habe mir überlegt, daß Holmgren entweder etwas gewußt hat, und deshalb umgebracht worden ist, oder daß seine Ermordung ein politisches Motiv haben könnte. Aber dazu müßtest eigentlich du mehr sagen können als ich. Hatte er irgendwelche Feinde?«

»Alle Politiker haben Feinde«, antwortete Tracy, »das gehört in dem Fall sozusagen zum Beruf. Aber bei keinem von ihnen kann ich mir denken, daß er John umgebracht haben könnte. Schon gar nicht bei der Art und Weise, wie der Mord verübt worden ist. Wer sollte denn auch von derlei Dingen nur etwas wissen? Wie auch immer, ich kann mir nicht einmal jemanden vorstellen, der in dieser Richtung denken würde. Es ist viel zu kompliziert, zu geheimnisvoll.«

»Schon gut«, sagte Thwaite. »Vielleicht habe ich die Frage falsch gestellt. Wer zieht denn aus John Holmgrens Tod den größten Vorteil?«

»Meinst du politisch?«

»Ja, sicher.«

»Ich würde sagen Atherton Gottschalk. Er und John haben sich für den Wahlkongreß der Republikaner im kommenden Monat um die Nominierung zum Präsidentschaftskandidaten der Partei bemüht. Es gibt

zwar noch weitere Kandidaten, aber ich glaube, daß Gottschalk jetzt im Vorteil ist. Besonders nach den letzten Ereignissen im Ausland.«

»Hm. Glaubst du, daß er hinter dem Mord stehen könnte? Ich kriege das Lauschkro nicht mehr aus meinen Kopf, verstehst du? Watergate und so weiter.«

»Ich verstehe, was du meinst. Ich habe auch schon darüber nachgedacht. Gottschalk kenne ich ganz gut. Er ist ein eisenhardter Typ, und er hat John gehaßt, keine Frage. Seine ganze Wahlmannschaft hat das getan. Und er will unbedingt Präsident werden. Aber das wollen vier, fünf andere Kandidaten nicht weniger. Ich kann mir nicht vorstellen, daß ein Mord für sie in Frage kommt.«

»Verstehe.«

»Aber warum hast du so beharrlich nachgehakt?«

»Ach, vielleicht ist es gar nichts.« Tracy hörte, wie am anderen Ende der Leitung Papier hin und her geschoben wurde. »Ich hab' hier irgendwo einen Bericht. Ich hatte unsere Computerzentrale gebeten, mir eine Liste von allen Politikern zusammenzustellen, die innerhalb der letzten sechs Monate eines nicht natürlichen Todes gestorben sind. Sie konnten mir nur einen Namen nennen. Einen gewissen ... Augenblick ... Senator Roland Burke. Kennst du ihn?«

»Dem Namen nach, aber ich habe ihn nie persönlich kennen gelernt. Ich war ehrlich überrascht, als ich hörte, daß er sich im September nicht wieder zur Wahl stellen wollte. Damals habe ich mir noch gedacht, daß das ein

schwerer Verlust für den Senat sein würde, und jetzt, wo er tot ist, sehe ich, wie recht ich mit meiner Vermutung hatte.«

»In meinen Unterlagen steht, daß er einem Raubmord zum Opfer gefallen ist. Jedenfalls scheinen die Kollegen in Chicago davon überzeugt zu sein.«

»Wie lautet der ärztliche Befund?«

»Das wird etwas für deine Ohren sein. Die Autopsie hat ergeben, daß der Tod nach einer massiven Hirnblutung eingetreten ist, die dadurch ausgelöst würde, daß dem Senator der eigene Nasenbeinknochen ins Hirn gerammt worden ist.«

Die Stille auf der anderen Seite hielt so lange an, daß Thwaite am Ende nachfragte: »Tracy? Bist du noch da?«

»Ich denke«, sagte Tracy langsam, »du solltest einmal hinfahren.«

»Die Spur könnte schon kalt sein, aber ich stimme dir zu, daß es das Risiko wert ist.« Er räusperte sich wieder. »Glaubst du, daß das unser Mann gewesen sein könnte?«

»Ja, er könnte es gewesen sein.« In Tracys Kopf jagten sich die Gedanken. »Natürlich könnte das auch ein anderer getan haben. Er müßte nur sehr kräftig sein. Aber der Winkel ...« Er ließ den Satz unvollendet. »Steht in dem Autopsiebericht auch, in welchem Zustand der Nasenbeinknochen war?«

»Nein. Davon habe ich nichts gelesen.«

»Schon gut. Eigentlich habe ich auch nicht damit gerechnet. Aber wenn du da unten bist, dann frage doch den Arzt, der die Autopsie durchgeführt hat, danach. Er wird es dir sagen können.«

»Wozu willst du das wissen?«

»Ich würde sagen, wenn der Knochen heil geblieben ist, dann war es unser Mann. Man muß den Knochen im richtigen Winkel treffen. Ein kräftiger Mann, der nicht darauf trainiert ist, würde alles mit dem zweiten oder dritten Schlag zertrümmern.«

»Gut, ich werde mich darum kümmern«, sagte Thwaite. Er lachte. »Und bleib nicht so lange weg.«

Tracy verstand, daß Thwaite ihn damit auffordern wollte, vorsichtig zu sein. »Nur solange es unbedingt sein muß. Ich melde mich dann bei dir.«

Lauren hatte ihn die ganze Zeit von der Tür aus angesehen. Neben ihr stand ein Picknickkorb mit kaltem Huhn, Thunfischsandwiches, Kartoffelsalat, Oliven, frischem Obst und einer Flasche Weißwein.

Auf dem Weg aus der Stadt heraus hielt Tracy vor dem Apartmenthaus, in dem sein Vater wohnte. Daß Lauren und Louis Richter sich bisher nicht kennengelernt hatten, lag nicht an ihr, sondern zeigte eher, daß Tracy lange Zeit ein sehr distanziertes Verhältnis zu seinem Vater gehabt hatte.

Der alte Mann freute sich sehr über Laurens Besuch. Er hatte sich immer eine Tochter gewünscht, und

tatsächlich hatte er sich früher oft darüber geärgert, daß Tracy ihm Lauren nie vorgestellt hatte.

Tracy hatte ihr mit Absicht nichts von der schweren Krankheit seines Vaters erzählt. Er wollte, daß sie sich dem alten Mann so zeigen konnte, wie sie war, und sich nicht nur aus Mitleid vielleicht zur Freundlichkeit verpflichtet fühlte.

Doch darüber hätte er sich keine Sorgen zu machen brauchen. Sie faßte auf den ersten Blick Sympathie zu Louis Richter, und Tracy sah staunend, wie sein Vater sie überall in der Wohnung herumführte.

Tracy konnte nicht einmal ahnen, wie tief Laurens Zuneigung zu dem alten Mann schon nach wenigen Worten war. Die Wärme, die Louis Richter ausstrahlte, und sein Interesse für alles, was sie tat, bezauberten sie von der ersten Minute an. Er war so ganz anders, als ihr ernster, humorloser Vater, und bald hatte sie den Eindruck, daß ein lang gefühlter Schmerz in ihrer Brust wie in einem Frühlingstauwetter blasser wurde und verschwand. In der ersten Viertelstunde, die sie mit Louis Richter zusammensaß, hatte er ihr mehr Fragen über das Ballett gestellt als ihr eigener Vater in den letzten fünfzehn Jahren. Bei ihm fühlte sie nicht die trübsinnigen Echos ihrer Kindheit in sich aufsteigen, was ihr jedesmal passierte, wenn sie ihre Eltern besuchte. Und jedesmal endeten diese Besuche in einem Streit.

Später fuhren sie über den Long-Island-Schnellweg nach Osten. Dann folgten sie dem Montauk Highway bis

kurz hinter Water Mill, wo sie nach Süden in Richtung auf die Küstenlinie von Flying Point Beach abbogen.

Der Strand lag so einsam, daß er selbst in dieser Jahreszeit ziemlich verlassen war. Eine hohe Düne schützte sie vor dem Wind und den Blicken der anderen Strandbesucher.

Tracy sah hinaus aufs Wasser. Ein Fischtrawler kam die Küste herunter, an seinen gelben Masten hingen schwarze Netze. Das Stampfen des Dieselmotors drang an den Strand herüber. Tracy wollte es ihr endlich sagen. Daß er sich verantwortlich fühlte für den Tod ihres Bruders, spürte er wie einen Abgrund zwischen Lauren und sich. Eines Tages mußte er einen Weg über diesen Graben finden, damit er endlich verschwand. Er mußte ihr alles erzählen.

»Wie lange wirst du fortbleiben?« fragte sie plötzlich.

»Ich weiß es nicht genau.«

Sie stützte sich auf und schützte mit einer Hand ihre Augen vor dem grellen Licht der Sonne. »Wo wirst du wohnen? Ich möchte dich anrufen?«

»Das wird wohl nicht gehen. Vielleicht kann ich dich einmal anrufen«, fügte er noch hinzu. Aber er wußte, daß auch das sehr unwahrscheinlich war. Sie wußte, daß er das mehr gesagt hatte, um sie zu beruhigen, als daß er wirklich daran glaubte. Nicht bei dem, was er zu tun hatte. Und sie wußte, was es hieß, sich auf eine Aufgabe konzentrieren zu müssen.

»Ich möchte nicht, daß du fliegst, Tracy.« Ihre Stimme war gespannt. Etwas schien ihre Kehle zuzuschnüren, doch sie bemühte sich, nicht darauf zu achten. »Ich weiß, daß das sehr selbstsüchtig klingt, aber das ist mir egal. Ich habe Angst, daß dir etwas Schreckliches passieren wird. Ich habe Angst, daß du in das Flugzeug steigst und nie wieder ...« Sie schlug die Hände vors Gesicht. Ihre Schultern zitterten, als sie zu weinen begann. »Oh, mein Gott, es tut mir leid. Ich bin in so einer Stimmung, ich weiß nicht, warum. Ich ...«

Er nahm ihren Kopf in seine Hände und rückte näher an sie heran. Seine Fingerspitzen strichen ihre Tränen fort, so daß ihre Augen wieder klar waren. Er dachte, wieviele Freude ihm dieser Anblick immer wieder schenkte.

Sie küßten sich lange, ihre Zungen suchten einander, als sei es das erstemal. Er fühlte ihren Körper fest und geschmeidig an seinem. Er spürte die Wärme ihrer Brüste, ihres Bauches. Er berührte ihre Wangen, ihren Hals, die Mulden unter ihren Schlüsselbeinen, ihre Schultern. Er preßte seine Lippen gegen ihren Hals, und ihre Augen schlossen sich.

Ihre Körper waren heiß, und sie stöhnte leise, als er sich über sie beugte und ihren Badeanzug von ihren Brüsten zu ziehen begann. Sein Kopf senkte sich, und sie warf rasch einen Blick zum Strand hinunter, ob sie auch noch immer allein waren.



Lust erstickte ihr die Worte in der Kehle, sie stieß nur noch lockende Laute hervor, das Lied von Begierde und Liebe einer Sirene.

Noch nie, auch nicht mir ihr, hatte sich Tracy so erregt gefühlt. Die Sehnsucht nach ihr schien ihm die Brust zuzuschnüren. Er holte keuchend Luft, sein Atem schien heiß wie ein Feuerhauch zu sein.

»Oh!« Es brach heftig wie ein Schlag aus ihr hervor. »Tracy ...« Sie zog seinen Kopf hoch, und ihre Lippen legten sich auf seine, ihre Hände strichen an seinem Körper herunter, dann faßte sie seine Badehose und zog sie ihm die Beine hinunter, bis er sie fortschleudern konnte und nackt war. Er preßte sich gegen sie, und sie schrie auf vor Sehnsucht nach ihm. Heftig zerrte sie an ihrem eigenen Badeanzug und stöhnte enttäuscht, bis er ihr half.

Sie sah ihn an, ihre Augen waren groß und feucht vor Lust. »Jetzt«, sagte sie zu ihm, »oh, jetzt.«

Und Tracy drängte gegen sie, einen Augenblick suchend, dann drang er in einer langen, langsamen Bewegung in sie ein.

»Oh«, seufzte sie. »Oh, oh, ohhh ...«

Keiner von ihnen wollte, daß es einmal endete, aber ihre Lust stieg in sanften Kreisen höher und höher, flatternd und ungebunden, dem Höhepunkt entgegen. Tracy bewegte sich schneller und schneller in ihr, seine Arme hielten sie fest, als ob er fürchtete, daß sie ihm im nächsten Augenblick entweichen könnte.

Tracy hatte den Geschmack von Asche in seinem Mund, als das Bild von Laurens totem Bruder auf den Wellen seiner gelösten Sinne auftauchte wie ein Wahn. Ihre Zweisamkeit — der blitzende Moment, in dem er sich ihr näher fühlte als jemals einem anderen Menschen zuvor — vertiefte nur seine Schuld, bis er sie nicht länger tragen konnte. Nachdem er erlebt hatte, wie nahe er ihr sein konnte, empfand er seinen inneren Rückzug von ihr jetzt als etwas Obszönes, sein Geheimnis als ein unerträgliches Schrecknis.

»Lauren«, flüsterte er heiser. »Lauren ...«

Sie öffnete die Augen, sah den Ausdruck in seinem Gesicht und spürte, wie eine Welle der Furcht sie erfaßte. »Liebling, was ist mit dir?«

Er hielt sie fest, als er es erzählte. Es brach aus ihm hervor wie an dem Abend mit Thwaite, als sie sich in Chinatown betrunken hatten.

»Du gemeiner Kerl!« stieß sie hervor. »Wie konntest du ihm etwas so Schreckliches antun!« Stolpernd sprang sie hoch. »Er war noch ein Junge! Nur ein Junge!« Trotz der Gluthitze der Sonne zitterte sie vor Kälte. »Wenn du nicht gewesen wärst«, schrie sie wild, »dann könnte er noch leben!«

»Lauren, ich wollte doch nur ...«

»Es interessiert mich nicht, was du wolltest!« Sie riß ihre Kleider aus dem Sand hoch.

»Lauren, er war mein Freund.« In seine Stimme hatte sich Verzweiflung geschlichen. Er spürte, daß ihm alles

mehr und mehr entglitt. »Er hat sich immer auf mich verlassen können. Wir haben uns gegenseitig aufeinander verlassen. Du ahnst ja nicht, wie ich mich gefühlt habe, als ich sah, was man ihm angetan hatte.«

»Ich glaube, daß du *überhaupt nichts* gefühlt hast. Ich glaube, daß du zu so etwas wie einem menschlichen Gefühl überhaupt nicht in der Lage bist. Der Krieg, der Krieg. *Deshalb* bist du dahin gegangen! Nur daran hast du gedacht. Ich muß meinen Auftrag durchführen! Denn Krieg heißt töten, und ich will dir etwas sagen, Tracy, es muß dir sehr viel bedeuten; denn das ist's was du dort getan hast: töten, töten und wieder töten!«

Er streckte die Hand nach ihr aus, aber sie schien schon viel weiter von ihm entfernt als nur ein paar Schritte. »Du mußt es mich zumindest erklären lassen. Die Chance schuldest du mir.«

Sie wandte sich von ihm ab und lief die Düne hinauf. Kleine Bäche von losem Sand flossen mit jedem ihrer Schritte leise zischelnd den Hang hinunter. »Einem *Mörder* schulde ich überhaupt nichts! Du gemeiner Kerl! Bring mich hier weg!« Sie drehte sich endgültig um und lief zum Wagen, während Tracy langsam wie in einem Dämmerzustand die Reste ihres Picknicks einsammelte.

Trotz des Fahrtwinds, der durch die heruntergedrehten Fenster in das Taxi wehte, war es auch zu dieser nächtlichen Stunde in Shanghai noch heiß.

Macomber wand sich auf der Rückbank und zog sich die Jacke aus.

»Wie schade, daß das Taxi keine Klimaanlage hat, nicht wahr, Macomber?« sagte der Mönch. Er hatte den Kopf nicht bewegt, aber seine Augen glitten in ihren Höhlen flink hin und her.

Das Taxi hatte das französische Viertel, in dem sie so teuer gespeist hatten, verlassen und sie nach Norden in den alten Teil der Stadt gebracht.

Vor dem Eingang einer Parkanlage hielt der Wagen mit jammernden Bremsen wieder an. Der Mönch reichte dem Fahrer eine Handvoll *Fen*. Macomber glaubte nicht, daß das auch noch für ein Trinkgeld reichte.

Sie stiegen aus. Vor ihnen ragte eine weiße Mauer, über die sich schwarze Baumkronen reckten.

»Das ist der Yu-Garten«, sagte der Mönch, »kommen Sie.« Er führte Macomber durch das Eingangstor; der Park schien verlassen zu sein.

»Hier fallen wir viel zu sehr auf.«

»Unsinn.« Der Mönch drängte ihn weiter. »Es ist die beste Zeit: Am Tag würde es Ihnen hier nicht gefallen, Macomber. Zu viele Menschen, um die Ruhe und Schönheit zu genießen.«

Sie setzten sich auf eine Bank aus Steinblöcken, die kühl waren und erfrischten, wenn man sich gegen sie lehnte. Ein leichter Wind ließ das Laub der Bäume um sie herum flüsternd rauschen.

Der Mönch griff in die braune Papiertasche, die er neben sich gestellt hatte, zog eine Flasche Wodka hervor und drehte den Verschuß auf. »Ah, jetzt aber«, sagte er genüßlich. »Das Warten hat sich gelohnt.« Er füllte zwei Pappbecher und reichte einen Macomber, der bemerkte, daß sich der Chinese seinen eigenen Becher fast bis zum Rand vollgeschenkt hatte.

»Ist das nicht ein bißchen voreilig?« sagte Macomber.

Der Mönch sah ihn abschätzend an. »Mein lieber Macomber, Sie sind um die halbe Welt geflogen, um mich zu treffen. Sie haben einen Wunsch, den nur ich erfüllen kann. Ist es also wahrscheinlich, daß wir beide unerfüllt aus dem Park gehen werden? Ich denke nicht.« Er hob seinen Becher. »Trinken Sie mit mir.«

Macomber war sich bewußt, daß ihm gar keine andere Wahl blieb. Er trank einen kleinen Schluck, während der Mönch seinen Becher auf einen Zug zu einem Drittel leerte.

»Und jetzt zum Geschäft.« Der Mönch rieb sich wie in freudiger Erwartung die Handflächen. »Sieben Männer — islamische Fanatiker — kosten einen hohen Preis. Ich bin sicher, daß Sie das verstehen.«

»Selbstverständlich.«

»Sie müssen angeworben, sicher untergebracht und auf ihre Aufgabe exakt vorbereitet werden.«

»Und das alles in ihrer Muttersprache«, warf Macomber ein. »Das ist eine Grundbedingung. Sie

dürfen nicht den geringsten Hinweis darauf erhalten, daß ausländische Interessen in die Sache hineinspielen.«

Der Mönch nickte verständig. »Das ist mir bewußt. Es kann alles nach Ihren Wünschen arrangiert werden — für einen bestimmten Preis.« Er lehnte sich etwas bequemer gegen den kühlenden Stein in seinem Rücken. »Sagen wir sieben Millionen — eine Million für jeden Mann.«

»Das ist völlig unmöglich.« Macomber drehte seinen Pappbecher zwischen Daumen und Zeigefinger. »Ich kann Ihnen zwei Millionen bieten.«

Der Mönch machte ein Gesicht, als ob Macomber ihn tödlich beleidigt hätte. »Sechs Millionen. Weiter kann ich unmöglich heruntergehen.«

»Drei.«

»Fünfeinhalb.«

»Das ist doppelt soviel wie die Männer wert sind«, sagte Macomber.

Der Mönch zuckte die Schultern und schenkte sich selbst nach. »Dann gehen Sie doch einfach woanders hin.«

»Ich kann Ihnen nicht mehr als vier Millionen zahlen.«

»Wenn Sie mir fünf geben, bekommen Sie die Leute«, erwiderte der Mönch und hob seinen Becher an die Lippen.

Macomber dachte nach. Fünf Millionen war mehr, als er erwartet hatte. Auf der anderen Seite glaubte er nicht, daß der Mönch noch weiter heruntergehen würde.

Und hatte er denn eine andere Wahl? Er brauchte die Männer. Er arbeitete nach einem festen Zeitplan, der ihm nur wenig Spielraum ließ. Er nickte. »Abgemacht. Ich brauche die Männer in zwei Schüben — erst nur einen, dann sechs. Sie wissen wann. Am dreißigsten August und am dreiundzwanzigsten Dezember.«

»Gemacht, gemacht!« schrie der Mönch und kippte den restlichen Wodka in seinem Becher hinunter. Sofort füllte er ihn wieder. Er sah Macomber an. »Ich will Ihnen etwas sagen; ich bin froh, daß wir den Handel hinter uns haben. Ehrlich gesagt, verhandle ich nicht gern. Ich bin ein Mann der Tat. Ich liebe es, Dinge zu arrangieren. Das ist die wahre Herausforderung.«

»Die einzige wirkliche Herausforderung ist der Krieg«, erwiderte Macomber. »Was ist davon in diesem Land übriggeblieben?« Halb fürchtete er, den Chinesen zu beleidigen, doch der Alkohol, den er während des langen Abends getrunken hatte, ließ ihn seine wahren Gefühle aussprechen. »Dieser Ort hier läßt mich gruseln. Es ist, als ob dieses Land nur auf einen neuen Krieg wartet. Es sind zu viele Geister hier.«

Der Mönch sah Macomber aufmerksam an und nickte zustimmend. »Ja«, sagte er, »das ist wohl wahr. Zu viele Freunde sind tot, zu viele Familien verschwunden, als ob sie der Erdboden verschluckt hätte. Es gab eine Zeit, da hatte ich eine liebe Frau und eine schöne Tochter. Sie sind verschwunden — China hat sie verschluckt.«

»Ich verstehe Sie nicht«, sagte Macomber. Er beugte sich zu dem Mönch herüber und schenkte ihm Wodka nach.

»Einmal, es ist schon lange her — jedenfalls scheint es mir so —, da hatte ich einen Bruder. Er war ein eigenwilliger, ungestümer Mann. Er haßte die Amerikaner.« Der Mönch griff nach seinem Pappbecher. »Meine Regierung fand eine Verwendung für ihn. Sie ließ ihn ausbilden und schickte ihn in den Kampf. Er war sofort erfolgreich. Sehr erfolgreich sogar, tatsächlich war es so, daß man ihn aufforderte, selbst Agenten anzuwerben.«

»Wann war das?« fragte Macomber.

»1967.« Der Mönch schloß die Augen und trank. Er muß schon in Alkohol schwimmen, dachte Macomber. Macomber schätzte es, Informationen über andere Menschen zu besitzen. Es konnte sicherstellen, daß sie taten, was man wollte.

»Was geschah dann?« hakte er vorsichtig nach.

»Unter den Frauen, die mein Bruder anwarb, war eine wunderschöne Frau, ein Mischling, halb Khmer, halb Chinesin.« Ein Schatten strich über Macombers Gedanken. »Er bildete sie aus, sie wurde seine erfolgreichste Agentin. Sie war listig, findig und unendlich schamlos. Und diese Frau nun gab ihm eines Tages die Idee zu einem kühnen Unternehmen. Er beschloß, sie in das Hauptquartier der amerikanischen Special Forces in Ban Me Thuot einzuschleusen.«



Macomber hörte tief in seiner Brust einen überraschten Aufschrei. Er mußte sich zwingen, zu schweigen, doch er fürchtete, daß ein falsches Wort den Chinesen abrupt verstummen lassen könnte. Sein Herz hämmerte erschrocken in seiner Brust, und als er endlich zu sprechen versuchte, blieb ihm die Zunge am Gaumen kleben. »Wie«, brachte er kächzend hervor, »wie hieß sie?«

Der Blick in den Augen des Mönchs wirkte abwesen. »Grauensvoll. Es war grauensvoll. Ich habe versucht, alles zu vergessen.« Seine Gedanken schienen zurückzuwandern, Macomber hielt den Atem an. »Tisah hieß sie. Mein Bruder schleuste sie ein und gab ihr den Auftrag, sämtliche ihrer Fähigkeiten einzusetzen und Beziehungen zu den führenden Offizieren im Militärlager herzustellen.«

*Beziehungen.* Der Plural hallte in Macomers gequältem Verstand wie Granatfeuer. Tisah, dachte er. Du hast doch mir gehört. Mir ganz allein!

»Wie ich gesagt habe, sie tat, was man von ihr verlangt hatte, und die Informationen, die sie meinem Bruder zuspielte, waren erstklassig. Er war sehr zufrieden.« Ein Schatten schien sich über die Züge des Mönchs zu legen. »Dann änderte sich eines Tages alles.«

»Was wollen Sie damit sagen?« Macomber war erschrocken, wie heiser seine Stimme klang.

»Oder, um genauer zu sein, etwas änderte *sie*. Plötzlich kamen keine Informationen mehr von ihr. Mein

Bruder fürchtete um ihre Sicherheit und entschloß sich, zu ihr zu gehen. Sie war nicht mehr in ihrer Wohnung.« Ich weiß, dachte Macomber in qualvoller Spannung. Was war mit seiner Tisah geschehen? Jetzt, nach all den langen Jahren, in denen er nichts von ihr gewußt hatte, jetzt schien er über die Antwort auf alle seine Fragen zu stolpern. Und das ausgerechnet in einem alten chinesischen Park.

»Mein Bruder kannte die Namen ihrer Kontaktpersonen — ihrer Liebhaber, um es genau zu sagen —, und er ging in ihre Unterkünfte.«

Eine eisige Kälte kroch bei dem Gedanken durch Macomber. Er hatte es nie gewußt. Nach ihrem Verschwinden war ihm einmal der Gedanke gekommen, daß sie vielleicht für die Kommunisten gearbeitet hatte. Damals hätte er nicht geglaubt, daß er so etwas je vergeben könnte. Aber jetzt, nach all den Jahren, sah er, daß er es getan hatte. Von allen Menschen nur ihr. Er konnte Tisah vergeben. Mitten in das Wüten des Todes war sie gekommen und hatte ihm ein neues Leben geschenkt. Nur sie war gekommen, um ihn zu retten.

Und jetzt hatte er auch die letzte Wahrheit über sich selbst entdeckt. Wenn sie wirklich eine kommunistische Agentin gewesen war, dann machte es nichts. Er zitterte unter der Macht dieser Entdeckung. Es machte nichts! Was waren schon alle seine sorgfältig konstruierten politischen Gebäude im Angesicht dieser einen glühenden Liebe?

Liebe!

»Sie haben vorhin ein Wort benutzt«, sagte Macomber, so ruhig er konnte. »Grauensvoll. Was war grauensvoll?«

»Wieso? Das Ende der Sache natürlich«, sagte der Mönch in einem Ton, der deutlich zu erkennen gab, daß er die Frage nach einer Antwort auf etwas derart Selbstredendes nicht verstand. Er schien auch schon sehr angetrunken zu sein.

»Als mein Bruder in seine Stellung zurückkam, wartete dort eine Nachricht auf ihn. Er wurde zurückgerufen, seine Vorgesetzten waren rasend vor Zorn. Die letzte der Informationen, die er von Tisah erhalten und weitergegeben hatte, war falsch. Männer und Ausrüstung waren einer vorgetäuschten Offensive entgegengeworfen, die Truppe war bis auf den letzten Mann in einem Hinterhalt aufgerieben worden. Mein Bruder war in Ungnade gefallen.«

Als Macomber ihn schon drängen wollte, weiterzusprechen, fuhr der Mönch fort. Doch war seine Stimme leiser geworden. »In seiner Zelle wurde meinem Bruder klar, was passiert sein mußte. Tisah hatte einen neuen Kontaktmann unter den amerikanischen Soldaten besonders erwähnt. Er ist sehr klug, hatte sie in ihrem Bericht geschrieben. Sehr gerissen. Sie dachte, daß er vielleicht ihr gefährlichster Kontakt in Ban Me Thuot werden könnte. Aber die Informationen, an die über ihn heranzukommen war, schienen viel bedeutender zu sein

als alles, was sie bisher herausgefunden hatte. Sie verstehen, Macomber, im Gefängnis hat man genügend Zeit, über alles nachzudenken, was nur Momente gebraucht hat, um seine fürchterliche Wirkung zu entfalten. Jedes kleine Detail kann in der Ruhe der Zelle sicher abgewogen werden. Mein Bruder wußte nun, daß sie von diesem gefährlichen Mann enttarnt und umgedreht worden war. Er war ihr letzter Kontakt. Nun« — die Finger des Mönchs bewegten sich wie dünne Zweige — »sein Wissen hat ihm nicht helfen können. Es war eine schlechte Zeit für unsere Regierung, eine böse Zeit. In der Anklage gegen meinen Bruder tauchte alles auf, auch Verrat wurde ihm vorgeworfen. Sie wollten ein Exempel an ihm statuieren. Und das taten sie auch. Sie töteten ihn, sie töteten seine ganze Familie. Und dann nahmen sie sich meine vor.«

Der Mönch preßte seine rechte Handkante gegen seine fleischige Wange. »Schließlich wurden die Männer an der Spitze der Regierung entmachteter. Neue kamen und setzten sich an ihre Stelle. Meine Rechte wurden wiederhergestellt, aber was mit meiner Frau und meinen Kindern geschehen war, konnte oder wollte mir niemand sagen. Niemand.«

Unruhig erhob sich der Mönch von seinem Platz. Seine Bewegungen waren von übertriebener Vorsicht und unsicher. In Macombers Augen schien er um Jahre gealtert zu sein. Das weiche Licht des Mondes ließ seine Haut wie Pergament erscheinen. »Da haben Sie Ihre

Definition — sagt man so? — des Wortes ›grauenvoll‹, Macomber.«

Macomber faßte sich, als er ebenfalls aufstand. Er sah den Mönch nachdenklich an, jetzt konnte er nicht mehr länger warten. »Und das Mädchen?« fragte er langsam mit leiser Stimme. »Tisah?« Es fiel ihm schwer, den Namen auszusprechen. »Was ist aus ihr geworden?«

Der Mönch starrte mit ausdruckslosen Augen in die Nacht, als ob er in einer unendlichen Ferne die Antwort lesen könnte. »Natürlich kann niemand mit letzter Sicherheit sagen, was in der Nacht ihres Verschwindens genau geschah. Aber das meiste hat mein Bruder doch herausgefunden. Tisah hat sich anscheinend bei ihrem letzten Kontaktmann immer häufiger über ihre Doppelrolle beklagt. Jedenfalls muß er zu dem Schluß gekommen sein, daß sie lebend eine Gefahr für ihn darstellt. Mitten in der Nacht kam er zu ihrer Wohnung. Sie muß ihn gehört haben. Vielleicht im allerletzten Moment. Wie auch immer, sie konnte entkommen und floh in den Dschungel von Kambodscha.«

Macomers Herz schlug so heftig, daß er sich unbewußt an die Brust griff. *Sie lebt!* schrie es in seinem Kopf. *Tisha lebt!* Es dauerte eine Zeitlang, bis er sich wieder sicher war, daß seine Stimme ihn nicht verraten würde. »Ich möchte, daß Sie sie für mich finden.«

Der Mönch ließ nicht erkennen, ob er Macomber verstanden hatte. Dann schüttelte er seinen Kopf heftig

hin und her, als ob er so die Trauer verscheuchen könnte, die ihn einzuhüllen schien. »Das war ein böser Mann, Macomber. Ein sehr bösartiger Mann.« Er wandte sich langsam um, und das Mondlicht legte einen silbernen Glanz auf sein Gesicht.

»Für Sie war dieser Mann vielleicht ein Held, ja?« fuhr er fort. »Aber ich weiß, daß er böse war.« Seine Augen waren dunkel, doch auf sonderbare Art durchscheinend. Macomber dachte, daß der viele Alkohol sie so hatte werden lassen. »Jetzt sagen Sie, daß ich Tisah für Sie finden soll. Es ist mir nicht unbekannt, daß Sie in Ban Me Thuot gewesen sind, Macomber. Ja, und es ist mir außerdem bekannt, was Sie dort getan haben. Ich wäre wohl der größte Dummkopf gewesen, wenn ich keine Erkundigungen über Sie eingeholt hätte, bevor ich diesem Treffen zugestimmt habe.« Er legte seine Hände wie im Gebet zusammen. »Ich weiß, wer Sie sind.«

»Wer ich war«, korrigierte Macomber.

Der Mönch zuckte die Schultern. »Wenn Ihnen das lieber ist. Aber dennoch kenne ich Ihr Motiv in dieser Angelegenheit nicht. Wenn Sie mich bitten, eine Halbchinesin aus Ihrer Vergangenheit für Sie zu finden — eine Spionin, die viele Monate gegen Sie gearbeitet hat —, dann stellt sich mir wie von selbst die Frage: Warum?«

Sein Kopf schoß hoch, seine schwarzen Augen funkelten im Mondlicht übernatürlich hell. »Wollen Sie

beenden, was Sie vor fünfzehn Jahren begonnen haben, Macomber?«

»Was?«

»Soll ich ganz Kambodscha für Sie absuchen, Ihnen Tisah bringen und dann wie der Judas Ihrer Religion zusehen, wie Sie sie hinrichten?«

»Was, was sagen Sie da?« Fast schrie Macomber die Worte heraus. »Daß *ich* ihr letzter Kontakt gewesen sei?«

»Sie sind ein sehr gefährlicher Mann, Macomber. Soviel weiß ich.«

»Ich gebe Ihnen fünf hunderttausend zusätzlich, wenn Sie sie finden.«

»Mein lieber ...«

»Also gut. Eine Million!«

»Wie kann ich sicher sein, daß Sie nicht ...«

»Verdammt noch mal, ich war nicht ihr letzter Kontakt!«

»Ich habe nie gesagt, daß Sie das gewesen seien«, sagte der Chinese sanft.

»Wenn ich wüßte, wer es war, dann würde ich den Kerl eigenhändig umbringen!« sagte Macomber mit erstickender Stimme. »So denke ich über den Kerl.« Während sie schwiegen und die Spannung wie in der unheimlichen Stille nach einem Bombardement zwischen ihnen wuchs, starrte Macomber den Mönch durchdringend an. »Soll das heißen«, begann er

schließlich, »daß Sie wissen, wer ihr letzter Kontaktmann war?«

»So ist es«, erwiderte der Mönch. »Ich habe das Wissen jahrelang in meinem Kopf getragen. Es ist das einzige Vermächtnis meines Bruders.«

»Ich will es wissen«, sagte Macomber heiser. In seinem Kopf schien ein Feuersturm zu toben. Der Gedanke, daß jemand in Ban Me Thuot versucht hatte, Tisah zu töten, schnitt wie eine Messerklinge in sein Herz. »Ich will es auch wissen.«

»Der Mann heißt Tracy Richter.«

Tracys Maschine ging um achtzehn Uhr. Auf dem Weg hinaus zum Flughafen stoppte er bei seinem Vater, um das kleine Nothilfepäckchen abzuholen, das Louis Richter für ihn vorbereitet hatte.

Versunken in Überlegungen, ob der Mord an Senator Burke etwas mit John Holmgrens Tod zu tun haben konnte und welches Interesse die Stiftung an dem Fall haben mochte, fuhr er mit dem Fahrstuhl in den neunten Stock hinauf. Er wurde erst aus den Gedanken gerissen, als Lauren ihm die Tür zu Louis Richters Apartment öffnete.

Eine Zeitlang starrten sie sich an, dann trat Lauren, ohne ein Wort zu sagen, zur Seite, damit er eintreten konnte.



»Was macht sie denn bei dir?« fragte Tracy seinen Vater. »Ich habe überall herumtelefoniert, aber sie war spurlos verschwunden.«

Louis Richter legte einen Arm um Tracys Schultern. »Ich glaube, sie fühlt sich hier im Moment ganz geborgen.« Er sah den Blick im Gesicht seines Sohnes. »Komm schon«, sagte er leise, »die Zeit heilt alle Wunden, auch ihre.«

»Aber ich habe ihr soviel zu sagen.«

»Ich weiß«, sagte Louis Richter und schob Tracy weiter. »Und glaub mir, die Zeit dafür wird auch kommen.« Er nahm ein ReiseNécessaire aus grobem Schweinsleder von seinem Arbeitstisch und drückte es Tracy in die Hand.

»Du brauchst die Tasche jetzt nicht aufzumachen«, sagte er. »Laß es die Leute vom Zoll machen, wenn sie unbedingt wollen.«

Tracy klemmte sich die kleine Ledertasche unter den Arm.

»Tracy ...«

»Ich werd' schon auf mich aufpassen, Dad.«

»Das weiß ich«, sagte Louis Richter.

Tracy beugte sich vor und küßte seinen Vater auf die Wange. Die Haut fühlte sich sonderbar weich an wie die eines kleinen Babys. Dann verließ Tracy das Apartment.

Macomber sah, daß er sich geirrt hatte. Der Mönch mußte dem Taxifahrer doch ein Trinkgeld gegeben

haben; denn der klapprige Wagen wartete noch immer vor dem Eingang, als sie aus dem Yu-Garten wieder auf die Straße traten. Macomber fühlte eine tiefe Zufriedenheit. Der Handel war perfekt und zusätzlich hatte er noch einen wertvollen Hinweis erhalten. Sechs Millionen schienen ihm plötzlich ein niedriger Preis zu sein. Tracy Richter, dieser Hund, dachte er. Wie ich ihn hasse.

Der Mönch öffnete die hintere Wagentür, und Macomber stieg ein. Der Mönch nickte dem Fahrer zu. »Das Taxi wird Sie zu Ihrem Hotel bringen. Um die Bezahlung des Fahrers brauchen Sie sich nicht zu kümmern, Macomber.« Er lächelte. »Sie sind eingeladen.«

Der Wagen fuhr an, und Macomber ließ sich entspannt in den Rücksitz sinken.

Der Mönch sah dem Taxi nach, bis es an der nächsten Kreuzung abbog. Dann begann er eine Melodie zu pfeifen, die westlichen Ohren fremd geklungen hätte. Er hörte ein tiefes Brummen, als ein Motor angelassen wurde, und Momente später tauchte aus der Dunkelheit ein glänzend polierter Mercedes auf.

Der Wagen hielt neben dem Mönch. Der Fahrer stieg aus, kam um den Wagen herum und riß die hintere Wagentür auf. Er trug die Uniform der Armee der Volksrepublik.

Sobald es sich der Mönch in der geräumigen Limousine bequem gemacht hatte, zog er ein weißes

Seidentaschentuch hervor und rieb sich sorgfältig Gesicht und Kinn ab.

Wodka, dachte er, ist ein interessantes Getränk. Er schlägt sich nicht auf den Atem nieder, und man kann ihn leicht gegen Wasser austauschen. Er lächelte. Wer konnte schon Wasser von Wodka unterscheiden, ohne davon zu trinken? Die Leitung des Jin Jiang Clubs hatte bereitwilligst ihre patriotische Pflicht erfüllt und seiner Bitte, den Wodka gegen Wasser auszutauschen, entsprochen.

Die Flasche, die er im Yu-Garten geöffnet und mit Macomber geteilt hatte, war selbstverständlich mit echtem Wodka gefüllt gewesen. Der Mönch sah gedankenverloren aus dem Türfenster des Mercedes. In seinen Augen war es eine Schande, daß es ausgerechnet die Russen waren, die dieses großartige Getränk herstellten.

Er haßte die Russen und mißtraute ihnen. Sie waren Lügner — kriegslüsterne Lügner. Sie hockten an Chinas Grenzen und warteten nur darauf, in das Land einfallen zu können. Die Gefahr war um so größer, als sie China in allen technischen Belangen überlegen waren.

China hatte noch immer keine vollentwickelte Schwerindustrie, und, was noch schlimmer war, auch kein handelspolitisches Konzept, mit dem das Geld zu beschaffen war, um das Land aus dem technologischen Mittelalter herauszuholen. Der Mönch seufzte. Diesen

Kurs hatte Mao dem Land verordnet, und er hatte sich als verheerend erwiesen.

Jetzt waren zumindest die politischen Hindernisse aus dem Weg geräumt, das Land war in Bewegung geraten. Politiker und Technokraten tauchten überraschend auf der politischen Bühne auf und verschwanden ebenso schnell wieder. Der Politik fehlte noch immer das klare Konzept. Doch immerhin wußte die gegenwärtige Regierung, was getan werden mußte, um aus China eine Weltmacht zu machen.

Das war auch der eigentliche Grund, warum er seine eigenwilligen Wege gehen durfte. Seine geheimen Geschäfte brachten der Regierung, die nichts dringender benötigte als Devisen, ungeheure Gewinne ein. Mehrere Monate des Jahres konnte er deshalb im Ausland verbringen. Er kam und ging, wie es ihm gefiel, und es wurden ihm nur wenige Beschränkungen auferlegt. Aber wenn seine Geschäfte auch nicht unter staatlicher Aufsicht standen, so wurden sie doch immerhin vom Staat kontrolliert. Das mußte so sein. Dies war immer noch China. Und der Mönch hatte eine große Rolle für seinen wirtschaftlichen Aufstieg gespielt.

Selbstverständlich war es eine Voraussetzung für die vielen Geschäfte des Mönchs, daß diese politischen Bindungen verborgen blieben. Sein Ruf war auf die absolute Unabhängigkeit seiner Person gegründet. Jedes anderslautende Gerücht hätte ihn sofort aus dem Geschäft geworfen.

Aber das, da war sich der Mönch sicher, würde nie geschehen. Er war in jeder Beziehung das Gegenteil von einem Mann wie Delmar Davis Macomber. Er war vorsichtig, konservativ und geduldig. Er war weder geldgierig noch monomanisch selbstbesessen.

In seinen Augen war Macomber nur von seiner eigenen Rolle und Stellung in diesem Leben besessen. Doch es war aufschlußreich gewesen, den Mann, von dem er schon soviel gehört hatte, einmal persönlich getroffen zu haben. Der Mönch wollte die Vereinbarung bis auf den letzten Punkt erfüllen, aber darüber hinaus würde es keine Verbindung zwischen ihnen geben.

Er lächelte. *Eine* Verbindung gab es vielleicht doch zwischen ihnen.

Während des Flugs nach Washington überlegte Tracy, was er dem Direktor sagen sollte. Er kam zu keinem Ergebnis.

Als erstes hatte er an diesem Morgen Irene gebeten, seinen Flug nach Hongkong via Washington um vierundzwanzig Stunden umzubuchen. Dann hatte er von seinem Privatanschluß aus den Direktor angerufen.

Zwar hatte sich die Geheimnummer nicht geändert, aber anscheinend die Sicherheitsvorkehrungen. Erst rauschte die Leitung hohl, dann hörte er eine weibliche Stimme aus der Vermittlung. »Verwaltung«, war alles, was sie sagte.

»Ich möchte den Direktor sprechen«, antwortete er.

»Der Direktor ist im Moment in einer Konferenz«, sagte die Stimme kurz angebunden, ohne daß auch nur die leiseste Veränderung im Ton herauszuhören gewesen wäre. »Sagen Sie mir bitte Ihren Namen?«

»Hier spricht Mutter«, erwiderte Tracy.

»Entschuldigung«, sagte die Frau. »Ich habe Sie nicht verstanden.«

Das war die erste Lüge. Sie verstand alles, jedes Wort. Das war schließlich ihre Aufgabe. Tracy wiederholte den Decknamen, den die Stiftung ihm gegeben hatte.

»Bleiben Sie bitte am Apparat«, sagte die Stimme. »Ich werde auf einer anderen Leitung gewünscht.« Das war die zweite Lüge. Eine Zeitlang rauschte die Leitung wieder hohl.

»Mutter?« Diese Stimme war tiefer, sie gehörte einem Mann. Aber auch sie war geschäftsmäßig kühl.

»Sind Sie es?«

»Der einzige, den es gibt«, antwortete er. »Es sei denn, Sie haben meine Nummer inzwischen jemand anderem gegeben.«

»Hier ist Price«, sagte die Stimme. »Wir sind zusammen in den Minen ausgebildet worden.«

»Der Price, den ich kenne, hat nach einem Monat aufgegeben. Er war mehr für die Verwaltung geeignet als den Dienst draußen.«

»Unsere Ausbildung wurde von Hama geleitet«, beharrte die Stimme.

»Jinsoku war der einzige Lehrer in dem Jahr«, erwiderte Tracy. »Und auch später, bis zu seinem Tod vor drei Jahren.«

»Stimmt das wirklich?«

Tracy reichte es. »Price, jetzt hör zu. Du hast dir fast die Hand weggeschossen, als du in den Minen zum erstenmal deine Waffe ziehen solltest.«

»Himmel, Mutter, du bist es *wirklich*!«

»Price, ich muß den Direktor sprechen.«

»Ja, natürlich. Ich sag' ihm, daß du dran bist.« Tracy wartete wieder einen Moment. »Mutter, es ist gut, deine Stimme wieder einmal zu hören.«

Im nächsten Augenblick war der Direktor am Apparat. »Ich denke, du verstehst die Gründe für unsere Sicherheitsmaßnahmen.« Seine Stimme war zähflüssig. »Man kann nicht vorsichtig genug sein.«

Ein persönlicheres Wort war nicht von ihm zu erwarten.

»Kommen noch immer diese obszönen Anrufe?«

Der Direktor schnaufte. »Das war so und das bleibt so. Es gehört zum Beruf.«

»Der Grund, warum ich anrufe — ich bin heute abend in der Stadt. Ich dachte, wir könnten vielleicht zusammen essen gehen.«

»Nachdem wir uns zehn Jahre nicht gesehen haben, ist das keine schlechte Idee. Sagen wir, acht Uhr im Lion d'or?«

»Nein«, sagte Tracy schnell. »Ich würde lieber ins Chez Françoise gehen.«

»Natürlich«, sagte der Direktor liebenswürdig, »wie konnte ich das vergessen? Aber meine Stellung bringt es mit sich, daß ich immer in die etwas nobleren Restaurants gehen muß. Und wo ist das Lokal?«

»Vor Great Falls«, erwiderte Tracy, obwohl er sicher war, daß der Direktor nicht vergessen hatte, wo das Restaurant lag, »direkt am Fluß.«

»Ich werde es schon finden«, sagte der Direktor und legte auf.

Die Boeing 707 setzte mit zwei kurzen Sprüngen auf, und der Heulton der Triebwerke erstarb wie ein Seufzen, als der Pilot den Schub zurücknahm.

Bevor Tracy den Flughafen verließ, checkte er noch sein Gepäck für den Weiterflug nach Hongkong ein. Er behielt nur eine Tasche mit den notwendigsten Sachen für die Nacht im Hotel bei sich und das schweinslederne Nécessaire, in das sein Vater ein paar hübsche kleine Aufmerksamkeiten verpackt hatte. Jeder, auch der Zoll, der die Tasche aufmachte, um ihren Inhalt zu prüfen, würde so unschuldige Dinge wie einen elektrischen Rasierapparat, einen Reisewecker, Kamm und Bürste, drei Stück Seife und eine Nagelschere finden. Aber natürlich waren diese Dinge nicht, was sie auf den ersten Blick zu sein schienen.



Tracy verließ das Flughafengebäude und bog nach links ein. Zehn Minuten später saß er bereits in einem Mietwagen und fuhr im dichten Abendverkehr aus der Stadt hinaus.

Als Tracy das Chez Françoise betrat, erwartete der Direktor ihn bereits an einem Zweiertisch.

In Tracys Augen hatte der Direktor immer wie ein genetischer Rückfall ausgesehen. Mit seinem übergroßen Kiefer, dem breiten Nacken und ungeschlachten Körper schien er zumindest äußerlich einer Zeit anzugehören, deren Blüte bereits eine Million Jahre zurücklag. Was den Verstand des Direktors anging, war das etwas ganz anderes. Mehr als einmal hatte Tracy miterlebt, wie er sich einem ganzen Konferenzraum voller professoraler Typen überlegen gezeigt hatte.

»Setz dich«, begrüßte ihn der Direktor. Er hatte sich nicht verändert, nur ein bißchen älter sah er aus. »Ich habe dir einen Glenlivet auf Eis bestellt, obwohl ich dem noch immer nicht zustimmen kann. Du solltest ihn pur trinken.« Seine Augen waren fest auf Tracy gerichtet, der sich den Stuhl zurechtrückte und hinsetzte. »Das Eis läßt das rauchige Aroma nicht zur Entfaltung kommen.«

»Jeder nach seinem Geschmack«, sagte Tracy.

Der Direktor lächelte. »Du hast dich nicht verändert.«

»Das kann man von dir auch nicht sagen.«

Ihr Glenlivet wurde serviert, und Tracy trank einen Schluck. Der Direktor winkte den Kellner, der ihnen die Speisekarte reichen wollte, fort. »Später.«

»Kim hat mich vor kurzem aufgesucht.«

»Wirklich?«

Tracy war sofort hellwach. Der Stimme des Direktors war keine Andeutung zu entnehmen gewesen, und sein Gesicht war ausdruckslos wie eine Maske. Aber etwas in seiner Haltung, ein leichtes Anspannen der Muskeln, eine leichte Neigung des Kopfes nach links, die das rechte Ohr aufmerksamer hören ließ, waren Tracy Warnung genug. Urteils- und Denkfähigkeit werden von der linken Hirnhälfte gesteuert, und die wird vom rechten Ohr, rechten Auge und so weiter versorgt.

»Wegen des Todes des Gouverneurs«, sagte Tracy gleichmütig. »Aber ich denke, du bist darüber informiert. Wenn ich nicht gar zu sehr hinter der Zeit zurück bin, dann erstattet Kim dir doch persönlich Bericht.«

»Bei uns hat es keine radikalen Veränderungen gegeben«, sagte der Direktor. »Die Mehrzahl unserer Leute wird über Price geführt. Aber Kim ist ein besonderer Fall. Mmmm. Damit verrate ich dir kein Geheimnis. Du kennst ihn besser als jeder andere. Er verlangt besondere Aufmerksamkeit.«

»Er ist ein blutrünstiger Massenmörder«, erwiderte Tracy zornig.

»In gewisser Weise könnte man das auch von dir sagen«, gab der Direktor zurück. Seine Stimme war ruhig geblieben, aber seine Wangen hatten Farbe bekommen, als sei ihnen hastig Rouge aufgelegt worden. »Allein in den letzten sechs Monaten hat Kim uns mehr

Informationen über den Einsatz von Giftgas in Kambodscha durch die Gegenseite gebracht, als sie das Außenministerium in den letzten zwei Jahren zusammentragen konnte. Ich habe noch keinen Augenblick Grund gehabt, an seinem außergewöhnlichen Wert für uns zu zweifeln.« Der Direktor hatte sich in Zorn geredet. »Ich kann dir versichern, daß er sich seinen gegenwärtigen Urlaub redlich verdient hat.«

»Da bin ich mir auch sicher«, murmelte Tracy und versuchte, die heftige Erregung, die durch seinen Körper jagte, nicht nach außen dringen zu lassen. Kim war auf Urlaub? Dann hatte sein Auftauchen bei Tracy — seine Bemühungen, Tracy in die Untersuchung des Holmgren-Falles hineinzuziehen — gar nichts mit der Stiftung zu tun gehabt. Mein Gott, dachte Tracy.

»Was hat Kim von dir gewollt?« fragte der Direktor.

»Es war nur eine Art Kondolenzbesuch, er war wohl auf der Durchreise.« Die Lüge kam schnell. Zu schnell. Und wieder mußte er sich selbst mahnen, daß dieses das letzte Mal war, das allerletzte Mal. Wenn er Johns und Moiras Mörder gefunden hatte, würde er dieses Leben endgültig aufgeben.

Der Direktor winkte den Kellner herbei und ließ sich die Speisekarte geben.

»Ich will nicht, daß du gehst«, sagte Joy leise. Und dann, als ob sie fühlte, daß es die falsche Taktik war: »Du kannst nicht gehen.«

Khieu dachte an sein letztes Gespräch mit Macomber, das sie vor Macombers Abflug nach China geführt hatten.

»Jetzt weißt du soviel wie ich über die Stiftung.«

»Kennt er Kim?« hatte Khieu nachdenklich gefragt.

»Natürlich weiß er *über* ihn Bescheid«, hatte Macomber geantwortet. »Aber er hat ihn nie gesehen.«

»Auch kein Foto?«

»Nein. Von Mitarbeitern der Stiftung existieren keine Fotos.«

»Es ist viel zu gefährlich.« Joys Stimme holte ihn zurück in die Gegenwart.

Er lächelte sie an und strich ihr sanft übers Haar.  
»Woher willst du das wissen?«

Ihre Augen glänzten feucht. »Weil ich große Angst um dich habe.«

Er lachte. »Nichts kann mir gefährlich werden. Ich schlüpfe durch das neue Kamputschea wie ein Geist.«

»Und was ist mit deinen bösen Träumen?« Joy hatte oft genug neben ihm geschlafen, um seine Alpträume zu fürchten.

»Meine bösen Träume«, sagte Khieu nach einiger Zeit, »sind in mir gefangen. Auch sie können mir im neuen Kamputschea nichts anhaben.«

»Aber dort ist Krieg«, stieß sie heftig hervor.

Er starrte sie an, seine Augen waren undurchdringlich und schienen unendlich tief. »Ich habe mein ganzes Leben im Krieg gelebt. Ich bin ein Kind des Krieges im

wörtlichsten Sinn. Glaubst du, daß der Krieg nach all dem, was ich erlebt habe, mir noch etwas tun kann?« Er schüttelte den Kopf. »Du brauchst keine Angst um mich zu haben, Joy.« Er streckte seinen Arm aus und öffnete die Hand. »Hier bin ich.« Er griff nach ihrer Hand und schloß sie fest in seiner. »Hier werde ich immer sein.«

Es klingelte an der Tür, und Lauren rief: »Ich gehe schon.« Louis Richter war in der Küche und richtete ihr Essen her. Es sollte Roastbeef Sandwiches und Kartoffelsalat geben. Lauren war müde. Es war ein langer, qualvoller Morgen gewesen, angefüllt mit Grundübungen an der Barre, die Lauren mit jeder Wiederholung reizbarer gemacht hatten. Zumindest bei den Nachmittagsproben für das neue Ballett konnte sie ganz in den Schritten aufgehen. Die meisten anderen Mitglieder beschwerten sich leise darüber, daß Martin die Probezeit für sie verdoppelt hatte. Er hatte ihnen den Grund dafür zwar nicht verraten, aber alle spürten, daß eine nicht näher zu beschreibende Spannung in der Luft lag. Sie war den Flur hinuntergegangen und öffnete die Tür.

In dem Moment, als Khieu sie sah, erlebte er ein Gefühl, das der plötzlichen Auflösung aller Sinne beim Sterben nahekam. Ihm war dieses Gefühl nicht fremd, er hatte es oft im Dschungel von Kambodscha erlebt.

Er öffnete wie in einem Reflex den Mund und sagte, ohne zu überlegen: »*Louis Richter nev ptas tay?*«

Es war ein drückend heißer Sommertag, die hohen Palmen tanden ruhig und unbewegt gegen die Kuppel des gelben Himmels.

Malis stand in ihrem *samput chawng kben*, die Knie leicht gebeugt, die nackten Füße nach außen gedreht, auf dem kühlen Boden aus poliertem Marmor. Nur ihre Arme bewegten sich. Ihre Hände erzählten eine Geschichte, drückten Gefühle aus, die die ganze Fülle menschlicher Leidenschaft und Trauer umfaßten. Ihr Körper war unbewegt, ihr Gesicht eine Maske, wie es die Regeln für das Ballett der Khmer vorschrieben.

An diesem schwülen Nachmittag war er überzeugt, daß Malis eine *Apsara* war, eine der mythischen Himmelstänzerinnen mit übernatürlichen Kräften. Es hieß, daß die alten Khmer-Könige über die *Apsara* zu Gott gesprochen hatten, indem das Ballett die Worte ihrer Botschaft in symbolische Zeichen verwandelt hatte.

Khieus Augen waren mit Lust erfüllt; denn während seine Schwester tanzte und eine mythische Geschichte aus der Vergangenheit der Khmer erzählte, dachte er daran, wie sie nachts für ihn tanzte. Für ihn ganz allein.

Und in dem Grün der schimmernd sich verändernden Farben in Laurens Augen sah er Malis nun wieder zum Leben erweckt, kraftvoll und gesund. Wie sie vor ihm stand, die Haltung ihres Kopfes, ihrer Schultern, ihrer

Hüften und ihrer langen Beine, schien sie eine Tänzerin zu sein, erinnerte ihn alles an Malis.

»Wie bitte?« fragte sie und sah ihn neugierig an.  
»Was haben Sie gesagt?«

Ihm wurde klar, daß er sie in Khmer angesprochen hatte, als ob sie *wirklich* Malis wäre!

»Bitte entschuldigen Sie«, sagte er leise. »Ich muß es lernen, deutlicher zu sprechen.« Er räusperte sich. »Ist Louis Richter im Haus? Ich hätte ihn gern gesprochen.«

Er hatte es mechanisch heruntergesagt, er wußte, was er zu tun hatte. Aber die Gedanken in seinem Kopf schwammen in einem tobenden Meer.

»Er ist da, kommen Sie bitte herein«, sagte Lauren und trat zur Seite, um den Besucher einzulassen. Hinter ihm schloß sie die Tür. »Wie war Ihr Name bitte?«

»Kim«, antwortete Khieu tonlos. Er sah, wie sie den Kopf wandte und ihn mit noch größerem Interesse ansah.

»Sie sind also Kim«, sagte sie lächelnd. »Ich bin Lauren Marshall.« Sie streckte ihm ihre Hand entgegen, und für einen verwirrenden Moment bewegte er sich nicht. Dann griff er nach ihrer Hand und führte sie an seine Lippen. Er fühlte ihre weiche Haut und schloß die Augen. Wieder kehrten seine Gedanken zu der Szene in Chat Chhaya zurück.

Sie wandte sich um und ging vor ihm den Flur hinunter. Seine Augen folgten jeder Bewegung von ihr, als ob sie noch das Zittern der Luft sehen könnten, als

ob sie zwei Zauberkreise wären, durch die seine geliebte Schwester tatsächlich wieder zum Leben erweckt worden wäre.

Was tue ich hier? schoß es ihm in den Kopf. Er wußte, daß er in dem Moment, als er sie sah, sich dafür hätte entschuldigen müssen, an der falschen Tür geklingelt zu haben. Er hatte Louis Richter allein antreffen wollen. Er konnte immer noch gehen, sagte er sich. Doch die Erinnerung schien ihn hier festzuhalten.

Lauren verschwand um die Ecke des Flurs, und im nächsten Moment hörte er ihre Stimme. »Louis, da ist jemand, der dich sprechen möchte.«

»Ja?« Der alte Mann kam in den Flur.

»Kim«, war alles, was Khieu sagte.

Louis Richter ließ den Fremden nicht aus den Augen. »Lauren«, sagte er, »ich glaube, unser Gast würde gerne etwas trinken. Vielleicht Tee.« Und als der andere zustimmend nickte, fuhr er fort: »Würdest du uns wohl einen aufbrühen?«

Lauren sah von einem zum anderen. »Ja, natürlich.«

»Du findest alles im zweiten Schrank rechts«, sagte der alte Mann. »In Kopfhöhe, wenn du vor dem Ausguß stehst. Wasser habe ich schon aufgesetzt.«

»Louis?«

Er wandte sich noch einmal zu ihr um und sah die Sorge in ihrem Gesicht. »Es ist etwas Geschäftliches«, sagte er lächelnd.



Als sie gegangen war, führte er Khieu ins Wohnzimmer. »Sie sind Koreaner, nicht wahr?«

»Vietnamese.«

Louis Richter schnippte mit den Fingern. »Ach ja, natürlich. Sie verstehen, das Gedächtnis eines alten Mannes ...« Er ließ den Satz unvollendet.

Khieu lächelte. Er hatte etwas Ähnliches erwartet. »Ihr Gedächtnis ist sicherlich noch sehr gut, Mr. Richter. Auch wenn ihr Körper krank ist.« Überrascht stellte er fest, wie erleichtert er jetzt war, da Lauren nicht im Zimmer war. »Ich soll Ihnen Grüße im Namen des Direktors ausrichten.«

Die beiden Männer setzten sich an den niedrigen Tisch im Wohnzimmer, und Lauren brachte den Tee herein. Khieu hatte das Gefühl, daß sie seine Augen wie ein Magnet anzog. Sie saugten jede ihrer Bewegungen in sich auf, und er fühlte, wie sein Herzschlag sich zu beschleunigen begann. Erst der Gedanke an eine Übung, die er vor langer Zeit gelernt hatte, beruhigte ihn wieder.

Der alte Mann schenkte ohne Hast den Tee in die Tassen. Er reichte Khieu eine, nahm sich die zweite und ließ sich tief in die Polster des Sofas sinken.

»Sagen Sie mir«, fragte er Khieu plötzlich, »wo waren Sie doch gleich geboren worden?« Er sah Khieu forschend an. »Mein Sohn hat es mir einmal gesagt, aber ich habe es wieder vergessen.«

Khieu wußte, daß sich jetzt alles entscheiden würde. Nun konnte ihm auch keine List mehr helfen. Er ließ alle

Furcht aus seinem Körper herausfließen und zwang alles Alltägliche aus seinen Gedanken, bis er nur noch den Schlag der kosmischen Uhr in sich spürte und deren metronomischer Puls im Gleichklang mit seinem Herzschlag und seinen Atemzügen ging.

»Phnom Penh«, antwortete Khieu zu seiner eigenen Überraschung.

Louis Richter nickte kurz. »Ja, jetzt fällt es mir wieder ein. Das hatte mir auch mein Sohn gesagt.« Er beugte sich vor und rieb sich voller Erwartung die Handflächen. »Und jetzt sagen Sie mir, wie ich Ihnen helfen kann.« Seine Stimme war forsch und geschäftsmäßig geworden.

»Der Direktor hat sich entschlossen, die Nachforschungen im Fall Holmgren in seine persönliche Verantwortung zu nehmen. Ich bin auf seinen Befehl hin hier und soll ihm das Lauschkmikrophon, das sich zur Zeit in Ihren Händen befindet, nach Washington bringen.«

»Ich verstehe.« Louis Richter hatte die Unruhe in sich gespürt, sobald der junge Mann sich vorgestellt hatte. Jetzt brach sie endgültig hervor. Es war wie in den alten Tagen, und einen Moment lang konnte er nicht glauben, wie sehr er das Gefühl vermisst hatte. Fast erlöste ihn diese neue Aufgabe von dem dauernden Schmerz, der seine Tage einhüllte. Er fühlte das Leben zurückkehren. Tracy hatte die ersten Regungen dieses Gefühls in ihm ausgelöst, er fühlte sich wieder nützlich. Und Kims Auftauchen hatte nun den Kreis geschlossen. Die

Stiftung brauchte ihn ein letztes Mal. »Die Sache ist wohl sehr wichtig.«

»Außerordentlich«, erwiderte Khieu.

»Wenn Sie bitte einen Augenblick warten würden«, sagte Louis Richter lächelnd. »Ich hole es eben her.«

Der alte Mann hatte kaum das Zimmer verlassen, als Lauren eintrat und sich Khieu gegenüber auf das Sofa setzte. Seine schwarzen Augen schienen sie durchbohren zu wollen. Sie hatte diesen Blick schon einmal gesehen, auf dem Gesicht eines Tieres, und sie hatte ihn nie wieder vergessen können. Tracy hatte sie an einem heißen Nachmittag in Virginia zur Falkenjagd mitgenommen. Und in dem Moment, als er dem Raubvogel die Blendhaube vom Kopf gerissen hatte, als die weiten Schwingen des Vogels sich dem Wind öffneten, in diesem Moment hatte sie einen Lidschlag lang die Augen des Tieres gesehen, und wie hypnotisiert hatte sie in ihnen den Abglanz einer grausamen Ewigkeit entdeckt.

»Was tun Sie, wenn ich fragen darf?« sagte der junge Mann, den sie als Kim kannte, plötzlich.

»Ich bin Ballettänzerin. Kennen Sie ...« Sie ließ den Satz in der Luft hängen und starrte auf das Gesicht des Fremden, in dem sich eine merkwürdige Veränderung vollzog. Er schien bleich zu werden unter der bronzefarbenen Haut, die seine Vorfahren ihm vererbt hatten.

Als sie die Worte *Ich bin Balletttänzerin* ausgesprochen hatte, schien etwas in seiner Brust zu explodieren. Etwas tief in ihm hatte aufgestöhnt wie ein wildes Tier, hatte sich losgerissen und schien in seinen Kopf zu springen. Er hatte die Gefahr so heftig gespürt, daß ihm die Augen weit aufgesprungen waren und seine Nasenflügel zu zittern begonnen hatten. Aber er hatte keine Angst um sich gehabt. Dieses Gefühl war ihm längst verlorengegangen. Der Krieg hatte wie vieles andere auch das verkümmern lassen.

Nein, er hatte Angst um *sie*. Er spürte die Gefahr so nahe, daß er fast nach ihr gegriffen hätte, um sie zu schützen. Aber wovor? Er wußte es nicht, er konnte die Quelle seiner Angst nicht sehen. Seine Lippen waren vor Anstrengung, mit der er versuchte, hinter die Nebel zu sehen, die sein inneres Auge verhüllten, weiß geworden.

Louis Richter rettete ihn schließlich.

»Hier haben wir es«, sagte der alte Mann, als er wieder ins Zimmer trat. Er trug ein kleines Päckchen in der Hand, das in braunes Papier eingeschlagen und mit dünnem Draht zugebunden war. Er reichte es Khieu. »Achten Sie gut darauf.«

Khieu fuhr sich mit der Hand über das Gesicht. »Vielen Dank, Mr. Richter.« Seine Gedanken waren wieder klar genug, sich daran zu erinnern, daß er noch mehr von dem alten Mann in Erfahrung bringen mußte. »Ich hatte gehofft, daß Sie uns ohne zu zögern helfen würden.«

»Warum sollte ich auch zögern?« erwiderte Louis Richter. »Ich habe ohnehin keinen Gebrauch mehr für das Mikro.«

»So?«

Der alte Mann lächelte. »Alles Interessante weiß ich sowieso schon.«

»War vielleicht etwas dabei, was uns von Nutzen sein könnte?« fragte Khieu mit ruhiger Stimme. Er stand aus seinem Sessel auf.

Louis Richter legte Khieu den Arm um die Schultern, als er ihn zur Tür begleitete. »Möglich. Durchaus möglich. Aber Tracy geht der Spur schon nach. Er ist schon auf dem Weg zu Mizo.«

Khieu wäre fast über die Schwelle gestolpert. Sein Magen krampfte sich zusammen und trieb ihm einen gallenbitteren Geschmack in den Mund. Wie benommen wandte er sich um und griff nach der ausgestreckten Hand des alten Mannes. Ah, dachte er, Mizo. Buddha, beschütze mich.

»Bitte grüßen Sie den Direktor von mir, und vielen Dank für Ihren Besuch.«

»Ja«, sagte Khieu mit stumpfer Stimme, »ich werde Ihre Grüße ausrichten.«

Alles schien ihm zu entgleiten, das ganze Gefüge des *Angka*, das sein Vater und er so geduldig aufgebaut hatten. Ein kleiner Riß im Fundament, der plötzlich immer tiefer zu gehen schien. Er mußte sofort etwas dagegen unternehmen, bevor der Schaden so groß

wurde, daß er das Gebäude ernsthaft gefährden konnte. Sein Blick glitt über das lächelnde Gesicht von Louis Richter hinweg und fiel auf Lauren, die im Schatten des Flurs stehengeblieben war.

Sie starrte ihn so durchdringend an, als ob sie fühlte, daß sie allein mit ihrem Blick seine Haut und sein Fleisch durchschneiden und hineinkriechen konnte in jenes fürchterliche Geheimnis, das wie ein blasser und blinder Wurm im Mark seiner Knochen verborgen war.

Dann klärte sich sein Bewußtsein wieder auf. Alle Furcht fiel von ihm ab, als er begann, sich die Gebete des Zentrismus in Erinnerung zu rufen. Seine Beine trugen ihn wieder sicher. Sein Magen beruhigte sich. Er war wieder eins mit sich selbst. Frei von Angst, frei von allem Bösen. Er fühlte sich stärker als je zuvor.

Wie ein Blitz leuchtete in seinen Gedanken das Symbol der astrologischen Karte auf, die er nach seinen Morgengebeten geworfen hatte.

Diese fließende Bewegung — eine verborgene Kraft, mächtig und tödlich. Konnte das Tracy Richter sein? Er mußte es herausfinden. Und wenn es Richter war, dann mußte er handeln. Aber seinem Vater durfte er nichts davon sagen, er mußte jetzt alles selbst in die Hand nehmen, er durfte sich nur noch auf sich selbst verlassen.

Und er sah die beiden Menschen vor sich an, als sehe er sie zum letztenmal.

# **Drittes Buch**

## **Der Angka**

## Erstes Kapitel

HONGKONG/STUNG TRENG/KENILWORTH  
NEW YORK/PHNOM PENH/SHANGHAI  
*August-September, Gegenwart*

Für Tracy war bereits der Mittwoch angebrochen, als er dreißigtausend Fuß hoch in den Wolken über dem Pazifik flog. Zweieinhalbttausend Kilometer nachdem sie die internationale Datumsgrenze überflogen hatte, geriet die Boeing 747 in einen heftigen Gewittersturm.

Tracy sah aus dem Kabinfenster auf die schweren Wassertropfen, die auf die Tragfläche an seiner Seite schlugen, und dachte an Wolken hinter diesen Wolken. An Wolken des Fernen Ostens.

Einmal war er in diese Wolken hineingesprungen, der Wind hatte in seinen Ohren geheult wie eine Sirene, die Luft hatte sich mit dem Geräusch riesiger Dampfmaschinen vor seinem Körper geteilt, und der dunstige Erdboden mit den gefährlich schwankenden Baumwipfeln war schneller auf ihn zugeflogen gekommen, als Tracy das je für möglich gehalten hätte.

Dann hatte er sich daran erinnert, was ihm beigebracht worden war, und wie ein meisterhafter



Marionettenspieler hatte er an den Steuerleinen seines Fallschirms gezogen und sich zu der Lichtung an seiner rechten Seite gelenkt. Die vier Männer seiner Einheit, die mit ihm gesprungen waren, ließen sich von den Windböen in seine Richtung treiben.

Es war einer seiner ersten Einsätze gewesen und der einzige, bei dem er mit einem Fallschirm abgesprungen war. Sonst zog Tracy es vor, sich von einem Helikopter absetzen zu lassen, weil man besser geschützt war, bis man auf dem Boden Deckung suchen konnte. Es war zu der Zeit, als er von der Stiftung den Befehl erhalten hatte, mit einer kleinen Mannschaft, die nur aus Angehörigen der Special Forces bestehen durfte, in ein bestimmtes Lager der Roten Khmer einzudringen. *Schnüffel da ein bißchen herum*, hatte man ihm gesagt, *uns ist berichtet worden, daß sich dort ein Japaner, ein gewisser Musashi Murano, aufhalten soll, der die Roten Khmer in alten Kampftechniken unterrichtet. Wenn das stimmen sollte, muß dieser Mann unter allen Umständen ausgeschaltet werden.*

Ein totaler Fehlschlag war das Unternehmen nicht geworden. Vielleicht nach zehn Tagen — wie gewöhnlich waren die Informationen im Hauptquartier durcheinandergebracht worden, man hatte ihm das falsche Lager genannt — hatten sie das richtige Guerillacamp erreicht. Sie kamen gerade rechtzeitig, um eine Beerdigung, die mit viel Aufwand in Szene gesetzt wurde, beobachten zu können. Tracy hatte dann einen

Roten Khmer in einen Hinterhalt gelockt und in ihr Basislager gebracht. Dort hatte er sich mehr als einen halben Tag mit dem Gefangenen beschäftigen müssen, bevor er alles, was er hatte wissen wollen, erfahren hatte.

Musashi Murano war tatsächlich in diesem Lager der Roten Khmer gewesen — wie auch in anderen während der letzten zwei Jahre. Er hatte sich etwa acht Monate hier aufgehalten und den Roten Khmer wie den Vietkong beigebracht, was er am besten beherrschte: unbewaffneten Kampf, Infiltration feindlicher Stellungen, Mordanschläge, die geräuschlos mit kleinen Stichwaffen ausgeführt wurden. Tracy gefiel es gar nicht, was er da hörte. Es erinnerte ihn viel zu sehr an seine eigene Ausbildung in den Minen.

Doch alle seine Sorgen schienen völlig überflüssig zu sein, denn der Kambodschaner eröffnete ihm, daß bei der Beerdigung, die Tracy gesehen hatte, ebendieser Musashi bestattet worden war, der kurz zuvor einer Malaria erlegen war, weil die notwendigen Medikamente zu seiner Behandlung im Lager gefehlt hatten. So existierte die Bedrohung also gar nicht mehr. Aber Tracy blieb dennoch mißtrauisch. Da seine Einheit an anderer Stelle gebraucht wurde, mußte er mit seinen Männern zwar den Rückmarsch antreten, doch ließ er einen Soldaten seiner Einheit, einen eisenharten Einzelgänger, dem es egal war, wenn er allein blieb, im Dschungel zurück. Hinter den Linien des Gegners sollte

er während der nächsten zwei Wochen feststellen, ob Musashi wirklich tot war.

Die 747 schwenkte in einen weiten Anflugbogen ein, und Tracy bog den Kopf zum Fenster, um den fantastischen Anblick von Hongkong und der Victoria Bay, die die Stadt teilte, nicht zu verpassen, während die Maschine schnell an Höhe verlor.

Der Kai-Tak-Flughafen lag an der Küste des chinesischen Festlandes und gehörte zu jenem Teil Hongkongs, der über die Jahre auf der Halbinsel Kaulun hochgewachsen war. Das erstemal war Tracy während des Krieges hier gewesen, als er einmal seinen Urlaub in der britischen Kolonie verbracht hatte. Irgend jemand hatte ihm damals auch erzählt, daß Kaulun, frei aus dem Chinesischen übersetzt, ›Neun Drachen‹ hieß. Der Name bezog sich auf die neun Hügel, auf die dieser Teil der Stadt erbaut worden war. Seit jenem Urlaub hatte Tracy nicht nur Kantonesisch zu sprechen gelernt — die vorherrschende Sprache in der Stadt —, er beherrschte auch Mandarin, die offizielle Sprache Chinas, und den alten Tankadialekt, der nichts mit den beiden anderen gemeinsam zu haben schien.

Er passierte die Paßkontrolle und wartete an einem quietschenden Gepäckkarussell auf seine Koffer. Auch an der Zollsperrre hatte er keine Schwierigkeiten; die Beamten wollten sein Gepäck gar nicht sehen, sondern winkten ihn einfach durch.

Tracy machte sich auf den Weg zum Princess, das zu den ältesten Hotels Hongkongs gehörte. Es war an einer äußerst günstigen Stelle errichtet worden, von der aus sowohl die Bucht als auch die Insel Hongkong zu übersehen waren. Seit der alte Bahnhof mit seinem berühmten Glockenturm, der nur einen Steinwurf weit vom Hotel entfernt lag, in eine Anlegestelle verwandelt worden war, befand sich das Princess auch nur wenige Gehminuten von der bedeutendsten Fährverbindung zwischen den Stadtteilen entfernt.

Nachdem er schon vierundzwanzig Stunden unterwegs war und sein Körper einen Zeitunterschied von elf Stunden zu verkraften hatte, entschied Tracy, daß ein kurzer Spaziergang nur guttun konnte. Am Pressekiosk des Fährhafens kaufte er sich eine chinesische Zeitung und konnte dabei seine Hongkong-Dollar in Kleingeld wechseln. Dann entrichtete er seine vierzig Cent Fahrpreis und ging durch die Sperre der zweiten Klasse. Er wollte wieder eintauchen in die Gerüche und Geräusche der asiatischen Küste.

Und mitten auf der Victoria Bay, das Gedränge von Kaulun, wo zweieinhalb Millionen Menschen lebten, hinter sich und die jäh aufragende Wolkenkratzersilhouette der Insel Hongkong vor Augen, fühlte sich Tracy wie neugeboren, von einem tiefen Frieden erfaßt wie von einer trägen Welle.

Schnell kam die Stadt näher, und Tracy drängte sich an der Reling entlang zu einer Stelle, wo die chinesischen

Fahrgäste dicht an dicht standen und laut miteinander sprachen und stritten. Noch bevor er die Insel betreten würde, wollte Tracy sich wieder an das schnelle Spiel der Zunge gewöhnt haben, das so schwierig neu zu erlernen war, wenn man die Insel einmal für lange Zeit nicht gesehen hatte.

Dann wurde die Fähre langsamer, und die Maschinengeräusche erstarben. Das Knarren schwerer Hanfseile, die sich an Anlegepollern rieben, war zu hören: das Quietschen von Holz über alten Autoreifen; das sanfte Schlagen von Wellen gegen Holz: ein dumpfer Stoß, einmal, zweimal.

Hongkong.

Auf der einen Seite strömten die angekommenen Fährpassagiere in das Hafengebäude, auf der anderen wurden die Fahrgäste für die Rückfahrt auf das Schiff gelassen.

Tracy hatte wieder die Gerüche Asiens in der Nase, schwer hingen sie in der feuchten Luft über der Insel: eine Komposition aus unzähligen Duftnoten, die zu ergründen unmöglich war. Er lief parallel zur Hollywood Street, wo man mit etwas Glück Antiquitäten günstig erstehen konnte. Dann kam er in ein anderes Viertel, in dem sich ein Fischgeschäft an das andere drängte, und alle verkauften sie getrockneten Fisch. Rochen, Tintenfisch, Garnelen, Kammuscheln, Teufelsfisch und Karpfen hingen an Schnüren über den Ladeneingängen herab.

Schließlich fand Tracy das Restaurant, das er gesucht hatte. Es lag weit von den Touristenfallen Tsim Sha Tsui entfernt. Tracy hatte keine Karte bei sich, sondern verließ sich ganz auf sein Gedächtnis. Und allmählich tauchte aus dem Dunkel seiner Erinnerungen das Netz der Straßen und Wege der Stadt wieder auf.

Tracy setzte sich an einen Tisch, der mitten im dichtesten Gedränge des Restaurants stand. Um bestellen zu können, mußte er laut auf sich aufmerksam machen. Er blickte sich um und stellte befriedigt fest, daß er der einzige Westler hier war.

Müde ging er später durch die Straßen, in seinen Ohren kantonesische Satzbrocken von lauten Straßengesprächen, der Lärm der Autohupen, Musikketzen, die aus den Eingängen der Nachtclubs hervorquollen, wenn die Türen geöffnet wurden, um neue Gäste einzulassen.

In einen dieser Eingänge ging Tracy hinein und suchte im trüben Licht des Flurs nach einem öffentlichen Telefon. Es war in der Nähe der Garderobe. Das Mädchen hinter der Holzbarriere dort lächelte ihm zu. Er fragte die Auskunft nach Mizos Nummer und wiederholte sie sich mehrmals, bevor er die Nummer wählte.

Nach dem vierten Klingeln meldete sich eine weibliche Stimme. »Weyyy?«

»Ist Mizo bitte zu sprechen?« fragte er in Kantonesisch.

»Ich fürchte nicht.« Es war eine helle, unbekümmerte Stimme, die mit Sicherheit einer Chinesin gehörte. »Darf ich ausrichten, wer angerufen hat?«

Tracy nannte seinen Namen. »Wenn Sie mit Mizo reden, sagen Sie ihm, daß der Sohn in die Fußstapfen seines Vaters getreten ist.«

»Ich verstehe Sie nicht.« Die Stimme hatte einen vorsichtigen Ton bekommen, die Unbekümmertheit war verschwunden.

»Das ist möglich«, sagte Tracy. »Aber Sie werden Mizo doch ausrichten, was ich gesagt habe.«

»Wenn ich ihn sehe.« Die Stimme war kühl und abweisend geworden. »Ich kann Ihnen aber nicht sagen, wann das sein wird.«

»Die Angelegenheit ist aber sehr dringend.«

»Das tut mir leid.«

»Es sollte Ihnen für Mizo leid tun. Denn in genau fünf Tagen werde ich den Haupttresor der Bank von Shanghai sprengen. Und ich werde es mit oder auch ohne seine Hilfe tun. In jedem Fall wird sich das öffentliche Interesse ihm zuwenden, und es wird noch größer sein, wenn ich keinen Erfolg haben sollte.«

Er hörte die Frau am anderen Ende der Leitung heftig einatmen. »Wenn Sie bitte einen Moment warten würden, es ist jemand an der Tür.«

Tracy sah zu dem Mädchen hinter der Garderobe. Sie war schlank und ihr glänzend schwarzes Haar war

über dem Hinterkopf zu einem eleganten Knoten zusammengebunden.

»Sind Sie noch da, Mr. Richter?«

»Ja«, sagte Tracy.

»Bitte entschuldigen Sie die Unterbrechung.« Die Stimme hatte ihren Ton schon wieder geändert, jetzt war sie leise, fast schon freundlich. »Ich hatte eben Gelegenheit, einen Blick auf Mr. Mizos Terminkalender zu werfen. Morgen wäre noch ein kurzer Termin frei. Zwölf Uhr dreißig. Kennen Sie den Jockey Club?«

Tracy sagte, daß er dort sein würde. Sie hängten ein, ohne daß noch ein Wort gesprochen wurde.

Der Königliche Jockey Club von Hongkong lag an der Stubbs Road, an der Ostseite des Mount Nicolson. Auf der einen Seite neben den zwei Hochhäusern, die zum Club gehörten, dehnte sich die Rennbahn. Neben dieser unterhielt der Club noch eine weitere. Auf der anderen Seite der Gebäude war eine teerbedeckte Garage.

Tracy war mit einem Jeep den Berg ein Stückchen höher hinaufgefahren als die Anlage lag. Von hier zeigte der Fahrer zurück zum Dach der Ställe des Jockey Clubs, auf deren riesiger Fläche zwei eingezäunte Führ- und Übungsringe für die vierhundert Rennpferde des Clubs eingerichtet worden waren. Tracy war von dem, was er sah, nicht überrascht. Das bergige Terrain der



Kolonie machte es schwierig, geeigneten flachen Boden zu finden. So mußten hier Dachflächen genügen.

In der heißen, drückenden Mittagssonne ging Tracy den gewundenen Fußweg hinunter. Ein strenger Geruch nach Pferden hing in der Luft. Stallburschen mit nackten Oberkörpern führten schlanke, muskulöse Pferde im Uhrzeigersinn um den äußeren Ring herum.

In einiger Entfernung sah Tracy zwei Personen am Zaun des äußeren Führinges stehen. Beide blickten sie auf einen Hengst, der gerade bewegt wurde. Beide waren Asiaten. Der Mann, der näher zu Tracy stand, war klein und breit gebaut. Seine Schultern waren muskelbepackt wie die eines Ringers, sein Kopf war groß wie ein Fußball, aber breiter als hoch.

Als Tracy ihn nach ein paar Schritten noch besser erkennen konnte, war er überzeugt, daß der Mann kein Chinese war. Er mußte Japaner sein.

»*Mizo-San*«, sagte Tracy und verneigte sich vor dem untersetzten Mann. »Es ist mir eine Ehre, Sie kennenzulernen.« Nach der japanischen Anrede hatte er in kantonesischem Dialekt weitergesprochen.

Der Mann wandte seinen Blick langsam von dem Rennpferd ab und ließ ihn dann lange auf dem Fremden ruhen. »Ist er das, Jadeprinzessin?« fragte er, ohne den Kopf zu drehen.

Die Frau neben ihm nickte. »Ich erkenne seine Stimme wieder.«

»Sie begrüßen mich auf eine merkwürdige Art, Mr. Richter«, sagte Mizo. Er hatte eine unangenehme Stimme. Sein Singsang war hell wie der Tonfall eines Mädchens. »Da Sie ein Westler sind und vielleicht auch neu in der Kolonie, will ich sie nicht als Beleidigung verstehen.« Er sah Tracy mit starrem Blick an. »Dennoch glaube ich, daß Sie der Dame an meiner Seite eine Entschuldigung schulden. Sie haben ihr gestern abend einen ziemlichen Schrecken eingejagt.« Sein Gesicht zeigte Widerwillen. »Dieses Gerede von Banken und Safes.« Er schüttelte seinen großen Kopf. »Was haben Sie sich nur dabei gedacht?«

»Wenn Sie das nicht genau wüßten, hätten Sie wohl kaum diesem Treffen zugestimmt«, antwortete Tracy ruhig. »Dennoch möchte ich mich bei der Dame entschuldigen, wenn ich Ihren Abend gestört habe. Meine Worte waren nur dazu gedacht, Ihren festen Schutzwall niederzureißen.«

Der Japaner wandte sich wieder dem Hengst zu, der gerade von seinem Stallburschen vorbeigeführt wurde. »Sehen Sie das Pferd, Mr. Richter? Es kostet mich mehr Geld, als mancher Bewohner Hongkongs in seinem ganzen Leben verdienen wird. Und soll ich Ihnen etwas sagen? Es ist jeden Cent wert. Es läuft wie der Wind und beendet jedes Rennen als Sieger. Das ist alles, was es kann.« Er drehte sich wieder zu Tracy um. Seine kleinen schwarzen Augen, die aus schmalen Schlitten zwischen schweren Lidern hervorsahen, beobachteten

Tracy mit schlauem Blick. »Der Hengst ist ein Spezialist. Das ist einer der vielen Gründe, warum ich ihn liebe. Er ist perfekt in dem, was er kann. Bei allem anderen ist er ein trottelliger Versager.« Seine breiten Schultern hoben sich und fielen wieder in die alte Lage zurück. »Es gibt nur noch wenige Spezialisten in der Welt. Heute ist jeder ein Stümper, der eine Sache nur ein paar Monate betreibt, um dann zur nächsten zu wechseln.« Er schüttelte wieder den Kopf. »Das entspricht nicht meiner Art, Mr. Richter. Aber, wie ich annehme, Ihrer.«

»Mein Vater ist Spezialist«, sagte Tracy. »Ich könnte nie etwas tun, was seine Ehre schmälern würde.«

Einen Augenblick schwieg Mizo. Seine Brust arbeitete bei jedem Atemzug wie ein Kraftwerk. Jadeprinzessin neben ihm tat, als ob sie das alles nichts angehe. Aber Tracy ließ sich nicht von ihr täuschen. Tatsächlich hatte sie jedes Wort aufmerksam verfolgt. Er behielt sie sorgfältig im Auge. Sie war eine schöne Frau von höchstens, dreißig Jahren. Ihre Haut war wie Porzellan und hatte jene fast durchscheinende Blässe, die für westliche Frauen immer unerreichbar geblieben ist.

»So«, sagte Mizo schließlich. »Damit sind wir also zum Kernpunkt der Angelegenheit vorgestoßen. Ich habe einen Dienst anzubieten, und Sie wollen in viereinhalb Tage lernen, wofür viereinhalb Jahre noch zu wenig wären.« Sein Lächeln war verzerrt und häßlich.

»Beginnen Sie mich langsam zu verstehen. Warum sollte ich mich also mit Ihnen abgeben?«

»Mein Vater ...«

»Ich kenne nur den Ruf Ihres Vaters«, unterbrach Mizo ihn. »Er selbst interessiert mich nicht.«

»Ich kann meine Planung ändern.«

»Mr. Richter, ich möchte nicht noch deutlicher werden müssen.« Mizo nahm Jadeprinzessins Arm und nickte Tracy zu. »Ich wünsche Ihnen noch einen guten Tag. Und viel Glück bei Ihren zukünftigen Unternehmungen.«

»Da ist noch etwas«, sagte Tracy ruhig, als sich das Paar zum Gehen wandte. Mizo drehte sich noch einmal zu ihm um und ließ den Arm seiner Begleiterin los. »Mein Vater ist sehr krank. Er kann nicht mehr arbeiten, wie er es früher konnte. Aber die Ehre, die er für seine Arbeit empfindet, ist stark geblieben.« Tracy schwieg einen Moment und beobachtete das Gesicht des Japaners. Nicht eine Regung war in ihm zu erkennen, als ob man eine kahle Wand anstarrte. »Seit einiger Zeit hat er an einem Projekt gearbeitet. Ich kann nicht genau sagen, was es ist. Er hat mit niemandem darüber gesprochen, nicht einmal mit mir. Aber ich weiß, daß es etwas revolutionär Neues auf dem Feld der elektronischen Überwachung ist.« Eine sonderbare Stille hatte sich über den Japaner gesenkt. Und dann lief ein leichtes Zittern durch seinen Körper.

Tracy zögerte, als ob er auf einmal wieder unentschlossen wäre, fortzufahren. »Ich habe das Projekt und alle Unterlagen mit nach Hongkong gebracht. Ich, ich habe es ihm weggenommen, weil er nicht mehr in der Lage war, weiterzuarbeiten.«

»Was wollen Sie von mir, Mr. Richter?« Seine Stimme war piepsend und dünn wie Reispapier.

»Ich möchte Ihnen die Sachen zeigen«, sagte Tracy und legte absichtlich Gefühl in die Stimme. »Ich möchte, daß Sie mir Unterricht geben, damit ich das Projekt meines Vaters zu Ende bringen kann.«

Tief in Mizos Augen schien ein Feuer aufgelodert zu sein. Für einen Moment hatte er eine Tür gesehen, die zu einer Schatzkammer führte. Tracy glaubte nicht, daß Mizo noch widerstehen könnte.

»Und die Geschichte mit der Bank von Shanghai?«

»Ich mußte einen Weg finden, um Sie persönlich treffen zu können«, antwortete Tracy.

»Sie haben einen gefährlichen Weg gewählt, Mr. Richter.« Mizo kam ein paar Schritte auf ihn zu. »Vielleicht kann ich in der Angelegenheit wirklich etwas für Sie tun. Die Eltern zu ehren ist zweifellos die größte Tugend.«

Und Tracy dachte: Jetzt habe ich ihn.

An der Grenze blieb Khieu stehen und lauschte. Er hörte die hellen Rufe der Vögel und das kurze Gekecker der Affen. Hinter ihm lag Aranya Prathet. In weniger als

einem Tag und einer Nacht war er um die halbe Welt gereist. Vor seinen Augen tanzten die Schatten des Dschungellaubes wie ein vielköpfiges Untier: mythisch, urzeitlich und ungebeugt. Noch immer konnte man kilometerweit in das Grün sehen, ohne daß der Blick auf die Narben des Krieges fiel, die wie tiefe Furchen von den Krallen eines Riesen in die Haut des Landes gerissen waren: zu Hause.

Kamputschea.

Er ging zwei, drei Schritte und war am Ziel seiner langen Reise.

Der verlorene Sohn kehrte zurück an den Ort seiner Geburt, zu der grausamen Feuerprobe seiner Jugend; zu der Schale Blut, in die sich seine Heimat verwandelt hatte.

Er wußte nicht, ob er weinen oder lachen sollte.

Immer noch war die Angst, New York verlassen zu haben, ohne daß seine Pflicht erfüllt war, wie ein Schmerz in ihm. Wäre Macomber bei seinem Anruf nicht so beharrlich gewesen, dann hätte Khieu die Reise zumindest aufgeschoben. Aber sein Vater war nicht in der Stimmung gewesen, sich von irgend etwas überzeugen zu lassen. Es mußte etwas mit ihm in Shanghai geschehen sein.

»Khieu«, hatte er erregt gesagt, »du mußt sofort nach Kambodscha zurückkehren. Ich selbst kann unmöglich fahren, ich bin viel zu lange fort gewesen.«

»Was ist denn, Vater?« hatte er mit besorgter Stimme gefragt.

»Du mußt eine Frau, eine Asiatin, für mich finden. Sie ist irgendwo in Kambodscha. Mehr weiß ich nicht.«

»Wenn sie im Land ist, werde ich sie finden«, hatte Khieu gesagt. Dann hatte er sich von Macomber alles erzählen lassen, was er über die Frau wissen mußte.

Mit gleichmäßigen, sicheren Schritten bewegte er sich durch den Dschungel, unter herabhängenden Schlingpflanzen hindurch und über ganze Netzwerke von Pflanzen- und Baumwurzeln hinweg, die wie Fußfallen aus dem Boden ragten. An einem breiten Riemen hatte er vom Hals herab eine schwarze Nikon-Kamera hängen, wie sie Fotoreporter benutzen. In einer Ledertasche über der Schulter hatte er zwei Wechselobjektive, und an dem Riemen der Tasche hingen mehrere kleine Metallboxen, die offensichtlich das Filmmaterial enthielten. Die Ausrüstung war so leicht, daß sie ihn beim Gehen nicht behinderte.

Ungefähr vier Kilometer südlich von Aranya Prathet war er einer Thai-Patrouille begegnet. Nicht eine Sekunde hatte er daran gedacht, vor den Soldaten zu fliehen oder sich zu verstecken. Sie hatten ihn angehalten und nach seinen Papieren gefragt. Er hatte seinen amerikanischen Paß hervorgeholt und zwei weitere Ausweiskarten. Laut der einen war er freiberuflicher Fotojournalist, die andere bestätigte, daß er gegenwärtig im Auftrag von *Newsweek* unterwegs war. Die Thais

waren diese Art Dinge gewohnt und fragten ihn gar nicht erst nach dem Ziel seiner Reise.

Zumindest habe ich Mizo noch warnen können, dachte er, während er dem gewundenen Weg nach Süden folgte. Dreimal hatte er es versuchen müssen, dann war er endlich nach Hongkong durchgekommen und hatte mit Jadeprinzessin sprechen können. Er hatte lange auf sie einreden müssen, und einmal mußte er sie sogar mit seiner überzeugendsten Stimme beruhigen und ihr versichern, daß er nicht nur für sich, sondern auch im Auftrag Macombers sprach. Der *Angka*, hatte er sie erinnert, darf auf gar keinen Fall gefährdet werden. Und am Ende hatte sie ihm gesagt, was er hatte hören wollen. Das Geschäft, das sie mit Hilfe seines Vaters aufgebaut hatten, konnte nicht auf Nachlässigkeit und Dummheit gedeihen. Sie wußten, was getan werden mußte. Die Sicherheit kam in jedem Fall zuerst. In Hongkong lebte man nach diesem Motto.

An diesem Morgen hatte Thwaite einen Freund bei der Chicagoer Polizei angerufen. Seit er wußte, daß er als nächstes einen Kontakt zur Dienststelle von Kenilworth brauchen würde, hatte Thwaite an Art Silvano gedacht. Sie hatten schon öfter zusammengearbeitet, und das letztmal hatte der Polizeisergeant aus Chicago Thwaite um einen ziemlich großen Gefallen gebeten. Gemeinsam hatten sie die



Dienstvorschriften großzügig zu ihrem Vorteil ausgelegt, und damit war ein festes Band zwischen ihnen geknüpft.

Sie begrüßten sich mit einem Händeschütteln, und Silvano sagte Thwaite, wie sehr ihm der Tod von Thwaites Frau und Kind leid tat.

»Du hast Glück, ich kenne jemanden in Kenilworth«, sagte Silvano, »einen der drei Sergeanten. Er heißt Rick Pleasent. Kein schlechter Kerl, wenn man bedenkt, in welcher Wüste er sitzt. Er wird uns helfen.« Sie brachten die Stadtgrenze so schnell wie möglich hinter sich. »Und jetzt erzählst du mir am besten, wonach du eigentlich suchst?«

Zwanzig Minuten später saßen sie in Pleasents Büro. »Thwaite hier ist hinter einem flüchtigen Täter her. Er glaubt, daß sein Mann etwas mit dem Mord an Senator Burke zu tun haben könnte.«

Pleasant zuckte die Schultern. »Das kann ich mir nicht vorstellen; denn ich habe den Notruf erhalten und war als erster draußen. Es war ganz eindeutig Raubmord. Burke muß den Einbrecher überrascht und angegriffen haben. Das war sein Fehler. Der Kerl war ein Profi. Er hat ihm keine Chance gelassen.«

Silvano nickte nachdenklich. »Trotzdem hätten wir gerne mal den Autopsiebefund gesehen. Haben Sie zufällig einen bei ihren Akten?«

»Sicher.« Pleasant beugte sich in seinem Drehstuhl nach hinten und zog die Schublade eines Metallschranks

auf. Er nahm einen Hängeordner heraus und warf ihn auf seinen Schreibtisch.

Thwaite schlug die Mappe auf und überlas den Bericht sorgfältig. Der Nasenbeinknochen wurde nicht erwähnt. Aber er fand den Namen des Arztes, der die Autopsie durchgeführt hatte. »Kennen Sie Dr. Wood?«

Der Sergeant zuckte wieder die Schultern. »Richtig kennen tue ich niemanden hier. Glauben Sie, ich hätte Lust, mein Frühstück in der Leichenhalle zu essen? Da weiß ich wirklich Besseres.«

Thwaite beugte sich vor. »Darf ich dann mal telefonieren?«

Pleasant versetzte dem Schwenkarm, auf dem sein Telefon stand, einen Stoß. »Bitte sehr.«

Es meldete sich die Zentrale, und Thwaite bat darum, mit Dr. Wood verbunden zu werden. Er mußte warten. Wie sich herausstellte, war Wood im Moment am Gericht, um als Sachverständiger auszusagen. Ob Thwaite eine Nachricht hinterlassen wollte? Er sagte nein und legte auf.

»Ich würde gerne einen Blick auf das Verzeichnis der gestohlenen Gegenstände werfen. Die Versicherungsgesellschaft wird Ihnen sicherlich eine überlassen haben.«

Wieder das Achselzucken. »Wenn Sie unbedingt wollen.« Er kramte sie hervor. »Aber ich glaube, daß Sie nur Ihre Zeit verschwenden.«

Thwaite überflog die Liste: eine Stereoanlage, ein tragbares Fernsehgerät, zwei antike Uhren, ein Videorecorder. Es folgte eine Aufzählung des gestohlenen Schmucks: mehrere Ringe, diamantbesetzte Manschettenknöpfe, eine Philippe-Patek-Armbanduhr aus purem Gold.

»Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie uns jetzt noch das Haus des Senators zeigen könnten«, sagte Thwaite vorsichtig.

»O Gott, nein«, sagte Pleasent zu Silvano. »Ist das wirklich nötig, Art?«

»Ich muß mir das Haus kurz ansehen«, beharrte Thwaite ruhig.

Pleasant fuhr sie hinaus. In dem Haus des toten Senators war es heiß und stickig. Alle Fenster waren geschlossen, und natürlich war auch die Klimaanlage in den letzten Tagen ausgeschaltet gewesen. Thwaite fand das Haus auf den ersten Blick sonderbar. Die Schwarzweiß-Arrangements überall hatten etwas Geheimnisvolles. Er fragte sich, wie es jemand in einer solchen Wohnung aushalten konnte.

»Ganz schön krank«, sagte Silvano sarkastisch. »Dafür habe ich also bei den letzten Wahlen meine Stimme abgegeben.«

Das Zimmer mit den vielen Bücherregalen schien das am meisten benutzte gewesen zu sein. Im Gästezimmer konnte dagegen seit längerer Zeit niemand mehr übernachtet haben.

»Ich würde mir gerne noch das Grundstück ansehen«, sagte Thwaite.

Pleasant stöhnte deutlich vernehmbar.

Burkes Grund dehnte sich nach einer Seite und hinter dem Haus aus. Neben dem Haus war der ursprüngliche wilde Baumbestand abgeholzt und das Gelände von einem Gartenarchitekten neu bepflanzt worden.

Nach hinten zu war der alte Baum- und Pflanzenbestand erhalten geblieben. »Wie weit zieht sich das Grundstück nach hinten raus?« fragte Thwaite.

»Ach, ein ganz schönes Stück«, antwortete Pleasant lustlos.

Thwaite und Silvano gingen in die Richtung. Die Sonne stand schon tief; in ihren Strahlen, die zwischen dem Laub der Bäume hindurchfielen, tanzten Staubflusen. Der Birken- und Eichenbestand zog sich über etwa hundertfünfzig Meter hin, dann lichtete er sich allmählich, und der Grund fiel langsam zum Ufer eines großen Teiches ab. Schwäne und ein Paar Stockenten schwammen zufrieden, das Gefieder aufgeplustert, auf dem Wasser.

Als sie zu Pleasents Wagen zurückgekehrt waren, ließ sich Thwaite über die Polizeizentrale noch einmal mit dem Gerichtsmedizinischen Institut verbinden. Nach einer kurzen Pause kam diesmal Dr. Wood an den Apparat.

»Hier spricht Detective Sergeant Douglas Thwaite. Ich bin von der New Yorker Polizei«, sagte er

vorsichtig. »Im Moment überprüfe ich in Kenilworth mit einem Kollegen aus Chicago den Mordfall an Senator Burke. Wenn ich richtig informiert bin, haben Sie die Autopsie des Toten durchgeführt.«

»Das ist richtig«, war Woods dünne Stimme im Polizeiwagen zu hören.

»Können Sie mir sagen, in welchem Zustand der Nasenbeinknochen des Senators war, als sie seine Leiche untersucht haben?«

»Was?« Der Pathologe schien von der Frage überrascht zu sein.

»Der Nasenbeinknochen, der den Tod verursacht hat. War er noch heil oder nicht?«

»Ja, nun. Aber ...«

»Bitte beantworten Sie meine Frage, Doktor.«

Wood dachte einen Moment nach. »Ja, der Nasenknochen war noch ziemlich intakt.«

Thwaite spürte, wie sein Herzschlag sich beschleunigte. »Was heißt ziemlich?«

»Nun, damit wollte ich sagen, daß es an einigen Stellen minimale Absplitterungen gab, aber ansonsten war der Knochen noch intakt. Eigentlich sehr ungewöhnlich.«

»Ich danke Ihnen, Doktor«, sagte Thwaite aufgeregt. »Sie haben uns sehr geholfen.« Er hängte das Mikrofon zurück an den Halter.

»Also?« fragte Silvano neugierig. Er stand neben dem Wagen und beugte sich zum Seitenfenster herunter. »Was ist nun?«

Thwaite sah zu seinem Freund hinauf. »Es war mein Kerl, Art. Der Arzt hat es mir gerade bestätigt.«

»Na schön«, sagte Silvano, »aber dennoch steckst du in einer Sackgasse.«

Thwaite stieg wieder aus dem Wagen. »Vielleicht nicht. Ich glaube nicht, daß es wirklich ein Raubmord gewesen ist. Das heißt, daß die verschwundenen Sachen nur eine falsche Spur legen sollten.« Er wandte sich um und sah zu den Bäumen, deren Laub sich leise raschelnd in der warmen Abendbrise bewegte. »Der Täter hatte keinen Lieferwagen, um das ganze schwere Zeug abzutransportieren. Also, wo hat er es gelassen? Selbst wenn er stark wie ein Bulle war, hat er es nicht allzuweit schleppen können.« Thwaite begann den Weg, den sie gekommen waren, wieder zurückzugehen. Als sie die Birken und Eichen hinter dem Haus erreicht hatten, beantwortete er sich seine Frage selbst. »Der Teich.«

Tracy mußte seine ganze Selbstbeherrschung aufbieten, um nicht hämisch zu grinsen, als er in das Taxi stieg, das Mizo und Jadeprinzessin ihm gerufen hatten. Zum erstenmal hatte er das Gefühl, dem Unbekannten, dem er nachjagte, nähergekommen zu sein.

Er bat den Fahrer, ihn zum Diamantenhaus auf der Queens Road zu bringen. Während des Fluges nach

Hongkong hatte er genug Zeit gehabt, über Lauren und sich nachzudenken. Er war jetzt fest entschlossen, es nicht soweit kommen zu lassen, daß Bobbys Tod für immer zwischen ihnen stand. Er mußte einen Weg finden, ihr alles noch einmal zu erklären.

Es kostete ihn zwei Stunden — die meiste Zeit davon saß er im dichten Verkehr fest —, dann kehrte er mit einem fehlerfreien Vier-Karat-Diamanten, der in Platin gefaßt war, ins Hotel zurück. Er durchquerte die Hotelhalle und ging zum Empfangsschalter, wo er darum bat, etwas im Hotelsafe deponieren zu dürfen. Ein junger Chinese, der eine schlechte Haut, aber ein gewinnendes Lächeln hatte, nahm das kleine, in Geschenkpapier gewickelte Päckchen entgegen und händigte Tracy das Original der abgezeichneten Empfangsbestätigung aus.

»Sie brauchen nur diesen Schein vorzulegen, Mr. Richter«, sagte er diensteifrig, »dann bekommen Sie Ihr Päckchen zurück.«

Tracy bedankte sich und ging zum Fahrstuhl, der ihn zu seinem Zimmer hinaufbrachte. Vor seiner Tür kniete er sich auf den Flurteppich und untersuchte das Zimmerschloß. Eigentlich rechnete er mit nichts Ungewöhnlichem, aber alte Gewohnheiten legt man nur schwer wieder ab. Und außerdem befand er sich, wenn man so wollte, im Einsatz.

Beruhigt steckte er den Schlüssel ins Schloß und öffnete die Tür. Alles war noch so, wie er es verlassen hatte. Er ging hinüber zum Bett und setzte sich auf die

Matratzenkante. Müde zog er seine Schuhe aus. Eine kalte Dusche würde guttun, bevor er wieder zum Abendessen in die Hitze hinausging.

Er dachte, daß Mizo der Schlüssel zu allem sein mußte. Wenn John Holmgren wirklich mit einem Nadelstich vergiftet worden war, wie die Fotos es nahelegten, dann konnte Mizo das nötige Wissen dazu haben. An einer Schule für Terroristen konnte auch das gelehrt werden, trotz Mizos Klagen über den Verlust an Spezialisten. Tracys Gedanken wanderten zu seinem Vater, der sicherlich genug von Mizo wußte, um darauf eine Antwort geben zu können. Und in jedem Fall war ja schon sicher, daß Mizo denjenigen unterrichtet haben mußte, der das Lauschk Mikro gebaut hatte.

Tracy überschlug den Zeitunterschied. In Amerika mußte jetzt tiefe Nacht herrschen, aber das war nicht weiter schlimm. Sein Vater schlief nur noch wenig in letzter Zeit, und schon mehrmals hatte er sich bei seinem Sohn darüber beklagt, daß ihm die Nächte so lang würden. Vielleicht konnte er eine Antwort auf Tracys Fragen zu Mizo geben, wenn Tracy nur beharrlich genug in ihn eindrang.

Tracy griff zum Telefon. Er nahm den Hörer von der Gabel, und im nächsten Augenblick explodierte die Welt um Tracy in ein grelles Rot, eine Druckwelle traf ihn wie ein Hammerschlag, wie ein Wirbelsturm, der ihn einfach in die Höhe riß, und dann senkte sich Finsternis, schwarz wie der Tod, über ihn.



Kurz bevor die Sonne am nächsten Mittag ihren höchsten Stand erreichte, entdeckte Khieu die ersten Zeichen, die auf ein nahes Dorf hinwiesen: mehrere sich kreuzende Pfade durchschnitten auf einmal das Grün des Dschungels, eine Art Abfallhalde erstreckte sich neben einem der Wege, und auf einer Wiese grasten zwei abgerichtete Wasserbüffel.

Khieu verlangsamte seinen Schritt und ging doppelt wachsam weiter. Früher hätte er in einer solchen Situation nichts zu fürchten brauchen. Er hätte nur den Namen des *Angka* fallenlassen müssen und bereitwilligst wäre ihm jede Information gegeben worden, die er gewünscht hätte. Jetzt war das alles anders. Seit er im ersten Morgenlicht wieder aufgebrochen war, hatte er nicht weniger als sechs Patrouillen der Vietnamesen gesehen. Einmal hatte er sogar in nicht allzuweiter Entfernung Gewehrfeuer gehört. Anscheinend waren Rote Khmer in der Nähe, die nun, nach wenigen Jahren mißglückter Machtausübung, wieder im Untergrund kämpften. Die neue Volksrepublik Kamputschea war ein Gebilde, das nur in der Fantasie der vietnamesischen Besatzungsmacht existierte. Sie repräsentierte genausowenig den Willen und die Wünsche des Volkes der Khmer, wie es Pol Pots Schreckensherrschaft getan hatte.

Doch was Khieu am meisten enttäuschte war die Tatsache, daß viele junge Khmer in die von den

Vietnamesen gelenkte Armee der neuen Volksrepublik eingetreten waren. In seiner vollen Bedeutung war ihm das noch nie so deutlich geworden wie in diesem Augenblick, als er sich dem Dorf von Norden näherte und plötzlich, keine fünfhundert Meter vor sich, laute Geräusche hörte. Er hatte den Rand des Dschungels fast erreicht. Dahinter sah er einen tiefen Bombenkrater, der so riesig war, daß er fast einen ganzen Hügelkamm, der einmal die Grenze eines Feldes gewesen war, fortgerissen hatte. Das Feld war zernarbt von dunkelbraunen Erdfurchen.

Ungefähr vierzig Soldaten arbeiteten auf dem Feld: Vietnamesen und unter ihrer Kontrolle auch Khmer. Sie hatten sich in zwei parallelen Reihen aufgestellt. Anscheinend hatten sie vorher die Furchen tiefer ausgehoben.

Geduckt kroch Khieu näher, um zu sehen, was die Soldaten in der Erde gefunden hatten. Er schob seinen Kopf durch eine Lücke im dichten Buschwerk. Jetzt konnte er erkennen, was in den Furchen lag: die Reste bleicher Skelette.

Von Übelkeit fast überwältigt, kroch Khieu leise zurück. Vorsichtig umging er die Soldaten, bevor er seinen Weg auf das Dorf zu fortsetzte. Wenig später zweigte ein Pfad ab, der zu einer Hütte führte. Geräuschlos wie eine Wolke bewegte sich Khieu auf das schäbige Haus zu, in dessen Schatten er eine Frau, zwei Kinder und einen alten Mann entdeckte.

Sie hatte Angst vor ihm. Angst, mit ihm zu sprechen. Die Frau schob ihre Kinder hinter sich, als ob der Fremde die Absicht haben könnte, sie zu entführen. Der alte Mann schnarchte, sein Kopf hing kraftlos herab. Es schüttelte ihn im Schlaf. Khieu sah, daß der Alte bald an Malaria sterben würde. Er hatte auch die angeschwollenen Bäuche der Kinder bemerkt, noch bevor ihre Mutter die Kleinen hinter ihrem Rücken verstecken konnte.

Er stellte der Frau einfache Fragen: wo er sei, wie weit es bis zum nächsten Dorf im Süden war, ob sie etwas zu essen hatte, das er ihnen abkaufen konnte.

Auf alle seine Fragen bekam er von der verschreckten Frau immer wieder dieselbe Antwort: »Mein Ehemann Chey ist jetzt bei der Armee. Er hat ein Gewehr. Wenn Sie uns etwas tun, wird er Sie erschießen.«

»Ich will euch euer Essen nicht wegnehmen«, sagte er ruhig und leise. »Ich sehe schon, daß ihr nicht einmal für euch selbst genug habt.«

Sie wiederholte auch daraufhin ihre wenigen Sätze, und allmählich wurde Khieu klar, daß ihr Mann ihr wohl befohlen hatte, sie auswendig zu lernen, um sie jedem Fremden zur Antwort zu geben, der während seiner Abwesenheit am Haus auftauchte. »Ich bin auf der Suche nach jemandem«, sagte er und versuchte, seinen Worten mit den Händen Nachdruck zu verleihen.

»Meine Familie. Ich bin der einzige, der noch am Leben ist.«

Monoton wiederholte sie ihre wenigen Worte.

Als Khieu den schützenden Dschungel wieder erreicht hatte, wurde ihm bewußt, welchen Fehler er begangen hatte. Er war falsch gekleidet. Seine Erscheinung hatte die Frau durcheinanderbringen müssen, denn in ihrer Welt waren die Männer entweder wie einfache Landarbeiter gekleidet oder sie trugen die Uniform der neuen Armee, oder das Schwarz der Roten Khmer. Er paßte in keine dieser drei Gruppen. Und das mußte er umgehend ändern.

Aber alles mußte vollkommen unauffällig vonstatten gehen. Es durfte auch nicht den kleinsten Hinweis auf seine Anwesenheit hier geben. Schließlich hatte er kein Verlangen danach, am Ende noch von einer Einheit der Armee durch den Dschungel von Kamputschea gejagt zu werden.

Er ging zurück zu der Stelle, an der die Äste der Bäume besonders tief in den Weg hineingehangen hatten. Dort richtete er seinen Blick nach oben. Es dauerte fast eine halbe Stunde, dann entdeckte er, was er gesucht hatte. Angeschmiegt an einen Ast und mit bloßem Auge kaum zu erkennen, lag eine grüne Otter. Sie schlief nicht, denn für einen Moment konnte er eines ihrer großen gelben Augen mit der kleinen senkrechten Pupille sehen.

Khieu merkte sich die Stelle und ging nach rechts, wo der Hauptweg zum Dorf führte. Er hockte sich in das dichte Laub, so daß er vom Weg aus nicht zu sehen war, und suchte nach einem Stein, der für das, was nun folgen sollte, geeignet war. Er fand einen in der Nähe und kehrte zu seinem Versteck zurück. Dann wartete er geduldig, bis er einen Offizier der vietnamesischen Armee kommen sah, der offensichtlich ins Dorf wollte. Er hob die Hand mit dem Stein über den Kopf, und im nächsten Augenblick schnellte der Arm vor, und der Stein flog sirrend davon. Er traf den Offizier an der Seite des Knies, und zwar so kräftig, daß der Vietnamese vor Schmerz zusammenzuckte. Er blieb stehen, und seine Augen suchten nach dem Schuldigen.

Khieu wartete eine Sekunde, dann ließ er das Laub leise aufrascheln, als er sich zurückbewegte. Der Offizier sah die Bewegung des Buschwerks. Er zog seine Pistole und ging in den Dschungel hinein, seine linke Hand teilte das Grün vor seinen Augen.

Khieu lief, noch immer in der Hocke, voraus, so daß der Vietnamese immer nur zitternde Blätter vor sich sah und nicht ahnen konnte, ob er einen Menschen oder ein Tier verfolgte. Doch Khieu wußte, daß sein Verfolger in jedem Fall darauf aus sein würde zu töten.

Als er die Stelle mit den tiefhängenden Zweigen erreicht hatte, richtete Khieu sich auf und wartete. Er nahm die Nikon in die Hände und drehte ihren Boden zu

seinen Augen, als ob er sich nicht darüber im klaren sei, wie die Kamera eigentlich funktionieren würde.

Er fühlte die Gegenwart des Offiziers, noch bevor er ihn das erstemal ansah. Er blickte auf, anscheinend erschrocken, einen Armeeoffizier vor sich zu sehen, der seine Pistole auf ihn gerichtet hielt.

»Entschuldigen Sie«, sagte er auf Englisch. »Können Sie mir sagen, wie ich den Film in dieses Ding bekomme?«

»*Mit mork pee na?*« entgegnete der Offizier in Khmer. »*Mit chmos ey?*«

Die gleichen Fragen, die Ros ihm gestellt hatte, als er, es schien ihm schon ein Menschenalter her zu sein, in das Lager der Roten Khmer gekommen war. Woher kommst du? Wie heißt du?

Scheinbar eingeschüchtert, trat Khieu einen Schritt zurück. Er hantierte noch immer mit der Kamera herum. »Ich komme mit dem verdammten Ding nicht zurecht.« Dabei ging er vorsichtig weiter zurück, bis er unter der Stelle mit den niedrig hängenden Zweigen hindurch war.

Jetzt wurde der Offizier wütend. Er war es gewohnt, daß man ihm umgehend und gehorsam antwortete. Er verfolgte Khieu, der offensichtlich unbewaffnet war, jetzt mit schnelleren Schritten. »Wer bist du? Woher kommst du?«

Khieu beachtete ihn gar nicht, sondern murmelte weiter in Englisch vor sich hin. Dabei wich er Schritt um Schritt zurück, bis der Vietnameser an der richtigen Stelle

stand. Dann blieb er plötzlich stehen und sprach den Offizier in Khmer an. »Ich komme aus Aranya Prathet. Zumindest bin ich auf diesem Weg nach Kamputschea hereingekommen. Ich komme als Abgesandter all derer, die eurer Sache sympathisch gegenüberstehen, und ich will mit meiner Kamera festhalten, wie die Regierung der Volksrepublik aus der Asche des alten ein neues Kamputschea schafft.«

Der Offizier riß erstaunt die Augen weit auf, als er auf einmal diese Propagandaphrasen zu hören bekam. Mit Sicherheit hatte er sie nicht von diesem Mann erwartet.

»Warum hast du nicht gleich auf meine Fragen geantwortet?« Er hatte den Revolver, er hatte die Macht. Er wollte, daß Khieu ihre Begegnung richtig verstand, daß er begriff, wer die Oberhand hatte.

»Aber ich kann diese Aufnahmen nicht machen, wenn ich keinen Film in die Kamera kriege«, sagte Khieu und sah in das Geäst hinauf. »Kannst du mir nicht helfen, Genosse?«

Der Offizier zog voller Verachtung seine dicke Oberlippe hoch. »Ich bin Offizier der Armee der Volksrepublik Kamputschea, und ich habe Besseres zu tun als ...«

Er sackte in den Knien zusammen, als ob an einer unsichtbaren Schnur gezogen worden wäre. Gleichzeitig riß er die Arme auseinander, um nicht die Balance zu verlieren, wobei ihm seine Pistole aus der Hand und auf den Boden fiel.

Khieu beobachtete ruhig, wie sich die grüne Otter um den Hals des Vietnamesen wand, ihren Kopf leicht zurückbog und dann niederschoß und den Offizier in die Halsschlagader biß. Es dauerte nicht lange, bis der Vietnamese tot war, aber nach allem, was Khieu gehört hatte, mußten diese letzten Sekunden schrecklich sein.

Dann holte er mit dem rechten Bein aus und trat die Schlange mit solcher Wucht, daß sie hoch in die Bäume flog.

Anschließend machte er sich daran, den Toten zu entkleiden.

Nur die eine Hälfte seines Büros im letzten Stock des Gebäudes der Metronics Inc. in der Gold Street diente Delmar Davis Macomber als Arbeitsraum, in den anderen Teil der Etage zog er sich zurück, wenn er entspannen oder nachdenken wollte. Zwei große Räume füllten diese zweite Hälfte fast gänzlich aus. In einem befand sich ein Dampfbad, das Macomber während der relativ trockenen Wintermonate benutzte; in anderen die Sauna, die Macomber in feuchter Sommerhitze bevorzugte.

Macomber hatte es sich gerade in der Sauna bequem gemacht, als er hörte, daß jemand an die Zedernholztür klopfte. Er winkte die Gestalt, die er durch das Doppelfenster in der Tür kaum erkennen konnte, zu sich herein.



Zögernd trat Eliott ein. Er schien kaum noch etwas gemein zu haben mit jenem jungen Mann, der einmal Kathleen Christians geschickten Verführungskünsten so begeistert erlegen war. Jetzt war sein Haar ungekämmt, unter seinen Augen zeichneten sich dunkle Ringe ab.

»Du wolltest mich sprechen.« Es war nicht als Frage gestellt.

Macomber sah seinen Sohn lange schweigend an. Als er schließlich zu sprechen begann, tat er es in dem sanftesten Ton, zu dem er fähig war. »Es tut mir leid, daß es so enden mußte, Eliott. Es tut mir wirklich leid.« Er beugte sich vor, um der Spannung, die seinen Körper ergriffen hatte, etwas nachzugeben. »Ich glaube, ich kann verstehen, was du für sie empfunden hast.«

Eliott sah sofort hoch. In seinen Augen glänzten Tränen. »Kannst du das wirklich? Khieu jedenfalls konnte es nicht.«

»Er hat einfach nur an die Sicherheit des *Angka* gedacht. Das kannst du ihm nicht vorwerfen.«

»Aber er ist unmenschlich«, protestierte Eliott. »Er fühlt nicht.«

Macomber hatte seinen Kopf zurückgelehnt und starrte an die Decke der Sauna. »Sie wollte alles, Eliott«, sagte er nach einiger Zeit. Er sprach wieder von Kathleen. »Sie wollte in den *Angka* eindringen, um Atherton, mit dem, was sie herausfinden konnte, zu erpressen. Sie war eine sehr gefährliche Frau.«

»Aber sie gab mir das Gefühl zu leben. Niemand anderer hat das je getan.«

»Ich verstehe das, aber ...«

»Nein«, unterbrach Eliott seinen Vater erregt, »das glaube ich dir nicht.« Er riß die Arme hoch, so daß ihm sein Handtuch von den Hüften fiel. »Wie solltest du das können? Ich bin von Kindermädchen großgezogen worden. Du hast jeden Erziehungsexperten, ich weiß nicht wie viele, um Rat gefragt. Du hast einfach übernommen, was sie für richtig und für falsch hielten.«

»Ich habe das Beste getan, was ich für dich tun konnte«, sagte Macomber mit starrer Stimme.

»Aber nichts davon ist von *dir* gekommen, verstehst du das denn nicht? Es waren immer die Theorien und Philosophien anderer.«

Er stieß sich mit seinem Zeigefinger gegen die Brust. »Aber ich bin *ich*. Ein selbstständiges Individuum. Wenn du nur in der Lage gewesen wärest, natürlich mit mir umzugehen, dann wären wir sicherlich immer prima miteinander ausgekommen. Statt dessen hast du mich fortgestoßen von dir, du hast dich selbst von mir entfernt und dir dabei gleichzeitig eingeredet, daß du nur das Beste für mich tust. Nur meine Mutter hätte sich wirklich um mich gekümmert. Das weiß ich ...« Er schien nach Atem zu ringen, bevor er weitersprechen konnte. »Aber sie war tot.« Er schloß die Augen. »Sie ist zu früh gestorben. Viel zu früh.«

Erschöpft von seinem Ausbruch ließ er sich auf eine der Bänke sinken. Sein Atem ging schwer.

Macomber wischte sich den Schweiß von der Stirn und rieb sich die feuchten Perlen aus seinem schmalen Oberlippenbart. »Es ist nicht die Aufgabe eines Vaters, dafür zu sorgen, daß sich ein Sohn wie ein Mann fühlt.«

»Das ist das Schlimme an dir«, sagte Eliott und hob seinen Kopf. »Du wirst dich nie ändern. Wann wirst du je lernen, daß ein Vater alles das sein kann, was du selbst willst.« Er hatte es in einem ruhigen Ton gesagt. Sein Zorn schien verflogen zu sein.

Macomber senkte den Blick. »Ich glaube — nun, eigentlich habe ich mir nie Gedanken darüber gemacht, wie es für dich aussieht. Ich wollte nie, ich wollte immer, daß du einmal genauso erfolgreich werden würdest wie ich, nein, sogar *noch* erfolgreicher solltest du sein. Ich wollte dich hier bei mir haben, an meiner Seite. Ich dachte, das wäre der natürliche Platz für einen Sohn.« Er sah Eliott an. »Irre ich mich da so sehr?«

Eliott seufzte schwer. »Nein«, sagte er langsam, »das tust du nicht. Ich wäre auch nie ein guter Schauspieler geworden. Das habe ich schon gewußt, als ich damit angefangen habe. Ich glaube, das war der einzige Grund, daß ich überhaupt ans Theater gegangen bin. Ich wollte scheitern, und ich wollte, daß du siehst, wie ich scheitere. Ich habe gedacht, daß ich dich dann endlich los sein würde.«

»Ich glaube«, erwiderte Macomber, »das hättest du nicht geschafft.«

»Auch nicht nach der Geschichte mit Kathleen?«

Macomber begriff, daß sein Sohn immer noch mit einem Wutausbruch seines Vaters rechnete. »Ich gebe mir an der Geschichte genausoviel Schuld wie dir, Elliott. Ich glaube nicht, daß so etwas passiert wäre, wenn wir uns besser verstanden hätten.«

Elliott sah zur Seite. »Lange Zeit war ich mir sicher, daß du Khieu viel lieber mochtest als mich. Er hat alles, was ich nicht habe. Das gute Aussehen, die richtigen Kenntnisse, eine bezaubernde Persönlichkeit.«

Macomber sah seinen Sohn nachdenklich an. »Ich möchte, daß du hierher zu Metronics kommst, Elliott. Das weißt du auch. Nichts würde mir mehr Freude machen. Und ich möchte dich mehr am *Angka* beteiligen. Ich kann deinen Verstand dabei sehr gut gebrauchen.« Macomber stand auf.

Auch Elliott erhob sich. »Aber ich kann dir im Augenblick nicht mal sagen, ob ich wirklich mehr über den *Angka* wissen will. Bis jetzt kenne ich nur einzelne Aspekte. Ich habe noch keine Vorstellung von dem, was hinter dem Ganzen steht. Und mir wäre es lieber, wenn wir es erst einmal dabei belassen. Ich werde mich in Zukunft lieber auf meine Arbeit bei Metronics konzentrieren. In Ordnung?«

Macomber nickte. »Wie du willst. Aber ich möchte nicht, daß du dich ausgeschlossen fühlst, wenn ich mit Khieu über das Thema sprechen muß.«

Elliott lächelte. »Das werde ich auch nicht.« Er bückte sich nach seinem Handtuch, dann verließ er die Sauna.

Auf dem oberen Rand seiner schwarzen Schutzmaske war Schlamm zu erkennen, als der Kopf des Tauchers die Wasseroberfläche durchbrach. Der auseinanderlaufende Wellenkreis schien das Licht der Scheinwerfer, die den Teich bestrahlten, immer mehr in Streifen zu zerlegen, als der Körper des Tauchers weiter aus dem Wasser herauskam. Sein Gesicht war durch die Blendung des Lichts aus dem Glas der Schutzbrille nicht zu erkennen. Thwaite hatte lange auf diesen Moment warten müssen. Inzwischen war es schon nach Mitternacht. Bradford Brady, der Leiter der Polizeidienststelle von Kenilworth, hatte brüsk, ungerecht und abweisend darauf reagiert, daß ein Fremder mehr als er selbst über einen Fall aus seinem Verantwortungsbereich wissen wollte. Am Anfang war er einfach unausstehlich und halsstarrig gewesen.

Thwaite konnte jetzt sehen, daß der Taucher etwas mit nach oben gebracht hatte. Dann rutschte der Taucher auf dem schlammigen, schrägabfallenden Teichboden aus und versank wieder bis zum Hals im Wasser. Sein Partner kam ihm zu Hilfe, und gemeinsam brachten sie ihren Fund ans Ufer.

Der viereckige Kasten war von Schlamm und Wurzeln der Wasserlilien überzogen. Einer der beiden Taucher kniete sich hin und schaufelte mit hohler Hand Wasser über das verdreckte Ding.

Thwaite trat einen Schritt näher und beugte sich zu dem Mann herunter. Er konnte an dem Kasten ein hellglänzendes Markenzeichen mit auf Aufschrift »RCA« erkennen. Der Taucher spülte weiter Wasser über seinen Fund. Allmählich wurde dessen schwarze Oberfläche sichtbar. Es war ein Videorecorder. Brady sah dem Ganzen schweigend zu.

»Hast du sie dabei?« fragte Thwaite und streckte die Hand aus. Silvano reichte ihm die Verlustliste, die von der Versicherung Senator Burkes zusammengestellt worden war. Thwaite ließ seinen Zeigefinger die Eintragungen hinunterlaufen, bis er das Videogerät gefunden hatte. Es war ein RCA. Aber jetzt wollte er ganz sichergehen. »Sagen Sie mir die Seriennummer. Sie muß auf dem Boden stehen«, sagte er zu dem Taucher. Der Mann bückte sich und schaltet seine Taschenlampe ein.

»Fünf, vier, sechs, drei, eins, acht E«, las er ab.

»Volltreffer!« sagte Thwaite. »Das andere Zeug werden Sie auch da unten finden!«

Sie kehrten ins Haus des Senators zurück. Thwaite war wütend auf seine Kollegen. Sie hatten es sich mit dem Mord einfach zu leicht gemacht. Die naheliegendste Erklärung hatten sie für bare Münze genommen, nur um

sich die Sache schnell vom Hals zu schaffen. Das konnte er ihnen nicht verzeihen.

In einer Spirale ging Thwaite von der Mitte des Wohnzimmers, wo sie sich versammelt hatten, nach außen. Er kam zum Kamin — eine geradezu futuristische Konstruktion in Schwarzweiß, vor der er am liebsten davongelaufen wäre. Statt dessen bückte er sich.

Merkwürdig. An den Abzugsblechen klebte frischer Ruß. Er änderte den Blickwinkel. »Was ist das für ein Zeug da?« fragte er.

Pleasant kam näher. »Keine Ahnung.«

»War das in der Nacht, als der Mord passierte, auch schon da?«

»Einen Augenblick.« Pleasant schlug ein schwarzes, in Schweinsleder gebundenes Notizbuch auf. Thwaite zog verächtlich die Oberlippe hoch. Pleasant blätterte, bis er die richtige Seite gefunden hatte. »Ja, war schon da.«

Thwaite zog einen Kugelschreiber aus der Brusttasche seiner Jacke und stocherte damit in den Aschenflocken herum. Gegen die rauhen schwarzen Innenflächen des Kamins waren sie nur schwer auszumachen gewesen. »Ziemlich viel Asche hier, nicht?« Er hob eine Flocke mit seinem Stift hoch. »Das meiste ist auch noch zu Puder zerrieben worden.«

»Woraus zu schließen ist, daß derjenige, der das Feuer gemacht hat, sichergehen wollte, niemandem auch

nur den kleinsten Hinweis darauf zu hinterlassen, was hier verbrannt wurde«, sagte Silvano.

»Und das war entweder der Senator oder sein Mörder«, sagte Pleasent.

»Ich glaube, wir können den Senator außer Betracht lassen«, sagte Thwaite. »Wenn der Senator das Feuer gelegt hätte, wären größere Reste übriggeblieben, weil er es in Eile gemacht haben müßte. Hier aber ist etwas erst gründlich verbrannt und *dann* zu Staub zerrieben worden.« Er warf einen Blick auf die Gesichter der anderen. »Und warum? Um sicher sein zu können, daß kein Labor noch irgend etwas finden würde.«

Die Aschenflocke fiel von seinem Kugelschreiber. Thwaite steckte ihn an seinen Platz zurück. Er kam aus der Hocke hoch. »Meine Herren«, sagte er, »irgendwo in diesem Alptraum aus Schwarz und Weiß müssen die Papiere, die hier verbrannt worden sind, einmal versteckt gewesen sein. Warum versuchen wir nicht, das Versteck zu finden?«

Sie brauchten dreieinhalb Stunden. Thwaite und Silvano waren in dem großen Schlafzimmer, sie waren hundemüde. Es war kurz nach halb fünf in der Frühe.

Thwaite stand neben einem schwarzlackierten Kleiderschrank, aus dem Silvano schon vor mehr als einer Stunde alle Schubladen herausgezogen hatte, und deren Fächer im Schrank er jetzt zum wiederholten Male austastete. »Du kannst noch nicht an der Rückwand sein«, sagte Thwaite automatisch. »Haben sie



dir auf der Akademie denn überhaupt nichts beibringen können?«

Silvano schnaufte wütend. »Was redest du? Ich mach' dir das hier nur mit den Zähnen und verbundenen Augen. Natürlich bin ich an der Rückwand. Hältst du mich etwa für einen Anfänger?«

Thwaites Interesse war erwacht. »Ehrlich? Von hier aus sieht es aus, als ob du noch gut zehn Zentimeter hättest.«

Thwaite ließ seine Finger über die Bodenkante gleiten. Nichts. Aber als er mit der Handfläche über das obere Schrankende fuhr, fühlte er an einer Stelle eine kleine Erhebung. Im Lichtstrahl einer Taschenlampe entdeckte er einen kleinen schwarzmatteierten Schnapp-Verschuß.

Minuten später hatten Thwaite und Silvano mehr als ein Dutzend dünner Aktenordner vor sich liegen, sorgfältig nach dem Alphabet geordnet. Nicht alle Briefe in den Ordnern waren mit einer Adresse versehen. Sie begannen in den Mappen stichprobenartig zu lesen. Schließlich sah Thwaite auf.

»Schau, schau«, sagte er, »das sieht ja ganz so aus, als ob unser Senator ein richtig böser Bube war.«

»Himmel«, ließ sich Silvano hören. Er pfiß gedehnt. »Kein Wunder, daß sich nie einer getraut hat, gegen ihn zu kandidieren. Da ist genug Material versammelt, um die halbe Verwaltung von Illinois unter Anklage zu stellen.«

»Da sind auch noch Herrschaften in anderen Bundesstaaten betroffen«, fügte Thwaite hinzu.

»Das ist ganz heißes Material«, sagte Silvano. »Augenscheinlich hat Burke etwas besessen, was sein Mörder auf gar keinen Fall bekannt werden lassen wollte. Und jetzt ist alles zu Asche verbrannt, und wir stehen wieder ganz am Anfang.«

»Vielleicht nicht«, erwiderte Thwaite. »Das hier war an den Deckel des Geheimfaches geklebt.«

Er streckte seine geöffnete Hand aus, damit Silvano es sehen konnte. In der Mulde seiner Handfläche lag eine kleine Schlinge dünner, schwarzisolierter Kabeldraht. An ihr hing ein Schlüssel.

Jetzt hatten sie wirklich Angst vor ihm. Angst, die ihnen wie kalter Schweiß aus allen Poren zu strömen schien. Es war die Uniform, die sie so erschreckte. Sie sahen nicht mehr in sein Gesicht. Jetzt beeilten sie sich, seine Fragen hastig zu beantworten.

Doch weder die Frau noch der Alte wußten irgend etwas über die Frau, die er suchte.

Dann, am Nachmittag, stolperte Khieu fast über einen alten Mann, der auf einem verrotteten Baumstumpf saß. Über die Zehen des Alten krochen Ameisen. Das Dorf lag ungefähr einen halben Kilometer in östlicher Richtung entfernt.

»Zumindest du wirst keine Angst vor mir haben, Alter«, sagte Khieu und ging neben dem Sitz des anderen in die Hocke.

»Warum sollte ich das auch«, erwiderte der alte Khmer. »Was könntest du mir denn noch antun. Meine Frau ist schon seit vielen Jahren tot. Meine Söhne habe ich alle im Krieg verloren. Einige wurden von den Roten Khmer rekrutiert, die anderen starben, als unser Dorf bombardiert wurde. Ich habe damals weiter im Süden gelebt, in der Nähe von Svay Rieng. Die *Chet Khmau* haben unser Dorf überrannt. Sie haben die Frauen erst vergewaltigt und danach zusammen mit den Kindern erschlagen. Und massenweise wurden täglich Stadtbewohner und Priester abgeschlachtet.«

Seine Hände zitterten ein wenig, als er weitersprach. »Dann kamen die Ywon und vertrieben die Roten Khmer. ›Wir sind die Retter von Kamputschea«, erzählten sie aller Welt. ›Seht her, wir schlachten die Khmer nicht ab, wie es ihre eigenen Landsleute getan haben. Wir behandeln sie besser.« Dann stahlen sie uns unsere gesamte Ernte und die Fänge der Fischer. Meine Schwiegertochter und meine Enkelkinder sind entweder verhungert, oder sie hatten am Ende so viele Krankheiten, daß man sie nicht mehr zählen konnte. Die Welt ist ehrlos geworden.«

»Ich will nichts von dir, außer ein paar Auskünften.«

Etwas in Khieus Stimme ließ den alten Mann aufschauen. Er starrte Khieu ins Gesicht. »Du bist keiner von ihnen«, sagte er langsam. »Habe ich recht?«

»Nein, ich gehöre nicht zu ihnen.«

»Woher dann die Uniform?«

»Der frühere Besitzer hat sie nicht mehr gebraucht.«

Das Gesicht des alten Mannes verzog sich zu einem Grinsen, so daß man seine schwarzen Zahnlücken sehen konnte. »Ja«, sagte er, seine Stimme war plötzlich freundlicher geworden, »das verstehe ich.« Er beugte sich auf seinem unbequemen Sitz vor. »Wie kann ich dir also helfen, *Genosse*?« Er hatte dem letzten Wort eine ironische Betonung gegeben.

»Ich suche nach einer Frau. Sie muß allem Anschein nach seit langer Zeit im Dschungel leben, seit neunundsechzig etwa.« Khieu beschrieb sie so genau, wie ihm das nach dem, das Macomber ihm gesagt hatte, möglich war.

»Hmm«, begann der Alte schließlich. »Ich selbst habe diese Frau nie gesehen, aber ich habe von einer gehört, auf die die Beschreibung passen könnte. Angeblich lebt sie auf einem Hausboot oder etwas Ähnlichem in der Nähe von — laß mich überlegen —, ja, in der Nähe von Stung Treng, im Osten, nahe bei der Stadt auf dem Mekong und kurz vor den Kong-Fällen, wenn ich mich richtig an das erinnere, was man mir erzählt hat.«

Er nickte, wie um sich selbst zu bestätigen. »Soldaten haben Geschichten von der Frau erzählt. Wenn sie Zeit

haben, gehen sie zu ihr, weißt du. Zumindest habe ich es so gehört. Hier eine Bemerkung, dort einen Satz. Meine Ohren sind noch gut, mein Verstand ist auch noch in Ordnung. Die *Yuon* lassen mich in Ruhe. Aber unsere Jungen lassen sich mit ihnen ein. Es ist eine Schande, wenn man nur daran denkt. Die Welt ist ehrlos geworden.«

»Wegen der Frau«, hakte Khieu noch einmal nach.

Der Alte zuckte die Schultern. »Wer weiß, ob sie überhaupt noch auf dem Boot lebt? Ich kann es dir nicht sicher sagen, und viel herumfragen solltest du besser auch nicht. Aber alle gehen zu ihr, auch die mit höheren Rängen. *Yuon*, Rote Khmer, sogar die Sowjets, habe ich gehört, obwohl ich solchen Geschichten nicht allzuviel Glauben schenken würde. Sie ist etwas Besonderes.

Eine Göttin, *Apsara*. Sie reitet die Soldaten in ihrem goldenen Streitwagen, bis sie ohnmächtig werden vor Erschöpfung und einem Übermaß an Lust.«

Khieu bedankte sich bei dem alten Mann und erhob sich. Die Reise nach Osten hatte sich gelohnt, dachte er. Diese Frau konnte sehr gut Tisah sein. Als sein Vater sie kennengelernt hatte, war sie in bestimmter Hinsicht auch eine Hure gewesen. Und warum sollte sie sich geändert haben?

Khieu kehrte noch einmal kurz in die nähere Umgebung des Dorfes zurück. In weitem Bogen umging er das Zentrum, bis er gefunden hatte, was er brauchte.

Ein Soldat hatte sein Fahrrad unbewacht an einem Baumstamm stehen lassen, vielleicht weil er irgendwo in der Nähe eine Meldung überbringen mußte.

Khieu nahm sich das Fahrrad.

Obwohl er auch jetzt noch den Armeepatrouillen, wo er konnte, aus dem Weg ging, fühlte er sich doch nicht mehr gezwungen, sich vor ihnen zu verstecken. Schließlich reiste er in der Uniform eines Captains, und nur wenige Offiziere hatten einen solchen Rang, daß sie ihn nach dem Grund seiner Reise hätten befragen können.

Mehr als einmal verschaffte ihm die Uniform auch eine Fahrt in einem Jeep. Das Fahrrad wurde dann jedesmal außen an die Rückseite des Wagens gebunden. So kam er bei Tag gut voran, aber nachts, im Schlaf, glitt er immer tiefer in die Schrecken der alten Zeit ab.

Stung Treng lag hinter der Tempelanlage von Preah Vihear, auf der anderen Seite des Mekong, unmittelbar südlich der Kong-Fälle.

Khieu glaubte nicht, daß er das Hausboot in der Nähe der Stadt finden würde. Zum einen lebten dort viel zu viele Menschen auf engem Raum, zum anderen wäre die Stelle viel zu weit nördlich gelegen, zu nahe an den Gebieten, die die Roten Khmer kontrollierten und in deren Nähe sich die Vietnamesen und die Sowjets nicht wagen würden. Obwohl die neue Regierung nicht müde wurde zu behaupten, daß fast die gesamte Bevölkerung

im Zentrum des Landes, in dem fruchtbaren Gebiet um Tonle Sap lebte, wußte Khieu es besser. Entlang der Grenze des Landes gab es viele Enklaven, die entweder zu den Roten Khmer gehörten, oder es waren Dörfer, die völlig unabhängig auf sich selbst gestellt waren.

Khieu war nur selten so weit wie jetzt in den Nordosten gekommen. Die Gegend war ihm unbekannt. Doch fand er sich einigermaßen zurecht, da er während seiner Arbeit bei der Pan Pacifica häufig auch mit Flüchtlingen aus diesem Teil seiner Heimat zu tun gehabt hatte.

Dann konnte er die Wasserfälle hören, sie lagen noch weit entfernt den Fluß hinauf. Er nahm sie wie eine Art Hintergrundrauschen wahr, eher als Druck denn als Ton. Und je näher er dem Mekong kam, desto dichter wurde der Dschungel. Der Fluß war an dieser Stelle ungewöhnlich schmal. Als Khieu das Ufer erreichte, sah er, daß sich auf der anderen Uferseite eine weite dreieckige Landzunge erstreckte, die diesen Nebenlauf vom Hauptfluß trennte.

Seine Vernunft riet ihm, den Nebenarm zu überqueren und dem großen Flußbett weiter nach Süden zu folgen. Aber sein Instinkt drängte ihn zu einer anderen Entscheidung. Khieu versteckte das Fahrrad und merkte sich die Stelle. Dann bahnte er sich durch das dichte Ufergrün des Nebenlaufs einen Weg nach Süden.

Als er sich zum viertenmal wieder zur Uferkante vorkämpfte und seinen Blick über das schlammige

Wasser gleiten ließ, sah er es. Wie ein langer dunkler Schatten wuchs das Boot aus dem Wasser heraus. Es bewegte sich nicht, und wie es schien, hatte es schon lange an dieser Stelle gelegen, denn Schlingpflanzen waren vom nahen Ufer bis zu seinem stumpfen Bug gewachsen. Von der Bugkante sah Khieu eine Haltetrosse in das dichte Ufergrün reichen.

Dann, nachdem er noch weiter an das Boot herangeschlichen war, entdeckte er die schmale Planke, die vom Ufer an Bord des Schiffes führte. Nach ein paar Schritten hockte Khieu sich in den Schutz des Laubes, um das Schiff, die Planke und die nähere Umgebung eine Zeitlang zu beobachten.

Erst fünfundvierzig Minuten später bewegte Khieu sich wieder. Und dann glich er einer Schlange, die sich entrollte. Leise richtete er sich auf, und geräuschlos schob er sich durch das Uferlaub, bis er die Planke erreicht hatte.

Mit zwei langen Sprüngen war er an Bord. Von der Größe her konnte es gut ein Hausboot sein, aber an Deck war weniger Platz, als es sonst bei Schiffen dieser Art üblich war. Khieu zog den Kopf ein und ging unter Deck.

Süßlicher Gestank schlug ihm entgegen. Er beeilte sich, den Niedergang herunterzukommen und durchschritt schnell den anschließenden holzvertäfelten Gang. Vielleicht hatte das Schiff, als es gebaut wurde, einmal mehrere Schlafräume gehabt. Jetzt hatte es nur



noch einen. Es gab unter Deck einen kleinen Wohnraum, eine Kombüse und sogar eine kleine Bibliothek. Aber der Schlafraum war dagegen von verschwenderischer Größe. Ohne Zweifel mußte er einmal sehr schön gewesen sein, luxuriös sogar. Jetzt war er, wo man auch hinsah, mit Blut besudelt.

Drei Körper lagen halb auf dem Bett, halb waren sie heruntergerutscht. Ihre Finger hatten sich in den seidenen Laken verkrampft. Alle drei waren nackt.

Es waren zwei Männer und eine Frau. Auf einem kleinen Sofa an der Außenwand des Raumes sah Khieu zwei Uniformen liegen. Beide waren von erdbrauner Farbe mit roten Paspeln, Uniformen der Roten Armee. Khieu roch an den Läufen ihrer Waffen. Sie waren in letzter Zeit nicht benutzt worden. Waren die beiden denn nicht von Wachen begleitet gewesen? Sie waren bestimmt nicht allein hierhergekommen, sondern gefahren worden.

Die Frau mußte einmal eine Schönheit gewesen sein. Ihre glatte Haut von tiefer Kupferfarbe, auf der ein matter Schatten lag. Khieu schätzte ihr Alter auf Anfang Dreißig. Das stimmte mit dem überein, was er über Tisah wußte. Einer der Russen lag quer über ihren gespreizten Schenkeln, die eine Hand des anderen streckte sich noch nach ihren Brüsten.

Es war unmöglich, sicher zu entscheiden, ob sie wirklich die Frau war, die Macomber so verzweifelt suchte; denn die drei Toten waren enthauptet worden.

Hastig durchsuchte Khieu den Raum, doch er fand nichts Privates oder Persönliches, kein Tagebuch oder sonst etwas, das Aufschluß über die Identität der Frau gegeben hätte.

Schließlich ging er zurück an Deck, das er ebenso nach irgendwelchen Hinweisen absuchte. Auf der Schiffsseite, die dem Fluß zugewandt war, entdeckte er kurz vor dem Bug eine dünne Angelrute aus Bambus, die über die Bordkante hing. Eine stramme Schnur senkte sich von der Spitze der Rute in das schlammige Wasser.

Khieu hob die Rute hoch und zog vorsichtig an der Schnur. Was immer auch an ihr hängen mochte, es war ziemlich schwer. Khieu versuchte, das Gewicht aus dem Wasser zu ziehen.

Was er aus der Tiefe nach oben holte, sah auf den ersten Blick wie ein großer Schlammklumpen aus. Aber als er ihn mehrmals wieder ins Wasser tauchte, wurde allmählich sichtbar, was er an der Angel hatte.

Als erstes erkannte er eine Ohrmuschel, dann Strähnen von braunem Haar, den Bogen einer Nase, einen Wangenknochen, eine zweite Wange, dann eine dritte, und schließlich war er sich sicher, was an der Schnur hing: die Köpfe der Toten unter Deck.

»Wie gefällt dir das?«

Es war ein dialektgefärbtes Französisch, ein Ton, der Khieu sofort bekannt vorkam. Er warf sich herum und sah einen untersetzten Mann vor sich stehen, der im

schwarzen Baumwollstoff der Roten Khmer gekleidet war. Der Fremde trug einen hellfarbenen Schal um den Hals, und statt des Thompson-Gewehrs — einer amerikanischen Waffe aus dem Zweiten Weltkrieg, mit der die Roten Khmer für gewöhnlich ausgerüstet waren — hielt er eine sowjetische AK-47 in den Händen. Das Schnellfeuergewehr war auf Khieu gerichtet.

Die Augen des Guerillakämpfers strahlten wie Käferrücken in seinem breiten Gesicht. Seine dicken Lippen hatte er zu einem schiefen Grinsen verzogen. »Verräter am Volk der Khmer! Haben dich deine sowjetischen Herren hergeschickt, um nachzusehen, was aus den großen Kriegsstrategen geworden ist?« Sein Lachen war wie das Bellen eines Hundes. »Nun, du hast sie an der Angel.« Er ließ seinen Kopf auf die linke Schulter sinken. »Ich verrate dir, daß sie keine *Kämpfer* waren. Sie wußten nicht, wie man sich zu verteidigen hat. Sie wußten nicht einmal, wie ein Soldat zu sterben hat. Doch ich bin auch ein Dämon aus den Nebeln des Nordens. Sie hatten keine Chance gegen mich.«

Er machte eine knappe Geste. »Deinen Namen! *Schnell!*«

»*Sok.*«

»*Mit Sok.* Ich bin Toi. In den Tagen, die vor uns liegen, werden wir uns sehr nahekomen, du und ich. Näher als Liebende, näher noch als zwei Brüder.« Er nickte wissend. »Schau dir die Köpfe an, *Mit Sok*, wie sie sich im Wind drehen. Sieh sie dir genau an, denn

vielleicht begreifst du dann, welch ein schrecklicher Tod dich erwartet. Es wird lange, lange dauern, bis du endlich sterben kannst. Und schon Tage vorher, das verspreche ich dir, wirst du mich bitten, dir endlich deinen Kopf abzuschlagen und auf einen Pfahl zu setzen.«

Khieu senkte die Leine mit ihrer schrecklichen Last auf die Decksplanken zu seinen Füßen.

»Diese Hure war eine *Kbat*. Sie hat ihr Volk verraten wie du, *Mit Sok*. Sie hat uns in ihr Bett gelassen, aber sie hat auch die *Yuon* und ihre Herren, die Sowjets, in ihr Bett gelassen.« Er spuckte vor den Köpfen aus. »Pol Pot hat entschieden, daß sie sterben muß. Jetzt werden wir ihren Kopf und die ihrer Liebhaber in den Süden bringen und für alle Besucher zur Schau stellen, die nach Phnom Penh kommen und sich Yuon-Lügen über die Roten Khmer erzählen lassen und darüber, wie sicher das ›neue‹ Kamputschea in der Kontrolle seiner neuen Herren ist. Und nun steh auf, *Kbat*, und nimm deine Last auf die Schultern! Du wirst die Köpfe zu einer Stelle tragen, die ich sehr gut kenne, wo niemand dich hören wird, wenn du deine unendlichen Schmerzen hinausschreist, wenn du um Gnade bettelst, niemand außer dem Fluß und dem Dschungel, und denen ist es egal, was mit dir passiert.«

Khieu beugte sich hinunter und griff nach der Angelschnur. Als er sie hochzog, begannen die Köpfe leicht im Wind zu schwingen, und der weibliche Kopf

drehte sich ihm zu. Dann schien plötzlich alles in ihm in einer kalten Stichflamme zu explodieren. In seinen Ohren hörte er ein Brüllen, Tois wütende Schreie hallten wie vom anderen Ende eines langen Tunnels zu ihm.

Das war nicht Tisahs Kopf, der da vor ihm hin und her schwang wie ein Totem.

Es war Malis' Kopf.

## KAMPFZONE 350, KAMBODSCHA

*April 1969*

Macomber fiel von einem feuerglühenden Himmel, so sah Khieu ihn zum erstenmal.

Er beobachtete Macomers Fallen aus einem sicheren Versteck. Macomber schwang wie ein Pendel hin und her. Wütendes Krachen ließ Khieus Trommelfelle schmerzen, als punktgenaue Feuersäulen in die Luft aufstiegen und Sekunden später eine sengend heiße Druckwelle die Kronen der hohen Palmen zur Erde bog. Die Welt schien nur noch aus einem Beben, das die Knochen im Leib erzittern ließ, zu bestehen, und aus den Feuerbällen der Explosionen. Rote Splitter flogen an Macomers gespanntem, grimmigen Gesicht vorbei. Sie leuchteten auf wie Laserstrahlen, und ihr Schein spiegelte sich auf seinen Wangen. Khieu schien der schwarzgekleidete Mann, der mit vier anderen Fallschirmspringern, die auch das Schwarz der Roten

Khmer trugen, zur Erde fiel, überlebensgroß zu sein. Als das Lager in die Reichweite der Angreiferwaffen kam, schossen sie in kurzen, genau gezielten Feuerstößen.

Ros hatte nach Sams Hinrichtung das Kommando über die Kadereinheit übernommen. Er versuchte jetzt, die Verteidigung zu organisieren. Über dem ohrenbetäubenden Lärm der kreisenden Helikopter rief er nach Khieu.

Macomber erreichte mit seiner Einheit den Boden. Mit einer Schulterrolle fing er den harten Aufprall ab. Donnergrollen folgte ihm, als sei es sein persönlicher Diener. Die Luft war erfüllt von Explosionsgeruch; über dem ganzen Tal lag die Hitze der unzähligen Feuer.

Nur zögernd wandte Khieu den Kopf von den Angreifern ab, aber Ros schrie seine Befehle immer eindringlicher. »Die Lieferung! Sie wollen unsere Lieferung! Denk an unseren Befehl, *Mit Sok!* Wir verteidigen die Lieferung bis in den Tod!«

Er war schon immer ein Idiot, dachte Khieu. Er hat noch nie etwas von taktischer Kriegführung verstanden. Ein blindwütiger Schlächter ist er, sonst nichts. Seine Mordlust für das, was er als Ziel der Revolution ansah, war grenzenlos.

Khieu dachte daran, daß er einmal genauso gewesen war. Aber dann hatte ihm Musashi Murano in den letzten Augenblicken vor seinem Tod die Augen geöffnet. »Diese Leute sind Dummköpfe«, hatte der Japaner gesagt. »Sie kämpfen für eine Sache, von der

sie nichts verstehen. Denn wenn sie es tun würden, müßten sie sehen, wie sie von ihren Führern betrogen werden.« Er hatte in Khieus wärmenden Armen gelegen. »Du sollst — du *mußt* — meine Tradition fortsetzen. Doch zuerst mußt du aus dieser Hölle des Wahnsinns fliehen, oder du wirst noch vor deiner Zeit sterben.«

Die Amerikaner rückten jetzt vor, und mit jedem Meter, den sie gewannen, verbreiteten sie Tod und Verderben. Die alten Thompson-Gewehre der Roten Khmer konnten den öglänzenden, todspeienden AK-47, die die Amerikaner bei diesem Einsatz benutzten, nicht standhalten.

Zwei weitere Rote Khmer stürzten zu Boden, bevor der erste Angreifer getroffen wurde. Es war ein Hüne mit blonden Haaren und blauen Augen. Wenig später wurde ein zweiter Amerikaner getroffen, aber zu der Zeit war schon Ros' halbe Kadereinheit ausgeschaltet.

Und immer noch rückten die Amerikaner vor. Khieu hatte keine Freude im Herzen gefühlt, als er die ersten Fremden sterben sah. Auch hatte er noch nichts zur Verteidigung des Lagers beigetragen.

Er war ein neutraler Beobachter, der keiner Seite angehörte. Macomber hatte links von Khieus Versteck Zuflucht hinter einem Mauerrest gesucht. Zu seiner Rechten entdeckte Khieu die anderen beiden Amerikaner, die von Deckung zu Deckung sprangen. Das schnelle Feuer aus wechselnden Richtungen erschwerte den Roten Khmer die Verteidigung. Völlig

überrascht sahen sie sich plötzlich selbst einem Angriff nach Guerillataktik ausgesetzt. Bewundernd stellte Khieu fest, daß die Amerikaner nicht nur klug operierten, sondern auch hervorragend ausgebildet waren. Er genoß es geradezu, den Angriff beobachten zu können.

Ros und der Rest seiner Leute hatten jetzt den Vorstoß der zwei Amerikaner bemerkt und richteten ihre Verteidigung neu ein. Mordlust brannte in Ros' Augen.

Der Kader nahm die vorrückenden Amerikaner unter Feuer. In diesem Augenblick sprang Macomber aus seinem Versteck hinter der Mauer hervor und lief im Zickzack in die linke Flanke des Kaders. Dabei schoß er noch nicht, um so nahe wie möglich an den Gegner heranzukommen und die Schockwirkung seines Auftauchens zu erhöhen.

Alles hätte auch funktioniert, wäre nicht einer der beiden anderen Amerikaner auf eine der ausgelegten Minen getreten.

Die Explosion schleuderte ihn hoch in die Luft. Dann fiel er zurück in die Feuerwolke und war verschwunden. Splitter der Explosion hatten auch den zweiten Soldaten getroffen. Blut lief an seinem linken Bein herunter, von dem der dünne Baumwollstoff und auch große Hautfetzen heruntergerissen worden waren. Er sank auf die Knie und schoß dabei aus seiner AK-47 im Dauerfeuer. Dann traf ihn eine Gewehrsalve, und er fiel zur Seite.



Macomber eröffnete das Feuer. Ein Roter Khmer wurde herumgeworfen. Immer wieder kamen Macombers kurze Feuerstöße. Drei weitere Angehörige des Kaders stürzten tödlich getroffen zu Boden. Nur Ros und ein zweiter Soldat waren noch am Leben. In dem dichter werdenden Rauch der vielen Feuer hatte Khieu Ros aus den Augen verloren.

Der andere Soldat des Kaders sprang plötzlich auf Macomber zu und riß ihn zu Boden. Khieu trat aus seinem Versteck heraus. Er wollte diesen Amerikaner nicht sterben sehen. Viel eher wünschte er seinen früheren Genossen den Tod. Für das, was sie dem Land angetan hatten, für das, was sie Sam angetan hatten.

Der Rote Khmer — es war Mok, wie Khieu jetzt erkennen konnte — hatte sein Messer gezogen. Die Klinge blitzte auf und fuhr in weitem Bogen auf das Gesicht des Amerikaners nieder. Khieu rannte los und riß im Laufen seine Offizierspistole aus dem Halfter.

Er blieb gerade stehen, um zu zielen, da sah er Macombers linke Hand in einer schnellen Bewegung mit zwei gestreckten Fingern hervorstecken. Mok schrie auf, als sich die Finger des Amerikaners in seine Augenhöhlen gruben. Dann hatte Macomber seinem Gegner mit der freien rechten Hand auch schon das Messer entwunden, und im nächsten Moment durchschnitt die Klinge Moks Kehle.

Macomber sprang auf und stieß den Toten von sich. In diesem Augenblick entdeckte Khieu Ros, der hinter

einer eingefallenen Mauer Schutz gesucht hatte. Ros legte gerade auf Macomber an.

»Nein!« schrie Khieu, und wie in einem Reflex flog der Kopf von Ros herum. Khieu schoß zweimal, und wie von einer Axt gefällt sank Ros zu Boden.

Dann ging Khieu vorsichtig und mit langsamen Schritten zu dem Amerikaner hinüber. Macomber hatte sich auf die Knie fallengelassen. Khieu sah, daß er aus mehreren leichten Wunden blutete. In sicherer Entfernung blieb er vor dem Fremden stehen und zielte mit seiner Smith & Wesson auf dessen Kopf. »Also«, begann er in perfektem Französisch, »wen haben wir denn hier?« Sein Herz schlug so heftig, daß er dachte, sein Brustkorb müßte unter dem Druck bersten.

*Doch zuerst mußt du aus dieser Hölle des Wahnsinns fliehen.*

Ihm war jetzt endgültig klar geworden, daß Musashi Murano recht gehabt hatte. Er konnte nicht länger in Kambodscha bleiben.

*»Êtes-vous blessé?«*

Der Amerikaner starrte ihn unverständlich an. Oh, Buddha, dachte Khieu, wie können sie ihn in dieses Land schicken, wenn er kein Französisch kann? Er wiederholte seine Frage etwas langsamer.

»Nicht besonders schlimm«, antwortete der Amerikaner in ziemlich akzentfreiem Französisch.

»Gut, daß Sie die Sprache sprechen«, sagte Khieu. »Mein Englisch ist nicht besonders.« Er sah in

Macomers verschwitztes, dreckverschmiertes Gesicht. »Es tut mir leid um Ihre Männer. Aber ich konnte nichts für sie tun. Wenn ich nicht bis zuletzt in meinem Versteck gewartet hätte, wäre ich auf der Stelle erschossen worden. So konnte ich wenigstens Ihnen helfen.«

»Ich danke Ihnen dafür«, sagte der Amerikaner. Er kam mühsam wieder auf die Beine und stellte sich vor. »Ich bin Lieutenant Delmar Davis Macomber.«

»Ich bin Khieu Sokha.« Wie selbstverständlich hatte er sich nach der östlichen Form vorgestellt und seinen Nachnamen zuerst genannt.

Macomber griff nach der ausgestreckten Hand und schloß sie in seine eigenen. »Ich bin froh, daß du noch rechtzeitig eingegriffen hast, Khieu.«

Khieu hatte den Fehler nie richtiggestellt. Er hatte es schon tun wollen, doch dann war ihm klar geworden, wie bedeutend der Wandel war, der gerade mit seinem Namen begonnen hatte. Die Umkehrung seines Namens würde das äußere Zeichen dafür sein, daß er mit seiner eigenen Vergangenheit gebrochen hatte.

»Als du vorhin auf mich zugekommen bist, habe ich zuerst gedacht, daß du mich töten wolltest«, sagte Macomber. »Warum hast du es nicht getan?«

»Du bist gekommen, um die Roten Khmer zu vernichten«, antwortete Khieu.

Macomber nickte. »Das stimmt. Das Guerillacamp war unser Angriffsziel.«

»Ich will, daß die Roten Khmer vernichtet werden.«

»Aber du *bist* ein Roter Khmer.«

Khieu schüttelte heftig den Kopf. »Ich gehöre dem Schwarzen Herz nicht mehr an. Mein Bruder ist in seinem Namen ausgelöscht worden. Jetzt hast du sie ausgelöscht.«

Er nahm seinen Revolver und legte ihn Macomber feierlich in die Hand. »Obwohl dies mein einziger Besitz und nur von geringem Wert ist, soll es doch ein Zeichen für dich sein.« Er beugte rief seinen Kopf vor dem Amerikaner. »Ich schulde dir soviel, daß ich es nie werde zahlen können.«

»Davon will ich nichts hören, Khieu«, sagte Macomber mit leiser Stimme. Er legte Khieu seine linke Hand auf die Schulter. »Ich habe meinen Auftrag noch nicht ganz erfüllt, und es wird nicht leicht für mich werden, das allein zu tun.«

»Ich werde helfen«, sagte Khieu ohne Zögern. »Du mußt es mir erlauben.«

Macomber drückte Khieus Schulter. »Wenn du unbedingt willst.« Dann verdüsterte sich seine Miene plötzlich, und er sah Khieu abschätzend an. »Aber ich muß dich warnen. Wenn du mir wirklich helfen willst, wird es für dich in Zukunft sehr gefährlich sein, in diesem Land zu leben.«

Khieu war Macomers Blick nicht ausgewichen. »Der Krieg hält Kambodscha wie ein großer Tiger in seinen Klauen. Er hat mir nichts gelassen. Nicht einmal mein eigenes Leben. Ich gehe dahin, wo du hingehst.«

»Bis zurück nach Amerika?«

»Auch dorthin«, sagte Khieu und nickte.

## Zweites Kapitel

Tracy wachte auf, weil der Krieg, der in seinem Kopf tobte, ihm den Atem zu nehmen schien. Sein Oberkörper bäumte sich auf, und er schrie. Dann packten ihn sanfte Hände; sanft gemurmelte Worte drangen an sein Ohr, die auch das Granatfeuer aus seinen Träumen zu beruhigen schienen. Er atmete tief ein, und langsam verwandelte sich der Gestank in den antiseptischen Geruch eines Krankenhauses. Seine Augenlider schlossen sich flatternd wieder, und behutsam wurde er zurück auf sein Bett gelegt.

»Doktor ...«

Und sein müdes Bewußtsein sank zurück in einen tiefen Schlaf, und dabei spielte es mit dem Wort, das es als letztes aufgenommen hatte, wie mit einem Ball.

*Doktor, Doktor, Doktor* ... es schläfernte ihn ein und stieß ihn zurück in die Finsternis, aus der er kurz aufgestiegen war.

Lauren versuchte den dreifachen *Pas de chat* zum fünftenmal. Sie war nicht allein, sondern auch ihr Partner Steven, ein hochgewachsener Däne, war auf der Probe,

dazu die sechzehn anderen Mitglieder der Company: acht Tänzer und acht Tänzerinnen.

Während der ersten beiden Sprünge der dreifachen Schrittkombination war sie etwas zu langsam. Sie versuchte, das vor dem dritten Sprungteil noch auszugleichen und war im nächsten Moment einen Takt zu schnell. Noch mitten im Sprung fiel sie Steven in die Arme, und fast wären beide dabei verletzt worden. Martin stellte sofort die Musik ab. Er hatte an der Wand gelehnt und sie aufmerksam beobachtet. Jetzt klatschte er mehrere Male laut in die Hände, und sogleich leerte sich der große Übungsraum. Nur Lauren blieb zurück.

»Ich weiß überhaupt nicht, was mit mir los ist«, sagte Lauren in kläglichem Ton.

»Das ist auch nicht so wichtig«, erwiderte Martin heftig. »Nur die Folgen daraus machen mir Sorgen. Wenn du ein Profi sein willst, mußt du immer tanzen können. Aus. Wir müssen mit den Proben zu diesem Ballett noch in dieser Woche fertig werden.«

»Aber warum? Was ist plötzlich so wichtig, daß alles schnell schnell gehen muß?«

Martins Augen blitzten. »Die Spielzeit ist zwar herum«, begann er, »aber wir werden noch nicht nach Saratoga gehen. Als erstes Ballettensemble des Westens sind wir nach China eingeladen worden.«

»China!« stieß Lauren überrascht hervor.

Martin nickte. »Während der vergangenen drei Wochen sind vorsichtig Verhandlungen geführt worden.

Und heute morgen habe ich einen Anruf aus Washington bekommen. Schon in ein paar Tagen werden wir fliegen. Eigentlich hatte ich das erst auf der Probe heute nachmittag bekanntgeben wollen, aber in deinem Fall dachte ich mir, ist es vielleicht hilfreich, wenn ich es dir schon jetzt sage.«

Er wandte sich um und ging mit leichten Schritten zum Ausgang. Bei dem Tonbandgerät blieb er noch einmal kurz stehen. »Die Musik wartet auf dich«, sagte er, dann verschwand er durch die Tür.

Einen Moment später kam Steven wieder, in den Übungsraum. Lauren zwang jeden Gedanken an Tracy aus dem Kopf, allen Zorn und alle Gefühle, die sie sonst noch gequält hatten, schob sie beiseite.

Musik füllte wieder den Raum, und mit ihr kehrte der erregende Takt des Balletts zurück. Lauren flog Steven in die Arme und war im nächsten Augenblick schon wieder aus ihnen verschwunden.

Eins, zwei, drei, der *Pas de chat*.

Sie benötigten einen halben Tag, um es zu finden. Der Schlüssel an dem schwarzen Draht paßte zu einem kleinen Gepäckfach auf dem Greyhound-Busbahnhof Ecke Clark und Randolph Street in Chicago.

Nach der langen Nacht hatte das Team, zu dem nun auch Brady gehörte, an diesem Morgen geschlafen und sich erst gegen Mittag in Art Silvanos Büro getroffen.



»Ich kenne einen Schlosser, der riechen kann, wohin dieser Schlüssel gehört«, hatte Silvano gesagt, »auch wenn, wie bei dem hier, die Nummer weggefeilt worden ist. Denn wir wissen ja noch nicht einmal, zu welcher Art Schloß er überhaupt gehört: zu einem Wagen, Bankfach oder was weiß ich noch. Wenn überhaupt jemand, dann kann uns dieser Schlosser einen Hinweis geben.«

Der Schlosser, ein junger Mann mit ernsten Augen, ließ sich den Schlüssel geben. An einer langen Seitenwand seiner Werkstatt hatte er vielleicht einhundert Schlösser jedes nur denkbaren Typs hängen.

»Es ist ein Schließfachschlüssel«, sagte er ihnen, nachdem er mehr als eine Viertelstunde mit dem Schlüssel herumprobiert hatte, »wie man sie an Bahnhöfen und an Flughäfen findet. So was in der Richtung jedenfalls.« Dann zog er sich ein Paar Gummihandschuhe über.

»Das hier ist Säure.« Er zeigte auf einen Glasbecher. »Vielleicht ist es möglich, damit noch Reste der weggefeilten Nummer wieder sichtbar zu machen. Versprechen kann ich zwar nichts, aber den Versuch sollten wir schon machen.«

Er hatte den Schlüssel mit einer langen Pinzette gefaßt und hielt ihn mehrere Sekunden lang in die ätzende Flüssigkeit. Dann ließ er vielleicht für eine Minute kaltes Wasser über ihn laufen. Anschließend betrachtete er den Schlüssel unter einer Lupe. Sie hielten den Atem an.

Es dauerte eine Zeitlang, bis der junge Mann von seinem Arbeitstisch aufblickte. »Was ich noch erkennen kann, ist eine Neun. Es ist die mittlere Ziffer einer dreistelligen Nummer.«

»Das ist jedenfalls besser, als mit nichts in der Hand anfangen zu müssen.«

Jetzt standen sie alle vier, Thwaite, Silvano, Brady und Pleasant, vor einer kleinen quadratischen Tür in der vierten Reihe der Gepäckfächer des Busbahnhofs. Die Nummer auf der Tür lautete: 793.

Thwaite schob den Schlüssel in das Schloß, drehte ihn mit einer schnellen Bewegung nach rechts und zog. Die Metalltür schwang auf. Da das Licht in der Bahnhofshalle nur von der Deckenbeleuchtung her kam, konnte im ersten Moment niemand von ihnen in dem dunklen Tunnel etwas erkennen.

Dann zog Pleasant eine kleine Stiftilampe aus der Brusttasche seiner Uniformjacke und richtete ihren dünnen Lichtstrahl direkt in das Schließfach.

Thwaite sagte, was alle dachten. »Verdammte Scheiße!« Aus seiner Stimme war Enttäuschung und nur mühsam beherrschte Wut herauszuhören. »Nichts, überhaupt nichts!«

Regen fiel in Strömen auf sie herab und ließ die Welt hinter einem graugrünen Schleier verschwimmen. Khieu war auf die Knie gesunken.

Toi zog geräuschvoll die Luft durch die Nase ein, als ob er gerade eine Art Mitgefühl zu entwickeln begann. »Bleib da sitzen«, sagte er lachend. »Der Regen wird dir das Erbrochene schon wieder von der Hose waschen.«

Malis, *Apsara*, tanzte in seinen Gedanken, ihre gewandten Finger woben eine stumme Geschichte zu tonloser Musik in die Luft. Khieu bebte am ganzen Leib, seine Augenlider flatterten in unregelmäßigen Krämpfen. Das Haar klebte an seinem Kopf, und jeden Tropfen des harten Regens spürte er auf seiner Haut, als ob ihm eine Nadel ins Fleisch getrieben werden würde.

»Jetzt steh auf«, rief Toi schließlich. »Du hast lange genug ausgeruht.« Er stieß Khieu den Gewehrkolben in die Rippen. »Denk daran. Es war das letzte Mal, daß du ausruhen konntest.« Er lachte roh. »Zumindest in *diesem* Leben.«

Khieu stand auf, durch seinen Kopf zuckten noch immer Fantasiebilder enthaupteter Leiber. Liebe, Lust und Schrecken, alles wurde jetzt in einen unerbittlichen Wirbel gerissen.

»Nimm deine Last auf, *Mit Sok*«, befahl Toi.

Khieu trug die drei Köpfe vor sich her, als er über das Deck des Hausboots ging. Toi ging mit entschertem Gewehr direkt hinter ihm. Über die schmale Planke erreichten sie das Ufer.

Nachdem sie ungefähr zwanzig Meter in den Dschungel hineingegangen waren, ließ Toi ihn anhalten. »Sieh dort drüben, *Mit Sok*«, sagte er mit Triumph in

der Stimme. »Du solltest den Anblick ganz besonders genießen können.«

Khieu wandte seinen Kopf langsam in die Richtung, die Toi Hand ihm wies. Unter einem Gewirr tief hängender Zweige konnte er erdbraune Uniformen mit der auffallenden roten Paspel erkennen.

Es waren drei Soldaten in der gleichen Uniform, die er selbst trug.

»Sie konnten ihre Offiziere nicht retten«, sagte Toi. »Sie wußten nicht, wie man kämpft.« Wieder stieß er Khieu mit dem Gewehrkolben. »Geh da hinüber mit deiner Last, *Mit Sok*. Gerade kommt mir eine Idee, die mir sehr großes Vergnügen bereitet.«

Khieu stolperte fast über eine halbverdeckte Baumwurzel, doch er konnte sich wieder fangen, bevor er sich auf die Knie sinken ließ. Das tropfende Bündel streifte über den Boden.

»Stell dich neben die toten Soldaten«, kommandierte Toi. Der Regen wurde schwächer. Das laute Rauschen des Schauers wurde langsam von dem lauten Tropfen des Regenwassers, das von Myriaden Blättern fiel, verdrängt. Als der Dschungel wieder still lag, kam Toi zu der Stelle, wo Khieu stand, und nahm ihm das Bündel aus der Hand. Khieu griff nach Malis' Kopf, aber Toi schlug ihm mit dem Gewehrlauf auf die ausgestreckten Hände.

»Geh weiter zurück«, befahl er ihm. Er hielt die Köpfe in die Höhe und stellte seinen rechten Fuß auf

den Rücken eines der toten Soldaten zu seinen Füßen. »Da kannst du stehenbleiben. Und jetzt sei ein guter Genosse und mach ein Foto von mir. Zu Propagandazwecken.« Seine Stimme wurde lauter. »Denke daran, wieviel Gutes du mit diesem einen Foto noch tun kannst, *Mit* Sok. Denk daran, wie sehr du dem Schwarzen Herz und seiner Sache damit hilfst.«

Khieu ging weiter zurück, bis Toi etwa drei Meter von ihm entfernt stand. Dann ließ er die Kameratasche aufspringen, er setzte den Sucher ans Auge und zielte. Er stellte Entfernung und Verschußgeschwindigkeit ein, und als er Tois Kopf in der Mitte des Bildausschnittes hatte, drückte er den Auslöser.

Eine bläulichweiße Flamme leckte wie ein tödlicher Dämon aus dem Objektiv, und Sekundenbruchteile später riß eine Miniaturgranate mit Aufschlagzünder Toi den Schädel vom Rumpf.

Als er wieder aufwachte, wollte Tracy als erstes wissen, ob jemand für ihn angerufen hätte. Er hatte völlig vergessen, wo er war.

Die Schwester im Zimmer lächelte ihn freundlich an und sagte: »Nein, das nicht. Aber vor ungefähr einer Stunde war eine junge Frau hier und hat gefragt, wie es Ihnen geht.« Ein wissendes Lächeln blitzte in ihren Augenwinkeln.

Sie stand auf und ging zur Tür. »Ich habe ihr gesagt, daß es keinen Sinn hätte zu warten.«

»Aber ...«

»Jetzt ruhen Sie sich erst mal aus.« Die Schwester hatte ihm mit einer Handbewegung das Wort abgeschnitten. »Ich habe ihr gesagt, daß sie später noch einmal wieder kommen soll. Und ich bin sicher, daß sie das auch tun wird. Und jetzt muß ich den Doktor holen. Er hat mir aufgetragen, ihn sofort anzurufen, wenn Sie wieder aufwachen.«

Der Arzt war ein kahlköpfiger Chinese und rund wie ein Medizinball. Er kam mit watschelnden Schritten ins Zimmer, und dabei flatterten die Enden seines offenen Kittels wie die stummeligen Flügel eines Pinguins.

»Schön, schön, schön«, gluckste er. »Sind Sie also wieder aufgewacht.« Seine Finger tasteten über Tracys Kopf. »Besser, schon viel besser.«

Er rückte die Ohrstücke seines Stethoskops zurecht und begann Tracys Herz abzuhorchen, ohne daß er dabei zu reden aufgehört hätte. »Die Polizei wünscht sehr dringend, mit Ihnen zu sprechen, lieber Freund. Wie Sie sich denken können — bitte husten —, ist sie sehr daran interessiert — noch einmal —, von Ihnen zu hören — und noch einmal —, was Sie zu der Sache zu sagen haben.«

Er begann wieder, Tracy abzutasten, seine Finger gingen dabei erstaunlich sanft vor.

»Wie lange bin ich schon hier?«

Der Arzt sah zur Decke hinauf. Seine Finger strichen gerade über eine der großen Meridianlinien hinweg.

»Etwas mehr als achtundvierzig Stunden. Das war eine ziemlich schlimme Explosion.« Er öffnete seine Tasche und holte eine schmale Glasröhre hervor, in der Tracy vielleicht ein halbes Dutzend sterilisierter Akupunkturnadeln liegen sah. »Wenn zwischen Ihnen und dem Explosionsherd nicht das schwere Bettgestell gewesen wäre ...« Der Arzt schnalzte mit der Zunge. »Und jetzt rollen Sie sich bitte auf die Seite. Nein, auf die linke. Ja« — er legte eine Hand auf Tracys Arm und rückte ihn in die richtige Stellung — »so ist es gut.« Dann öffnete er die Glasröhre und zog eine der langen Nadeln hervor.

»Anzeichen, die auf eine ernsthaftere Verletzung schließen ließen, habe ich bei Ihnen nicht gefunden; aber aus Erfahrung mit ähnlichen Fällen kann ich Ihnen sagen, daß Sie eine Zeitlang noch unter Benommenheit und leichten motorischen Störungen leiden können.« Er nahm die Nadel in eine Hand und suchte mit der anderen einen bestimmten Meridian. »Das ist aber nichts Bleibendes. Keine Angst. Aber als vorbeugende Maßnahme« — er schob Tracy die Nadel unter die Haut und griff nach einer zweiten — »halte ich diese kleine Behandlung für am besten geeignet, alle Unannehmlichkeiten zu beseitigen.«

»Die Polizei hat mich gebeten, sie sofort zu benachrichtigen, wenn Sie wieder bei Bewußtsein und

vernehmungsfähig sind«, sagte der Arzt, während er die Nadeln wieder entfernte.

»Ich hätte gern noch etwas Zeit zum Ausruhen«, sagte Tracy. Er fühlte sich schon überraschend erfrischt.

»Da man es meinem Urteil überlassen hat, den richtigen Zeitpunkt für eine erste Vernehmung zu bestimmen, wollen wir einfach davon ausgehen, daß dieses Gespräch zwischen uns erst morgen im Laufe des Vormittags stattfindet, hmm? Was halten Sie von neun Uhr?«

»Das wäre sehr nett von Ihnen«, antwortete Tracy.  
»Vielen Dank.«

»Nichts zu danken.« Der Arzt blieb in der Tür noch einmal stehen. »Versuchen Sie zu schlafen, das wird Ihnen guttun. Denken Sie daran, daß Ihr Körper sich noch lange nicht erholt hat. Nur Zeit kann Ihnen jetzt noch helfen. Und gehen Sie in nächster Zeit behutsam mit Ihrem linken Arm um.«

Tracy nickte, und der Arzt verschwand auf den Flur. Die Schwester wollte ihm schon folgen, als Tracy sie noch einmal zurückrief. »Die Frau, die nach mir gefragt hat — wissen Sie ihren Namen?«

»Nein, sie hat ihn mir nicht genannt«, antwortete die Schwester.

»Wie hat sie denn ausgesehen?«

Die Schwester dachte nach. »Groß, schlank, sehr gut angezogen; eine Chinesin.« Auf ihr Gesicht war eine



erstaunte Miene gezogen. »Ist sie denn keine Freundin von Ihnen?«

»O doch«, erwiderte Tracy. Er legte eine Hand auf sein Gesicht, um seine Verwirrung nicht sehen zu lassen.

»Ich wollte nur sicher wissen, wer es war.«

Die Schwester schüttelte den Kopf. »Um acht Uhr komme ich wieder und gebe Ihnen eine Spritze.«

»Wofür?«

»Gegen die Schmerzen, damit Sie schlafen können.«

»Ich will aber keine Spritze.«

Sie lächelte ihn wieder an. »Anweisung des Doktors, Mr. Richter. Sie haben gehört, was er gesagt hat. Sie brauchen Ihren Schlaf.«

Tracy fühlte sich nicht zu einem Streit darüber aufgelegt. Als die Schwester die Tür hinter sich geschlossen hatte, ließ er seine Gedanken wandern. Er wollte sich jede Einzelheit ins Gedächtnis zurückholen.

Die Explosion. Er schloß die Augen. Eigentlich hätte sie ihn töten müssen, das wußte er. Also mußte er jetzt herausfinden, warum sie es nicht getan hatte. Die Explosion war stark genug gewesen, das sagte ihm sein Instinkt. Wieso war er dann mit leichten Prellungen und einem gequetschten Arm davongekommen? Er rief sich jede Bewegung ins Gedächtnis zurück.

Er hatte auf dem Bett gesessen. Dann hatte er nach dem Telefonhörer gegriffen, um seinen Vater anzurufen. Was war dann passiert? Natürlich, die Detonation.

Tracy seufzte und stieß langsam die Luft aus. Es fiel ihm schwer. Der Organismus wußte, wie nahe er dem Ende gewesen war, und versuchte jede Erinnerung daran zu unterdrücken. Sein Körper wollte nichts wissen, er wollte weg, um sein Überleben sicherzustellen. Hongkong war in sein Gehirn plötzlich als roter Gefahrensektor eingebrannt.

Es war das Gewicht. Etwas hatte sich seinem Gehirn mitgeteilt, als er den Hörer von der Gabel gehoben hatte. Innerhalb einer Zehntausendstelsekunde hatte sein Körper reagiert.

Tracy erinnerte sich jetzt, wie er wild über das Bett gerollt war, um sich auf dem Boden in Sicherheit zu bringen. Die Explosion hatte ihn noch getroffen, bevor er es geschafft hatte. Er war mitten in der Bewegung gewesen, die linke Schulter dem Explosionsherd zugewandt. So hatte die Druckwelle ihn nur weitergeschleudert, und die Hauptwucht der Explosion war doch noch von der schweren Eisen- und Holzkonstruktion des Bettes aufgefangen worden.

*Glück*, schrie es in seinem Kopf. *Du hast Glück gehabt*. Aber Tracy wußte, daß das nicht die Wahrheit war. Die Stiftung — oder, um genauer zu sein, seine Ausbildung — hatte ihm wieder einmal das Leben gerettet. Es war nicht das erstemal, daß er das dachte, aber zum erstenmal kam ihm der Gedanke, daß er diese besondere Ausbildung gar nicht brauchen würde, wenn

er sich nicht immer wieder auf Einsätze dieser Art einließe.

Das brachte ihm wieder die Krankenschwester und das, was sie gesagt hatte, in Erinnerung. *Aber vor ungefähr einer Stunde war eine junge Frau hier — eine Chinesin. Jadeprinzessin.* Tracy brach der Schweiß aus. Sie war bestimmt nicht gekommen, um seinen Erholungsprozeß zu beschleunigen. Jetzt blieb kein Zweifel mehr, daß Mizo für die Explosion in seinem Hotelzimmer verantwortlich war. Aber wieso? Was an Tracys Plan war schiefgegangen?

Er vergeudete eine halbe Stunde damit, über diese Fragen nachzudenken, ohne zu einem Ergebnis zu kommen. Seine Gedanken wanderten zurück, zu dem Moment, als er mit Mizo Kontakt aufgenommen hatte. Er rief sich das Bild Mizos vor dem Führring des Jockey Clubs in Erinnerung, sein Gesicht, seine Haltung, jede seiner kleinen Bewegungen. Aber alles war natürlich und echt gewesen. Verdammt noch mal, er hatte ihn am Haken gehabt.

Das konnte nur bedeuten, daß der Faden erst *nach* seinem Treffen mit Mizo und Jadeprinzessin gerissen war. Irgend etwas war außer Kontrolle geraten; etwas, von dem er nichts wußte. Und das machte ihm jetzt Sorgen. Was konnte es sein? Was konnte so wichtig sein, daß Mizo den Befehl gegeben hatte, ihn zu töten?

Als erstes hatte Tracy an den Mörder von John und Moira gedacht. Aber niemand wußte überhaupt, daß er

auf der Suche nach Johns Mörder war. Mit Sicherheit konnten Mizo und Jadeprinzessin es nicht wissen. Das war vollkommen unmöglich. Aber in wessen Auftrag handelte Mizo dann? Aber auch die Antwort darauf hätte nicht gereicht. Es blieb das Warum.

Mit einem Seufzer legte er sich in das Kissen zurück. Er fühlte sich benommen und müde. Der Doktor hatte recht gehabt, er *brauchte* dringend Ruhe.

Tracys Augenlider fielen flatternd zu, sein Puls schlug langsamer. Er schlief — und wachte erst wieder auf, als es schon zu dunkeln begann. Er war aus einem Alptraum hochgeschreckt, aber an den Inhalt konnte er sich nicht mehr erinnern. Seine Kehle war ausgetrocknet, und er griff nach der Aluminiumkanne auf seinem Nachttisch. Dabei fiel sein Blick auf die Digitalanzeige im Zimmer. 8:13 las er. Ihm schien das merkwürdig zu sein, und während er seinen Durst stillte, dachte er über die mögliche Ursache dieses Gefühls nach. Es kam ihm keine in den Sinn.

Sein Körper machte auf sich aufmerksam. Er hielt die Tasse in der linken Hand, und der Arm schmerzte leicht. Als der Schmerz wuchs, wechselte er die Tasse in die rechte Hand.

Außerdem hatte er einen leichten Kopfschmerz, der sich aber erst bemerkbar gemacht hatte, als er sich aufgesetzt und nach dem Wasser gegriffen hatte. Eine leichte Benommenheit befiel ihn wieder. Er stellte die

Plastiktasse zurück und sah wieder das Zahlenfeld der Uhr: 8:15.

Und dann erinnerte er sich, daß die Schwester gesagt hatte, sie würde ihm um acht Uhr eine Spritze geben. Sie war nicht gekommen. Oder vielleicht war sie doch gekommen, hatte gesehen, daß er noch schlief und wollte ihn nicht wecken. Also gut, dann konnte er ihr jetzt sagen, daß er aufgewacht war. Er griff nach der Bettklingel, aber als sein Daumen schon auf dem Knopf lag, hielt er inne. In Krankenhäusern war es üblich — und zwar in jedem Krankenhaus —, den Patienten Medikamente, Essen und Untersuchungen nach einem genauen Zeitplan zukommen zu lassen. Der Schlaf eines Patienten war kein Grund, von diesem Plan abzuweichen.

Mit einem Schlag hellwach, schlug Tracy seine Bettdecke zurück, ließ seine Beine über die Bettkante gleiten und richtete sich auf. Er fühlte den kalten Linoleumboden an seinen warmen Fußsohlen. Er ließ die Kühle in sich eindringen, um seine Sinne noch schneller zu beleben. Dann drückte er sich langsam hoch. Er hatte ein merkwürdiges Gefühl in den Beinen und stützte sich zur Sicherheit mit einer Hand auf der Matratze ab. Ein leichter Schwindelanfall durchfuhr ihn, aber Sekunden später hatte er sich wieder unter Kontrolle.

Der Schrank mit seinen Kleidern stand an der gegenüberliegenden Wand des Zimmers. Es waren vielleicht dreieinhalb Meter, aber Tracy schien die

Strecke jetzt zehnmal so lang zu sein. Er streckte seinen Arm in den dunklen Schrank. Dann zog er sich, so schnell er konnte, an. Er wußte, daß er sich beeilen mußte.

Wenn, wie er glaubte, Mizos Leute schon im Krankenhaus waren, um ihn endgültig auszuschalten, dann mußten sie nach einem äußerst knappen Zeitplan arbeiten.

Er sah wieder zur Zimmeruhr. Es war jetzt 8:18, und es würden ihnen nur noch Minuten bleiben, um ihren Plan in die Tat umzusetzen. Vorsichtig schlich Tracy zur Zimmertür. Dabei versuchte er den Teil seiner selbst, der wütend in ihm schrie, *Um Gottes willen, sieh zu, daß du hier herauskommst*, zu beruhigen. Er atmete dreimal tief ein. *Prana*.

Millimeter um Millimeter öffnete er die Tür, bis er einen schmalen Ausschnitt des Korridors sehen konnte — und machte eine schnelle Bewegung in Richtung seines Zimmers. Zu spät!

Er ließ die Tür unter ihrem eigenen Gewicht zurückfallen. Dieser Fluchtweg war ihm also versperrt. Wenn er richtig schätzte, blieben ihm noch fünfzehn Sekunden, um einen anderen zu finden.

Mit wenigen Schritten war er am Fenster und sah hinunter. Sein Zimmer mußte im fünften oder sechsten Stockwerk liegen. Sein Blick fiel ungehindert auf den nackten Zementboden des Hofes. Er war hoch genug, um sich bei einem Sprung das Genick zu brechen.

Hastig wandte sich Tracy wider von seinem Zimmerfenster ab und kroch zurück ins Bett. Seine Decke zog er hoch bis ans Kinn, um seine Straßenkleidung zu verbergen. Als sich die Zimmertür nach innen öffnete, und der Streifen zitronengelben Lichts, das vom Flur hereinfiel, immer breiter wurde, hatte er seine Augen zu zwei schmalen Schlitzen geschlossen.

Für einen Augenblick sah er scharf abgezeichnet die Seitenansicht einer Silhouette. Sein Gehirn versuchte das Bild aufzuschlüsseln. Ohne Zweifel war es eine Frau, und sie trug eine Schwesternhaube. Dann *mußte* er sich geirrt haben. Sie hatten sich nur verspätet, vielleicht wegen eines widerspenstigen Patienten am anderen Ende des Flurs. Dennoch ...

Er hörte sie mit schnellen sicheren Schritten weiter ins Zimmer kommen und ihre unterdrückte Stimme. »Mr. Richter? Sind Sie wach?«

Sie kam näher, aber er antwortete nicht. Die Nadel einer Spritze wurde über dem Bett in die Höhe gehalten, und als die Luft aus der Nadel gedrückt wurde, spritzte ein kurzer flüssiger Strahl heraus.

»Es ist Zeit für Ihre Spritze.«

Tracys Muskeln spannten sich. Noch immer stand das Bild der Silhouette vor seinen Augen. Etwas stimmte nicht mit ihr. Aber was? Die Nadel senkte sich in einem flachen Bogen zu ihm herunter. Die Schwester beugte sich über ihn und suchte nach seinem Arm. Tracy spürte,

wie ihr Unterarm plötzlich kraftvoll sein Schlüsselbein ins Kissen preßte. Dann begann der Arm gegen seinen Hals zu drücken und ihm die Luft abzuschneiden.

»Was ist das? Sie sind ja angezogen!«

Tracy fing an, sich zu wehren. Aber jetzt hielt sie ihn mit ihrem Gewicht nieder. Er wußte, daß sie das nicht lange durchhalten konnte — er war schwerer und kräftiger als sie, und nach einiger Zeit würde ihr der Vorteil der besseren Position nichts mehr nützen. Doch sie würde dafür sorgen, daß es gar nicht erst soweit kam. Sie brauchte ihm nur die Injektion zu geben. Er war sich jetzt mehr als sicher, daß die Spritze in der Hand der Frau über ihm kein Schmerzmittel enthielt, sondern ein Gift, das vollenden sollte, was die Bombe nicht geschafft hatte.

Die Höhe. Der Schatten ragte höher über den Türrahmen hinaus, als er es hätte tun dürfen.

Die Luft in seinen Lungen wurde immer knapper. Er mußte etwas unternehmen, und zwar schnell. Er versuchte, einen seitlichen Schlag anzusetzen, aber sie sah die Bewegung rechtzeitig und blockte seine Hand mit der Hand ab, in der sie die Spritze hielt. Er konnte absolut keine Hebelkraft gegen sie einsetzen, und geschwächt, wie er war, hatte sie ohnehin leichtes Spiel mit ihm.

Denk nach! schalt er sich selbst. Also benutzte er seinen Verstand, statt seine Körperkraft. Er tat genau das, womit sie nicht gerechnet hatte.



Er wandte den *Kiai* an, den Schrei, der die Luft in Schwingungen versetzt und jeden Gegner mit Schrecken schlug. Instinktiv wußte er, daß dies seine letzte Chance war, die Kraft, die er einsetzen mußte, würde ihn endgültig schwächen. Wenn die Wirkung ausblieb ...

»Jadeprinzessin!«

Es war ein Kriegsruf, ein Kampfesruf, und es war ihr Name. Sie schreckte sofort zusammen, denn sie hatte nicht damit gerechnet, daß er sie erkennen würde.

Sie hatte ihre Augen weit aufgerissen, und er konnte das Weiß um ihre Pupillen herum sehen. Und für den Bruchteil einer Sekunde, während das Echo seines Schreis noch von den Wänden des kleinen Zimmers zurückgeworfen wurde, lockerte sich ihr Griff.

Tracys Reaktion kam blitzartig. Sein linker Ellbogen schnellte hoch, drückte ihre rechte Hand mit der Spritze zur Seite und prallte dumpf gegen ihren Brustkorb.

Sie riß ihren linken Arm hoch, und sofort warf er sich nach links herum ihr entgegen. Er wollte so nahe wie möglich an sie heran, nicht von ihr fort. Er wollte ihr den Raum nehmen, der ihr die Möglichkeit zu einem zweiten Angriff oder zur Flucht geben würde.

Doch sie erholte sich schneller, als er das für möglich gehalten hätte. Und plötzlich war er selbst in der Defensive. Er ging in Deckung und öffnete dabei bewußt seine rechte Seite ihrem schmerzhaften Schlaghagel, um seine linke zu schützen. Auf der konnte er sich keine weitere Verletzung leisten. Vielleicht wußte sie nichts

von seiner Wunde, aber darauf wollte er es nicht ankommen lassen.

Nach ihrem schnellen Angriff konterte er mit einer Doppelfinte. Einen Moment lang war sie verwirrt, von welcher Seite sein Angriff kommen würde, und das gab ihm Gelegenheit zu einem Schlag der *Ate-waza*-Technik.

Sie schrie auf, als ihr linkes Schlüsselbein getroffen wurde. Tracy hätte den Kampf jetzt am liebsten beendet, er wollte sie ausfragen. Aber sie ließ es nicht dazu kommen. Sie warf die Spritze zu Boden und attackierte ihn mit ihrem rechten Arm. Da ihre Schläge immer noch kraftvoll genug kamen, um Tracy ernsthaft in Gefahr zu bringen, mußte er seine *Osaе-waza*-Technik, zu der er übergegangen war, weil er sie nur kampfunfähig machen wollte, wieder aufgeben.

Sie fauchte und keifte ihn an wie eine Wildkatze. Dann traf sie zweimal seinen linken Arm, und er spürte, wie seine Kräfte zu schwinden begannen. Sie ließ ihm keine Wahl. Seine rechte Hand mit dem leicht gekrümmten Finger schoß wie eine Klinge hervor. Er traf sie kurz unter dem Brustbein.

Jadeprinzessin bäumte sich kurz auf, dann fiel sie vornüber in Tracys geöffnete Arme.

Er schleifte sie zum Bett und warf sie auf die Matratze. Dann zog er die Decke über ihren toten Körper. Er zwang sich, ruhiger zu atmen, und wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht. Er fühlte sich

glühendheiß und kraftlos. In seinem Kopf hämmerte sein Puls.

Sein Blick fiel auf die Spritze, die Jadeprinzessin während ihres Kampfes fortgeschleudert hatte. Es war eine Wegwerfspritze zur einmaligen Benutzung. Sie war aus Kunststoff und hatte den Aufprall auf den Boden schadlos überstanden. Noch immer lauerte in ihr der Tod.

Tracy hob die Spritze auf. Es war nicht gerade die Waffe, die er sich unter den gegebenen Umständen wünschte, aber er würde sie gebrauchen können.

Auf dem Flur war die Nachtbeleuchtung eingeschaltet; kaltes spärliches Licht. Wo waren die anderen?

Tracy konnte niemanden sehen, und er fragte sich, was sie mit den Schwestern der Station getan haben mochten. Er fühlte ihre Gegenwart. Er tauchte mit vorgebeugtem Oberkörper in den Flur und lief ihn im Zickzack hinunter. Im nächsten Augenblick fühlte er einen leichten Luftzug wie eine Sommerbrise an seinen Haaren. Dann hörte er ein Geräusch, als ob jemand ausspuckte. Er warf sich gegen die Flurwand und ließ sich, sobald er sie an seinem Rücken spürte, an ihr hinuntergleiten. Dann sah er den Putz absplittern, wo gerade noch seine Schulter gewesen war.

Sein Kopf schmerzte, als er sich hinter der Tür einer kleinen Kleiderkammer in Sicherheit bringen konnte. Entfernung. Sie war zu einem tödlichen Feind für ihn

geworden. In dem Moment, als auf ihn geschossen worden war, hatte er zwei Schatten sehen können. Sie hatten Schalldämpferwaffen, also war es ein Vorteil für sie, wenn sie ihn auf Entfernung hielten. Er konnte nur im Nahkampf etwas gegen sie ausrichten. Er mußte sie an sich heranlocken, und zwar einen nach dem anderen.

Er lehnte sich zurück, trat die Tür mit einem gestreckten Bein auf und sprang wieder in den Flur. Er hörte den Schuß nicht, aber er sah die Kerbe im Holz der hellglänzenden Tür. Sie war an einem Ende tiefer.

Er lief in die entgegengesetzte Richtung, dorthin, wo die Kugel abgefeuert worden sein mußte. Während er in seinem Versteck Atem geholt hatte, hatten sie mit Sicherheit ihre Stellung gewechselt. Sein letztes Manöver hatte Tracy zwar verraten, wo der eine der beiden war, aber wo der andere sich versteckt hielt, war ihm ein Rätsel.

Plötzlich sah er einen schwarzen Haarschopf vor sich und im nächsten Augenblick einen Schalldämpfer, der auf ihn gerichtet war. Tracy machte noch einen langen Schritt, dann hechtete er über den breiten Schaltertisch der Schwesternstation. Er riß Papiere und Stifte mit sich, schleuderte Aktenordner zur Seite und schlug am Ende dem überraschten Chinesen die Waffe aus der Hand. Der Mann grunzte wütend auf und zog sein Knie hoch. Es prallte gegen Tracys linke Schulter.

Tracy biß die Zähne zusammen, um nicht aufzustöhnen. Er wollte seinem Gegner keinen Hinweis

geben, daß er verletzt war. Dann konnte Tracy einen Leberschlag landen, der den Chinesen vornüber klappen ließ. Der Schmerzensschrei seines Widersachers verschaffte Tracy eine kurze Befriedigung. Aber der Mann war nicht so leicht zu schlagen, und Sekunden später schoß sein Fuß hoch. Die Schuhspitze traf Tracy am Wangenknochen und schleuderte seinen Kopf zurück. Tracy wußte jetzt, daß er den Kampf schnell beenden mußte, wenn er nicht eine Niederlage riskieren wollte. Seine rechte Hand, die die Spritze hielt, stach hervor und versenkte die Nadel im Oberschenkel seines Gegners.

Erschrocken sog der Mann die Luft ein. Sein Atem schien plötzlich schwerer zu gehen. Seine Haut färbte sich weiß.

Tracy wandte sich von dem Chinesen ab. Immerhin war ihm dieser Tod zugedacht gewesen. Er ließ seinen Blick suchend umherschweifen, und dabei sah er auch, was sie mit den Schwestern gemacht hatten. Drei von ihnen lagen an Händen und Füßen gefesselt im hinteren Teil der Station. Das war ein gutes Zeichen. Es verriet, daß sie noch am Leben waren. Aber sie waren bewußtlos und konnten ihm also nicht helfen.

Tracy zwang sich zur Ruhe. Er mußte seine innere Stärke wiedergewinnen, um eine Chance zu haben, aus dieser Falle lebend zu entkommen. Die Waffe des Chinesen! Tracy begann nach ihr zu suchen. Als er sie dem Mann aus der Hand geschlagen hatte, war sie den

Flur hinuntergeschleudert. Und schließlich entdeckte er den Revolver. Er lag nur ein paar Meter entfernt. Tracy hatte ihn nur deshalb nicht sofort gesehen, weil der Flur hier einen Bogen machte.

Er ging in die Hocke und sah zu der Waffe, während er überlegte. Er war versucht, einfach zu ihr hinzulaufen, so einladend lag sie vor ihm. Und genau das kam ihm jetzt ziemlich verdächtig vor.

Er mußte das Risiko wagen, auf das er sich nicht gern einließ. Aber bei allem, was er jetzt tat, setzte er sein Leben aufs Spiel, und es blieben immer nur Sekundenbruchteile, um eine Entscheidung zu treffen. Er zog sich nach hinten zurück, streifte sich die Schuhe von den Füßen und lief gebückt den Gang hinunter. Er befand sich im E-Flügel, der Unfallstation des Krankenhauses. Jedes seiner Stockwerke hatte annähernd die Form eines H, dessen senkrechte Balken an den Enden durch schmale Gänge verbunden waren, die zu den Spezialabteilungen der Klinik führten: der Intensivstation, der Station für Herzpatienten und dem Versorgungszentrum für Brandverletzungen.

Als Tracy fast schon um den ganzen Bogen herum war, blieb er stehen und zog sich seine Schuhe wieder an. Dann schlich er weiter, und nach wenigen Metern fand er seinen Instinkt belohnt. Vor sich sah er den zweiten Mann, der sich in der Deckung einer Säule auf ein Knie niedergelassen hatte und in der klassischen

Scharfschützenposition auf die Waffe seines Partners zielte, die wenige Meter vor ihm auf dem Flurboden lag.

Tracy ging zum Angriff über. Er fluchte leise, als der Mann sich nach dem ersten Geräusch herumwarf. Es war ein großer schwerer Mann, aber die Schnelligkeit seiner Bewegung verriet, daß die Muskeln unter dem Fett durchtrainiert waren. Der Chinese schloß ein Auge und legte auf Tracy an.

Doch Tracy war schon mitten in der Angriffsbewegung. Sein rechter Fuß schoß nach oben, und der Absatz seines Schuhs schlug gegen das Kinn des Chinesen.

Der Mann riß die Arme hoch, als Tracys Fuß ihn traf und die Wucht des Angriffs ihn nach hinten warf. Er stürzte gegen die gegenüberliegende Flurwand und prallte von ihr zurück. Noch immer hielt er den Revolver in der Hand, und jetzt setzte er ihn wie einen Schlagstock ein und ließ ihn in einer schnellen Bewegung auf Tracys rechte Schulter niederfahren.

Tracy schrie auf, doch er konnte im Fallen seinen Gegner noch packen und mit einer Drehung des Armes von den Füßen reißen. Es war jedoch Tracys linker Arm gewesen, und die Bewegung hatte ihn mehr Energie gekostet, als ihm lieb war.

Im nächsten Moment war sein Gegner über ihm wie ein Mungo über einer Schlange. Geschickt setzte der Chinese sein Körpergewicht ein und ließ eine Serie von Schlägen auf Tracy niederprasseln. Noch einmal ging

Tracy ein Risiko ein. Als der Hagel vorüber war, stöhnte er laut vor Schmerz auf, sein Körper sackte leicht zusammen — alles deutete darauf hin, daß sein Gegner nur noch einen letzten Schlag anbringen mußte, um ihn endgültig auszuschalten.

Der Chinese streckte sich hoch, um all seine Kraft in den entscheidenden Hieb zu legen.

Tracy schnellte vom Boden hoch und schlug seinem Gegner den Ellbogen mit voller Wucht gegen das Brustbein. Dabei hatten sich die Finger von Tracys Händen wie Eisenklammern verhakt, so daß er sein ganzes Körpergewicht in den Stoß legen konnte.

Der Chinese schrie auf, stürzte zu Boden und versuchte, auf allen vieren davonzukriechen, weg von dem brennenden Schmerz.

Mit wenigen Schritten war Tracy bei seinem Gegner. Er packte den Chinesen am linken Unterschenkel und riß das Bein in einer schnellen Bewegung hoch. Der Mann überschlug sich, und im nächsten Augenblick lag sein Nacken ungeschützt vor Tracy.

Im selben Moment stieß Tracys rechte Hand vor.

Der Chinese zuckte noch einmal in einem Krampf zusammen, dann war alles Leben aus ihm gewichen.

Tracy erhob sich schwer atmend. Seine linke Schulter war fast taub vor Schmerz. Müde ging er zum Notausgang der Klinik. Er sah auf seine Armbanduhr, und überrascht las er die Zahlen ab: 8:25. Sieben Minuten waren erst vergangen, seit er Jadeprinzessin auf



dem Flur gesehen hatte. Ihm schienen seitdem sieben Tage vergangen zu sein.

Vorsichtig begann er die Stufen hinunterzusteigen, um seinen schmerzenden und brennenden Körper nicht noch mehr zu reizen. Auf den letzten Stufen ruhte er sich ein wenig aus. Vor sich sah er den langen Hauptflur und dahinter das weiche Licht der Hongkonger Nacht.

Er ging die Treppen hinunter und blieb abrupt stehen. Ein stechender Schmerz schoß ihm den Rücken hoch.

»Sei ein guter Junge und nimm die Hände aus den Taschen«, sagte eine tiefe Stimme in kantonesischem Dialekt.

Der kurze Lauf einer 38er preßte sich auf Tracys Lendenwirbel. »Bleib um Gottes willen so stehen«, sagte die Stimme. »Ich will dich genauso in Erinnerung behalten, wenn ich dich töte.«

»Meine Damen und Herren!«

Es war eine Nacht von großer Bedeutung für Atherton Gottschalk.

»Delegierte des republikanischen Nationalkonvents!«

Eine Nacht, in der er sich gemeinsam mit allen anderen in dem weiten Rund der Halle, gemeinsam mit Millionen Fernsehzuschauern und Radiohörern, von einer riesigen Welle erfaßt fühlte.

»Bitte, begrüßen Sie mit mir ...«

Er sah, wie die große Zahl der Sicherheitsbeamten in Zivil sich um ihn versammelte. Wie ein lebendes Netz

schirmten sie ihn ab, untereinander verbunden durch ihre Walkie-Talkies, die sie regelmäßig kurz an ihre Lippen führten. Jede Minute wechselten sie die Blickrichtung, und alle zehn Sekunden sahen ihre Augen ein neues Gesicht forschend an, denn so war es ihnen beigebracht worden. Gottschalks Brust schwoll vor Stolz bei dem Gedanken, daß ihm dieser Schutz nun rechtmäßig zustand.

»... den kommenden Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika! ...« Das Tosen, das vor einem Augenblick erst eingesetzt hatte, schwoll an und lief über das ganze Auditorium hinweg, bis es wie ein Donnern über ihm zusammenschlug.

»... Atherton Gottschalk!«

Mit einem letzten Griff an seine Krawatte und getragen von einem unglaublichen Glücksgefühl schritt er in die Mitte der Bühne hinaus, in den strahlenden, heißen Lichtkegel, auf den in diesem Augenblick die Augen der Welt gerichtet waren.

Auch als Khieu in die Ruhe des Hauses am Gramercy Park zurückgekehrt war und seinem verängstigten Vater mit unbewegtem Gesicht einen knappen Bericht gegeben hatte, konnte er sich nicht erinnern, wie viele Männer er getötet hatte, wie viele Rote Khmer, wie viele der Schwarzen Herzen.

*Chet Khmau.*

Für all das, was er für seine Familie nicht getan hatte, mußten sie bezahlen. Für das, was aus seiner Schwester geworden war, mußten sie bezahlen. Für das schreckliche Leid seiner Mutter und dafür, daß seine kleinen Schwestern wie vom Erdboden verschluckt waren, mußten sie zahlen. Und für den schrecklichen Tod von Malis mußten sie zahlen.

Es regnete, als Khieu in der Christopher Street ankam. Einen Moment lang beobachtete er, wie der herabbrinnende Regen immer neue dunkle Spuren, die kurz darauf schon wieder verschwunden waren, auf das Glas der Eingangstür zeichnete. Dann stieß Khieu die Tür auf und trat in den düsteren, stickigen Vorraum. Er klingelte bei dem Apartment im neunten Stock. Nachdem er fünfzehn Sekunden gewartet hatte, drückte er den Klingelknopf erneut. Als wieder kein Summzeichen ertönte, ging er weiter zum zweiten Eingang und beugte sich zwanzig Sekunden zum Schloß der Tür hinunter. Da es nach sieben war und die meisten Leute beim Essen saßen, rechnete er nicht damit, von irgend jemandem überrascht zu werden.

Ein scharfes Klicken, und das Schloß war aufgesprungen. In dem Augenblick, als er den Türknauf herumdrehte, hörte Khieu, wie hinter ihm die Tür zur Straße geöffnet wurde.

Er trat in die weite Eingangshalle des Hauses und ließ die Tür zufallen, ohne sich umzusehen. In New York war diese Unsitte weit verbreitet, und außerdem wollte

er nicht, daß jemand sein Gesicht sah. Eilig ging er am Fahrstuhl vorbei zum Treppenhaus, dann begann er langsam die Stufen hinaufzusteigen.

Ein Deckenlicht im Flur des neunten Stocks war ausgefallen, so daß ein Drittel des langen Ganges in tiefem Schatten lag. Khieu bog nach links und ging zu der massiven Tür am Ende des Flurs. Es dauerte diesmal nicht lange, bis er das Schloß geöffnet hatte. Khieu trat in den Wohnungsflur und schloß die Tür geräuschlos hinter sich. Er blieb stehen und lauschte in die Wohnung hinein. Das Apartment schien leer zu sein. Es war Zeit, daß er sich an die Arbeit machte.

Als die Wohnungstür von Khieu leise ins Schloß gedrückt worden war, hatte Louis Richter gerade den Heißwasserhahn über der Badewanne abgedreht und war mit einem wohligen Seufzen in das dampfende Wasser geglitten. Wie es seine Gewohnheit war, hatte er die Badezimmertür eine Handbreit offengelassen.

Er lehnte sich zurück und fühlte, wie sich die Verspannungen in seinen Muskeln lösten. In Momenten wie diesen konnte er seine Schmerzen kaum noch ertragen. Selbst der Gedanke an den Tod hatte keine Schrecken mehr für ihn. Wie eine Wolke schob er sich täglich näher heran.

Doch bis es soweit war, sollte er erst noch von Tracy erfahren haben, was er in Hongkong herausgefunden hatte. Tatsächlich war er schon in Sorge um seinen Sohn. Eigentlich hatte er längst mit einem Lebenszeichen

von Tracy gerechnet. Es war schon fast eine Woche seit seinem Abflug vergangen.

Louis Richter schloß die Augen, seine Gedanken wanderten die Jahrzehnte seines Lebens zurück. Er fragte sich, was er eigentlich vom Leben erwartet hatte, als er sich als junger Mann aufgemacht hatte, es zu erobern. Sicherlich war es nichts auffallend Großartiges gewesen. Er hatte sich nie nach großem Reichtum oder nach Macht gesehnt. Aber ein Gebiet hatte er beherrschen wollen, das war es gewesen, Fachkenntnis.

Und so war er in dem kleinen Kreis derjenigen, die sich mit der Miniaturisierung hochbrisanter Sprengsätze beschäftigten, zur führenden Persönlichkeit aufgestiegen, und über dreißig Jahre hatte ihm niemand diese Stellung streitig machen können.

Das war auch der eigentliche Grund gewesen, warum die Stiftung an ihn herangetreten war. Über Jahre hatte Louis Richter den Direktor immer besser kennen und verstehen gelernt, wenn überhaupt jemand behaupten konnte, den Direktor richtig zu kennen.

Der Direktor war nur einem Mann verantwortlich, dem Präsidenten. Dessen langer Arm sollte die Stiftung sein. Daß sie immer noch existierte, daß sie das Auf und Ab der Zeiten überdauert hatte, erschien Louis Richter wie ein Wunder. Er wußte genau, welche Aufgabe die Stiftung hatte und welche Mittel sie zu diesem Zweck einsetzte. Die CIA zog die internationale Aufmerksamkeit auf sich, die Neugier der Presse und

alle Einschüchterungsversuche seitens des Capitol Hill, das war schließlich auch ihr Zweck. Die Stiftung war von vornherein als kleine, schlagkräftige Einrichtung gedacht gewesen. Je weniger Leute von ihr wußten, desto besser war es für alle Beteiligten.

Louis Richter öffnete die Augen und griff nach der Seife. In diesem Moment glaubte er, in seinem rechten Augenwinkel einen Schatten gesehen zu haben. Er wandte den Kopf zur Tür und sah durch den schmalen Spalt über den Flur hinweg ins Wohnzimmer. Doch er konnte nichts Verdächtiges entdecken. Hochaufgerichtet und mit schrägegelegtem Kopf wartete er lauschend auf irgendein Zeichen. Er hörte nichts und er sah nichts.

Dann ließ er die Seife ins Wasser fallen und trocknete sich gründlich die Hände mit dem Handtuch, das er sich für später bereitgelegt hatte. Er stand auf und hob vorsichtig den Fuß über den Wannenrand auf die Badezimmermatte. Er war noch immer in dieser Stellung, ein Bein in der Wanne und ein Bein daneben, als das Licht im Flur erlosch. Er hatte nicht einmal das Klicken des Schalters gehört, doch er fühlte die Finsternis wie eine Explosion.

In dem absoluten Stillstand aller Bewegung hörte Tracy das Schlagen seines Herzens so laut, als ob die ganze Welt darin enthalten war. Da das Ende seines Lebens unmittelbar bevorzustehen schien, war das nur allzu verständlich.

»Ich werde mir genügend Zeit lassen, wenn ich darüber nachdenke, wie du sterben sollst. Du sollst keinen schnellen, leichten Tod haben. Wenn du hier unten bist, dann kann das nur heißen, daß du drei im fünften Stock zurückgelassen hast. Dafür sollst du in diesem Leben nur noch leiden.«

In dem kantonesischen Singsang hörte sich das alles so merkwürdig an, aber Tracy lauschte sorgfältig auf jedes Wort, das die Stimme in seinem Rücken sagte. Sie war langsam und beherrscht, ruhig und gesammelt. Das war gefährlich; denn es ließ auf klares, vernunftgesteuertes Denken schließen. Aber das, was Tracy jetzt mehr als alles andere bei seinem Gegner brauchte, waren wilde unkontrollierte Gefühlsausbrüche.

»Ich frage mich, welcher böse Gott dir geholfen hat, die drei da oben zu besiegen. Aber ich muß meinen Herrn zu seiner Weitsicht beglückwünschen. Ich habe es für überflüssig gehalten, den Flur zu bewachen; denn schließlich war ja mein älterer Bruder dabei. Weil er fett ist, wird er von allen unterschätzt. Sein großes Gewicht ist sein Vorteil, ja. Denn er ist ein großer Kämpfer.«

Tracy sah den losen Faden sofort und begann daran zu ziehen.

»Nein, ein besonders guter Kämpfer kann er nie gewesen sein«, sagte er in kantonesischem Dialekt. »Ich habe ihn leicht besiegen können, obwohl ich noch von meinen früheren Verletzungen geschwächt war.«

»Die Götter wissen, daß du ein elender Lügner bist. Aber das sind alle *Quai loh*.«

»Dort oben liegt die Wahrheit«, antwortete Tracy. »Geh hinauf und sieh dir seine Leiche an.« Er mußte ihn reizen.

»Kampfunfähig hast du ihn gemacht, ja«, entgegnete der Chinese, »aber er ist nicht tot.«

Der Ton der Stimme hatte sich geändert, Tracy hörte es.

»Er ist wie ein Dummkopf gestorben.«

»Du lügst!« schrie der Chinese. »Verflucht sollt ihr *Quai loh* sein.«

Tracy fühlte an seinem Rückgrat eine Bewegung des Pistolenlaufs. Der Druck wurde geringer, als die Erregung einen immer dichterem Schleier über die klaren Gedanken legte und nach einer unmittelbaren Gegenmaßnahme verlangte.

Als er die Pistole nicht mehr fühlte und gerade zum Angriff übergehen wollte, spürte er plötzlich eine Hand in seinem Nacken. Die Nervenverbindung wurde abgeklemmt, und im nächsten Moment fiel er in eine unendlich tiefe Finsternis.

Die Welt formte sich neu aus Flecken von blassem Grün und Graublau. Seine Augenlider flatterten, als er versuchte, klarer zu sehen. Bäume, die vor dem Fenster vorbeiflogen. Der weite Himmel. Stöße und Schleudern. Wind, der durch einen schmalen Schlitz eindrang.



Sie hatten ihn sicher gefesselt. Mit einem scharfen Draht, der in seinen Handgelenken brannte und noch durch die Socken hindurch in die Knöchel schnitt.

Er öffnete die Lider wieder einen Spaltbreit und ließ die Augen suchend umherwandern. Neben ihm saß ein junger Chinese, und auch auf den vorderen Plätzen konnte er zwei Männer sehen.

»Er ist wach.« Es kam in schnellem, scharfem Kantonesisch.

Der neben ihm mußte jener Chinese sein, der ihn im Krankenhaus mit der Waffe bedroht hatte. Er hatte eine 38er in der Hand, deren Lauf genau auf Tracys Gesicht zielte.

Der schlanke Chinese vorne auf dem Beifahrersitz drehte sich herum. Er trug einen Filzhut, aber Tracy konnte trotzdem erkennen, daß er darunter kahl war. Dann streckte er einen Arm vor, und Tracy sah die Tätowierung auf dem Handrücken, ein Drache, der ein Schwert hielt.

Die Finger der vorgestreckten Hand öffneten sich wie Blütenblätter einer Blume. Er hielt ein Klappmesser in der Hand, und im nächsten Moment schnappte die Klinge heraus.

»Ich habe Kau davon abgehalten, dich auf der Stelle umzubringen.« Es war sonderbar. Seine Nasenflügel zitterten, wenn er sprach. »Das war gar nicht so einfach. Er haßt dich für das, was du mit seinem Bruder gemacht hast.« Die Klingenspitze fuhr in einer schnellen

Bewegung dicht vor Tracys Augen vorbei. »Es darf keine Spur von dir zurückbleiben, hat man uns gesagt.« Er lachte. »Auf dem Grund der East Lamma Bay kannst du dein Können dazu benutzen, Fische zu töten.«

Tracys größte Sorge war, herauszufinden, wo sie sich befanden. Um das zu können, mußte er sich bewegen. Der Ort, ins Verhältnis gesetzt zur Geschwindigkeit des Wagens, würde ihm eine ungefähre Vorstellung davon geben, wieviel Zeit ihm noch blieb.

Mit äußerster Vorsicht begann er, sich auf dem Rücksitz nach oben zu schieben. Der junge Chinese an seiner Seite durfte auf keinen Fall Verdacht schöpfen. Mehrere Male tat Tracy deshalb so, als ob ihn ein Schwächeanfall befallen würde.

Von seinen drei Bewachern im Wagen bereitete Kau ihm das größte Kopfzerbrechen. Er war es, der nur auf die Andeutung einer Gefahr wartete, um endlich schießen zu können. Von den anderen beiden ging im Augenblick keine vergleichbare Gefahr aus: der eine hatte genug damit zu tun, den über zwei Tonnen schweren Mercedes sicher auf der Straße zu halten, und der andere war durch die Rückenlehne seines Sitzes in seinen Bewegungsmöglichkeiten eingeschränkt.

Der Mann auf dem Beifahrersitz wandte noch einmal kurz den Kopf herum. Seine harten schwarzen Augen schätzten kühl Tracys körperliche und psychische Verfassung ab. Anscheinend zufrieden mit dem, was er gesehen hatte, blickte er wieder nach vorn.

Während der ganzen Zeit hielt Kau seine Augen starr auf Tracy gerichtet. Tracy senkte seinen Kopf. Er wollte es nicht zu einem Augenkontakt mit seinem Gegenüber kommen lassen. Denn wenn Kau wirklich so gut war, wie Tracy annahm, dann würde er in Tracys Blick lesen können, was demnächst passieren würde.

Jetzt blieb nichts mehr für Tracy zu tun, als auf den richtigen Moment zu warten. Ihm war jede Möglichkeit genommen, die Dinge noch zu beeinflussen. Alles hing jetzt von den Reflexen des Fahrers ab und von den Zufälligkeiten der Straßenführung. Sie waren schon in Aberdeen. Bis zum Wasser konnte es nicht mehr weit sein.

Die Kurve kam auch für Tracy völlig überraschend. Reifen quietschten, und die zentrifugalen Kräfte besiegten für einen Moment die Erdanziehung, die Körper der Wageninsassen wurden herumgeschleudert.

Es war eine Linkskurve, sie war so scharf, daß Kau in seine Wagenecke gepreßt wurde. Deshalb beunruhigte Tracys Bewegung auf ihn zu Kau im ersten Moment noch nicht, denn er hielt sie nur für eine Folge der Bewegung des Wagens.

Er begriff nur das Tempo, mit dem Tracy auf ihn zugeflogen kam, nicht, bis die gebundenen Füße des Gefangenen mit solcher Wucht gegen seinen Brustkorb rammten, daß ihm alle Luft aus den Lungen gedrückt wurde. Er riß die Augen weit auf, sein Mund bewegte sich, aber es war kein Laut von ihm zu hören.

Tracy stützte sich gegen seine Tür, und in dem Moment, als Kau vornüberfiel, schlugen seine Füße auf den ungeschützten Nacken seines Bewachers nieder.

Der Chinese mit dem Klappmesser wandte den Kopf herum. Tracy rutschte schnell hinter den Fahrer und ließ sich so weit in seinem Sitz hinuntersinken, daß seine Schultern sich in den Winkel zwischen Sitzfläche und Rückenlehne preßten. Als der Chinese auf dem Beifahrersitz sein Messer aufspringen ließ, zog Tracy seine Knie vor die Brust.

Tracy atmete tief ein, spannte seine Muskeln, und während seine Füße vorschossen, stieß er einen durchdringenden *Kiai* aus. Seine Schuhe durchschlugen den Veloursstoff des Fahrersitzes und prallten gegen die Stützkonstruktion des Sitzes. Im selben Moment rammte Tracy mit aller ihm verbliebenen Kraft dagegen.

Der Sitz knirschte, etwas schnappte aus und dann wurde der Sitz so heftig nach vorn geschleudert, daß der Fahrer kopfüber in die Windschutzscheibe flog.

Der Chinese auf dem Beifahrersitz versuchte jetzt verzweifelt, den Mercedes wieder unter Kontrolle zu bekommen. Die Limousine schleuderte den Kai hinunter, während er an dem leblosen Körper des Fahrers zerrte, um an die Bremsen heranzukommen.

Tracy hatte sich, um überhaupt einen Halt zu finden, in dem engen Fußraum zwischen den vorderen und den hinteren Sitzen auf die Knie sinken lassen. Er streckte seine gebundenen Arme aus und legte die Drahtfessel

über den Türgriff. Dann riß er die Hände kurz nach unten und hörte ein scharfes Klicken. Als der Wagen das nächste Mal nach links ausbrach, flog die Tür auf und Tracy wurde wie ein schwerer Mehlsack herausgeschleudert.

Der Mercedes segelte seitlich geneigt auf die ölige Wasserfläche zu. Tracy kam mit dem Hinterkopf zuerst auf dem Wasser auf. Im nächsten Augenblick klatschte auch der Mercedes in die Bucht. Der Aufprall schlug Tracys Tür vor den staunenden Augen des Chinesen, der gerade über die Lehne seines Sitzes gekrochen war, um sich in Sicherheit zu bringen, wieder zu. Das Gewicht des Wassers verriegelte sein Gefängnis. Eine atemlose Sekunde lang sah Tracy noch eine geballte Faust, die durch das splitternde Glas des Seitenfensters stieß, eine zerschnittene Drachentätowierung hinter weißen Fingerknöcheln. Dann war durch die zerschlagene Windschutzscheibe so viel Wasser in das Wageninnere eingedrungen, daß der Mercedes mit einem lauten Gurgeln in die Tiefe verschwand.

Das eiskalte Wasser hatte Tracy wieder hellwach gemacht. Sein Kopf schmerzte. Die Fesseln an Händen und Füßen verhinderten jede Schwimmbewegung, und er wußte, daß er schnell ertrinken würde, wenn es ihm nicht gelang, an die Wasseroberfläche zu kommen.

Finsternis hüllte ihn ein, die Schmerzen in seiner linken Seite klopften immer heftiger, und seine Lungen schienen sich zusammenzuziehen bei dem Versuch, auch

noch den letzten Rest Sauerstoff aus der Luft zu pressen, die er geatmet hatte, als er aus dem Wagen geschleudert worden war.

Langsam schlich sich ein Schwächegefühl in seine Muskeln, und er dachte, daß nichts von dem, was ihn bis hierher gebracht hatte, diesen Tod, der in dem ölverdrehten Wasser schon auf ihn lauerte, wert war, denn er würde sterben, ohne Lauren wiedergesehen zu haben.

In diesem Augenblick prallte seine linke Schulter gegen etwas Hartes. Er warf seinen Körper hin und her, um sich in die Richtung zu wenden. Seine Bewegungen mochten ungeschickt sein, aber instinktiv hatte er seine Orientierung wiedergefunden. Die *Seite*, dachte er. Das war an meiner Seite. Dann muß *dies* die Richtung nach oben sein.

Etwas Rauhes schabte über ihn hinweg und riß ihm das Hemd, dann die Haut vom Rücken. Salzwasser drang an die neue Wunde, und ein scharfer, stechender Schmerz schoß in seinen Kopf.

Er riß seine Arme hoch, sie fuhren an etwas Bauchigem entlang. Dann fühlte er, wie seine Hände gepackt wurden und er aus seinem nassen Grab gezogen wurde. Im nächsten Augenblick war er aus dem Wasser heraus. Er sah die Bordkante einer alten Dschunke, ein Stimmengewirr drang an sein Ohr. Nicht Kantonesisch, nicht Mandarin, aber verständlich. Aber seine Erschöpfung machte jeden Gedanken unmöglich, er

konnte nicht einmal antworten. Er starrte in offene besorgte Gesichter.

Dann wurde er nach unten getragen, Wärme hüllte ihn plötzlich ein: eine unvorstellbar weiche Strohmratze. Schlafen. Tief schlafen.

Louis Richter fühlte einen Windhauch in seinem Nacken. Dann legten sich zwei Hände wie Eisenklammern um seinen Hals und schleuderten ihn zurück.

Er schrie auf, verlor das Gleichgewicht und stürzte hinterrücks in sein heißes Badewasser.

Benommen setzte er sich in der Wanne auf, sein Kopf rollte hilflos von einer Seite zur anderen. Die Welt vor seinen Augen war nur noch aus grauen Schatten geformt, alle Farbe war aus ihr verschwunden. Dann durchschnitt etwas das Schwindelgefühl in seinem Kopf wie ein Leuchtfeuer den Nebel und drang in sein Bewußtsein ein: es war ein einzelner singender Ton. Er wunderte sich, wo der Ton herkommen könnte, bis er einen Schimmer vor seinen Augen sah, einen dünnen waagerechten Faden, der unerbittlich auf ihn zukam. Was war das?

Er hob seinen Kopf, und sein Blick erfaßte den schmalen Ausschnitt eines Gesichtes, das sich über die Badewanne beugte. Ein hoher Wangenknochen, eine gerade, schöne Augenbraue, ein Auge, auf dem ein

Schatten zu liegen schien. Es war Kim, der Gesandte des Direktors.

Und plötzlich wurden seine Augen wieder klarer, und die Benommenheit in seinem Kopf löste sich auf. Er konnte wieder denken, und er wußte sofort alles, sein Instinkt verriet es ihm. Und das Wissen um die schreckliche Gefahr, in die er Tracy gebracht, hatte, gab ihm noch einmal Kraft. Obwohl die Krankheit, die in seinem Körper wütete, ihm schon fast alle geraubt hatte, obwohl er nur seinen Körper und seinen Verstand als Waffen einsetzen konnte, trotz alledem kämpfte Louis Richter.

Er riß seine Hände hoch und faßte nach dem waagerechten Schimmer vor seinen Augen. Als er ihn von seinem Hals wegreißen wollte, schrie er vor Schmerzen auf. Es war eine dünne stählerne Klaviersaite.

Khieu wollte sich nicht auf einen langen Kampf mit dem Alten einlassen.

Er riß den Draht aus Louis Richters Händen und schlang ihn dem alten Mann um den Hals. Dann zog er zu.



### Drittes Kapitel

»Ein gottverdammtes Stück Silberpapier!«

»Erst diese ganze Geheimnistuerei, und dann finden wir nichts als ein zusammengeknülltes Kaugummipapier.«

Sie waren wieder in Silvanos Büro zurückgekehrt. Thwaite wickelte das Papier auf. Unter dem buntbedruckten ersten Papier war ein zweites silbernes. Sie hatten das Papierkügelchen hinten, vor der Rückwand des Schließfachs gefunden. Silvano hielt Thwaite eine Pinzette hin, mit der Thwaite die eingedrückten Ecken des Silberpapiers vorsichtig herauszog. Alle starrten sie dann schweigend auf den Inhalt des Kügelchens.

»Wer will das ins Labor bringen?« fragte Thwaite.

»Roll es wieder ein, dann bringe ich es Maurice, unserem Chemiker«, antwortete Silvano.

Vierzig Minuten später kam Silvano wieder zurück. Hinter ihm ging ein Mann mit einer auffallend spitzen Nase und dichten Augenbrauenbüscheln

Silvano verschloß erst sorgfältig die Tür, bevor er den Mann vorstellte. »Du sagst es ihnen besser selbst, Maurice.«

Der Chemiker nickte. »Also, das weiße Pulver, das ich für Art untersucht habe, ist Heroin. Reines Heroin.« Sein Blick wanderte von einem zum anderen. »Ich meine, das Zeug ist hundertprozentig sauber, ohne jede Beimischung. Ehrlich gesagt, habe ich so etwas bisher nur selten zu Gesicht bekommen.«

»Glauben Sie, daß es frisch importiert ist?« fragte Thwaite.

»Sie meinen, gerade aus dem Goldenen Dreieck gekommen?« Maurice zuckte die Schultern. »Das einzige, was ich Ihnen sicher sagen kann, ist, daß es bisher völlig unberührt ist.«

»Na gut«, warf Brady ein. »Es ist also erste Qualität. Aber was hilft uns das schon weiter?«

»Ihr habt bis jetzt nur die Hälfte gehört«, sagte Silvano.

»Maurice?«

»Ja, da war noch etwas«, fuhr der Chemiker fort. »Auf der Innenseite des Silberpapiers stand etwas geschrieben. Sie konnten es nicht sehen, weil der Stoff es verdeckt hat, und ich mußte auch erst dies und das versuchen, bis es lesbar wurde.« Er zog ein kleines Notizbuch aus der Tasche und blätterte. Schließlich hatte er die richtige Seite gefunden und sah einen Moment lang auf das Geschriebene. »Ich habe einen

Namen und eine Straße gefunden, aber weder die Stadt noch die Hausnummer.«

»Lassen Sie uns hören«, sagte Thwaite.

»Es ist ein Mann, ein gewisser Antonio Mogales«, sagte Maurice und sah die Männer an. »Und dann habe ich noch Mackay Place. Sagt das jemandem von Ihnen etwas?«

Und Thwaite dachte: O Gott, das ist in Bay Ridge! Tonio, du Scheißkerl!

Khieu sah über den Broadway zur Kreuzung Amsterdam und Columbus Avenue hinunter. Er beobachtete eine Gruppe junger Männer und Frauen, die einen Treppenaufgang, der zu einem der Souterraineingänge des Lincoln Centers führte, heraufkamen.

Sie schienen sich alle zu gleichen, aber er konnte nicht erkennen, was sie so ähnlich machte. Die Gruppe wartete an der Verkehrsampel, dann bog sie in seine Richtung.

Als die Männer und Frauen näherkamen, begriff er. Es waren Tänzer, vielleicht von Laurens Ballettgruppe. Er holte tief Luft, sein Atem ging stockend. War er deshalb hierhergekommen? War er gekommen, um Lauren zu sehen? Er wußte es nicht. Aber wenn er die Antwort wissen wollte, brauchte er jetzt nur zu gehen. Seine Augen suchten die Gruppe ab, die ihn nun schon fast erreicht hatte. Sie war nicht dabei.

Er konnte nicht gehen.

Er konnte nicht sagen, was es war, aber etwas breitete sich mit jedem Atemzug weiter in ihm aus und ergriff von ihm Besitz, etwas Kaltes, Unbarmherziges. Seine Gedanken schienen auseinanderzubrechen wie eine Eisscholle, die in zu warmes Wasser geraten war. Was genau mit ihm passierte, konnte er nicht sagen.

Lauren.

Als erstes sah er ihren Kopf, dann ihre Schultern, und mit jeder Stufe, die sie hinaufgestiegen kam, nahm er sie mehr in sich auf. Sie kam auf ihn zu. Sie ging geschmeidig aus der Hüfte heraus.

Er sah ihr glänzendes Haar, das sie streng nach hinten gekämmt hatte und das wie ein polierter Helm auf ihrem Kopf saß. Er sah ihre Augen, sie waren von dem sanften Grün des Urwaldlaubs, auf das Blut gespritzt zu sein schien; Schatten von dunklem Rot wie die Splitter eines Steines. Und auf dem Grund dieser Augen sah er, was ihn hier festhielt, und er schluchzte laut auf.

Während er atmete, während er aß, während er schlief, erwachte, unregelmäßig zwar, immer wieder der eine Gedanke in seinem Kopf: du mußt Lauren töten. Jetzt, da Louis Richter tot war, konnte nur sie ihn noch mit dem Apartment in Verbindung bringen. Nur sie konnte noch sagen, daß Kim dagewesen sei, Kim, der Vietnamesen, und rasch würde man herausfinden, daß es nicht Kim gewesen war. Sie hatte keinen Vietnamesen

gesehen, sondern einen anderen Mann aus dem Südosten Asiens: einen Khmer.

Sie hielt den Faden in der Hand, an dem entlang Tracy Richter zu ihm finden konnte und über ihn zu Macomber. Dann wäre die Sicherheit des *Angka* aufs höchste gefährdet. Aber um Tracy Richter kümmerte man sich bereits, eine halbe Weltumdrehung entfernt, in Hongkong. Er würde nie wieder hierher zurückkehren.

Aber wenn er es doch tat?

Deshalb mußte Lauren sterben; denn ohne ihre Aussage konnte niemand und nichts Khieu mit dem Mord an Louis Richter in Zusammenhang bringen. Der *Angka* wäre wieder sicher.

Das Knarren von Holzplanken ließ Tracy aufwachen. Er drehte seinen Kopf herum und stöhnte. Vorsichtig fuhr er sich mit zwei Fingern unter sein Haar, um den Kopf zu betasten. Bei der ersten Berührung zuckte er zusammen und stieß zischend die Luft durch die zusammengebitzenen Zähne.

Er versuchte, sich aufzurichten, doch im selben Moment hatte er das Gefühl, sein Magen würde anfangen, sich zu drehen. Er legte sich wieder zurück. Aber dann trieb ihn der eigene Geruch nach Schweiß und dreckigem Wasser doch wieder hoch. Mit beiden Händen griff er nach einem Holzpfehl und zog sich zitternd auf die Füße. Er lehnte sich schwer gegen den Pfehl und versuchte ruhig zu atmen.

Dann stürzte er mit lautem Krachen in einen Haufen Töpfe und Pfannen.

»Mist!« Er atmete schwer und hielt seinen Kopf. Wenn es nur aufhören würde zu hämmern. Er hatte das Gefühl, ein Dampfhammer würde in ihm arbeiten. An den Zustand seines übrigen Körpers mochte er gar nicht denken. Das Boot fiel in ein Wellental, und sein Magen krampfte sich zusammen. Er zwang die Übelkeit nieder.

Über sich in seinem Rücken hörte er ein Geräusch. Wieder schlugen Töpfe und Pfannen aneinander. Er preßte die Hände auf seine Ohren, um den Lärm nicht wieder in seinen Kopf zu lassen.

»O Gott!« stöhnte er.

»Ist alles in Ordnung mit Ihnen?« fragte eine leise Stimme in Tankadialekt.

»Ja«, antwortete er automatisch. »Nein, ich weiß nicht.«

Kräftige Hände faßten ihn und zogen ihn auf die Füße. »Hierher«, sagte die Stimme, und die Hände führten ihn zu der Kojе, aus der er gerade aufgestanden war.

»Ach nein«, sagte Tracy. »Wenn Sie erlauben, möchte ich lieber nach oben an Deck gehen.«

»Wenn Sie wollen und schon wieder gehen können. Ich helfe Ihnen hinauf.«

Tracy starrte angestrengt in das trübe Licht. Er erkannte ein breites, flaches Gesicht, das von einem dichten Fältchennetz überzogen war, das kein Ende und

keinen Anfang zu haben schien. Das Gesicht verriet Weisheit, Freundlichkeit und Zufriedenheit.

»Wo bin ich?« fragte Tracy, als der Mann ihn zum Treppenaufgang führte.

»Auf meiner Dschunke, ich bin Fing Po, der Fischer«, antwortete der Mann. »Wir haben vor Aberdeen geankert. Wir haben Sie wie einen Fisch aus dem Wasser gezogen.« Er lachte leise, fast klang es wie ein Seufzen. Langsam stiegen sie die Stufen hinauf. »Meine kleine Enkelin Li hat gefragt, ob Sie unser Abendessen wären.«

»Und was haben Sie ihr geantwortet?«

»Ich sagte nein, schließlich hätten Sie keine Flossen und keine Schuppen. Ich habe es ihr gezeigt.« Wieder das seufzende Lachen. »Sie war verärgert.«

An Deck stellte Fing Po seine Familie vor, es waren zwölf freundliche Gesichter. Dann folgte Tracy dem Fischer zum Bug des Schiffes. Erschöpft und wieder leicht benommen setzte er sich auf eine Holzkiste.

»Wie lange bin ich schon auf Ihrem Boot?«

»Lassen Sie mich überlegen.« Fing Po starrte in die Finsternis hinaus. »Wenn es wieder Tag wird, sind es zwei Tage. Ja« — er nickte wie zu seiner eigenen Bestätigung — »so lange ist es her; denn gestern hatten wir einen außerordentlich guten Fang, das Doppelte von dem, was sonst in den Netzen ist.« Er lächelte. »Sie haben uns Glück gebracht.« Dann zögerte er einen Moment, bevor er weitersprach. »Hier sind Sie sicher.

Niemand weiß, wo Sie sind. Ich habe gesehen, wie Sie in die Bucht geschleudert wurden. Später habe ich Ihnen Ihre Fesseln abgenommen.«

Tracy verstand, was der alte Mann andeuten wollte. »Es ist alles in Ordnung jetzt«, sagte er. »Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen.«

»Ich habe Ihnen ja gesagt, Sie sind unser Glücksbringer«, sagte der alte Mann diplomatisch. »Es wäre ungehörig, um nicht zu sagen undankbar, von uns, wenn wir Sie überstürzt wieder von Bord gebracht hätten.«

Tracy lächelte. »Ich danke Ihnen, Fing Po. Aber ich muß so schnell wie möglich zurück nach Hongkong. Und dabei können Sie mir nicht helfen.«

»Das Gegenteil ist richtig«, erwiderte Fing Po. »Ich habe das richtige Transportmittel für Sie.« Er schlug auf die Holzreling seiner Dschunke. »Bei uns sind Sie sicherer aufgehoben, als wenn Sie sich auf eigene Faust zur Insel durchschlagen. Ich weiß nicht, was für eine Sache das ist, in der Sie stecken, und ich will es auch gar nicht wissen. Aber Sie sind wie ein Geschenk des Meeres zu uns gekommen. Weil wir Sie an Bord haben, sind unsere Fangräume gefüllt. Soviel Glück verlangt eine kleine Gegenleistung.«

Tracy hätte darüber mit ihm streiten können. Er hätte dem alten Mann sagen können, daß er weder ihn und schon gar nicht seine Familie in Gefahr bringen wolle. Aber das hätte nur ein Westler gemacht. Tracy hätte den



Fischer mit solchen Worten nur beleidigen können, und das wollte er auf keinen Fall. Ihm war eine Wiedergutmachung angeboten worden, und jetzt war es an ihm, sich wohlwollend zu zeigen und sie anzunehmen.

Antonios Wohnung war nicht verschlossen. Die Eingangstür war von der Polizei aus den Angeln gerissen worden.

Im Hausflur stank es nach Urin und Ratten. Es war stockfinster, und der Regen der letzten Nacht schien sich wie ein Termitenschwarm im Gebälk des Hauses eingenistet zu haben.

Sein Magen hatte sich zu einem festen Klumpen zusammengezogen, als Thwaite in das Halbdunkel von Antonios Wohnung trat. In seinem Kopf brannte der Gedanke, daß der Zuhälter ihn zum Narren gehalten hatte. Himmel, dachte Thwaite, er war ein gottverdammter Heroinhändler! Und ich habe ihm auch noch dabei geholfen, die Fassade für seine Geschäfte zu sichern.

Er machte sich an die Arbeit. Erst in den zwei Zimmern, dann im Badezimmer und in der Küche. Alles, was nahe an den Wänden stand, rückte er ab und untersuchte es auf doppelte Rückwände. Und auch die Mauern klopfte er auf der Suche nach Hohlräumen mit dem Aluminiumstab seiner Taschenlampe ab. Er fand nichts. Vierzig Minuten später stand er wieder da, wo er begonnen hatte, in der Mitte des Wohnzimmers.

Verärgert trat er nach dem verschmutzten Fellteppich, doch mitten in der Bewegung hielt er inne.

Aufgeregt beugte er sich nieder, riß den Teppich zur Seite und zog die Bodentür hoch. Prüfend leuchtete er mit dem Lichtstrahl seiner Lampe die moderig riechende Grube aus, dann ließ er sich in die Tiefe hinab. Der Boden war, wie er sich erinnerte, nur aus festgestampfter Erde, aber die Wände waren gemauert.

Er ließ den Lichtstrahl erst über die eine, dann die andere Mauer gleiten. Sie sahen alle gleich aus, nur grob verfugt, mit Putzspritzern übersät und an manchen Stellen geschwärzt, als ob eine offene Flamme gegen sie gehalten worden war.

Thwaite drehte sich weiter herum und ließ das Licht der Taschenlampe auf die dritte Wand fallen. Von demselben Punkt oben im Zimmer würde er jetzt zur Tür sehen. Er machte einen Schritt auf die Wand zu, um sie sich genauer ansehen zu können. In seinen Gedanken hatte er die Grube zur Tür hin vergrößert: es ergab ein schmales Rechteck hinter der Wand.

Seine Augen folgten dem Lichtstrahl, der jetzt die äußere Linie der Mauer abtastete. An manchen Stellen waren die scharfen Ecken der Ziegel abgerundet, als ob sie lange der wechselnden Witterung ausgesetzt gewesen wären — oder als ob sie wiederholt aus der Wand herausgezogen und später in die Lücken zurückgedrückt worden waren.

Es dauerte nicht einmal eine Viertelstunde, da hatte er die Ziegel von einer neunzig mal einhundertzwanzig Zentimeter großen Fläche aus der Mauer herausgezogen. Wie tief der Raum dahinter war, konnte er nicht erkennen.

Was er im Licht der Taschenlampe sah, waren Berge von durchsichtigen Plastiksäckchen. Er zog einen aus dem Versteck hervor und wog ihn in der Hand. Das Säckchen war ungefähr ein halbes Kilo schwer. Thwaite zog sein Taschenmesser hervor und schnitt vorsichtig in den Kunststoff. Dann nahm er etwas von dem weißen Pulver, das in dem Säckchen war, auf seinen Zeigefinger und schmeckte daran.

Allmächtiger, dachte er, das ist derselbe reine Stoff, den wir in Chicago gefunden haben. Rasch legte er das Säckchen aus der Hand und grub sich durch den Berg, der noch in dem Versteck lag. Die Säckchen schienen mehr als einen Meter tief zu liegen. Er überschlug das Ergebnis grob. In der ersten Reihe hatte er fünfzig Säckchen gezählt. Es sah so aus, als ob mindestens zwölf solcher Reihen in dem Versteck lagen. Das machte ...

»Herrgott!« Er zog geräuschvoll die Luft ein. Hinter der Mauer lagen mindestens dreihundert Kilo reines Heroin. Und wenn man es noch verlängerte, würde es für eine Flutwelle auf der Drogenszene ausreichen. Das machte den wenig beklagten Antonio Mogales noch im

nachhinein zum bedeutendsten Großhändler der Ostküste.

Jetzt blieb nur noch die Frage, wie alles zusammenpaßte. Thwaite hatte keinen Zweifel daran, daß derjenige, der Senator Burke ermordet hatte, auch in dieses Drogengeschäft verwickelt war. Vielleicht hatte er den Stoff importiert, und das hieß dann, daß er ganz weit oben stehen würde. Aber es mußte noch mehr hinter dem Tod des Senators stecken, das hatten die Erpresserbriefe des Senators längst bewiesen. Aber der deutlichste Hinweis war die Asche im Kamin des Senators gewesen. Thwaite war sich jetzt mehr denn je sicher, daß nicht der Senator, sondern sein Mörder das scheinbar verräterische Papier verbrannt hatte.

Aber der Mörder hatte auch etwas Entscheidendes übersehen: den Schlüssel, der zu dem Heroinkügelchen mit Tonios Namen und Adresse darauf geführt hatte. Die Sorgfalt, mit der der Senator das Beweisstück versteckt hatte, verriet Thwaite, welche Bedeutung es für ihn gehabt haben mußte. Es mußte eine Art Lebensversicherung für den Senator gewesen sein. Daß sie ihm nichts genützt hatte, ließ Thwaite erschauern. Denn das sagte einiges über Burkes und — wenn man so wollte — auch Thwaites Gegner.

Thwaite hob das Heroinsäckchen, das er eingeschnitten hatte, auf und schob es an seinen Platz zurück. Dabei entdeckte er etwas, das er vorher

übersehen hatte. Es klemmte in der untersten Ecke des Verstecks zwischen einem Plastiksack und der Wand.

Thwaite streckte die Hand aus und zog es hervor: Es war eine schmale, fleckige Papierrolle, deren Enden an dünne Bambusstöckchen geklebt waren. Ein rotes Band hielt die Rolle zusammen.

Er löste das Band und ließ das Papier unter seinem Eigengewicht aufrollen. Es war mit chinesischen Schriftzeichen beschrieben.

Lange Zeit starrte er auf die schwarzen Strichzeichen und wagte dabei nicht einmal zu atmen. Ihm war klar, daß er noch immer davonlief. Auch sein hastiger Entschluß, nach Chicago zu fliegen, hatte nicht nur berufliche Gründe gehabt. Er hatte so aus New York fort können, fort von Melody.

Jetzt mußte er zu Melody gehen.

Zum erstenmal in seinem Leben fürchtete er sich vor dem, was er tun mußte. Je mehr seine Gedanken von ihr besessen waren, desto heftiger quälte ihn die Vorstellung, daß Laurens Tod auch sein Ende bedeuten würde: denn wenn ein Mann das tötete, was seine einzige Rettung war, dann mußte er mit Sicherheit für alle Zeit verloren sein.

Khieu war erschrocken über seinen mangelnden Glauben. Wenn das stimmte, was ihm von Geburt an gelehrt worden war, daß die einzige Rettung der Weg des Amida Buddha war, dann hatte er nichts zu fürchten.

Nun war nicht mehr zu leugnen, daß sein Glauben untergraben worden war. Amerika hatte ihn verändert. Und Furcht vor dem Chaos des Unbekannten war wie eine Krankheit in seine Seele gekrochen.

Schließlich beschloß er, sich noch einmal zu prüfen. Sie jetzt zu berühren, ihr noch einmal nahe zu sein, würde ausreichen, um ihm zu zeigen, ob das, was er für sie empfand, die Wirklichkeit war, oder ob er sich dazu bringen konnte, sie zu töten.

Lauren hatte sich tief in den Rücksitz des Taxis sinken lassen, das sie hinaus zum Kennedy-Flughafen bringen sollte. Sie war blind gegen die Welt, die vor den Wagenfenstern vorüberflog.

Ihre Gedanken fügten aus der Erinnerung ein bestimmtes Bild zusammen, Tracys Gesicht und dahinter die Sonne wie gesponnenes Gold über den Wellenkämmen.

Zu dumm. Er hatte ihr die ganze Geschichte erzählt, und sie hatte nicht zugehört, weil sie Bobbys Schmerzensschreie in ihrem Kopf gehört hatte. Erst viel später, als sie begriffen hatte, daß der bittere Geschmack von kalter Asche in ihrem Mund die Ursache der schmerzenden Leere in ihr war, waren ihr Tracys Worte wieder eingefallen.

Deshalb war sie zu Louis Richter gegangen. Wenn sie auch noch nicht bei Tracy sein konnte, so fühlte sie sich in der Nähe seines Vaters schon viel besser. Dann strich

wie eine dunkle Wolke der Besucher, Kim, durch ihre Gedanken. Ein wunderschöner Mann, äußerlich. Aber der kurze Blick, den sie in seine Augen hatte werfen können, war genug gewesen, um sie unsagbar erschrecken zu lassen. Schon der Gedanke daran ließ sie noch jetzt erschauern.

In der Abflughalle drängten sich die Mitglieder des Tanzensembles und das technische Personal, das sie begleiten würde. Erst in einer Stunde würden sie an Bord ihrer Maschine gehen dürfen, und so standen überall große und kleinere Gesprächsrunden zusammen, deren Stimmengewirr die Halle erfüllte. Lauren langweilte sich bald, und plötzlich erappte sie sich dabei, wie sie sich suchend in der Halle umsah, als ob sie noch einen Bekannten erwarten würde. Warum sie das tat, wußte sie selbst nicht.

Doch das merkwürdige Gefühl ließ nicht nach, und allmählich begann es, sie nervös zu machen. Wie unter einem Zwang glitt ihr Blick über die Gesichter von Freunden, Bekannten und Fremden, die sich neben ihr Handgepäck gestellt hatten oder Taschenbücher und Zeitungen kauften, die ihnen die lange Flugzeit verkürzen sollten.

Ihr früheres Angstgefühl kehrte zurück, und schließlich trieb es sie geradezu aus der Nähe ihrer Bekannten fort, die auf einmal so beklemmend auf sie wirkten. Sie ging zum Pressestand und suchte in den

Regalen nach einem Buch, das sie während des Fluges lesen könnte.

Sie hatte es gerade bezahlt, als ihr Flug endlich ausgerufen wurde. Alle stellten sich jetzt in einer langen Reihe auf, die Pässe schon in der Hand, um nur schnell an Bord der wartenden Boeing 747 zu kommen.

Khieu holte tief Luft und ließ dann den Atem langsam wieder aus seinen Lungen entweichen. Er fühlte sich wie ein Verurteilter, der in letzter Minute begnadigt worden war. Seine Hände zitterten unter dem wallenden Gefühlsstrom, der seinen ganzen Körper erfaßt hatte.

Er stand in einer Ecke des Pressestandes, wo er schon die ganzen letzten Minuten gewesen war, und starrte in die leere Abflughalle.

Er hatte seine Prüfung gehabt. Und sie war fort. Vielleicht würde sie nie erfahren, wie nahe sie dem Tod gewesen war.

In dem Moment, als sie in die Schlange getreten war, um ihr Buch zu bezahlen, war Khieu hinter sie getreten. Er trug einen ungefütterten leichten Burberrys' Trenchcoat in der gewöhnlichen halbdunklen Farbtönung. Er hatte an ein halbes Dutzend Möglichkeiten gedacht, wie er sie töten konnte, ohne daß man auch nur im geringsten auf ihn aufmerksam geworden wäre.

Es war so einfach, und er wußte, daß er es tun *mußte*. Für seinen Vater, für den *Angka*, für all das,



was sie in den letzten vierzehn Jahren zusammen aufgebaut hatten.

Er hatte der inneren Stimme gehorcht, er hatte sich die beste Methode überlegt, und er bewegte sich auf sie zu wie Rauch an einem Nachthimmel. Unbemerkbar.

Er war in der richtigen Position, er wollte es tun. Sein Gehirn gab den Befehl und schickte den Impuls auf seine Bahn. Alle seine Sinne waren auf den weichen Punkt zwischen den Sehnen in ihrem Nacken konzentriert, der über ihrem Jackenkragen zu sehen war. Ihr Nackenhaar war nach oben gekämmt und mit mehreren Klips über ihrem Hinterkopf zusammengesteckt. Alles, was er nun brauchte, war ein entblößter Quadratzentimeter. Er hatte ihn vor seinen Augen. Es mußte geschehen.

*Malis! Malis! Malis!*

Der Schrei hämmerte in seinem Kopf wie das Rotorgeräusch eines niedersinkenden Helikopters. Er schnappte keuchend nach Luft und wäre fast gegen sie gefallen. Nur seine lichtschnellen Reflexe hatten ihn davor bewahrt.

Aber er mußte sie töten. Er mußte! Woran dachte er? Warum zögerte er? Tu es! schrie seine Vernunft ihn an. *Tu es!*

Aber er konnte es nicht. Etwas in ihm ließ es nicht zu. Die Verwirrung in seinem Kopf lähmte ihn, und langsam wich er zurück, ohne auch nur für eine Sekunde den Blick von ihrem Nacken zu lösen.

Und dann wußte er plötzlich mit letzter Sicherheit, warum er es nicht tun konnte. In dem Moment, wenn seine Hand die wenigen Zentimeter zwischen ihnen überwunden hätte, wenn er sie berühren würde: in diesem Moment würde er Malis berühren!

Selbst während der Nacht war die drückende Schwüle kaum zu ertragen. Tracy erwachte aus einem tiefen traumlosen Schlaf, wie er einen gewöhnlich am Ende einer langen kräftezehrenden Anstrengung befällt. Der lange Kampf im Krankenhaus hatte ihm mehr abverlangt, als für ihn gut war.

Er stieg die Treppe zum Deck hinauf. Nur die Positionslampen beleuchteten das Boot. Rote, grüne und gelbe Punkte glühten draußen auf dem Meer, und es schien Tracy, als ob sie auf dem Rücken des vieläugigen riesigen Drachen ritten, der nach uralter Überlieferung Hongkong bewachte.

Ping Pos Augen hatten ihn die ganze Zeit über durch die Dunkelheit hindurch beobachtet. »Sie haben fest geschlafen.«

Tracy war sofort hellhörig. »Ich fühle mich auch schon viel frischer.«

Ping Po nickte. »Sehr gut. Eine stille Nacht. Sehr still. Wir wollen wetten, wann sich der erste Wind erheben wird.« Er sah Tracy herausfordernd an. »Was sagen Sie?«

»In einer halben Stunde«, antwortete Tracy sofort und ohne auf seine Armbanduhr zu sehen. Er wußte, daß eine schnelle Antwort von ihm erwartet wurde. Die Lust der Chinesen nach Wetten und Spielen war unersättlich. Sie setzten ihr Geld auf alles, was sich bewegte, sprechen konnte, in den Himmel stieg oder zur Erde fiel. Noch das kleinste Zögern hätte Tracy als wahren *Quai loh* gebrandmarkt, als fremden Teufel. Und dafür hielten die zivilisierten Chinesen eigentlich jeden Westler.

»Jaaa!« sagte Ping Po gedehnt. Seine Augen öffneten sich weit.

»Aber er wird später kommen. Viel später.« Er legte den Kopf schräg. »Einhundert Hongkong-Dollar?«

»Einverstanden.«

Ping Po lächelte und rieb sich die Hände. »Ja. Bald werden wir es wissen.« Er spuckte in hohem Bogen über die Bordkante. Er hatte die Augen zu schmalen Schlitzen zusammengekniffen. »Und Sie sollten vielleicht auch wissen, daß der Mann, über den Sie im Schlaf gesprochen haben, daß Mizo viele Namen hat.«

Jetzt war es an Tracy, überrascht zu sein. Aber er zeigte das nur mit seinen Augen: das würde Ping Po glücklich machen, und er würde nicht das Gesicht verlieren. »Jaaa! Woher können Sie so etwas wissen?«

»Ich bin nur ein armer Fischer«, sagte Ping Po und meinte es ganz bestimmt nicht. »Aber bin ich deshalb auch der blinde, taube und stumme Sohn einer Seeschlange? Wenn ich nicht gewisse Dinge wüßte,

dann wäre ich blind gegen den Lauf der Gezeiten und wüßte nicht, wann die Zeit am besten ist, um diese alte Dschunke mit Fisch zu füllen. Dann wäre ich nicht in der Lage, für meine große Familie zu sorgen.«

»Aber das eine Wissen ist nicht das gleiche wie das andere«, sagte Tracy. »Das eine kann sehr gefährlich sein.«

»Aaaa! Glauben Sie denn, es sei ungefährlich, diese Dschunke durch die Buchten und Wasserläufe um Hongkong zu lenken?« Wieder spuckte er über die Bordwand. »Ich glaube nur an zwei Dinge: an das Spiel und daran, daß alle Banken eines Tages zusammenbrechen werden. Sie sind eine Erfindung der *Quai loh*, und deshalb kann man ihnen nicht trauen. Aber Gold, ah, Gold ist ein Freund, der einen nie im Stich läßt. Stimmen Sie mir nicht zu?«

»Doch, es ist schon wahr, was Sie sagen.«

»Dann hören Sie mir auch weiterhin gut zu, mein Freund. Dieser Mizo, dieses Unglück einer japanischen Mutter, ist unter vielen Namen bekannt. Sun Ma Sun. Sonne des weißen Puders für das eine, Sonne der schwarzen Flammen für das andere.« Ping Po sah ihn abschätzend an. »Verstehen Sie die Bedeutung meiner Worte?«

»Ja.«

Der alte Mann nickte. »Gut. Vielleicht hilft es Ihnen.« Er gähnte und zeigte über Tracys Schulter.

Sie fuhren in den Lei-Yue-Mun-Kanal ein. Vor sich sah Tracy die blauvioletten und tief gelben Lichter der Anflugschneise und Rollfeldbefeuerung von Kai Tak, die wie ein ausgestreckter Finger auf das Meer hinauszeigten.

Ihr Ziel war der Bezirk Kwung Tong, der zum neuen Teil von Kaulun gehörte. Weiter konnte sich Ping Po nicht heranwagen, ohne die Aufmerksamkeit der Hafenpolizei auf sich zu ziehen.

Tracys Gedanken kreisten um das, was Ping Po ihm gesagt hatte. Die Chinesen hatten viele Namen, solche, die sie erst später im Leben erhielten und die nicht dieselben waren, mit denen sie geboren wurden. Diese späteren Namen wurden zumeist von den Eigenarten oder äußerlichen Auffälligkeiten ihrer Träger bestimmt — oder von dem, was sie taten.

Sonne der schwarzen Flammen bezog sich offensichtlich darauf, daß man bei Mizo den Bau von Miniatursprengsätzen und Abhörgeräten lernen konnte. Aber Sonne des weißen Puders? In Hongkong konnte das nur eins bedeuten: Drogenhandel. Und wenn das stimmte, konnte sich Tracy ausrechnen, daß er in viel größeren Schwierigkeiten steckte, als er sich das vorgestellt hatte.

Der Drogen- und Goldschmuggel von Macao aus war ein solch einträgliches Geschäft, daß es gewisser Sicherheiten bedurfte, wenn man es in Ruhe und unbelästigt betreiben wollte. Tracy war jetzt überzeugt,

daß höchstwahrscheinlich er selbst verhaftet werden würde, wenn er jetzt zur Polizei ging und die Wahrheit sagte. Irgend jemand dort stand ganz sicher in Mizos Diensten.

Fing Po wandte sich zu ihm. »Noch immer kein Wind.«

Tracy warf einen Blick auf seine Uhr und zuckte die Schultern. Er holte hundert Hongkong-Dollar hervor und gab sie dem Fischer. »Das Glück meint es gut mit Ihnen.«

»Ja.« Ping Po lachte und steckte das Geld ein.

Seine Söhne steuerten die Dschunke auf die Pfähle der Anlegestelle zu. Ping Pos Sohn Nummer drei sprang mit einem Tampen an Land und zog die Dschunke näher ans Ufer. Dann rieb sich die Seitenwand des Bootes knirschend an den Holzpfehlen und den alten Autoreifen, die das Landungsdock schützten.

»*Kung Hei Fat Choy*«, sagte Tracy.

»Kung Hei Fat Choy«, antwortete der alte Mann lächelnd.

Tracy wollte schon an Land springen, doch als er sich noch einmal umwandte, sah er, daß die kleine Li aufgewacht war. Er zog eine Rolle Hongkong-Dollar-Noten aus der Tasche.

Dann faltete er sie sorgfältig und schob sie dem kleinen Mädchen in die Faust. Er beugte sich zu ihr hinunter und küßte sie auf die Stirn. »Ein Geschenk des

Meeres«, flüsterte er ihr zu. »Von dem Fisch, der entkommen ist.«

Mit einem Satz stand Tracy auf dem Kai und nickte Sohn Nummer drei zu, der sofort wieder zurück auf das Boot sprang. Sekunden später hatte die Dschunke gewendet und verschwand in die Richtung, aus der sie gekommen war — zurück zum Kanal und nach Aberdeen.

Tracy sah der Dschunke nach, bis sie in der Dunkelheit nicht mehr auszumachen war. Dann wandte er sich um und verließ mit eiligen Schritten die Anlegestelle.

Noch waren nur wenige Leute unterwegs, und er beschleunigte seinen Schritt. In seinem Kopf jagten sich die Gedanken. Es gab nur eine Stelle in der Kolonie, bei der Mizos Leute einige Hoffnungen haben durften, ihn dort auch ein zweites Mal zu erwischen. Das Hotel.

Und auf dem Weg zum Hotel war Tracy jetzt. Er stieg in einen Bus der Linie 11, wechselte aber zweimal den Wagen, bevor sich die Fahrgäste zu dicht um ihn drängten. Immer wieder prüfte er die Gesichter in seiner Nähe, obwohl er im Grunde sicher war, nicht verfolgt zu werden.

Aber Mizo hatte ihn schon einmal täuschen können, und ein viel größeres Team eingesetzt, als Tracy vermutet hatte. Wie viele Leute arbeiteten für Mizo? Tracy konnte sich auch keine ungefähre Zahl vorstellen, aber wenn der Japaner wirklich die Sonne des weißen

Puders war, dann waren es mit Sicherheit sehr viele. In vorsichtiger Entfernung zum Princess verließ Tracy den dritten Bus. Dann tauchte er in die Menge auf dem Bürgersteig ein und nahm den schnellen kurzen Schritt der Chinesen um ihn herum an.

Aber als er dann die weiße Steinfassade des Hotels zum erstenmal in der Morgensonne aufleuchten sah, zog sich ihm dennoch die Kopfhaut zusammen. Die Vorstellung, auch für die nächsten vierundzwanzig Stunden einfach unterzutauchen, und zwar diesmal in seinem Bett, war verlockend, aber schon der Gedanke an die Polizei holte ihn in die Wirklichkeit zurück.

Mit Sicherheit waren die Toten im Queen-Elizabeth-Krankenhaus längst entdeckt worden, und er konnte sich den Aufruhr vorstellen, in den die Polizei bei dem Anblick geraten war. Die Polizei von Hongkong konnte sehr kleinlich werden, wenn jemand eine Spur von Blut und Leichen durch ihren Amtsbereich legte. Tracy konnte ihnen das noch nicht einmal übelnehmen. Es war schon schlimm genug, daß Mizo ihn unbedingt zur Strecke bringen wollte. Aber wenn ihm jetzt auch noch die Polizei auf den Fersen war, und das in diesem so undurchsichtigen Fall, dann war das zuviel, um damit allein fertig zu werden. Für die Polizei lag die Sache sicherlich ziemlich klar. Er war eben doch nur ein *Quai loh*.

Auf der anderen Straßenseite, vor dem breiten Säulenaufgang, der zu der gläsernen Eingangstür des



Hotels führte, parkten zwei Rolls-Royce-Limousinen mit leise summenden Motoren. Niemand kam aus dem Hotel, um mit dem Wagen wegzufahren. Spät am Abend wäre das kaum aufgefallen, aber zu dieser frühen Stunde war es doch merkwürdig. Nach einiger Zeit kam einer der livrierten Hoteldiener die Stufen hinunter. Er war um einiges älter als die Jungen, die neben dem Eingang des Hotels standen, und entsprechend selbstsicher waren seine Bewegungen.

Der Hoteldiener beugte sich zu dem Fahrer des ersten Rolls und begann auf ihn einzureden. Kurz darauf stieg der zweite Fahrer aus seinem Wagen und trat zu den beiden Streitenden. Er war Chinese und trug eine Sonnenbrille. Das hitzige Gespräch ging zu dritt weiter, und mehrmals deutete der Diener mit großen Gesten zum Eingang des Hotels. Der Fahrer des ersten Rolls schüttelte den Kopf, und als der Diener gerade nach Hilfe zu winken begann, zog er deutlich sichtbar ein Bündel Geldnoten hervor und zählte einige Scheine ab.

Der Diener hörte sofort auf zu gestikulieren, und als die Geldscheine von einer Hand zur anderen gewandert waren, war auch die Ruhe wiederhergestellt. Der Hoteldiener nickte einmal kurz, dann war sein Interesse an den beiden Fahrern abrupt erloschen.

Tracy ließ sich mit der Menge auf der Straße zur Rückseite des Hotels treiben und betrat es durch den Kücheneingang. Seine Gedanken waren noch bei dem, was er gerade gesehen hatte. Die beiden konnten keine

gewöhnlichen Fahrer sein, sonst hätte es nicht den Streit gegeben, der erst mit der Zahlung eines Bestechungsgeldes beendet werden konnte. Die Chauffeure konnten also kaum auf ihre Dienstherren warten. Alles deutete eher auf einen Hinterhalt von Mizo hin. Tracy lernte allmählich, die Züge seines Gegners zu durchschauen. Wem würden schon die Fahrer zweier Luxuslimousinen, die vor Hongkongs bestem Hotel warteten, verdächtig auffallen?

Tracy schob sich durch die lärmgefüllte Küche und suchte nach einem Pagen. Seine Wahl fiel auf einen Jungen mit schnellen, unternehmungslustigen Augen und gutem Aussehen. Einen, der den Wert von 500 Hongkong-Dollar zu schätzen wissen würde und, was noch viel wichtiger war, der Tracys Geschichte mit der Freundin glauben würde, die Tracy sitzenlassen wollte, um mit einer Chinesin durchzubrennen, die er angeblich an Bord der *Jumbo*, dem größten Restaurant- und Vergnügungsschiff im Hafen von Aberdeen, kennengelernt hatte.

Der junge Mann ließ sich sofort von Tracys Verschwörermiene anstecken und eilte mit grinsendem Gesicht und dem Geld sicher in der Tasche verborgen, um den Auftrag zu erfüllen. Es dauerte keine zehn Minuten, da brachte er alles, was Tracy verlangt hatte: Kleider zum Wechseln, eine Jacke und das Reise-Nécessaire.

Dann berichtete der Page, daß die Hotelleitung Tracys Gepäck in einen anderen Raum hatte bringen lassen, um seine Rückkehr abzuwarten. »Die Polizei scheint aber nicht so sicher gewesen zu sein, ob Sie hier überhaupt noch einmal auftauchen. Es sind nur zwei Beamte hier, und die gehören auch noch zum Rauschgiftdezernat. Sie ärgern sich fürchterlich und halten es für eine ausgemachte Dummheit ihres Chefs, daß er sie ausgerechnet zu diesem Einsatz verdonnert hat.« Zumindest hatte die Polizei nicht daran gedacht, auch den Inhalt des Kleiderschranks zu beschlagnahmen.

Tracy bedankte sich bei dem Pagen und verschwand mit seinem Bündel im Arm auf der Herrentoilette. Dort wusch und rasierte er sich und wechselte die Sachen. Dann warf er einen prüfenden Blick in die schweinslederne Toilettentasche, um festzustellen, ob etwas an ihrem Inhalt verändert worden war. Anschließend stopfte er die übelriechenden abgelegenen Sachen in einen der großen Müllcontainer in der Küche. Seine Brieftasche und seinen Paß hatte er wieder sicher in der inneren Brusttasche des neuen Jacketts untergebracht.

Er stahl sich auf demselben Weg aus dem Hotel hinaus, auf dem er es auch betreten hatte. Als er wieder in die Menge auf der Straße eintauchte, stand sein Entschluß fest. Er hatte das Katz-und-Maus-Spiel satt.

Er würde zum Goldenen Drachen gehen, dem *Feng-Shui-Mann*.

Macomber mußte sich zwingen, nicht zum Hörer zu greifen, um den Mönch unter der zwischen ihnen abgesprochenen Geschäftsnummer in Shanghai anzurufen. Der Gedanke, unter dem verabredeten Codewort OPALFEUER ein Telegramm nach China zu schicken, quälte ihn nicht weniger. Aber natürlich ging auch das nicht. Wo, zum Teufel, ist sie? tobte es in seinem Kopf. Warum dauert es so lange?

Für einen Moment durchzuckte ihn wieder die hoffnungslose Verzweiflung, die ihn erfaßt hatte, als Khieu ohne sie aus Kamputschea zurückgekehrt war. Dann ließ ihn ein kaum wahrnehmbares Geräusch herumfahren. Khieu stand in der Tür.

»Aber bleib doch nicht dort stehen, Khieu«, sagte er und stand hinter seinem Schreibtisch auf. »Komm herein.« Mit zwei Schritten war Macomber an der großen Fensterwand. Er sah hinunter in den Park. »Ich habe gerade noch einmal das System durchgeprüft. Falls bei dem Ereignis am einunddreißigsten in letzter Minute Änderungen notwendig werden sollten.«

»Oui.« Khieus Stimme bebte.

Macomber wandte sich erschrocken zu ihm um. »Ist etwas nicht in Ordnung? Seit deiner Rückkehr aus Kamputschea mache ich mir Sorgen um deine

Gesundheit. Vielleicht hast du dich dort mit irgend etwas infiziert?«

Ja, dachte Khieu, aber nicht so, wie du es dir denkst. »Es geht mir gut, Vater«, antwortete er leise. »Ich schlafe in letzter Zeit etwas unruhig.«

Macombers Miene wurde noch besorgter. »Sind sie wieder da? Deine Alpträume?«

Khieu lächelte. Was würde sein Vater sagen, wenn er wüßte, daß sie niemals wirklich verschwunden waren, dachte er. »Nein, natürlich nicht. Es ist nur — durch den langen Flug. Die Zeitverschiebung.«

Macomber versuchte Khieu auf ein anderes Thema zu lenken. »Ich habe die Stimmung im Land richtig eingeschätzt. Nach Reagan stehen die Leute den Republikanern immer noch argwöhnisch gegenüber. Aber in die gegenwärtige Regierung der Demokraten haben sie auch kein richtiges Vertrauen mehr. Nicht nach dem Anschlag in Westdeutschland und dem Attentat in Ägypten. Gottschalk ist so weit gekommen, wie das mit all dem, was wir bisher für ihn getan haben, möglich war. Die Republikaner haben ihn zu ihrem Präsidentschaftskandidaten gemacht. Und nun, na? Die Sache ist viel zu wichtig, als daß wir uns dabei auf irgendwelche vagen Wahrscheinlichkeiten verlassen dürfen. Nein«, seine Stimme hatte wieder ihren unbekümmerten Ton zurückgewonnen, »übermorgen werden wir Gottschalk das Präsidentenamt zu Füßen legen, nicht wahr, Khieu?«

Minuten verstrichen, bevor Khieu antwortete. Er war zurück in den weiten Raum getreten, so daß Macomber seine Augen nicht sehen konnte. »Ja«, sagte er schließlich, »das werden wir.« Er fuhr sich mit seinen langen Fingern durch sein volles schwarzes Haar. »Brauchst du mich noch, Vater?«

»Nein, ich denke nicht.« Macomber strengte alle Sinne an, um herauszufinden, was in Khieu vorgehen mochte.

»Ich möchte etwas an die frische Luft gehen.« Khieus Stimme war fast nur noch ein Flüstern.

»Ja, tue das nur«, sagte Macomber und sah Khieu nach, bis die Tür wieder ins Schloß gefallen war.

Was ist mit Khieu passiert, dachte er. Ist es etwas Wichtiges oder Unbedeutendes? Und, die entscheidende Frage: Kann ich ihm noch vertrauen?

Er schloß die Augen, und in seinen Gedanken arrangierte er die verschiedenen Möglichkeiten, die er hatte, wie Spielkarten. Er blätterte von einer zur anderen und wog dabei jedesmal Stärken und Schwächen gegeneinander ab. Dann wählte er sich die Beste aus.

Er ging an seinen Schreibtisch, griff zum Telefon und wählte eine Nummer. »Eliott?« sagte er mit warmer Stimme. »Wie geht es dir?... Das freut mich.« Er wartete geduldig den richtigen Zeitpunkt ab. »Ich glaube, wir sollten wieder einmal zusammen essen gehen. Ja, ein richtiges Geschäftsessen. Wie wär's mit dem Lutece?« Er lachte. »Ja, an meinem Tisch. Schön. Wir können

vom Büro aus zusammen hinfahren ... Nein, morgen paßt mir nicht«, log er. »Aber übermorgen geht es bei mir. Ja genau, am einunddreißigsten.«

Macomber legte den Hörer langsam zurück auf die Gabel. Vielleicht schafft Elliott, was ich nicht kann, dachte er.

## Viertes Kapitel

Als Thwaite hörte, wie die Sicherheitskette rasseln zurückgezogen wurde, krampfte sich sein Magen zusammen. Es schien schon so viel Zeit vergangen zu sein, seit er sie das letzte Mal gesehen hatte: ein ganzes Leben.

Wie in einem Traum sah er, daß sich ihre Augen vor Überraschung weiteten, und er hörte sie nach Luft schnappen. »Oh, mein Gott!« Ihr Blick zerriß ihm fast das Herz. »Doug, ich hatte nicht erwartet ...«

»Ich möchte dich um einen Gefallen bitten.« Bring es schnell hinter dich und verschwinde wieder, dachte er.

Sie hatte den Kopf auf die Schulter gelegt und sah ihn verwirrt an. »Du weißt, daß du nicht zu fragen brauchst. Es gehört zu unserer ...«

»Die gibt es nicht mehr«, sagte er schnell. Jedes Wort darüber hinterließ einen gallenbitteren Geschmack im Mund. »Was immer vorher zwischen uns war, gibt es nicht mehr.«

Er sah die Betroffenheit in ihren Augen, und erst in dem Moment wurde ihm bewußt, wie doppeldeutig



seine Bemerkung gewesen war. Habe ich es wirklich so gemeint? fragte er sich.

»Ich verstehe.« Ihr Gesicht zeigte keine Reaktion, aber er sah, daß sie unter dem leichten Make-up blaß geworden war.

»Ich verstehe dich nicht«, sagte er mit unschuldiger Stimme. »Ich dachte, du wärest froh darüber, das heißt, daß du frei bist?«

»Frei genug, deine Bitte abschlagen zu können?«

»Wenn du es willst?«

»Ja, das will ich.« Sie wandte sich von ihm ab. Ihre Arme hingen steif an ihr herunter. Er sah einen Muskel am Ansatz ihres Handgelenks springen.

»Dann ...« Aus unerklärlichen Gründen schnürte sich ihm plötzlich die Kehle zu, und er mußte einen Augenblick warten, bis er weitersprechen konnte. »Dann sehen wir uns jetzt zum letztenmal.«

Ihr Kopf fiel vornüber, als ob er sie geschlagen hätte. Dann glaubte er, daß sie etwas gesagt hatte, aber er war sich nicht sicher. Er machte einen Schritt auf sie zu.

»Was hast du gesagt?«

Als sie schließlich antwortete, kamen ihre Worte sehr langsam. Er spürte, daß sie Mühe hatte, ihre Gefühle unter Kontrolle zu halten. »Das liegt ganz bei dir.«

Er fühlte Wut in sich hochsteigen, als ob er in einer Situation war, deren volle Bedeutung er nicht verstand. »Was soll ich jetzt wieder darauf antworten?«

Sie warf sich zu ihm herum, er sah die Rötung auf ihren Wangen und die Tränen, die in ihren Augenwinkeln zitterten. »Es ist mir ganz egal, was du sagst, solange es die Wahrheit ist!«

»Du willst die Wahrheit hören?« sagte Thwaite. »Na schön. Hier hast du sie. Ich hatte ein Verhältnis mit dir — mit einer Hure —, während ich verheiratet war. Ich habe mich nicht um meine Frau gekümmert und viel zuwenig Zeit mit meinem Kind verbracht. Und jetzt sind sie beide in einem grellen Feuerblitz und in Rauch verschwunden, und ich habe nichts mehr. Nichts, verstehst du? Und die Wahrheit ist, daß ich jedesmal, wenn ich dich sehe, wenn ich mit dir spreche, daran erinnert werde, was ich getan habe, und das halte ich nicht aus!«

»Dann verschwinde doch«, sagte Melody ruhig und mit kühler Stimme. Erschrocken wich er einen Schritt zurück. »Ich habe während all dieser langen Tage und Nächte an dich gedacht. Ich habe gedacht, daß ich dich lieben würde.« Sie lachte böse. »Aber ich habe mich in dir getäuscht, Doug. Genauso wie du dich täuschst, wenn du sagst, dir sei nichts geblieben; denn du hast noch dein Selbstmitleid, von dem du voll bis obenhin bist. Du bist widerwärtig in deinem Selbstmitleid, und ich will weder von dir noch von deinem Gefallen irgend etwas wissen!«

»So ist das also«, sagte er und nickte dabei mit dem Kopf. Eine eisige Kälte hatte sich auf seine Gedanken

gelegt, und er sah klar und deutlich, was er jetzt tun mußte. »Gut, wir sind also quitt. Du willst mir keinen Gefallen tun, in Ordnung. Aber unsere Abmachung beruhte ja darauf, daß jede Seite ihren Vorteil davon hatte. Ich habe eine Information für deine alten Freunde in den Zuhälterkreisen. Ich meine«, sagte er mit aller Bössartigkeit, die er zustande bringen konnte, »das war es doch, was dich am Anfang an mir interessiert hat. Mit ein paar Informationen von mir konntest du deinen lieben Freunden manchen Ärger ersparen. Also, dann erzähle ihnen lieber bald, daß übermorgen eine Razzia anläuft. Eine Großrazzia. Sie haben Beweise, um jeden festnageln zu können. Zwei, drei von deinen lieben Leuten sind auch dabei. Du hast es also gehört. Was du damit anfängst und mit deinem restlichen Leben, ist ganz allein deine Sache.«

Er ließ sie einfach stehen und war froh, als er aus ihrer Wohnung heraus war.

Thwaite hatte die Tür kaum hinter sich geschlossen, da lief Melody schon ins Schlafzimmer und zog sich Schuhe an. Tränen liefen ihr die Wangen herunter, und sie vermied es, in den Spiegel zu sehen. Sie wünschte sich, ihre Freunde einfach anrufen zu können, aber ihr war eingeschärft worden, das unter keinen Umständen zu tun.

Sie griff nach ihrer Handtasche und vergewisserte sich, daß sie genug Geld und ihre Schlüssel dabei hatte. Sie tat alles, was sie davon abbringen konnte, an

Thwaite zu denken. Sie wünschte sich von ganzem Herzen, ihn hassen zu können, aber es gelang ihr nicht.

Thwaite sah sie über den Broadway laufen und ein Taxi anhalten. Er blieb äußerst vorsichtig; schließlich wußte er, wie klug sie war. Und tatsächlich blickte sie sich noch einmal nach allen vier Seiten um, bevor sie in den Wagen stieg. Sie ist gerissen, dachte er. Aber ich bin es auch.

Sie hatte ihn nicht entdecken können. Er war auf dem Sitz weit heruntergerutscht, und das Sonnenlicht blendete auf den Scheiben seines Wagens. Der Motor lief bereits, alles, was er noch zu tun hatte, war, auf das Gaspedal zu treten.

Ihr Wagen fuhr ins Geschäftsviertel der Stadt, was ihn überraschte. Er hatte eher gedacht, daß sie ihn zu einem superfeinen Penthouse auf der Park Avenue führen würde. Aber die Mietskaserne, vor der der Taxifahrer sie absetzte, war ungefähr das genaue Gegenteil des Vierundzwanzig-Karat-Viertels.

Thwaite parkte seinen Wagen, überquerte die breite Straße und betrat das heruntergekommene Haus, in dem Melody verschwunden war. Fünf lange Minuten hatte er in seinem Wagen gewartet und nervös auf das Lenkrad getrommelt.

Er zog seine Waffe in dem Moment, als er über die Schwelle des Hauses trat. Er hatte fünf Stockwerke gezählt, und sechs Türen fand er im untersten Flur,

machte also dreißig Apartments, und in jedem davon konnte Melody sein.

Ihm blieb nur die Wahl zu warten, bis sie wieder herauskam. Er war das Treppenhaus halb hinaufgestiegen und blieb stehen, um nachzudenken. Wenn er sich in einem Schutthaufen wie diesem verstecken mußte, dann wäre seine erste Sorge die Sicherheit, was in diesem Fall nur bedeuten konnte, daß man einen kurzen Fluchtweg haben mußte. Und dafür kam nur ein Hinterausgang im untersten Stock oder der Weg über das Dächergewirr in Frage. Jeder Flur dazwischen war eine sichere Falle.

Thwaite ging wieder nach unten und sah sich suchend um. Wenn der Flur jemals einen Hinterausgang gehabt hatte, dann war er inzwischen zugemauert oder übermalt worden.

Blieb also nur das oberste Stockwerk. Er war auf der Treppe zwischen dem vierten und fünften Stock, als er auf dem Flur über sich ein Geräusch hörte. Ein Riegel wurde zurückgezogen.

Er sprang die letzten Stufen hinauf und sah Melody aus einer halbgeöffneten Tür herauskommen. Sie stand mit dem Rücken zu ihm und sprach mit jemandem in der Wohnung. Thwaite hielt nicht eine Sekunde in seinem Lauf an. Statt dessen beugte er die rechte Schulter vor, wie es ihm sein Footballlehrer auf der Schule beigebracht hatte, und stürmte weiter. Mit einem gellenden Schrei

flog Melody zurück in das Apartment, und die Tür schleuderte nach innen und schlug gegen die Wand.

»Was, zum Teufel ...!«

»Stehenbleiben! Polizei!« schrie er. Er stand halb geduckt in der klassischen Scharfschützenposition, die Arme vorgestreckt und beide Hände um den Kolben seiner 38er. Mit einem ersten schnellen Blick hatte er drei wütende Gesichter gesehen, dunkles öliges Haar, gute Kleidung und bei einem Pockennarben auf den Wangen.

»Du verlogene Schlampe! Du hast den Kerl hierher gebracht!« Eine schnelle Bewegung auf seiner linken Seite. Er flog herum. Einer der Männer hatte einen kurzläufigen 45er Revolver gezogen.

»Fallenlassen!« schrie Thwaite. »Sofort!«

Der Mann sagte etwas mit einer dunklen, kehligen Stimme, die Thwaite nicht verstand. Der Arm des Mannes kam hoch, die Waffe in der Hand zielte auf Melody.

Thwaite schoß. Der Mann wurde von der Kugel nach hinten geworfen, ein Schuß löste sich aus seiner 45er, dann schlug er hart auf den Boden auf und zertrümmerte dabei einen Stuhl.

In der nächsten Sekunde schien der Raum in Bewegung zu explodieren. Die anderen beiden Männer stürzten auf das offene Fenster zu. Thwaite konnte das Gitter der Feuerleiter sehen und dahinter die Dächer der Nachbarhäuser.

»Stehenbleiben, alle beide!« rief er und kroch hinter einen schweren Sessel. Das bellende Echo einer 45er ließ ihn zusammenzucken. Holzsplitter flogen ihm um den Kopf, und Füllmaterial aus der Sesselpolsterung fiel wie Schnee auf ihn nieder.

Thwaite duckte sich seitlich aus seinem Versteck heraus, zielte und schoß einen nach dem anderen ruhig und eiskalt und ohne sich um etwas in der Welt zu kümmern von der Fensterbank herunter. Das war sein Beruf, und etwas anderes hatte er nicht mehr.

Langsam erhob er sich und fegte die 45er, die auf den Boden gefallen war, mit einem Fußtritt zur Seite. Das Zimmer war tapeziert und mit einem Sammelsurium von Möbeln vollgestellt. Er rückte das Sofa von der Wand ab. Dann zählte er die Plastiksäckchen: zwanzig. Nur einer hatte an der Seite hervorgesehen. Thwaites unerwarteter Auftritt hatte ihnen nicht mehr genügend Zeit gelassen, alles sicher zu verstecken.

Thwaite sah hinunter auf das Heroin und spuckte auf den Boden. Dann wandte er sich um und ging hinüber zu Melody, die zusammengekauert in einer Ecke hockte und auf die Leichen ihrer Freunde starrte.

»Sieh her. Schau dir an, womit deine Freunde ihr Geld in Wirklichkeit verdient haben! Was du in den Säckchen siehst, ist der Tod, Melody.«

Er sah zu ihr hinunter und bemerkte, daß ihr rechter Arm langsam hinter ihrem Rücken hervorkam. Sie hielt

einen Revolver in der Hand. Sie mußte die Waffe aufgehoben haben, als er zu dem Sofa gegangen war.

»Du hast meine Freunde umgebracht«, sagte sie leise. »Du bist hier eingedrungen und hast mich dazu benutzt ...« Ihre Stimme stockte einen Augenblick. »Sie haben mich zur Schule geschickt. Sie haben sich um mich gekümmert, wenn mein Vater sich herumgetrieben hat und meine Mutter arbeiten mußte. Wenn sie nicht gewesen wären, hätte ich nichts gelernt. Wir hatten kein Geld.«

Thwaites starrte auf den Revolverlauf und fühlte etwas Hartes, Unangenehmes in sich schmelzen. »Ich möchte nicht sterben, Melody«, sagte er.

Ihre Hand schwankte. »Ich sollte dich umbringen, du Mistkerl, du hast alles in meinem Kopf durcheinandergebracht, du hast mein ganzes Leben durcheinandergebracht — nur du.«

Er weinte zuerst. Und langsam fiel er vor ihr auf die Knie. »Der Scheißkerl, der meine Familie umgebracht hat, war in demselben Geschäft wie sie, Melody. Er hat das Heroin für sie verteilt. Er war ihr Großhändler. Und ihm habe ich auch noch geholfen, die Tarnung für seine Geschäfte aufrechtzuerhalten. Ich habe ihn nur für einen Zuhälter gehalten, verstehst du?« Sein Gesicht war rot geworden.

Sie hatte den Revolver fallengelassen. Ihre geöffneten Hände kamen auf ihn zu und glitten über seine Schultern.



Und als er sich nach vorn beugte, zog sie seinen Kopf an ihre Brust, küßte ihn und streichelte sein Haar.

Ihre Wärme strömte auf ihn über, und er erkannte, daß sie recht gehabt hatte. Er hatte sich wirklich seinem Selbstmitleid ergeben gehabt. Aber seiner Gefühle für sie war er sich noch immer so unsicher, daß er lieber nicht über diesen Moment hinausdenken wollte; über die Ruhe, die jetzt nur sie allein ihm geben konnte.

Schließlich legte er ihr die Schriftrolle in die Hände. Sie setzte sich auf das Sofa und löste das rote Band. »Ist das der Gefallen, um den du mich bitten wolltest?«

Thwaite nickte. »Ich möchte, daß du es mir übersetzt.«

Sie zog die Rolle auseinander. Ihre großen Augen folgten den Kolonnen der Schriftzeichen hinunter und hinauf.

»Himmel«, sagte sie nach einiger Zeit. »Hast du wirklich dreihundertfünfzig Kilogramm reines Heroin gefunden?«

»Ja, das habe ich.« Er setzte sich neben sie. »Was steht da sonst noch?«

Sie sah ihm ins Gesicht. »Hast du jemals etwas von einer Mauritius-Gesellschaft gehört?«

Thwaite schüttelte den Kopf. »Nein, sollte ich das?«

»Es ist die Gesellschaft, die das Heroin bestellt hat.« Sie sah wieder auf die Papierrolle in ihren Händen. »Doug, mir scheint, daß es nur eine von vielen war.«

Er zeigte auf die Rolle. »Ist da auch eine Adresse dieser Mauritius-Gesellschaft angegeben?«

»Ja.«

»Dann laß uns fahren.«

Als Melody aufstand, fiel ihr Blick auf den Revolver, den sie eben noch auf Thwaite gerichtet hatte.

Der Goldene Drache hatte seine Räume im hinteren Teil einer der mehr als dreitausend Spielzeugfabriken Hongkongs. Ein merkwürdiger Platz für einen *Feng-shui-Mann*, aber es hieß, daß seinem Bruder die Fabrik gehören würde.

Er war ein Erdwahrsager, und angeblich konnte er das Schicksal der Menschen aus dem Wechsel der Winde, der Strömung eines Flusses und der Farbe des Tageslichts herauslesen. Gleichzeitig stand er in vertrauter Verbindung mit den Myriaden von Geistern und Dämonen, die nach dem Glauben der Chinesen die Erde bevölkern. Deshalb kamen die Chinesen zu ihm, bevor sie irgendeinen folgenschweren Entschluß faßten, ob es nun um ein Geschäft oder eine Ehe ging.

Die Arbeiter hatten die Fabrik längst verlassen, und dennoch standen Tore und Türen offen, auch ein Teil der Lampen glühte noch, ihr Licht legte einen zitronengelben Pfad durch die große Halle. Jedes Geräusch wurde geheimnisvoll verstärkt, und die Echos hallten in sonderbarem Rhythmus zurück. Überall schienen sich

Schatten zu bewegen und sich für Tracys Besuch neu zu ordnen.

Der Goldene Drache hatte seine Räume im hinteren Teil der Fabrik, in der linken Ecke, die er als besonders geeignet empfunden hatte, die guten Geister anzulocken und die bösen zu vertreiben. Alles war in Rot und Gold gehalten, und lange bevor Tracy die Tür des Beratungszimmers erreichte, roch er schon das scharfe Aroma träge verglühender Räucherstäbchen.

Eine junge Chinesin saß im Zimmer des Goldenen Drachen. Tracy mußte warten, bis die Beratung beendet war.

Auf der anderen Seite des Raumes sah Tracy ein großes Tongefäß, das mit einer rötlichbraunen Glasur überzogen und fast einen halben Meter hoch war. Sein Verschluß wölbte sich wie eine Domkuppel. Das Gefäß stand auf moosbewachsenen Steinen, die wie in der Natur angeordnet waren, und der Deckel war mit Papierschnitzeln, dem Göttergeld, verziert.

Tracy wußte, daß es eine Goldene Pagode war, das Gefäß, in dem die Gebeine eines längst verstorbenen Großvaters aufbewahrt wurden. Da es in der kleinen Kolonie nicht genug Platz gab, um alle Toten auf Dauer zu beerdigen, mietete man die Gräber nur für ein paar Jahre. Dann wurden die Gebeine der Toten exhumiert und in einer Goldenen Pagode verwahrt.

»*Kung Hei Fat Choy*«, begrüßte der *Feng-shui*-Mann Tracy. Freude und Wohlstand wünsche ich dir. Er

hob seine Hände. »Wir haben für heute geschlossen, und in jedem Fall verlangen wir eine Terminvereinbarung.«

Tracy wandte sich noch einmal der Goldenen Pagode zu und verneigte sich vor ihr. Dann sah er wieder den *Feng-shui*-Mann an. »*Kung Hei Fat Fuk*.« Herzlichen Glückwunsch, ich sehe, daß es Euch gut geht.

»In der Tat.«

»Ich bin lange gereist, um Euch zu sehen«, fuhr Tracy in kantonesischem Dialekt fort.

»Wie lange?«

»Mein ganzes Leben.«

Goldener Drache legte seinen Kopf schräg. »Treten Sie näher. Sie kennen unsere Sitten und Gebräuche«, sagte er abschätzend. »Wie heißen Sie?« Tracy sagte es ihm. »Und wann sind Sie geboren?« Tracy nannte das Datum.

Die rechte Hand des *Feng-shui*- Mannes öffnete sich in einer weichen Geste. »Setzen Sie sich.«

Tracy setzte sich auf einen Stuhl aus Ebenholz, der vor einem reich mit Schnitzwerk verzierten Ebenholzschreibtisch stand. Der *Feng-shui*-Mann saß vornübergebeugt und machte sich Notizen. Nach einiger Zeit sah der Goldene Drache von dem Blatt auf. Ein eigenartiger Ausdruck war in sein Gesicht getreten. Er schien blasser geworden zu sein. »Wissen Sie, was *Kan-hsiang* ist, Mr. Richter?«

Tracy schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Können Sie mir dann sagen, ob Sie daran glauben?«

»Ich fürchte, mein Wissen reicht nicht aus, um auf diese Frage eine Antwort geben zu können.«

Goldener Drache nickte. »Sie sind ein weiser Mann.« Er öffnete seine Hände, so daß das Licht seine sechs Zentimeter langen Fingernägel glänzen ließ. »Dennoch müssen wir Sie bitten, jetzt zu gehen.«

»Aber es ist äußerst wichtig ...« Die erhobene Hand des *Feng-shui*-Mannes unterbrach ihn mitten im Satz.

»Bitte. Worte sind überflüssig. Wir sehen, daß Sie nicht gekommen sind, um etwas über sich selbst zu erfahren, sondern über einen anderen.«

»Das stimmt. Aber ...«

»Dann können wir Ihnen nicht helfen.«

»Aber Ihr wißt doch noch nicht einmal, über wen ich etwas erfahren möchte.«

»Er ist ein Klient von uns. Ein sehr mächtiger Klient.« Goldener Drache lehnte sich in seinem Stuhl zurück. »Was, glauben Sie, würde mit uns geschehen, wenn wir so einfältig wären und Informationen über ihn ausplaudern würden? Es würde keine Geschäfte mehr für uns geben, unser Ruf wäre ruiniert.«

»Ihr wißt, was für ein Mann er ist.«

»Wir sind nicht hier, um zu urteilen, Mr. Richter. Es genügt uns, daß wir das Schicksal sehen und daß wir den Myriaden von Geistern und Dämonen nahe sind.«

»Ich bitte Euch sehr«, sagte Tracy. »Es ist von allergrößter Wichtigkeit.«

»Das können wir sehen.« Goldener Drache nickte.  
»Und dennoch geht es nicht.«

»Dann stellen Sie mir wenigstens mein Horoskop«, erwiderte Tracy verzweifelt. »Sagt mir nur, was Euch möglich ist.«

Der *Feng-shui*-Mann sah ihn eine Zeitlang nachdenklich an. Die Totenstille in der verlassenen Fabrik war betäubend. Schließlich blickte Goldener Drache wieder in seine Notizen, und für die nächsten Minuten war er in seine Arbeit vertieft. Dann legte er plötzlich seinen Stift aus der Hand.

»Wir werden Ihnen jetzt sagen, was Sie zu wissen wünschen.«

Tracy sah ihn überrascht an. »Warum auf einmal? Was ist geschehen?«

Goldener Drache klopfte mit seinen langen Fingernägeln auf das Blatt Papier vor sich. Das Geräusch glich dem Klicken von Insektenkiefen.

Tracy holte tief Luft. »Wo finde ich Mizo?«

Goldener Drache befeuchtete sich mit seiner Zunge die Lippen. »Wir haben es gewußt«, flüsterte er. Sein Blick schien sich zu verschleiern, dann sprach er mit lauterer Stimme weiter. »Er ist in *Loongshan*.«

»Der Drachenberg? Wo ist das?«

»So heißt das Haus seiner Geliebten.«

»Jadeprinzessin ist tot.«

Goldener Drache blinzelte nicht einmal. »Ja, das haben wir befürchtet; aber Jadeprinzessin war nicht die Geliebte Mizos. Sie lebte bei ihm in seinem Haus.«

»Hat er dann zwei?«

»Vielleicht noch mehr. Aber ist das von Bedeutung?«

»Ich denke nicht.«

»*Loongshan* ist ein Haus auf dem Victoria Peak.« Goldener Drache schrieb eilig etwas auf ein Stück Papier und reichte es dann Tracy. »Hier ist die Adresse.«

»Ihr wißt, was geschehen könnte«, sagte Tracy.

Der *Feng-shui*-Mann schloß die Augen. »Der Handel mit Drogen lockt die bösen Geister an. Wir haben Mizo gewarnt. Er hat uns zur Antwort ins Gesicht gelacht.« Seine Augen sprangen wieder auf. In ihnen spiegelte sich plötzlich ein merkwürdig unpersönlicher Haß. »Er glaubt nicht an *Feng-shui*. Schließlich ist er auch kein Chinese. Er ist immer nur zu uns gekommen, um Jadeprinzessin zu beschwichtigen.«

Tracy spürte, daß es Zeit für ihn war zu gehen. Er stand von seinem Stuhl auf. Aber er zögerte noch. Er mußte noch eine Frage stellen. »Goldener Drache«, begann er, »warum habt Ihr vorhin Eure Meinung geändert? Was habt Ihr in meinem Horoskop gesehen?«

Der *Feng-shui*-Mann sah ihn mit unendlicher Trauer im Blick an. »Den Tod, Mr. Richter. Wir haben den Tod gesehen.«

Die Fassade der St.-Patricks-Kathedrale war erst vor kurzem mit heißem Dampf gereinigt worden und schimmerte im hellen Licht der späten Augustsonne weiß wie Knochen.

Verschiedene Fernsehstationen hatten am Fuß der breiten Treppe ihre Kameras aufgestellt. Reporter beugten sich gewichtig über die Mikrophone in ihren Händen, als die sorgfältig hergerichtete Kathedrale zum erstenmal in die Objektive blickte und Kontakt zu dem Publikum vor den Bildschirmen aufnahm.

Es war soweit. Eine Karawane schwarzer Limousinen erschien am unteren Ende der Avenue und glitt die Fahrbahn langsam hinauf, bis die schweren Wagen vor der Kathedrale allmählich ausrollten. Jetzt konnte man auch die vielen Polizisten in Zivil erkennen. Sie schoben sich mit strengem Blick, ernster Miene und fest aufeinandergepreßten Kiefern durch die Menge; dabei schienen sie sich ihrer besonderen Rolle durchaus bewußt zu sein, und es sah so aus, als ob sie sie auch genossen.

Unsichtbare elektronische Fäden verbanden die Männer zu einem dichten Netz, so daß sie immer in Bewegung bleiben konnten wie verschiedene Zellen eines einzigen Wesens. Und wie diese dachten, sprachen und verhielten sich alle gleich. Deshalb waren sie auch so einfach auszuschalten.

So dachte der junge Mann, der wie ein Büsser neben dem Fenster im zehnten Stock eines Gebäudes auf der



Westseite der Fifth Avenue hockte, von dem aus die Kathedrale gut zu überblicken war. Seine scharfen Augen hatten die Polizisten in Zivil schnell ausgemacht, eins, zwei, drei — sechzehn waren es insgesamt. Der junge Mann ging davon aus, daß außerhalb seines Blickwinkels noch mehr standen, aber die interessierten ihn nicht. Der Plan sah nicht vor, daß er überhaupt in ihre Nähe kam. Die Augen gegen den Feldstecher gepreßt, beobachtete er weiter den Platz vor der Kirche.

Der junge Mann konnte sich in Englisch einigermaßen verständlich machen und es auch lesen, sprach ziemlich gut Französisch und natürlich Russisch. Aber nur das Arabische beherrschte er so perfekt, daß ihm auch nicht die kleinste Nuance entging. Das Zimmer, in dem er jetzt hockte, war für ihn gemietet worden. Man hatte ihm die Schlüssel dazu zusammen mit weiteren Unterlagen zugeschickt. Alles Schriftliche hatte er längst verbrannt.

Der junge Mann hörte das Stimmengewirr auf dem Platz vor der Kathedrale anschwellen. Sechs Männer stiegen aus einer Limousine, die gerade erst vorgefahren war. Alle sechs trugen dunkle Anzüge, ihre Gesichter glänzten. Sofort suchte der junge Mann einen bestimmten heraus. Das Foto, das man ihm zugesandt hatte, war anscheinend erst vor kurzer Zeit gemacht worden.

Dann legte er das Fernglas auf das Fensterbrett und beugte sich zu einem flachen Kasten, der neben ihm auf

dem Boden lag. Er ließ den Deckel, dessen Stoffbespannung an mehreren Stellen eingerissen war, aufspringen und schlug das Weichleder, das schützend über dem Inhalt lag, zurück. Er nahm die einzelnen öglänzenden Teile heraus und setzte sie zusammen. Er beeilte sich nicht sonderlich damit. Nach dem Zeitplan, den man ihm zugeschickt hatte, war das auch nicht nötig. Atherton Gottschalk sollte von den Stufen der Kathedrale erst zwanzig Minuten zu den versammelten Menschen sprechen, bevor er in die Kirche hineingehen würde, um der Gedenkmesse für den früheren Gouverneur des Bundesstaates beizuwohnen.

Der junge Mann ließ das letzte Teil einrasten, und die AK-47 war einsatzbereit. Noch einmal griff er in den flachen Kasten, dann lud er die Waffe. Er hörte ein Knacken und Pfeifen aus den aufgestellten Lautsprechern und Sekunden später die ersten Worte von Atherton Gottschalk, dem Kandidaten für das Präsidentenamt der Vereinigten Staaten von Amerika.

Ein Lächeln spielte auf seinem Gesicht, als er die Waffe an die Schulter hob. Er schloß sein linkes Auge und konzentrierte alle seine Sinne auf das, was er mit dem offenen rechten sah. Seine linke Hand wanderte den Gewehrlauf hinauf, und er justierte das Fadenkreuz des Zielfernrohrs genau auf Atherton Gottschalks Kopf.

Einen Moment lang hätte der junge Mann am liebsten abgedrückt, aber er beherrschte sich. Schließlich war er ein Profi, und er hatte genaue Anweisungen erhalten.

*Punkt zwölf Uhr fünfzehn schießen Sie genau auf das Herz.*

Der junge Mann sah auf seine Uhr. Noch fünfunddreißig Sekunden. Er drückte seine Wange wieder gegen den kühlen Kolben der AK-47 und zählte die Sekunden in Gedanken herunter. Das Fadenkreuz schwankte und wanderte hinunter zu Atherton Gottschalks vorgebeugter Brust. Der rechte Zeigefinger des jungen Mannes legte sich fest um den Abzug und zog den Metallzapfen langsam gegen den Druckpunkt.

Es erfüllte Macomber sichtlich mit Stolz, Eliott an seinen besonderen Tisch im Lutece führen zu können. Abends zog Macomber die dunkle Eleganz der oberen, nach europäischem Vorbild eingerichteten Räume vor. Doch zu einem leichten Mittagssmahl paßte die ungezwungene Atmosphäre des unteren Gartenraumes hervorragend.

Macomber setzte sich; seine Augen blickten lange und prüfend auf seinen Sohn. Es schien Jahre her zu sein, seit er ihn das letztemal in Anzug und Krawatte und mit einem sauberen Haarschnitt gesehen hatte. Er ist ein schöner Junge, dachte Macomber.

Als der Ober kam, um ihre Bestellung aufzunehmen, war Macomber schnell entschlossen. Er nahm das eingelegte Entenküken; denn es war im Lutece einfach hervorragend. Eliott wählte einen Kalbsbraten. Als

Vorspeise nahmen sie beide Austern, dazu einen 1966er St. Emilion.

»Ich habe seit unserem letzten Gespräch viel nachgedacht«, sagte Eliott, als der Ober gegangen war.

Macomers Gesicht zeigte keine Veränderung. Er hörte aufmerksam zu und wartete, bis der richtige Moment für ihn kommen würde.

»An dem Tag, als ich zu dir gekommen bin, war ich so wütend, daß ich dir am liebsten ins Gesicht gespuckt hätte. Aber hinterher, ich weiß nicht, was dann passiert ist — vielleicht haben wir die Atmosphäre zwischen uns geklärt.« Seine rechte Hand spielte nervös mit dem Besteck. »Ich wollte nicht — manches sollte sich nicht so anhören, wie ich es gesagt habe. Ich weiß, daß du das Beste für mich wolltest.«

»Danke«, sagte Macomber ernst.

Und jetzt das Unangenehmere, dachte Eliott. »Und mit Kathleen ...«

Er ließ den Satz so lange unvollendet in der Luft hängen, daß Macomber schließlich nachfragte. »Was ist mit ihr?«

»Du hast natürlich recht gehabt. Ich bin alles noch einmal in Gedanken durchgegangen. Ich, also, ich sehe jetzt auch, was sie eigentlich wollte. Mich ganz bestimmt nicht. Aber ich habe geglaubt, verstehst du? Ich *wollte* glauben ...«

»Genau das hat sie erkannt, Eliott. Ich habe dir gesagt, daß sie sehr, sehr gerissen war. Wenn sie es

geschafft hat, Gottschalk hereinzulegen, muß sie es gewesen sein.«

»Das kannst du mir glauben«, sagte Eliott. »Sie war gerissen.« Er sah ein Lächeln auf das Gesicht seines Vaters ziehen und spürte, daß er selbst auch lächelte.

Der Ober brachte ihre Austern, frischgebackenes Brot, eine große Schale gelber Butter und den Wein. Macomber wartete, bis der Ober eingeschenkt hatte, dann warf er einen raschen Blick auf seine Armbanduhr. »Entschuldige mich bitte einen Moment«, sagte er und schob seinen Stuhl zurück.

Langsam begann Atherton Gottschalk sich zu sorgen. Er hatte seine Rede schon zu mehr als drei Vierteln hinter sich und bis jetzt war immer noch nichts passiert. Wann würden Macomers Plan denn endlich Taten folgen? Jetzt war es auch schon viel zu spät, als daß Macomber ihn noch von einer notwendigen Veränderung unterrichten konnte. In seinen Gedanken suchte er nach einer Antwort auf die Frage, was falsch gelaufen sein konnte. Es gab viel zu viele. Sein Magen verkrampfte sich. Erst verschwand Kathleen spurlos, und jetzt auch noch dies.

»Es genügt nicht, daß wir unsere Raketensilos mit Cruise Missiles und MX-Raketen füllen, um der Schlagkraft der sowjetischen SS-20 etwas entgegenstellen zu können. Alle Waffensysteme, die wir bisher neu eingeführt haben, waren lediglich dazu

geeignet, Amerikas Stellung im internationalen Kräftevergleich einigermaßen zu sichern. Aber keines dieser Waffensysteme hat uns die Möglichkeit zum *Erstschlag* in die Hand gegeben. Deshalb ist es dringend notwendig, die Bevölkerung unseres Landes über die wahren Quellen und Ziele des internationalen Terrorismus aufzuklären. Unser Land muß vorbereitet sein, wenn« — Gottschalk versagte die Stimme, als durch die linke Seite seiner Brust plötzlich ein stechender Schmerz zuckte — »wenn ...« Er riß seine Hände hoch und preßte sie gegen die schmerzende Stelle. Sie fühlte sich feucht und schmierig an. Dann hörte er Schreie, die in seinen Ohren immer lauter wurden, bis sie ihn wie eine Flutwelle überrollten.

Das Bild des warmen Sommertages splitterte vor seinen Augen, überall um sich herum sah er Fetzen von hastigen Bewegungen. Er fühlte starke Hände, die, als er zu Boden sank, seinen Fall milderten. Sein Herz schlug stotternd, als ob ihn der Hufschlag eines Pferdes an der Brust getroffen hätte. Er begann zu keuchen, sein Mund schnappte auf und zu, als ob sich die Luft in einen zähen Brei verwandelt hatte, aus dem seine Lungen keinen Sauerstoff mehr herausziehen konnten. Er fragte sich verwundert, was in Gottes Namen passiert war, bis er schließlich einen Schrei hörte, der den Lärm und das Durcheinander um ihn herum durchbrach:

»Es ist geschossen worden!« schrie die Stimme. »Auf den Präsidentschaftskandidaten ist geschossen worden!«

Und verwundert und ohne die geringste Furcht dachte Atherton Gottschalk: Das bin ja ich!

Detective Sergeant Marty Borak hatte den linken Zeigefinger tief in seiner Nase versenkt, als das Telefon klingelte. Borak beschäftigte sich so hingebungsvoll mit seiner Nase, um nicht vor Langeweile zu sterben. Enders hatte alle andern vom Revier zur St.-Patricks-Kathedrale mit hinaus genommen.

Für Borak hatte der Schichtplan an diesem Tag Bürodienst vorgesehen. Das hieß, falls er einen Notruf vom Einsatzteam bekam, hatte er die Verstärkung aus dem Hintergrund heranzudirigieren: eine undankbare Aufgabe, und Borak haßte sie.

So war es auch nicht weiter verwunderlich, daß seine Stimme kaum mehr als ein mürrisches Knurren war, als er sich meldete. Sein linker Zeigefinger suchte noch immer in der Nasenhöhle.

»Ja?«

»Polizei?«

»Sie haben es erfaßt, Mann.«

»Ich möchte eine Schießerei melden.«

»Ja? Was war denn das für eine Schießerei?« Im Grunde interessierte es Borak nicht im geringsten. »Hat wieder jemand mit einem Kartoffelschießer auf seinen Hund angelegt?«

»Das ist kein Witz«, sagte die Stimme. »Atherton Gottschalk, der Präsidentschaftskandidat der

Republikaner, ist soeben vor der St.-Patricks-Kathedrale niedergeschossen worden.«

»Wer spricht da?« Borak wischte seinen linken Zeigefinger an der zerkratzten Platte seines Schreibtisches ab.

»Den Täter«, fuhr die Stimme ungerührt fort, »finden Sie im zehnten Stock des Rockefeller Center, Nummer fünfzig. Zimmer 1101.«

Borak schrieb, so schnell er konnte. »Woher wissen Sie das alles?«

»Beeilen Sie sich, um Gottes willen. Sonst entkommt er Ihnen noch.«

»Hallo!« schrie Borak in den Hörer. »Warten Sie ...!« Aber die Leitung war längst tot. Borak ließ seinen Notruf direkt auf Enders' Walkie-Talkie legen. »... Ja, das war alles«, drängte er. »Raum 1101. Und jetzt bewegt euch endlich.«

Er legte den Hörer auf die Gabel und fluchte. Was, zum Teufel, ging da vor? Seit auf den Präsidentschaftskandidaten geschossen worden war, waren weniger als dreißig Sekunden vergangen.

Detective Sergeant Teddy Enders stürmte den langen Flur im zehnten Stock des Rockefeller Center Nummer 50 hinunter. Drei Polizisten in Uniform folgten ihm dicht auf den Fersen. Er fragte sich, wieso Borak schon von dem Attentat wußte und woher er so schnell den Hinweis auf den Täter bekommen hatte. Enders und die



anderen drei hatten ihre Waffen schußbereit in der Hand.

Plötzlich öffnete sich dreißig Meter vor ihnen auf der rechten Seite eine Tür. Ein junger Mann, der mit der rechten Hand einen flachen Koffer trug, dessen Stoffbespannung an mehreren Stellen eingerissen war, trat in den Flur. Er wandte sich gerade in dem Moment zu den heranstürmenden Polizisten um, als Enders zu rufen begann. »Halt! Polizei! Bleiben Sie stehen!«

Der junge Mann verschwand sofort wieder in dem Zimmer, aus dem er gerade gekommen war, und ließ die Tür laut hinter sich ins Schloß fallen. In die obere Hälfte der Tür war eine Riffelglasscheibe eingelassen.

Enders und sein behelfsmäßiges Einsatzkommando hatten die Tür fast erreicht, ihre Schatten fielen schon über das Glas, als Enders die Gefahr für seine Leute erkannte. »Zurück!« schrie er. »Raus aus dem Schußwinkel!« Und im nächsten Augenblick flogen ihnen die Glassplitter um die Ohren, als aus dem Zimmer mehrere Kugeln auf sie abgefeuert wurden.

Enders wußte, daß es eigentlich nicht die richtige Methode war; aber er konnte es unter keinen Umständen zulassen, daß dem Kerl vielleicht noch die Flucht gelang. Ein Attentat! Auf den Stufen der St.-Patricks-Kathedrale! Es ließ Enders das Blut in den Adern kochen.

»Also schön, Leute, hört zu«, sagte er leise. »Er will es so haben, dann bekommt er es auch so.« Er verteilte

sie schnell und leise um sich, und dann brachen sie mit einem Kugelhagel durch die Tür, immer wieder feuerten alle vier ihre Waffen ab, bis die Magazine leer waren.

Stille; Echos in den weitläufigen Fluren; ein weißes Rauschen in den Ohren. In der Luft der durchdringende Geruch von Schwarzpulver. Enders wies einen der Männer an, die Neugierigen, die jetzt überall aus ihren Büros kamen, zurückzuhalten.

Dann ging er mit seinen übrigen Leuten in das Zimmer. Der junge Mann lag zusammengekrümmt unter dem offenen Fenster. Den flachen Koffer hielt er gegen seine Brust gepreßt. Eine alte Luger aus dem Zweiten Weltkrieg lag neben ihm. Er war im Nacken, in die Arme, in die Brust, in den Bauch und in die Beine getroffen worden.

Einer der jungen Polizisten starrte den Toten eine Zeitlang wie hypnotisiert an, dann mußte er sich übergeben.

»Scheiße«, entfuhr es Enders. Er wußte, was ihn der eine Moment blinder Wut gekostet hatte. Er hatte den Attentäter, aber mehr auch nicht.

Macomber kehrte zu seinen geeisten Austern zurück und aß sie mit großem Genuß. Er würzte sich jede mit drei Tropfen Tabasco.

Aber immer noch war seine Miene leicht gespannt. Eliott wartete, bis der Ober die Teller abgeräumt hatte,

dann fragte er seinen Vater, ob er sich wegen irgend etwas Sorge.

»Ob du es glaubst oder nicht«, erwiderte Macomber, »ich mache mir Sorgen wegen Khieu.«

»Das ist doch Unsinn. Du hast mir doch immer wieder voller Stolz erzählt, wie perfekt Khieu ist, loyal, klug und auch von großem körperlichen Geschick. Deshalb hast du ihn doch auch aus Kambodscha mitgebracht, oder nicht?«

»Du weißt, warum ich ihn mit in die Staaten genommen habe.« Der Ton seiner Antwort war schärfer geraten, als Macomber beabsichtigt hatte. »Er hatte niemanden mehr, und sein Leben dort war ein Alptraum. Aber jetzt ist irgend etwas mit ihm geschehen, was ich nicht begreifen und auch gar nicht genau fassen kann.«

Eliott mußte lächeln. »Du willst sagen, er ist nicht das perfekte Kind, wie du es eigentlich nach deiner Erziehung erwartet hattest.«

»Niemand ist perfekt«, sagte Macomber, »auch Khieu nicht. Und deshalb sollst du mir helfen und einmal mit ihm sprechen.«

»Ich?« Eliott lachte. »Khieu haßt mich, so wie ich ihn hasse. Du solltest das wissen, schließlich hast du dafür gesorgt.«

Macomber übergang die letzte Bemerkung. »Was du nicht siehst, Eliott, ist, daß Khieu in seinem ganzen Verhalten doch nur auf deine reagiert. Er ist wie ein Spiegel, in dem du dich selbst wiedererkennen kannst.

Sein Zorn auf dich ist nur eine Reaktion auf den Zorn, den du gegen ihn hegst.«

»Du meinst, er haßt mich gar nicht wirklich?«

»Nein.«

»Dann hat er eine bessere Seele als ich.«

Macomber schwieg und sah seinen Sohn nur auffordernd an.

Es dauerte nicht lange, bis Elliott einlenkte. »Du willst tatsächlich, daß ich mit ihm spreche?«

»Ja, denn ich will wissen, was mit ihm los ist«, sagte Macomber. »Es ist sehr wichtig für mich.«

Elliott überlegte einen Augenblick. Es schien, als ob die Karten neu verteilt worden waren. Wenn er auf die Bitte seines Vaters einging, hatte er plötzlich die Trümpfe in der Hand.

»Also gut«, sagte er langsam, »ich will sehen, was ich für dich tun kann.«

»Ich weiß das zu schätzen, Elliott«, erwiderte Macomber. »Ich weiß das sehr zu schätzen.«

## Fünftes Kapitel

Selbst in der Dunkelheit war *Loongshan* nicht schwer zu finden. Tracy ließ das Taxi tausend Meter vor dem strahlenden Lichterbogen, der wie ein Juwel am Berghang lag, halten.

Er wartete, bis der Wagen gewendet hatte und langsam auf der gewundenen Straße den Mount Peak hinunter verschwand. Seine Gedanken wanderten zurück zu dem *Feng-shui*-Mann. Ohne Zweifel würde man im Westen für seine geheimnisvollen Fähigkeiten nur Hohn und Spott übrig haben; aber Tracy hatte genug Zeit in Südostasien verbracht, um solche Phänomene richtig bewerten zu können.

Er blickte hinüber auf *Loongshan* und mußte an die letzten Worte vom Goldenen Drachen denken. *Den Tod, Mr. Richter. Wir haben den Tod gesehen.* War es Mizos Tod oder Tracys, den er vorausgesagt hatte?

Rechts von ihm fiel der Berghang in einer geschwungenen Linie in die Tiefe wie der Saum eines eleganten Kleides. Er ging weiter auf das Haus zu. Es hatte zwei Stockwerke und war in der Form eines L gebaut. Auf dem Dach des längeren Flügels schien ein

Tennisplatz angelegt worden zu sein. Ein breiter Säulenaufgang auf der Rückseite des Gebäudes führte zu einem Swimmingpool, der die Form einer Mondsichel hatte. Hier, in der felsigen Landschaft der Kolonie, die arm an Wasserquellen war, war er ein Zeichen größten Wohlstands.

Tracy hatte sich entschieden, von der Rückseite her in das Haus einzudringen. Dort waren die Wände zwar immer wieder von breiten Glasfronten durchbrochen, aber das würde ihm genauso nützen, wie es eine Gefahr für ihn war. Denn er mußte zwar das Risiko eingehen, daß jemand im Haus ihn sah, doch ebenso konnte er jede Bewegung hinter den Glasflächen erkennen.

Vorsichtig schlich er um den Swimmingpool herum. Er ließ die spiegelnde Wasserfläche rechts liegen, während er von Schatten zu Schatten sprang. Es gab genügend Buschwerk, um sich dem Haus bis auf dreißig Meter gefahrlos nähern zu können.

Das letzte, ungeschützte Stück überwand Tracy in einem schnellen Sprint. Die Glastür hatte nur ein einfaches Schloß und war noch nicht einmal versperrt. Vorsichtig drückte Tracy die Klinke herunter, öffnete die Tür einen Spaltbreit und glitt in das Haus hinein. Die nächsten Sekunden blieb er starr hinter den matt elfenbeinfarbenen, bodenlangen Vorhängen aus Rohseide stehen. Es war windstill draußen, und so hatten sich auch die Vorhänge nicht bewegt, als er die Tür geöffnet hatte. Schließlich war er sicher, daß

niemand ihn entdeckt hatte. Er faßte unter sein schweißnasses Hemd, wo das kleine Reise-Nécessaire versteckt war, und holte sich die Dose Rasierschaum hervor, die natürlich keinen Rasierschaum enthielt — er hatte im Hotel die Handseife benutzen müssen, als er sich rasiert hatte. Er verstaute die Ledertasche wieder und nahm die kleine Dose in die linke Hand. Mit der rechten teilte er vorsichtig den Vorhang.

Erst konnte er nur einen schmalen Ausschnitt des Zimmers überblicken; dann, als er sich leicht vorschob, fast den ganzen Raum. Er war allein. Er trat aus seinem Versteck heraus und sah, daß er sich im Eßzimmer des Hauses befand.

Rechts vorn öffnete sich das weite Wohnzimmer, in dessen hinterster rechter Ecke eine schmiedeeiserne Treppe in den zweiten Stock hinaufführte. Links zweigte ein schmaler Gang zur Küche ab, an dessen Ende wahrscheinlich die Garage lag.

Tracy ging nach rechts, vorbei an wasserblauen Seidenvorhängen, die das Eßzimmer vom Wohnbereich trennten. Er hatte nicht ahnen können, daß hinter diesen Vorhängen eine Tür verborgen lag, und deshalb hätte er auch nie damit gerechnet, daß jemand gerade in dem Moment durch diese Tür treten könnte, in dem er an den Vorhängen vorbei ins Wohnzimmer gehen wollte.

In dieser Sekunde, die spannungsgeladen war wie eine Gewitterwolke, blieb ihm nichts mehr zu tun als stehenzubleiben und gebannt in die Richtung des

Geräuschs zu starren. Ihm gegenüber stand eine schlanke Chinesin. Sie war kleiner als Jadeprinzessin. Ihre Gesichtszüge ließen erkennen, daß sie aus Shanghai kam. Sie waren scharf konturiert; List spiegelte sich in ihnen, und der dunkle Ton der Haut schien den stolzen Ausdruck noch wie ein Schatten zu verstärken.

Sie schrie in dem Augenblick auf, als Tracy vorstürzte, sie am Handgelenk herumwirbelte und zu sich heranzog. Er preßte sich gegen ihren Rücken und spürte, wie die Wärme ihres Körpers in ihn eindrang.

Dann sah Tracy eine Bewegung im hinteren Teil des Wohnzimmers. Zwei Chinesen sprangen herein. Beide hatten eine Pistole in der Hand. Sie standen weit genug voneinander entfernt, so daß Tracy, hätte er eine Waffe gehabt, sie nicht hätte ausschalten können, ohne selbst vorher von einem der beiden getroffen zu werden. Sie waren Profis, er merkte sich das. Schützend hielt er die Frau zwischen sich und den Leibwächtern.

Plötzlich war ein Geräusch von oben zu hören. Ohne die beiden Chinesen aus den Augen zu lassen, konnte Tracy erkennen, daß Mizo auf den schmalen Balkon getreten war, zu dem die Eisentreppe führte. »Mr. Richter«, sagte der Japaner langsam. »Sie haben mir schon eine Menge Kummer bereitet.« Er trug einen weiten schwarzen Überwurf und eine schwarze Hose. »Aber nun ist die Zeit gekommen, wo wir dieses Spiel aufgeben sollten. Wie Sie es geschafft haben, bis hierher zu kommen, ist mir ein Rätsel. Aber selbst Sie werden



zugeben müssen, daß das Rennen jetzt für Sie gelaufen ist. Geben Sie auf, oder ich lasse Sie von meinen Männern niederschießen.«

»Wenn das wirklich Ihre Absicht wäre, hätten die beiden es längst getan«, erwiderte Tracy.

Mizo legte die Stirn in Falten. Sein rechter Zeigefinger strich über seinen Oberlippenbart. »Ja, das ist wahr. Ich möchte nicht, daß Kleiner Drachen etwas geschieht. Aber Sie, Mr. Richter, müssen ausgeschaltet werden.«

»Wer hat Ihnen den Befehl dazu erteilt?«

Mizo lächelte. »Es gibt also auch etwas, das Sie nicht wissen.« Sein Gesicht verlor jeden Ausdruck. »Ich gebe zu, daß mich das etwas erstaunt. Offensichtlich wissen Sie etwas von meinen Drogengeschäften, und doch kennen Sie nicht die Verbindungsleute. Sonderbar. Dann wundert es mich allerdings noch mehr, wie Sie auf mich aufmerksam geworden sind.« Er stieg langsam die Treppe hinunter. »Ich lebe sehr zurückgezogen, um so mehr interessiert es mich, wo die undichte Stelle ist.«

»Dann können wir ja unsere Informationen austauschen.«

Wieder lächelte Mizo. Er war am Fuß der Treppe angekommen und winkte die beiden Leibwächter mit einer Handbewegung aus dem Zimmer. Sie steckten wortlos ihre Waffen ein und verschwanden. »Vielleicht ist es wirklich an der Zeit, das Spiel zu beenden«, sagte Mizo. In seiner Stimme schwang plötzlich eine große

Müdigkeit mit. Er kam langsam auf Tracy zu, seine Hände hatte er hinter seinen Rücken gelegt. »Sie haben mir schon genug Schaden zugefügt. Ich will, daß das aufhört.« Er zuckte die Schultern und sah Tracy einen Augenblick gedankenverloren an. »Seit über zwanzig Jahren lebe ich in Hongkong. Ich habe alles getan, was ich tun wollte. Was bleibt mir also noch? Mir bleibt Kleiner Drachen und eine lange Reihe von Tagen, die noch vor mir liegen.«

Mizo war jetzt nahe an Tracy herangetreten. In seinen Augen stand ein kläglicher Blick, als ob er sagen wollte, es tut mir zwar leid, daß Sie mich besiegt haben, aber ich respektiere die Entscheidung. Tracy fühlte sich plötzlich von einer Welle der Müdigkeit erfaßt, seine Augenlider flatterten, und in diesem Moment wußte er, daß etwas falsch war. *Er ist zu nahe*, schrie es in seinem Kopf. *Du läßt ihn zu nahe heran*.

Aber da schossen Mizos Hände schon hinter seinem Rücken hervor und rissen Kleiner Drachen aus Tracys kraftlos gewordenem Griff. Dann fuhr Mizos rechte Hand zum zweitenmal auf Tracy nieder; diesmal war die Handfläche wie eine Schwertklinge gestreckt.

Tracy packte Mizos Arm, riß ihn nach rechts oben und tauchte unter ihm hindurch. Dabei setzte er Mizos eigenen Körper als Drehpunkt ein und überdehnte den Arm auf schmerzhaft Weise.

Tracy zog den Arm so heftig herunter, daß Mizo laut aufschrie. Dann bückte sich Tracy, ohne seinen Gegner

loszulassen, und hob die kleine Rasierschaumdose wieder auf.

»Sie können sich einen Glückspilz nennen«, flüsterte er Mizo ins Ohr. »Und wenn Sie dazu noch klug sind, dann können Sie auch den Rest Ihres Lebens in Ruhe mit Kleiner Drachen verbringen. Wenn nicht« — er zog an Mizos Arm — »dann werden Sie jetzt sterben. Denken Sie darüber nach.«

Der Schmerz hatte Mizo Tränen in die Augen getrieben, und er hatte Schwierigkeiten zu atmen. »Also schön«, stieß er mühsam hervor, »es reicht. Ich werde Ihnen sagen, was Sie wissen wollen; aber lassen Sie mich los. Sie bringen mich ja um.«

»Das reicht mir nicht«, erwiderte Tracy. »Warum sollte ich Ihnen auf einmal vertrauen?«

»Ich werde Ihnen einen Grund nennen.« Mizos Gesicht war vor Anstrengung und quälenden Schmerzen, die Tracy ihm beibrachte, rot geworden.

»Ich bezweifle, daß Sie das können.«

»Geben Sie mir zumindest eine Chance. Sie täuschen sich. Ich kann Ihnen mit zwei Worten beweisen, daß Sie mir vertrauen können.«

Tracy war neugierig geworden. »Dann nennen Sie sie.«

»Operation Sultan«, sagte Mizo.

Die Mauritius-Gesellschaft hatte ihre Geschäftsräume am westlichen Ende der Siebenundzwanzigsten Straße.

In der Gegend lagen unzählige Import-Export-Unternehmen, kleine Warenhäuser und Großhändler aller Geschäftszweige.

Thwaite lenkte seinen Wagen auf eine Parkverbotszone und schlug die Sonnenblende auf der Beifahrerseite herunter, an deren Vorderseite eine Karte mit der Aufschrift POLIZEIEINSATZ befestigt war.

»Also los«, sagte er zu Melody.

Eine kleine Hinweistafel im Treppenhaus, deren Glasabdeckung von Sprüngen wie von einem Spinnennetz überzogen war, sagte ihnen, daß die Mauritius-Gesellschaft im zweiten Stock zu finden war.

Thwaite faßte Melody mit der linken Hand und nahm seine 38er in die rechte. Sie liefen die Stufen hinauf und blieben am Treppenabsatz noch einmal stehen. Die Mauritius-Gesellschaft lag am Ende des Ganges. Thwaite bedeutete Melody, sich an die rechte Flurmauer zu stellen. »Beweg dich nicht, bis ich dich rufe«, flüsterte er ihr ins Ohr. »Wenn du mich nicht innerhalb der nächsten sechzig Sekunden hörst, dann machst du kehrt und rennst wie der Teufel.«

Langsam schlich er den Flur hinunter. Seine linke Hand griff nach dem Türknauf und versuchte ihn zu drehen. Die Tür war verschlossen. Er zog einen Bund Dietriche aus der Tasche und machte sich an die Arbeit. Melody sah ihm mit aufgerissenen Augen angstvoll zu. Dann hörte er ein leises Klicken. Er zog den Dietrich gar nicht erst aus dem Schloß, sondern gab der Tür einen

heftigen Stoß. Halb gebückt, seine Waffe im Anschlag, sprang er in das angrenzende Zimmer.

Der Raum war mit einem schweren, champagnerfarbenen Teppichboden ausgelegt. Ein Schreibtisch und Stühle, beides aus Mahagoni, beherrschten das Zimmer.

In der Ecke hinter dem Schreibtisch standen mehrere Aktenschränke. Thwaite zog die obere Schublade des ersten heraus und entnahm ihr einen Bogen cremefarbenes Geschäftspapier. Im Kopf des Bogens war ein kaffeebrauner Eindruck: Die Mauritius-Gesellschaft. Und darunter: Gegründet 1969.

Sonst stand nichts auf dem Papier. Thwaite faltete es zweimal und schob es sich in die Jackentasche. Er durchsuchte auch noch die anderen Schubladen, aber er fand nichts als Staub. Es ist eine Tarnadresse, dachte er.

Plötzlich hallte auf dem Gang ein Schuß. Er warf sich herum.

»Melody?«

»Wer ist Melody?« fragte eine rauhe, männliche Stimme.

Thwaite riß seine 38er hoch und hörte im nächsten Moment einen Schuß. Die Kugel riß ihn herum. Er stöhnte und schlug laut die Zähne aufeinander.

Als er den Kopf hob, sah er einen Mann, dessen Gesicht von Narben entstellt war. Der Mann hielt eine Pistole mit langem Lauf auf ihn gerichtet.

»Sayo Moro, mein Freund«, sagte der Narbengesichtige und grinste.

Thwaite seufzte laut auf. Seine Finger waren taub, und er sah seine eigene Pistole vor sich auf dem Teppich liegen.

Er zuckte zusammen, als der nächste Schuß fiel; aber sonderbarerweise fühlte er keinen Schmerz mehr. Er hörte sein Herz wild schlagen, das Keuchen seiner Lungen, die noch immer arbeiteten. Vorsichtig öffnete er wieder die Augen.

Thwaite blinzelte ungläubig, der Mund klappte ihm auf. Dann bemerkte er hinter dem Toten eine Bewegung. Er sah Melody in die Tür treten. Sie hielt einen 45er Revolver in der Hand. Ihr Blick wanderte von der Leiche des Narbengesichtigen zu ihm. Ihre Lippen öffneten sich zögernd, und er sah einen dünnen Faden hellrotes Blut von einer Schnittwunde über ihrer Stirn herunterlaufen. Ihr Gesicht war blaß.

»Da war noch ein zweiter«, sagte sie leise. »Ich wollte nicht, daß noch mehr umgebracht werden.« Tränen füllten ihre Augen und liefen ihre Wangen herunter. Die Waffe glitt ihr aus der Hand und landete mit einem dumpfen Aufschlag auf dem Teppich. Verzweifelt warf sie ihren Kopf hin und her. »Jetzt sieh selbst, was du aus mir gemacht hast.«

Das Tanzensemble war hervorragend, das Publikum war begeistert. Ballett gehörte zu den westlichen

Kunstformen, die lange aus China verbannt gewesen waren. Doch jeder wußte, wie sehr es die Chinesen nach Kultur hungerte.

Doch für Lauren mischte sich ein Wermutstropfen in den Erfolg. Sie hatte sich eine Muskelzerrung im linken Bein zugezogen. Was sie alles noch schlimmer empfinden ließ war, daß ihr das ausgerechnet am Ende ihres Solos passiert war.

Den aufbrausenden Applaus hatte sie kaum noch wahrgenommen, und sie weigerte sich, zum Publikum hinauszugehen. Doch Steven, ihr Partner, trug sie einfach vor den Vorhang.

Zurück im Umkleideraum ließ sie sich schwitzend und fluchend auf einen Stuhl sinken. Der Ensemblearzt bemühte sich, die Verletzung mit Eis zu kühlen. Martin kam mit sorgenvoller Miene hereingestürzt.

»Wie schlimm ist es?« fragte er sofort.

Der Arzt zuckte die Schultern. »Das kann ich erst nach vierundzwanzig Stunden genau sagen. Aber ich glaube nicht, daß der Muskel angerissen ist.«

»Lauren?«

»Es brennt höllisch«, sagte sie wütend. »Verdammt noch mal!«

Martin legte einen Arm um sie. »Bevor wir nach Peking gehen, haben wir morgen einen freien Tag.«

»Großartig«, erwiderte Lauren. »Und den verbringe ich flach auf dem Rücken.«

Sie rieb sich mit einem Handtuch das schweißnasse Gesicht ab. Martin sah rasch den Arzt an. Der Arzt machte eine hoffnungslose Miene und schüttelte den Kopf.

»Unsinn«, sagte Martin zu Lauren. Er lächelte sie an. »Dies ist für uns alle ein einmaliges Erlebnis, und das werden wir dich doch nicht versäumen lassen. Ich werde dich morgen in meinem Wagen mitnehmen, den mir die Regierung der Volksrepublik zur Verfügung gestellt hat.«

Lauren sah ihn an. Ein ganzer Tag mit Martin! »Ja«, sagte sie. Ihre Augen hatten den alten Glanz zurückgewonnen. »Das wäre wirklich schön.«

»Also abgemacht«, sagte Martin und klopfte ihr aufmunternd aufs gesunde Bein. »Und jetzt möchte ich dich bitten, ein paar freundliche Worte mit einem der Kulturfunktionäre zu wechseln, Lauren. Seit dem Ende der Vorstellung wartet er darauf, dich begrüßen zu können. Anscheinend hat er dein Pech persönlich genommen und möchte sich jetzt dafür entschuldigen.«

Lauren wollte schon protestieren; sie war noch immer erhitzt von der Vorstellung, aber Martin war schon verschwunden. Sekunden später kehrte er mit einem unteretzten Chinesen an seiner Seite zurück.

»Lauren Marshall«, sagte Martin, und fast verbeugte er sich in der formalen Manier, wie er sie nur von seinen russischen Vorfahren übernommen haben konnte. »Und darf ich vorstellen, Dong Zhing, der Kulturbeauftragte der Stadt Shanghai.«



Lauren streckte eine Hand aus, und der Chinese ergriff sie mit einer galanten Verbeugung. Er lächelte. Lauren konnte seine kleinen gelblichen Zähne erkennen; sie sahen aus wie altes, blankpoliertes Elfenbein.

»Es ist mir eine große Freude, Sie kennenzulernen, Miß Marshall«, sagte er in singendem Englisch, das dennoch sehr gut war. »Ich habe Sie mit großem Vergnügen tanzen gesehen. Es war wie ein frischer Wind für diesen alten Kontinent, wenn ich so sagen darf.«

»Vielen Dank.«

»Und ich möchte die Gelegenheit nicht versäumen, mich für den unglückseligen Unfall, der Sie ereilt hat, zu entschuldigen.«

Laurens abwartende Haltung begann zu schmelzen. Dieser Mann war wirklich charmant. Sie lächelte ihr ganz besonderes Lächeln, das sie nur ihrem besten Publikum schenkte. »Ich glaube, ich kann Ihnen vergeben.«

Dong Zhing verneigte sich. »Sie sind zu großzügig, Miß Marshall. Als angemessenen — und fühlbaren — Beweis meiner Betroffenheit hätte ich Sie heute abend gerne zum Essen ausgeführt.« Er zeigte auf ihr Bein, und sein Gesicht hatte plötzlich einen bekümmerten Ausdruck angenommen. »Aber ich sehe, daß Ihre Verletzung das wohl nicht ...«

Lauren hatte längst Martins verzweifelte Miene gesehen und seine Hände, die er beschwörend hochgerissen hatte. »Ach Unsinn, so schwer habe ich

mich nun auch nicht verletzt. Ich nehme Ihre Einladung sehr gerne an. Und bitte nennen Sie mich Lauren.«

Er streckte begeistert seine Hände aus. Lauren ergriff sie und gestattete es, daß er sie auf die Füße zog. Sie setzte den Fuß versuchsweise auf und spürte nur einen leichten, stechenden Schmerz.

»Und jetzt, Lauren«, sagte der Chinese und legte seine Hand auf ihre, als sie sich bei ihm unterhakte, »jetzt werde ich Ihnen das Nachtleben von Shanghai zeigen, wie es wirklich ist.« Er kicherte in sich hinein, und Lauren dachte, daß es mit diesem sonderbaren, aber aufmerksamen Mann vielleicht wirklich noch ein netter Abend werden würde.

Er öffnete ihr die Tür und führte sie zu seinem Wagen hinaus. »Und noch eine Bitte hätte ich«, sagte er. »Für meine Freunde bin ich einfach nur der Mönch.«

Thwaite lag in der Notaufnahme des Bellevue-Krankenhauses, als Atherton Gottschalk auf einer Trage hereingerollt wurde. Der plötzliche Lärm ließ ihn hochschauen. Er hatte gerade einem Arzt zugesehen, der Melodys Stirn untersuchte.

»Mein Gott«, sagte der junge Arzt, »Sie müssen da in etwas ziemlich Böses hineingeraten sein.«

»Versorgen Sie einfach die Wunde«, knurrte Thwaite.

»Ich werde die Polizei benachrichtigen müssen«, sagte der junge Arzt, als er einen Verband auf die

Wunde legte. »Solche Sachen müssen gemeldet werden.«

»Das ist alles schon passiert«, sagte Thwaite und hielt dem Arzt seine Dienstmarke unter die Nase.

Ein Pfleger stieß die Schwingtür auf und zog die Bahre herein, dicht gefolgt von einem Arzt, sechs Polizisten in Uniform und mindestens ebenso vielen Männern im Zivil. Während der kurzen Zeit, in der die Tür zum Flur offenstand, konnte Thwaite einen dichten Pulk neugieriger Patienten und Besucher sehen, dazu weitere Uniformierte und Männer mit Walkie-Talkies in den Händen.

»Wer war bei ihm?« fragte der Arzt, während er dem Pfleger half, den Verletzten auf einen Behandlungstisch zu heben. »Einer der Leute vom Secret Service«, antwortete ein Polizist in Uniform. Er wandte sich zu einem großen, schlanken Mann mit dunklem Haar. Der Mann nickte.

»Erzählen Sie«, befahl der Arzt. »Ich habe jetzt keine Zeit, um mich Ihnen zuwenden zu können.« Er legte Gottschalk gerade die Infusionskanülen an. »Plasma bereithalten«, sagte er zu einer Krankenschwester. »Und ich will so schnell wie möglich einen Bluttest von ihm sehen. Wir brauchen seine Gruppe, falls doch eine Transfusion nötig sein sollte.«

»Mein Name ist Bronstein.«

»Sie sind auf der Fahrt hierher bei dem Kandidaten gewesen?«

»Ich hatte seinen Kopf in meinem Schoß.«

Der Arzt hatte Schwierigkeiten, Gottschalk die Anzugjacke auszuziehen. Er griff nach einem Skalpell.

»Hatte er Probleme beim Atmen?«

»Er hatte Probleme ...«

»Aha. Konnten Sie ihn atmen hören?«

»Es war wie Bellen.«

»Viel Blut, wie? Sieht wie eine Brustverletzung aus.«

»Es hat ihn direkt überm Herzen getroffen«, sagte Bronstein, »aber viel Blut hat er nicht verloren.«

»Der Einschuß liegt über dem Herz, stimmt.« Der Arzt beugte sich weiter herunter. »Aber die Kugel muß es verfehlt haben. Hätte sie das Herz getroffen, wäre das Blut wie aus einem Brunnen hervorgesprudelt.« Er wandte sich an eine Schwester. »Holen Sie das tragbare EKG-Gerät her.«

»Ich sah, wie er getroffen wurde«, sagte Bronstein. »Es war das Herz, da gibt's keinen Zweifel.«

»Wenn Sie recht hätten, könnte ich wieder an meine andere Arbeit gehen: dann wäre er nämlich längst tot.«

Er hatte das Skalpell in die Hand genommen und schnitt vorsichtig in Gottschalks Kleidung.

Der Chefarzt, Dr. Weingaart, kam herein, gefolgt von einer Schwester. »Wer ist der Mann?«

»Atherton Gottschalk«, antwortete der Arzt. »Es ist auf ihn geschossen worden. Der Mann hier sagt ins Herz; aber das kann nicht sein. Er atmet noch.«

»Lassen Sie mich sehen«, sagte Dr. Weingaart.

»Ich will nur noch dieses — Herr im Himmel!«

»Was ist?«

Der Arzt hatte das Skalpell zurückgezogen und sah seinen Chef mit erstaunten Augen an. Sein Gesicht war über und über mit Blut bespritzt, sein Haar war schweißnaß. »Sehen Sie selbst.« Er trat zur Seite, um seinen Kollegen weiter an Gottschalk heranzulassen. »Dieser Mann ist über dem Herz getroffen worden, und er ist nicht tot.«

»Das ist unmöglich.« Dr. Weingaart schüttelte den Kopf.

»Doch, es ist möglich«, erwiderte der andere Arzt.  
»Wenn man zufällig eine kugelsichere Weste trägt.«

»Ich will eine Waffe von Ihren Leibwächtern.«

»Wozu?«

»Tun Sie, was ich sage!« Er setzte einen leichten *Kiai* ein, um sicherzustellen, daß seine Forderung umgehend befolgt wurde.

Mizo zuckte zusammen, dann schnippte er mit den Fingern seiner freien Hand. Einer der beiden Chinesen erschien auf der Treppe.

»Ich will auch den anderen sehen können«, sagte Tracy.

Wieder schnippte Mizo mit den Fingern, und der zweite Chinese kam hinter dem ersten die Treppe herunter. Er blieb an ihrem Fuß stehen, während der erste bis auf zehn Meter an Tracy, Mizo und Kleiner

Drache, die noch immer benommen auf dem Boden lag, herankam.

Dann schob er seine rechte Hand in seine Jacke und zog eine 38er Pistole hervor. Er streckte sie Mizo entgegen.

»Nein«, sagte Tracy scharf in kantonesischem Dialekt, was den Leibwächter erschrocken zusammenzucken ließ. »Faß sie am Lauf und schleudere sie mir über den Fußboden zu.«

Der junge Chinese sah von Tracy zu Mizo. Er sah seinen Herrn nicken und gehorchte mit säuerlichem Gesicht.

Tracy ließ sich langsam auf die Knie sinken und zog Mizo dabei mit herunter. Dann hob er mit einem schnellen Griff die Pistole auf. Tracy stieß Mizo neben seine Geliebte auf den Boden und setzte ihm den Lauf der Waffe hinter dem rechten Ohr auf. »Ich nehme nicht an, daß ich erst ausprobieren muß, ob sie auch in Ordnung ist«, sagte er leise.

Mizo, der seine linke Wange gegen den spiegelnden Parkettboden preßte, war blaß geworden. »Nein, nein, nein«, sagte er hastig. »Es ist alles in Ordnung, das kann ich Ihnen versichern.«

Als Mizo seinen Kopf weiter herumdrehte, um ihn besser sehen zu können, ließ Tracy den Japaner plötzlich los und packte Kleiner Drachen.

Mizo sprang sofort auf seine Füße, und der junge Chinese, der Tracys schnelle Bewegung vielleicht nicht richtig gesehen hatte, stürzte sich vor.

Tracy spannte die Waffe und legte sie Kleiner Drachen in den Nacken.

»Zurück, du Hurensohn!« schrie Mizo. »Siehst du denn nicht, daß er sie erschießen wird, wenn du ihn angreifst?«

Tracy zog Kleiner Drachen auf die Füße, und Mizo sagte mit zitternder Stimme: »Ich werde ihnen jetzt befehlen, zu verschwinden.«

»Das lassen Sie sein«, widersprach Tracy sofort. »Sie sollen da stehenbleiben, wo sie jetzt sind, sonst gehen sie noch sonstwohin und denken sich irgend etwas Übles aus.«

Mizo antwortete zwar nicht, aber Tracy wußte, daß er nicht nur diese Runde, sondern auch sein Gesicht verloren hatte.

»Damit das ein für allemal klar ist«, sagte Tracy. »Wenn Sie oder Ihre Leute auch nur die *kleinste* Bewegung machen, die ich als gegen mich gerichtet empfinde, dann werde ich Kleiner Drachen das Gehirn aus dem Kopf schießen.«

Mizos Gesicht war kreidebleich geworden. »Es ist nicht nötig, so etwas zu sagen.« Er rieb sich seinen Arm, wo Tracy ihn gehalten hatte. »Zwischen uns herrscht Waffenruhe.« Er zeigte in einen anderen Teil des

Raumes. »Wollen wir es uns nicht bequem machen und dieses Treffen wie zivilisierte Menschen fortsetzen?«

Nach all dem, was Mizo in den letzten Tagen versucht hatte, um ihn zu töten, fand Tracy diesen Satz aus dem Mund des Japaners geradezu amüsant. Doch er sagte nichts.

Mizo hatte auf zwei kleine Ledersessel und ein dazu passendes Sofa gezeigt, deren Stil im Gegensatz zur übrigen, östlich gehaltenen Einrichtung stand.

»Setzen Sie sich in den Sessel dort«, sagte Tracy und wies auf die Sitzgruppe. Mizo ging gehorsam an seinen Platz, während sich Tracy mit Kleiner Drachen auf das Sofa gegenüber setzte. Die beiden Chinesen blieben wie Steinfiguren an ihren Plätzen stehen.

»Sie sind noch besser, als man mir gesagt hat.« In der Stimme des Japaners klang Bedauern an. »Aber meine Informationen waren auch nur recht grob.«

Tracy war sofort aufmerksam geworden. »Das mußten sie auch sein«, sagte er jetzt mit leichter Stimme. »Es gibt niemanden, der viel über mich weiß.«

Mizo hatte die Stirn kraus gezogen. »Wer, zum Teufel, sind Sie also? Und was wollen Sie von mir?«

Tracy versuchte sein Glück. »Ich will einen Anteil des Geschäfts.«

Mizo blieb unbeteiligt. »Von welchem Geschäft?«

»Von *Ihrem*, Sonne des weißen Puders.«

Tracy spürte, wie Kleiner Drachen in seinem Arm zusammenzuckte. In seinem Augenwinkel konnte er



erkennen, daß sie ihn mit weit aufgerissenen Augen anstarrte.

»Sie wissen, daß ich eine Schule unterhalte«, sagte Mizo vorsichtig. »Sie kennen mich als Sonne des weißen Puders. Sagen Sie, kennen Sie am Ende auch Louis Richter?«

»Er ist mein Vater«, sagte Tracy; aber er wollte das Gespräch in eine andere Richtung lenken. Seine Schulter begann wieder zu schmerzen, es war ein langer Tag gewesen. »Mich interessiert, was Sie über die Operation Sultan wissen.«

»Wenn Sie wirklich der Sohn von Louis Richter sind, wundere mich das nicht«, sagte Mizo. Seine Augen waren schläfrig geworden, und sein rechtes Bein, das er über das linke gelegt hatte, wippte in einem merkwürdigen Rhythmus, der von innen zu kommen schien, auf und ab. »Es ist mir nicht unbekannt, daß sein Sohn, Tracy, wenn Sie wirklich Tracy Richter sein sollten, eine Zeitlang bei den Special Forces in, äh, Südvietnam gewesen ist. In den Jahren neunundsechzig, siebzig.«

Während Mizos eintöniger Singsang sich immer weiter im Zimmer ausbreitete, fühlte Tracy ein Gefühl der Erschöpfung in seine Muskeln einsickern, das sein Bewußtsein von den Rändern her aufzulösen begann. Deutlich sichtbar riß er plötzlich den Kopf hoch.

Er spannte die Waffe und genoß die Wirkung, die das überraschend laute Klicken auf die anderen im Raum hatte.

»Das ist nicht nötig«, sagte Mizo. Er fuhr sich mit der Zungenspitze über die Lippen, um sie anzufeuchten.

»Mizo«, sagte Tracy und beugte sich vor, »oder Sonne des weißen Puders oder Sonne der schwarzen Flammen oder Sun Ma Sun — wie Sie sich auch immer nennen mögen —, lassen Sie sich von mir sagen, daß ich keine Zeit für Ihre Spielchen habe. Wenn Sie mir jetzt nicht sofort die Informationen geben, die ich von Ihnen verlangt habe, dann werde ich Kleiner Drachen jetzt erschießen, und Sie können dabei zuschauen. Ist es das, worauf Sie aus sind?«

»Nein«, erwiderte Mizo. Er sprach plötzlich Englisch. Seine Augen schlossen sich, und er seufzte tief. Als er Tracy wieder ansah, war sein Gesicht ernst geworden. »Operation Sultan war ein hochgeheimer militärischer Einsatz, dessen Höhepunkt im April 1969 lag. Die Operation wurde ausgeführt von, nun, da sind meine Quellen etwas ungenau, es heißt aber allgemein, daß die CIA das Unternehmen finanziert habe.«

Tracy fragte sich, ob es für ihn überhaupt eine Möglichkeit gab, herauszufinden, ob Mizo die Wahrheit sagte.

»Die Operation war als Schlag gegen ein geheimes Transport- und Verteilernetz der Vietkong und Roten Khmer gedacht, das — daran besteht so gut wie kein

Zweifel — von den Rotchinesen aufgebaut und finanziert worden war, um die von den Amerikanern besetzten Gebiete mit Heroin zu versorgen. Nach Meinung der Chinesen war die Droge geeignet, Kampfkraft und Einsatzbereitschaft der amerikanischen Soldaten entscheidend zu schwächen.« Er starrte Tracy in die Augen.

»Reden Sie weiter.«

»Zum Einsatzleiter der Operation Sultan wurde ein besonderer Mann gemacht; ein Lieutenant, der schon öfter bewiesen hatte, daß er die nötige Brutalität und Gerissenheit besaß, um einen Einsatz dieser Art erfolgreich durchführen zu können.«

»Sie beschreiben alles viel zu ausführlich«, sagte Tracy. Er spürte wieder Müdigkeit in sich aufsteigen. »Kommen Sie endlich zum Kern der Sache.«

»Wie Sie wollen.« Mizo setzte sich bequemer zurecht. »Nach meinen Informationen hat der amerikanische Geheimdienst die Operation Sultan als vollen Erfolg verbucht.«

»Und was ist daran Besonderes?«

»Es war keiner«, sagte Mizo. Seine Augen suchten in Tracys Gesicht nach einer Reaktion.

»Das Lager der Roten Khmer in der Kampfzone 350 wurde zerstört, wie der Befehl es verlangt hatte«, erwiderte Tracy, »das ist eine Tatsache. Unabhängig von dem ersten hat es einen zweiten Einsatz gegeben. Eine Reserveeinheit wurde in die Kampfzone geschickt, und

sie hat es bestätigt. Außerdem wurden die Überreste eines Feuers gefunden. Das Heroin war, wie befohlen, verbrannt worden.«

Mizo zuckte die Schultern. »Vielleicht wurden wirklich ein paar Kilo auf diesem Altar geopfert. Sicherlich zu dem Zweck, den Betrug zu tarnen.« Er schüttelte den Kopf. »Aber glauben Sie mir, mein Freund, der größte Teil jener Lieferung für die amerikanische Armee wurde nur umgelenkt und nicht zerstört.«

»Ich nehme an, Sie können das beweisen.«

Mizo breitete die Arme aus. »Was glauben Sie denn, wovon ich dieses Haus und noch drei weitere bezahlt habe?«

Tracy mußte sich zwingen, ruhig zu bleiben, *Prana*. »Was sagen Sie da?«

»Einfach dies, ich war der Mittelsmann jener Heroinlieferung und aller folgenden.« Er legte seine Hände zusammen. »Das Transportnetz wurde nie zerschlagen, wie in den Unterlagen des amerikanischen Geheimdienstes angenommen wird, es wurde nur, um ein Wort Ihrer Sprache zu benutzen, »umgedreht«, und es funktioniert bis auf den heutigen Tag.« Mizo lächelte. »Ich muß es wissen. Schließlich habe ich die Fäden in der Hand.«

Tracy fühlte sich benommen von dem, was er gerade erfahren hatte. Es schien unglaublich zu sein, aber er hatte keinen Grund, an den Worten des Japaners zu

zweifeln. Wie hätte er sonst so bis in alle Einzelheiten über einen geheimen Kommandoeinsatz der Stiftung Bescheid wissen können? Darauf konnte es nur eine Antwort geben. Mizos Lächeln war noch breiter geworden. »Sie sind blaß geworden, mein Freund. Als ob Sie gerade einen *Kami* gesehen hätten, einen Geist. Aber das will ich Ihnen nicht zum Vorwurf machen. Schließlich wäre ›Sultan‹ sicherlich Ihnen anvertraut worden, wenn Sie damals nicht auf einmal spurlos verschwunden gewesen wären.«

Zumindest weiß er nicht alles, dachte Tracy.

»Für wen arbeiten Sie?« fragte Tracy.

»Für die Mauritius-Gesellschaft«, antwortete Mizo, ohne zu zögern. »Kennen Sie sie?«

»Nein.«

»Das sollten Sie aber. Sie gehört — oh, auch da gibt es drei, vier Mittelsmänner, es ist nichts zu beweisen —, sie gehört dem Lieutenant, der die Operation Sultan geleitet hat: Delmar Davis Macomber.« Er ließ eine Hand an seiner Seite herabfallen. Er war jetzt sehr entspannt. »Vielleicht haben Sie in Ban Me Thuot sogar einmal mit ihm zusammengearbeitet. Klein genug war es ja. O ja, Macomber. Er ist wirklich ein gerissener Kerl. Er hat die Gewinne aus dem Heroinhandel gut angelegt: in einem ehrlichen Geschäft. Er hat die Metronics Inc. aufgebaut. Was mich fasziniert, ist, daß er auch dort wieder nur den Tod verkauft, wenn auch in einer anderen Form natürlich.«

Tracy kämpfte gegen seine Müdigkeit an und gegen den Schock, den die Worte des Japaners in ihm ausgelöst hatten. »Warum erzählen Sie mir das alles?«

Mizo lächelte wie ein Hai. »Weil Sie mich danach gefragt haben. Ich will nicht, daß Kleiner Drachen etwas geschieht. Ich kann den Rest meines Lebens auch ohne den Heroinhandel verbringen, aber ohne Kleiner Drachen wäre jeder weitere Tag sinnlos.«

Durch den Schleier seiner Müdigkeit und Verwirrung hindurch spürte Tracy, daß etwas nicht stimmte. Nicht einen Augenblick glaubte er, daß Mizo bereit war, den Drogenhandel auffliegen zu lassen, ohne nicht vorher wie ein Teufel um seine Rettung gekämpft zu haben.

Tracy starrte Mizo an. Die Antwort mußte bei ihm liegen, direkt vor seinen Augen. Wenn er sie nicht rechtzeitig finden würde — »Entweder Sie lügen ...«

»Mein Freund, Sie wissen, daß ich nicht lüge.« Wieder bewegte sich Mizos Hand. »Schon die Logik meiner Worte muß Ihnen sagen, daß ich nicht gelogen habe.«

»Warum dann ...«

In diesem Moment wußte er es. Seine rechte Schulter und sein Arm wurden taub. Er versuchte noch, den Arm hinter Kleiner Drachen hervorzuziehen, aber seine Reflexe funktionierten schon nicht mehr. Mizos Handsignale hatte Kleiner Drachen gegen ihn gelenkt. Und er hatte sich so auf den Japaner konzentriert, daß seine Wahrnehmung und sein klares Denken von seiner

Erschöpfung und den Schmerzen in seiner linken Schulter allmählich eingetrübt worden waren.

Kleiner Drachen schlug ihm ihre linke Faust auf den Nasenrücken. Der Schreck ließ ihn für eine Sekunde erblinden, und er merkte, wie ihm die Pistole aus den tauben Fingern gedreht wurde, während die gezackte Fassung von Kleiner Drachens Diamantring ihm die Stirn aufriß.

Er schrie und warf sich zurück, dabei suchte seine linke Hand nach der Dose Rasierschaum in seinem Rücken. Sein Daumen preßte auf den versteckten Druckpunkt, von dem nur er und sein Vater wußten, als er schnelle Schritte aus der Richtung der Eisentreppe auf sich zukommen hörte.

Er warf die Dose hoch in die Luft, um die Aufmerksamkeit der Angreifer für den Bruchteil einer Sekunde von sich abzulenken. Und mit dem nächsten Lidschlag hatte er sich aus dem Sofa hochgedrückt und war hinter der Rückenlehne in Deckung gegangen.

Die Druckwelle der Explosion drückte im hinteren Teil des Hauses die großen Fensterflächen aus ihren Rahmen. Das Glas splitterte in bunten Farbenblitzen in den Garten. Ein weißes Blendlicht hatte das Wohnzimmer in unerträglich grelles Weiß getaucht, und der Boden schwankte wie bei einem Erdbeben. Jemand schrie hell und durchdringend. Dann verschwand alles in grauem Rauch, der erst von dem Druck der Explosion ins Freie gerissen wurde, aber mit der bedrückenden

Stille, die sich Sekunden später über den Raum senkte, sich wie eine träge Sommerwolke an der Zimmerdecke sammelte.

Tracy kam, nach Luft schnappend, aus seinem Versteck heraus. Kleiner Drachen kniete nicht weit vom Sofa entfernt auf dem Boden. Ihr Kleid hing an einer Seite nur noch in Fetzen herunter. Kleiner Drachen wippte wie in einer Hysterie gefangen vor und zurück, sie preßte ihre Fäuste gegen die Ohren und kniff die Augen fest zu.

Tracy suchte nach Mizo. Er konnte ihn durch den dichten Rauchschleier hindurch nirgendwo entdecken. Dann hatte er plötzlich das Gefühl, hinter seinem Rücken mache sich ein Tiger bereit, ihm in den Nacken zu springen. Er wirbelte herum und ließ sich im selben Augenblick zu Boden fallen. Mizo kam wie ein Schatten auf ihn zugeflogen, er hatte das rechte Bein vorgestreckt, der Fuß stand im richtigen Winkel. *Karate*, dachte Tracy. Er bewegte seinen Oberkörper nach rechts, um seinen Kopf aus der Gefahrenzone zu bringen, und riß gleichzeitig den linken Arm hoch. Sein Unterarm traf Mizo kurz hinter der vorgestreckten Ferse.

Tracy sah überrascht hinter sich. Mizo hatte den Angriff abgebrochen. Er entdeckte den Japaner vor dem umgestürzten Sofa, über das Mizo gerade hinüberkletterte. Was konnte er da suchen? In der nächsten Sekunde schoß Tracy die Antwort durch den



Kopf, und nach einem weitausholenden Schritt sprang er in die Luft und flog über Mizo und das Sofa hinweg.

Er kam mit der linken Schulter auf den Teppich auf und stöhnte unfreiwillig, während er schon abrollte. Er fühlte einen stechenden Schmerz in seiner Seite. Dann richtete er sich auf den Knien auf, doch er fiel wieder zu Boden, als der Schmerz zurückkehrte.

Er warf sich herum und lockte Mizo von der Pistole weg, die er hinter dem Sofa entdeckt hatte. Der Japaner stieß einen lauten Schrei aus, als er mit dem rechten Fuß nach Tracys Gesicht schlug.

Tracy rollte sich aus dem Schlag heraus, doch traf ihn noch ein Teil der Wucht, die Mizo in die Attacke gelegt hatte, indem er seinen Oberkörper hochriß, während sein Fuß vorschnellte. Wieder fuhr Tracys rechte Hand heraus und schlug wie eine Schwertklinge gegen Mizos Unterschenkel. Der Japaner geriet ins Stolpern und konterte wütend mit drei schwierigen, aber todgefährlichen *Kansetsu-waza*.

Hätte Mizo genug Raum gehabt, um den Angriff richtig ausführen zu können, oder wären Tracys Kräfte schon verbraucht gewesen, dann hätte diese Attacke den Kampf entschieden.

So gelang es Tracy zwar, unter dem Angriff wegzutauchen, aber wieder mußte er einige Schläge mit seiner linken Schulter abblocken, und allmählich wurde ihm bewußt, daß er viel zu geschwächt war, um diesem Gegner noch lange widerstehen zu können.

Er rollte sich weiter von Mizos Angriffen fort, um Zeit zu gewinnen, aber Mizo war ein viel zu kluger Gegner, als daß er ihm diese Chance gelassen hätte. Er bewegte sich fast im Rhythmus mit Tracy und ließ einen Schlaghagel nach dem anderen auf ihn niederprasseln. Er suchte einen Weg, die verletzte Schulter zu treffen, denn er wußte, daß das der Schlüssel zum Sieg war und Tracys Tod besiegeln würde.

Dann prallte Tracy mit den Rücken gegen etwas Hartes. Spitze Zacken schlugen ihm in die Rippen und trieben ihm die Luft aus den Lungen. Mizo war sofort über ihm, die Haltung seines Oberkörpers und seiner Arme verriet, was er anwenden wollte, den *Kansetsuwaza*, der ihm schon den halben Sieg geschenkt hatte.

Tracy wußte, daß seine Zeit auslief — daß sich der Tod ihm auf Zehntelsekunden genähert hatte. Verzweifelt tasteten seine Hände nach hinten, um an dem Gegenstand, der seine Flucht beendet hatte, einen sicheren Halt zu finden. Er warf seinen Oberkörper vor, auf Mizo zu, und riß dabei den Gegenstand hinter seinem Rücken vom Boden hoch und über seinen Kopf. Es war etwas unglaublich Schweres, und Tracy biß die Zähne aufeinander, um Bewegung in das Gewicht zu bringen, während Mizo seinen letzten Angriff begann. Sie waren nur noch einen Atemzug voneinander getrennt, ein Lufthauch füllte noch den Raum zwischen Leben und Tod, ein Herzschlag, und dann das Ende aller Dinge.

Als Tracy spürte, daß er den schweren Gegenstand über seinem Kopf ins Gleichgewicht bekommen hatte, stieß er ihn mit aller Kraft, die ihm noch geblieben war, nach vorn. Wie ein Schatten flog er auf den zweiten Schatten zu, in den Mizo sich verwandelt hatte. Nichts konnte den Japaner mehr von dem Kurs seines Vernichtungsangriffs abbringen. Der Raum zwischen Mizo und seinem Opfer war viel zu eng, als daß der komplizierte Angriff noch geändert werden konnte, bevor er seinen Gegner erreicht hatte, falls er überhaupt etwas hätte ändern wollen. Mizo wollte es nicht.

Er sah den Gegenstand erst, als es bereits viel zu spät war. Tracy sah die Veränderung in Mizos Gesicht. Die entschlossene Miene des Kriegers am Rande des Sieges wurde abgelöst durch ein Flackern von Gefühlen, die sich überlagerten. Verwirrung und Unglauben waren am deutlichsten zu erkennen.

Tracy hielt eine Drachenfigur aus schwerem Messing in den Händen, und in der nächsten Sekunde drang die schwertlange Zunge des mythischen Tieres, an deren Seiten Feuerzacken züngelten, in Mizos Brustkorb ein.

Mizo schlug auf den Rücken. Sein Atem ging röchelnd, sein Gesicht war aschfahl, aber seine Augen waren noch klar.

Tracy merkte, daß Mizo sich mühte, ihm etwas zu sagen. Er beugte sich über den Japaner und schob ihm eine Hand unter den Nacken, um seinen Kopf ein wenig anzuheben.

»... Drachen ...« Es war nur noch ein Rasseln, und einen Moment lang glaubte Tracy, daß Mizo die Waffe meinte, die ihm die tödlichen Verletzungen beigebracht hatte. Doch dann setzte der Japaner noch einmal an. »Kleiner Drachen ... Bring sie zu ... Goldener Drachen.«

»Zu dem *Feng-shui*-Mann? Warum?«

Mizos Augenlider flatterten, dann schlossen sie sich. »Ihr Vater ...«, stieß der Japaner keuchend hervor, »liebt sie ... sehr ... Bring sie ... zu ihm ...«

Tracy sah von dem Toten zu der jungen Frau, die immer noch leise vor und zurück wippte und die Welt um sich herum nicht wahrzunehmen schien.

Die Zikaden sirrten laut, als er sie aus dem Haus heraus in die feuchtwarme Hongkonger Nacht führte.

## Sechstes Kapitel

»Ich sehe in Ihr Gesicht«, sagte der Mönch, »und es verrät mir, daß sie unglücklich sind. Gibt es etwas, das ich für Sie tun kann?«

Lauren lächelte ihn an und schüttelte den Kopf. »Nein.« Es war ein klägliches Lächeln. »Ich glaube nicht, daß Sie das können.«

Der Mönch zog die Stirn kraus. Sie saßen wie zwei Berühmtheiten im Jin Jiang Club, umgeben von geflüsterten Bemerkungen und neugierigen Blicken. Es ist fast schon wie zu Hause, dachte Lauren.

»Ich glaube, Sie sehen mich noch immer nicht im richtigen Licht, Miß Marshall«, sagte der Mönch und strich sich über seinen Oberlippenbart. »Ich bin unter meinen Freunden als eine Art Zauberer bekannt.« Er lächelte und beugte sich vor. »Und nun heraus damit, wie kann ich Ihnen helfen.« Er schenkte ihr Wein nach. »Ich möchte, daß Sie mir erzählen, was Sie bedrückt.«

Lauren sah einen Augenblick nachdenklich in das fremde offene Gesicht. »Also gut, warum eigentlich

nicht«, sagte sie schließlich. »Die Meinung eines Fremden kann nicht schaden, denke ich.« Und sie erzählte ihm von Tracy, von ihrem Bruder Bobby und was zwischen ihnen dreien geschehen war. Sie nannte dabei keine Namen.

»Aber ich liebe ihn«, schloß sie. »Und ich weiß nicht, warum ich gleichzeitig alles getan habe, um ihn von mir fortzutreiben.«

Der Mönch dachte eine Zeitlang nach. »Wissen Sie«, begann er schließlich, »auch ich hatte einmal einen Bruder. Sieben Schwestern hatte ich, aber nur einen Bruder.« Er schüttelte den Kopf. »Mein Bruder war ein richtiger Hitzkopf. Die Revolution gärte noch in seiner Seele, und er trainierte viel, damit er eines Tages hinausziehen könnte, um den Feind zu besiegen.« Der Blick des Mönchs schien auf einmal nach innen gerichtet zu sein. »Ich war im Gegensatz zu ihm ein ruhiger Typ. Meine Stärke war das Denken. Ich glaube, ihn hat das eher verunsichert. Er hat mich oft deshalb verlacht. Aber das machte nichts. Ich war älter und stärker als er. Unsere kleinen Kämpfe endeten immer damit, daß er geschlagen auf dem Rücken lag, und ich als Sieger über ihm kniete. Er liebte jede Übungsstunde; ich dagegen nicht. Und es ärgerte ihn maßlos, daß mir scheinbar alles von selbst in den Schoß fiel, während er sich wie ein armer Hund plagen mußte, um bei den, äh, praktischen Stunden auch mitzukommen. Aber egal, eines Tages sollte ich zu einer Übung im Granatenwerfen. Es

interessierte mich nicht im geringsten. Er ging an meiner Stelle hin. Die zweite Granate, die er in die Hand bekam, hatte einen Fehler. Sie explodierte ohne Verzögerung, als er den Zündbolzen zog.«

Laurens Magen verkrampfte sich, als sie das Ende der Geschichte des Mönchs hörte. Es war schrecklich. Aber ihre Reaktion hatte nicht nur mit dem tragischen Schicksal zu tun, von dem der Mönch ihr erzählt hatte. Ihre Gedanken waren wieder bei Bobby. Bei dem kleinen Jungen, der sorgenfrei und glücklich in einen Baum kletterte, um Äpfel zu pflücken. Und sie stand unter dem Baum und fing die Früchte in ihrem Kleid auf, um sich dann mit ihren Freundinnen lachend davonzustehlen und den Bruder allein im Baum zu lassen.

Und es war auch nicht nur dieser eine Vorfall, an den sie jetzt dachte, sondern an die vielen ähnlichen, die sich in ihrer Erinnerung wie eine bedrohliche Mauer türmten. Aber was denke ich da? ging s ihr durch den Kopf. Alle großen Schwestern ärgern ihre kleinen Brüder. Das liegt in der Natur der Menschen.

Doch der Mönch sprach jetzt weiter. »Ich habe auf der Beerdigung meines Bruders laut geweint, genauso wie meine Eltern, meine sieben Schwestern, wie meine Onkel, Tanten und Kusinen.« Er sah sie an, seine Augen waren wieder klar und aufmerksam. »Aber dann tat ich etwas, das außer mir niemand tat. Ich ging nach Hause und scherte mir alles Haar vom Kopf. Drei Jahre lief ich

so herum, und während der ganzen Zeit trug ich nur Schwarz. Und, Lauren«, sagte er freundlich, »ich hab' das alles nicht deshalb getan, weil es mein Wunsch war. Tatsächlich haßte ich es, so herumzulaufen. Aber ich *mußte* es tun. Die Schuld, die ich empfand, zwang mich dazu.«

Schuld, dachte Lauren. Das war ihr Geheimnis, ihre Last, es war nicht Tracy, den sie haßte. Sie wußte, daß er Bobby nicht getötet hatte. Das hatte der Krieg getan. Sie haßte sich selbst. Denn, ob es nun wahr war oder nicht, sie war davon überzeugt, daß Bobby nur deshalb freiwillig zum Militär gegangen war, weil er es zu Hause nicht mehr ausgehalten hatte. Und dazu hatte sie einiges beigetragen, mehr, als sie sich selbst gerne eingestand. Wenn jemand für Bobbys Tod verantwortlich war, dann sie selbst.

»Oh, nicht doch, Lauren«, sagte der Mönch in beruhigendem Ton, »nicht doch.« Denn sie begann auf einmal zu weinen. Große Tränen funkelten wie Sterne in ihren Augenwinkeln, bis sie so schwer wurden, daß sie die Wangen hinunterliefen und auf das makellose weiße Leinen des Tischtuchs fielen.

Der Mönch griff nach ihrer Hand und hielt sie sanft fest. Es gab natürlich keinen toten Bruder. Sein Bruder, der sogar noch zwei Jahre älter als er war, lebte glücklich und zufrieden und bekleidete ein hohes Amt in der Regierung der Volksrepublik. Doch er hatte die Geschichte erzählt, weil er vermutete, daß diese



Amerikanerin, die er so bewunderte, von einem Schuldgefühl gefangengehalten wurde.

»Ich danke Ihnen.« Sie drückte seine Hand. »Es tut mir so leid um ihren Bruder.«

»Es ist lange her«, sagte der Mönch, um es ihr leichter zu machen. »Solche Wunden heilen zwar nur langsam, aber glauben Sie mir, sie heilen.«

»Sie haben ja so recht mit allem«, sagte Lauren. »Ich hasse ihn gar nicht.«

»Ich weiß«, sagte er langsam. »Der Krieg verändert die Menschen auf merkwürdige Weise. Die Welt ist plötzlich eine ganz andere. Man tut Dinge, deren man sich nie für fähig gehalten hätte. Und man überlebt.«

»Es war nicht seine Schuld, das sehe ich jetzt. Er hat nichts falsch gemacht. Mein Bruder ...« Sie ließ den Satz unvollendet. Der Mann ihr gegenüber war doch immer noch fast ein Fremder. Aber manchmal, so wie jetzt, war es leichter, mit jemandem zu sprechen, den man vorher noch nie gesehen hatte.

Auf der anderen Seite des Tisches gingen dem Mönch die gleichen Gedanken durch den Kopf. Fast hätte er ihr sofort alles erzählt. Seit Wochen hatte er nach jemandem gesucht, dem er vertrauen konnte. Aber jetzt ging es ihm wie Lauren, er konnte im Moment nicht weitersprechen.

Auf einmal war er sich nicht mehr sicher, ob das, was er geplant hatte, wirklich der richtige Weg war. Wenn er noch an irgendwelche Götter geglaubt hätte, dann wäre

dieser Moment bestimmt der richtige gewesen, um zu ihnen zu beten. Aber er wußte nicht einmal, wie man das tat. Er glaubte nur an die Unveränderlichkeit Chinas, und das machte ihm die Entscheidung so schwer. Er konnte es nicht ertragen, daß er ein Verräter sein sollte.

»Nun, ich mußte erst ein paar Hebel in Bewegung setzen, bevor man mich hier hereingelassen hat.«

Atherton Gottschalk saß aufrecht in seinem Krankenbett, drei Kissen mit Daunenfüllung, um die er gebeten hatte, stützten ihn im Rücken. Er war allergisch gegen Schaumstoff. Jetzt starrte er mit weitaufgerissenen Augen auf seinen Besucher.

»Himmel, Macomber. Das ist eine Überraschung.«

Macomber sah ihn vom Fußende des Bettes aus abschätzend an. Es war niemand außer ihnen im Zimmer. Die Klimaanlage summte friedlich vor sich hin.

»Atherton, du siehst ja richtig mitgenommen aus.«

Gottschalks Kopf stieß hervor. »Kein Wunder! Was ist auch mit deinem Plan passiert?«

Macomber kam um das Bett herum und stellte sich neben Gottschalk, die Hände hielt er auf dem Rücken verschränkt. »Das war der Plan, Atherton.«

»Was?« Jetzt war auch noch das letzte bißchen Farbe aus Gottschalks Gesicht gewichen.

Macomber setzte sich auf die Bettkante. »Ich habe über einen dritten Kontakt einen islamischen Radikalen

engagiert. Er dachte, daß sein Land hinter dem Anschlag steht. Aber was interessiert uns das noch.«

»Herr im Himmel!« Gottschalk würgte die Worte fast hervor. »Warum? Sag mir, um Himmels willen, warum? Ich hätte getötet werden können!«

Macomber nickte. »Ja, da ist etwas Wahres dran. Du *hättest*. Aber das Risiko war mehr als gering. Ich habe dafür gesorgt, daß ein Profi auf dich geschossen hat. Er hatte die Anweisung, auf dein Herz zu zielen, und genau an der Stelle warst du sehr gut geschützt. Und wenn du nach dem Warum fragst«, er zeigte auf die vielen Zeitungen und Illustrierten, die auf Gottschalks Bettdecke verstreut lagen, »da hast du das Warum.«

»Die Presse?«

»Du bist jetzt ein gottverdammter Held, Atherton. Deine Worte — dein Wahlkampfprogramm zusammen mit dem Wahlkampf, den die Partei dir finanzieren wird —, das hätte vielleicht gereicht, um genügend Wähler zu überzeugen. *Vielleicht*. Aber jetzt habe ich deine Prophezeiungen in *kalte Tatsachen* verwandelt. Begreifst du den Unterschied? Ich habe die Theorie in praktische Wirklichkeit verwandelt. Jetzt *wissen* die Leute, daß etwas getan werden muß. Sie wollen etwas tun — sie wollen dich, Atherton.«

»Himmel«, sagte Gottschalk. Er hatte begierig jedes Wort Macomers aufgesogen. »Du hättest mir vorher zumindest sagen können, was du planst. Ich hätte mich vorbereitet ...«

»Und damit alles verdorben, verstehst du denn nicht? Es mußte alles absolut echt sein.«

Noch immer färbte Zorn Gottschalks Wangen rot. »Aber ich will nicht, daß so etwas noch einmal passiert, verstehst du? Welche Garantie habe ich, daß du am Tag meines Amtsantritts nicht noch mal so eine verrückte Sache über die Bühne gehen läßt!«

»Du hast meine Garantie, Atherton. Wenn du im Januar deinen Eid ablegst und das ganze Land dieser Zeremonie zusieht, dann werden die Terroristen schon in der Umgebung von New York sein, und sie werden glauben, daß der Atommüll sicher versteckt ist. Aber ich werde das Versteck kennen, und deshalb wirst du es auch kennen. Wenn die Terroristen also ihre Forderungen stellen und dieses Land mit Angst und Schrecken überziehen, dann wirst du in der Lage sein zu handeln. Du wirst die Antiterrorereinheit zum Einsatz bringen können. Deine Gegner werden ausgelöscht werden, und du wirst anschließend alles tun können. Dann werden wir gegen unsere Feinde vorgehen können ...«

»Ich will mehr als eine Garantie von dir«, sagte Gottschalk. Er hatte sich noch immer nicht von dem winselnden Ton in seinen Ohren und dem stechenden Schmerz erholt, der wie ein weißglühender Feuerhaken in seiner Brust gewühlt hatte. Sein Herz. *Sein Herz!* »Mir genügen deine Worte nicht«, sagte er jetzt. Er hatte seine Hände zu Fäusten geballt. Was nützte es ihm,

Präsident zu werden, wenn dabei sein Herz platzte und er in seinem eigenen Blut ertrinken müßte?

»Atherton«, sagte Macomber leise, »ich darf dich daran erinnern, daß deine Position es dir nicht erlaubt, Forderungen zu stellen.«

»Nein?« Gottschalks Augen blitzen. »Und was, glaubst du, bist du noch, wenn ich nicht mehr mitmache?«

»Du wirst deine einzige Chance, Präsident zu werden, nicht so leichtfertig aufgeben. Das weiß ich genau. Du bist viel zu machtbeseßsen.«

»Verdammt noch mal!« schrie Gottschalk. »Dann verlange ich neue Verhandlungen!«

Ohne die leiseste Vorwarnung stürzte sich Macomber auf ihn herab und packte ihn am Nachthemd. »Ich werde dir ein neues Angebot unterbreiten, du Mistkerl! Dasselbe, das ich auch deiner ehemaligen Hure, Miß Christian, gemacht habe!«

»Kathleen? Hat man sie gefunden?«

»Nein«, erwiderte Macomber. »Und man wird sie auch nie finden. Sie liegt auf dem Grund des Hudson River.«

»Tot?« flüsterte Gottschalk. »Sie ist tot? Was ...« Sein Gesicht war plötzlich angsterfüllt.

»Ganz richtig. *Morte*. Sie ist von uns gegangen, um ihren ewigen Lohn in Empfang zu nehmen, und das kann in ihrem Fall nicht allzuviel gewesen sein. Du warst so

dumm, sie eines deiner Gespräche mit Eliott abhören zu lassen.«

»Was sagst du da?«

»Sie kannte *das Datum*, du Dummkopf. Sie wußte Bescheid über den einunddreißigsten August. Ich nehme an, sie wollte alles, was sie herausbekommen konnte, dazu benutzen, dich fester in den Griff zu bekommen. Sie wollte Roberta von deiner Seite drücken, damit mehr Platz für sie war. Ein Glück für uns alle, daß ich ihr rechtzeitig auf die Schliche gekommen bin.«

»Du!« keuchte Gottschalk. »Mein Gott, du hast sie umgebracht !«

Macomber legte seine Lippen an Gottschalks Ohr. »Das waren ihre neuen Verhandlungen, und ich kann dir jederzeit dieselben Bedingungen besorgen, Atherton. Du brauchst nur ein Wort zu sagen.«

Als Thwaite den großen Büroraum des Reviers betrat, fiel sein erster Blick auf Ivory White. Also hatte Flaherty ihm seinen Wunsch erfüllt. Kurz vor seinem Flug nach Chicago hatte Thwaite sich bei seinem Captain vom Dienst abgemeldet und ihm einen Hinweis auf den schwarzen Polizisten gegeben. Er hatte Flaherty gesagt, daß er White bei seiner Rückkehr gerne im Revier vorfinden würde.

White saß hinter seinem Schreibtisch und hielt einen dünnen, hellgrünen Aktenordner in den Händen. Die Farbe identifizierte die Akte als Mordfall.

»Was haben Sie da?«

»Willkommen«, antwortete White. »Wir alle ...«

»Ja, ja«, unterbrach Thwaite ihn. Er hatte gerade erst so eine unangenehme Situation hinter sich bringen müssen, als er das untere Stockwerk betreten hatte. »Sparen Sie sich die Herzensergüsse und die Blumen für jemand anderen.«

»Yes, Sir«, sagte White etwas steif. »Es ist nur, daß ohne Sie hier alles ziemlich durcheinander ging. Ich meine die Sache mit den Schüssen auf den republikanischen Präsidentschaftskandidaten, und dann haben Borak und Enders sofort den Attentäter erledigt.«

»Ja, wen haben wir denn da?« Borak kam grinsend aus dem hinteren Teil des Raumes auf sie zu. »Du bist gerade rechtzeitig zurück, um die ganze Aufregung verpaßt zu haben.«

»Wie geht's dir, Doug?« fragte Enders, der sich jetzt ebenfalls zu ihnen gesellte.

»Schon wieder ganz gut«, antwortete Thwaite, was ungefähr das Gegenteil der Wahrheit war.

»Himmel«, redete Borak weiter, ohne auf die anderen zu achten, »dieser Gottschalk wird noch ein richtiger Menschheitsretter. Und warum eigentlich nicht? Alles, was er prophezeit hat, ist inzwischen eingetreten.« Borak sah einen Augenblick nachdenklich vor sich hin. »Das Verrückte ist, daß der Kerl von dem Attentat schon zu wissen schien, als es gerade erst passierte.« Er schüttelte den Kopf.

Thwaite war sofort hellwach. Er wußte, daß Borak in Gedanken schon einen Schritt weitergegangen war und zuletzt den Anrufer gemeint hatte, der sie von dem Mordanschlag verständigt hatte.

»Du hast nicht zufällig ein Band laufen gehabt?« fragte Thwaite.

Borak schüttelte nur gedankenverloren den Kopf, er dachte immer noch über den Anrufer nach.

»Aber du mußt das Gespräch doch über die Notrufzentrale bekommen haben«, sagte Thwaite ruhig. »Und sämtliche Notrufe werden mitgeschnitten. Oder hast du das auch vergessen?«

Borak sprang wütend auf ihn zu, so daß Enders schnell zwischen die beiden trat. »Du Idiot!« schrie Borak, »da sieht man nur, wie wenig Ahnung du hast.« Er grinste ihn höhnisch an. »Der Anruf ist von der allgemeinen Vermittlungszentrale des Reviers durchgestellt worden. Was sagst du jetzt?«

Thwaite dachte einen Augenblick nach. Dann sah er seine beiden Kollegen an. »Und keiner von euch hat sich darüber gewundert?« fragte er. »Ich hätte es getan. Ein echter anonymen Anruf wäre immer über die Notrufzentrale gekommen. Wer, zum Teufel, soll das denn sein, der die Nummer des Reviers kennt und weiß, daß er dich hier erreichen kann? Ein ganz normaler Zivilist? Da kann ich doch nur lachen.«

Er ließ sie einfach stehen.



White versuchte, mit ihm Schritt zu halten. »Aber was ist denn eigentlich los?«

»Ich wäre froh, wenn ich das wüßte.« Thwaite sah ihn an, sein Blick fiel wieder auf die hellgrüne Akte. »Sie haben mir meine erste Frage noch nicht beantwortet.«

White hielt ihn an. Zögernd gab er ihm die Mappe. »Ich weiß, daß es nicht gerade die passende Zeit ist, um Ihnen das zu geben. Aber ich denke, es ist besser, wenn Sie es sich ansehen.«

Thwaite sah von Whites bedrücktem Gesicht zu der hellgrünen Akte und schlug sie sofort auf. »Um Himmels willen! Wann ist das hereingekommen?«

»Gestern früh.« White wippte unruhig von einem Fuß auf den anderen. »Wenn das Wasser nicht gewesen wäre, hätten sie ihn noch gar nicht gefunden. Er lebte allein und bekam nur selten Besuch. Es war im Badezimmer. Das Wasser ist durch den Boden in das darunterliegende Apartment gedrungen. Die Nachbarn haben dann den Hausverwalter geholt, und der ist mit einem Zweitschlüssel in die Wohnung eingedrungen und hat die Leiche gefunden.«

»Schweine«, sagte Thwaite. Er fühlte sich hilflos. »Wie ich sehe, sind Sie schon an der Sache dran.« Er gab White die Akte zurück. »Ich möchte über alles laufend ...«

»Ich *war* dran, um genau zu sein.«

»Was?« Thwaite schnellte zu ihm herum.

White nickte. »Vor einer Stunde ist mir der Fall abgenommen worden. Irgendeine Bundesbehörde ist dazwischengefahren. Die sind einfach hereingekommen und haben sämtliche Unterlagen mitgenommen. Eine Kopie der Ermächtigung dazu liegt in der Akte, wenn Sie selbst sehen wollen. Es ist alles völlig legal. Ich glaube, daß er zu ihnen gehört hat.«

Thwaite wandte sich nachdenklich ab. Tracys Vater, dachte er. Aber was, zum Teufel, geht hier eigentlich vor?

Das Telegramm kam um Mitternacht, New Yorker Zeit; dann war es noch heller Nachmittag in Shanghai.

Macomber war gerade von einem ausgedehnten und entspannenden Essen in seinem Club zurückgekehrt, zu dem er einmal im Monat einlud. Wie immer hatte es beidem gedient, dem Geschäft und dem Vergnügen.

Doch seine aufgeräumte Stimmung war in dem Moment verfliegen, als ihm das Telegramm ausgehändigt worden war. Wie vereinbart, war es an sein Metronics-Büro geschickt worden. Während des langen Wartens auf Tisah hatte er es sich zur Gewohnheit gemacht, dort zu schlafen. Das Haus am Gramercy Park erinnerte ihn zu sehr an die einsamen Tage nach seiner Rückkehr aus dem Krieg, aus dem er nichts mitgebracht hatte außer viel Geld und Khieu — nichts als seinen Ehrgeiz und die allgegenwärtigen Erinnerungen an Tisah.

Mit einem Brieföffner aus Knochen fuhr er in den Umschlag, doch verhakte er sich im Papier, und vor Ungeduld fluchend riß Macomber die Hülle schließlich mit einem gekrümmten Finger auf. Er fühlte kalten Schweiß sein Rückgrat hinunterlaufen, als er das eingelegte Blatt auffaltete und las.

BEDAUERN MITTEILEN ZU MÜSSEN  
AUFTRAG NICHT ZU ERFÜLLEN  
ERNTE SCHON LANGE ABGESCHLOSSEN  
HABEN ALLES MENSCHENMÖGLICHE  
GETAN  
BEILEID

OPALFEUER

Tot.

Wie eine Nebelwolke hing das Wort in seinem Bewußtsein. Tot.

Er sprach es laut aus, als ob das etwas helfen könnte, doch immer noch gewann es keine Bedeutung.

»Tisah ist tot.« Und dann trat alles scharf hervor, ihr Name hatte dem Satz einen Sinn gegeben.

Macomber zerknitterte das Telegramm in seiner Faust. Zorn tobte in ihm, wie er ihn seit dem Krieg nicht mehr empfunden hatte. Eine Zeitlang hatte Tisah wieder gelebt. Während all der langen Jahre hatte er fest geglaubt, daß sie noch am Leben war. Irgendwo. Die Worte des Mönchs hatten diesen Glauben noch

wachsen lassen, ja, sie hatten ihm eine endgültige Sicherheit gegeben. AUFTRAG NICHT ZU ERFÜLLEN bedeutete, daß sie nicht mehr lebte; ERNTE SCHON LANGE ABGESCHLOSSEN, daß sie schon längere Zeit tot war. Und das konnte nach allem, was der Mönch erzählt hatte, nur eines bedeuten: Tracy Richter hatte sie getötet. Er war ihr letzter Kontakt gewesen, er hatte sie enttarnt — und er hatte versucht, sie zu töten.

Dann wird er nicht geruht haben, bis er es doch noch geschafft hatte, dachte Macomber. Sein Zorn schien in diesem Moment alle Grenzen niederzureißen. Ebenso wie seine Verzweiflung über den plötzlichen Verlust von Tisah grenzenlos war.

Er zog einen kleinen Schlüssel hervor, beugte sich zu der rechten unteren Schublade seines Schreibtischs hinunter und schloß sie auf. In dem Fach lagen eine mattglänzende 375er Magnum, die einen auffallend langen Lauf hatte, und mehrere Schachteln Munition. Ein sonderbares gelbliches Licht war in Macombers Augen getreten. Er hob die Waffe und eine Schachtel Munition auf die Schreibtischplatte und begann mit sicheren Handgriffen die Magnum zu laden. Während der ganzen Zeit dachte er nur an Tracy Richter, an den Haß, der mit jedem Herzschlag in ihm pulste, und wie er sich fühlen würde, wenn er die Waffe auf Richters Kopf oder Herz richtete. Kopf oder Herz? Das war sein einziger Gedanke.

Als die Magnum schon halb geladen war, hielt er plötzlich inne, als ob er auf einen Ton lauschen würde, den nur er hören konnte. Er fühlte sein Herz, das Blut in Venen und Arterien, seinen beschleunigten Puls. Und er starrte auf die Waffe in seinen Händen — er würde sie nie benutzen können.

Er hatte an den *Angka* zu denken, an die vierzehn Jahre schwierigster Planung, die nötig gewesen waren, um das höchste Ziel zu erreichen, das ein Mann sich setzen konnte: Einfluß auf die Sicherheitspolitik Amerikas zu gewinnen, um dadurch Kontrolle über die übrige Welt zu erlangen, und das in einem Ausmaß, an das bisher niemand zu denken gewagt hatte.

Was bedeutete seine persönliche, kleinliche Rache, verglichen mit diesem hohen Ziel? Weniger als nichts! Er legte die Magnum in das Fach zurück und verschloß sorgfältig die Schublade. Er konnte es sich nicht leisten, persönlich in diese Sache verwickelt zu werden; nicht jetzt; nicht, wo er schon so nahe vor dem Ziel war, daß er seine Witterung bereits in der Nase hatte.

Seine Augen glänzten wieder hell, als er zum Telefon griff und eine Nummer des Ortsnetzes wählte. Er ließ dem anderen gerade noch Zeit, sich zu melden. »Khieu«, sagte er dann, »du mußt etwas sehr Wichtiges tun, damit die Sicherheit des *Angka* auch weiterhin gewährleistet ist, etwas, das auch mir selbst sehr wichtig ist: Töte Tracy Richter.«

Lauren warf einen Blick auf ihre Armbanduhr. »Ich glaube, es wird Zeit für mich, ins Hotel zu fahren.«

Der Mönch erhob sich lächelnd und nahm ihre Hand. Dann wandten sie sich dem Ausgang des Jin Jiang Clubs zu. »Es war ein so wundervoller Abend an Ihrer Seite, daß ich kaum wage, Sie um einen weiteren Gefallen zu bitten.«

»Was ist es denn?«

Der Mönch hatte ihr sein breites Gesicht zugewandt, und zum erstenmal sah Lauren die vielen Linien darin. Es schien ihr, als sei jede von ihnen von einem Schicksalsschlag, den der Mönch erlitten haben mußte, in das Gesicht geschnitten worden.

»Wenn es in meiner Macht steht, Ihnen zu helfen, will ich es gerne tun«, fügte sie hinzu.

Das Lächeln kehrte in das Gesicht des Mönchs zurück, und die Linien, die eben noch Sorge und Müdigkeit verrieten, waren verschwunden, als hätte es sie nie gegeben.

»Es gibt jemanden, dem es eine große Freude machen würde, Sie kennenlernen zu können. Leider konnte sie die Vorstellung heute abend nicht besuchen; dennoch ist sie eine große Verehrerin von Ihnen.«

Unbeabsichtigt sah Lauren erneut auf ihre Uhr. »Ihr Herr Vlasky hätte nichts dagegen, ich habe ihn vorhin schon gefragt«, fügte der Mönch rasch hinzu, als er die Geste bemerkte. »Er ist wirklich ein sehr entgegenkommender Mann.« Er zuckte die Schultern.

»Aber natürlich liegt die Entscheidung allein bei Ihnen. Wenn Sie zu müde sind ...«

»Nein, nein«, widersprach Lauren, obwohl sie wirklich müde war. Doch der Gedanke an Schlaf schien ihr jetzt weit entfernt zu sein. »Es ist mir ein Vergnügen, wirklich.«

Das Gesicht des Mönchs strahlte. »Wie schön!« Er klatschte vor Begeisterung in die Hände. »Ich bin Ihnen außerordentlich dankbar.« Dann streckte er mit einer angedeuteten Verbeugung die Hand vor. »Hier entlang, bitte.«

Er führte sie hinaus in die milde Nacht, zu dem glänzenden Mercedes, der mit summendem Motor auf sie wartete. Schweigend fuhren sie durch die Straßen. Durch das getönte Glas der Scheiben wirkte die Stadt geisterhaft und verlassen.

Schließlich erfaßte das Licht der Scheinwerferkegel ein herrschaftliches Haus, das von sorgfältig geschnittenen Bäumen und Sträuchern umgeben war. Das Grundstück, das von einer Mauer eingefast wurde, schien sehr weitläufig zu sein. Vor dem Eingangstor hielt der Wagen.

Lauren wußte genug über das Leben in China, daß soviel Platz für eine einzelne Person ein unvorstellbarer Besitz war.

»Beeindruckend, nicht?« sagte der Mönch, als er ihr aus dem Wagen half. »Haben Sie schon einmal den Namen Wang Hongwen gehört? Nein? Er gehörte zur

Viererbande. Dies war einmal sein Haus.« Er führte sie zur Eingangstür. »Jetzt gehört es mir.«

Auch die Innenausstattung des Hauses war ganz in westlichem Stil gehalten. Die Böden waren aus poliertem Marmor; es gab einen großen Kamin, und der riesige Wohnraum wies eine besonders hohe Decke auf.

Der Mönch durchquerte das Wohnzimmer und ging mit graziösen Schritten über einen antiken Perserteppich, der in matten Rot- und Goldtönen gehalten war. Neben einem Sofa, das dem Kamin gegenüberstand, blieb er stehen. Mit leichtem Erschrecken bemerkte Lauren, daß eine Frau auf dem Sofa saß. Jetzt erhob sie sich und wandte sich ihnen zu.

Die Frau hatte eine schöne Figur und größere Brüste, als man bei einer Asiatin vermutet hätte, doch was Lauren am meisten anzog, war ihr Gesicht: es war glatt und sinnlich; gleichzeitig spiegelte sich in ihm eine ungewöhnliche Klugheit. Lauren war sich sicher, daß die Frau die Geliebte des Mönchs war.

Die Frau kam auf sie zu und lächelte. Dieser Ausdruck allein verriet Lauren, wie schlimm die Fremde sich fühlen mußte, trotz ihres bestickten Mandaringewandes aus roter Seide, trotz des Diamantarmbandes an ihrem linken Handgelenk und den smaragdbesetzten Ohrringen.

»Miß Lauren Marshall«, sagte der Mönch, »ich freue mich, Ihnen Tisah vorstellen zu können, meine Tochter.«



Fast hätte Lauren, als sie den Namen hörte, den Halt verloren, doch rasch hatte sie sich wieder gefangen und streckte der Frau die rechte Hand entgegen. Die Fremde hielt sie nur kurz.

»Ich freue mich, Sie kennenzulernen, Miß Marshall.«

»Bitte, nennen Sie mich Lauren.«

»Tisah, mein Liebling, willst du uns nicht etwas zu trinken holen?« sagte der Mönch. Er rieb sich freudig die Hände, dann wandte er sich wieder zu Lauren. »Bitte, setzen Sie sich doch.« Er selbst blieb jedoch stehen und ging unruhig hinter dem Sofa auf und ab.

»Ist etwas?« fragte Lauren.

»Der Mann, über den Sie heute abend gesprochen haben«, sagte der Mönch zögernd, als ob er jedes Wort hervorpressen müßte. »Der, den Sie einmal verantwortlich für den frühen Tod Ihres Bruders hielten ...«

Lauren drehte sich herum, um ihn besser sehen zu können.

»... ich glaube, ich kenne ihn.«

Lauren spürte, wie sich ihr Magen zusammenzog. »Wirklich?« Ihre Stimme war nur noch ein Hauchen.

»Heißt er Tracy Richter?«

Sie nickte wie betäubt und nahm das geeiste Glas Perrier entgegen, daß Tisah ihr gebracht hatte. Etwas schrie in ihr.

Tisah ging um das Sofa herum und reichte auch ihrem Vater ein Glas. Er legte ihr seinen Arm um die Hüfte. »Wir *beide* kennen ihn, Lauren«, sagte der Mönch.

»Ich glaube, ich will nichts davon hören«, erwiderte Lauren und stand auf.

»Bitte!« Der Mönch machte einen Schritt auf sie zu. »Was ich Ihnen zu sagen habe, ist von äußerster Wichtigkeit. Sie müssen mir zuhören. Sie *müssen* noch bleiben.«

Lauren musterte Tisah mit der Intuition einer Liebenden. »Sie ist es, nicht wahr? Sie ist diejenige, von der Tracy träumt?«

Tisahs Mund zitterte, Tränen vergrößerten ihre Augen.

»Ich möchte Ihnen eine Frage stellen«, sagte der Mönch ernst. »Lieben Sie Tracy? Lieben Sie ihn *wirklich*?«

»Ja.« Sie antwortete, ohne auch nur eine Sekunde nachzudenken, denn es war die Wahrheit.

»Dann sind Sie es«, sagte er seufzend. Alle Spannung war auf einmal von ihm gewichen, und es schien, daß ihm ein großes Gewicht von den Schultern genommen worden war. »Jetzt ist endgültig die Zeit gekommen, die Schuld zurückzuzahlen.« Er wandte sich zu seiner Tochter. »Nicht wahr?«

Tisah stimmte ihm mit einem stummen Nicken zu.

Der Mönch streckte Lauren eine Hand entgegen. »Bitte, setzen Sie sich wieder.«

Lauren gehorchte wie von einem Nebel benommen.

»Vor Jahren«, begann der Mönch, »hat meine Tochter für mich gearbeitet. Sie ist, sie haben es sicherlich bemerkt, ein Kind verschiedener Nationalitäten. Ich war nie verheiratet. Aber ich hatte viele *Liaisons*.« Er überlegte einen Moment, wie er am besten fortfahren sollte. »Dennoch ist Tisah das einzige Kind, das ich habe. Sie bedeutet mir deshalb mehr als alles andere. Zu jener Zeit war das Leben sehr gefährlich — viel gefährlicher als heute. Der Krieg in Vietnam und Kambodscha war voll entflammt. Mein Land rief mich, verschiedene, äh, Pflichten zu erfüllen. Ich folgte dem Ruf.«

Er legte seine Handflächen aufeinander und rieb sie nervös hin und her. »Ich habe verschiedene Geheimeinsätze in Südostasien geleitet. Da Tisah von einer Kambodschanerin abstammt, war sie für die Arbeit in der Region sehr geeignet. Ich habe sie hingeschickt, und sie ist gegangen. Sie wurde in Ban Me Thuot eingesetzt.« Er sah Lauren an. »Sagt Ihnen der Name irgend etwas?«

»Dort war das Basislager der Special Forces«, antwortete Lauren. »Tracy und mein Bruder Bobby waren eine Zeitlang in dem Lager stationiert.«

Der Mönch nickte. »Schließlich gelang es Tisah, einen der einflußreichsten Männer dort kennenzulernen. Sie fing eine Beziehung mit ihm an.«

Lauren hatte das Gefühl, stranguliert zu werden. Ihre Lungen schienen nicht mehr genug Sauerstoff aus der Luft herausfiltern zu können. Sie fuhr sich mit einer Hand an die Kehle. »Wer war dieser Mann?« Sie schloß ihre Augen, ein Teil von ihr wollte es immer noch nicht wissen.

»Ein Lieutenant, er hieß Macomber.«

»Gott sei Dank.« Es war ein erleichtertes Seufzen gewesen. Ihre Augen waren wieder groß und strahlten. »Einen Augenblick hatte ich gedacht, Sie hätten Tisah nach Ban Me Thuot geschickt, um Tracy auszuspionieren.«

Der Mönch hatte ein onkelhaftes Lächeln aufgesetzt und nickte verständnisvoll.

»Aber dieser Macomber — ich habe den Namen nie gehört.«

Der Mönch sah sie schweigend an, seine Augen glitzerten wachsam wie die eines Tieres. »Nein?« Er verstand es, in einer einzigen Silbe eine Fülle von Gefühlen anklingen zu lassen: Neugier, Erstaunen, Sorge und Interesse. »Kann das wirklich sein? Ein Mann, der so berühmt ist in der Welt, der, äh, Waffengeschäfte macht. Tracy hat Ihnen gegenüber nie seinen Namen erwähnt?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, niemals.«

»Sieh an.« Der Mönch sah zu Tisah, die sich auf einen Sessel an der Seite des Sofas gesetzt hatte. »Du siehst, meine Liebe, wir tun doch das richtige.«

»Sie müssen entschuldigen«, warf Lauren ein, »aber ich verstehe kein Wort.«

Ein dünnes Lächeln huschte über das Gesicht des Mönchs. »Sorgen Sie sich nicht. Wenn ich Ihnen alles erzählt habe, werden Sie verstehen.« Er ging um das Sofa herum und setzte sich neben Lauren. Tisah stand auf und nahm sein leeres Glas, um ihm nachzuschicken.

»Sehen Sie«, begann der Mönch wieder, »in der Zeit, von der ich vorhin gesprochen habe — 1969, um genau zu sein —, entdeckte ein Mann, was Tisah wirklich in dem Lager tat. Dieser Mann war Ihr Tracy. Eine Zeitlang ließ er es zu, daß die Beziehung zwischen meiner Tochter und jenem Macomber weiterging. Aber mit einem entscheidenden Unterschied: Tisah hatte sich in Tracy verliebt, wie Macomber sich in sie verliebt hatte. Er nutzte das aus, um sie umzudrehen, und versorgte sie mit falschen Informationen.« Der Mönch seufzte. »Eine bestimmte Zeit fiel ich darauf herein. Ich gab die Informationen weiter an, äh, die entsprechenden Stellen. Aber dann begann ich die ersten losen Fäden in dem sonst so perfekten Lügengewebe zu sehen, und daraus konnte ich rasch schließen, was geschehen war. Aber was sollte ich jetzt tun? Ich versuchte, Tisah zurückzurufen, aber ohne Erfolg. Sie wollte Ban Me Thuot nicht verlassen, sie wollte Tracy nicht verlassen. Ich saß in einer gefährlichen Zwickmühle, denn solange sie noch im Einsatz war, mußte ich auch ihre Falschinformationen weitergeben. Meine einzige

Hoffnung war, daß meine Vorgesetzten, die mit der Situation nicht so vertraut waren wie ich, den Betrug nicht durchschauen würden. Schließlich aber entschloß ich mich, selbst nach Ban Me Thuot zu gehen, um sie zu holen. Diese Schande wurde mir jedoch erspart.«

Er trank einen Schluck aus dem neuen Glas, das Tisah ihm gebracht hatte. »Irgendwie waren ihr auf einmal auch andere amerikanische Stellen auf die Spur gekommen. Jetzt war sie von *zwei* Seiten bedroht.« Er stellte sein Glas ab und nahm Laurens Hand in die seine. »Und es war Tracy, der sie dann rettete. Er brachte sie aus Ban Me Thuot heraus und sorgte dafür, daß sie untertauchen konnte. Im Lager setzte er ein Gewirr von Gerüchten in Umlauf. Es hieß, daß sie ermordet worden wäre. Niemand wußte sicher zu sagen, von wem; aber es gab glaubwürdige Zeugen, die beschwören konnten, daß es angeblich ein Angehöriger der Special Forces getan hätte.«

Das Gesicht des Mönchs wurde plötzlich wieder betrübt, und Lauren sah die vielen Linien zurückkehren. »Aber zu der Zeit hatte ein heller Kopf in unserem Hauptquartier — wie sich später herausstellte, ein Assistent eines meiner Vorgesetzten — den letzten Bericht Tisahs eingehend analysiert und herausgefunden, daß er mit Fehlinformationen gespickt war.« Er holte tief Luft. »So kehrte Tisah nicht im Triumph nach Peking zurück, im Gegenteil, sie war in Ungnade gefallen. Nur meine Stellung und mein Einfluß in der Regierung der

Volksrepublik konnten verhindern, daß sie hingerichtet wurde. Dafür muß sie nun in meinem eigenen Haus als Gefangene leben. Man wünscht sie nicht in der Öffentlichkeit zu sehen.«

»Und deshalb konnte sie also auch heute abend nicht zur Vorstellung kommen.« Lauren stand auf. Sie spürte ein schweres Gewicht auf ihrem Herz. Sie ging um das Sofa herum und stand vor Tisah. Aber die Tochter des Mönchs schien einen Wall um sich errichtet zu haben, denn Lauren sah keines der Gefühle mehr in ihrem Gesicht, die dort bei ihrer Ankunft abzulesen gewesen waren.

»O Tisah«, sagte sie leise und schloß die andere Frau in die Arme. »Es tut mir so leid, so schrecklich leid.« Sie fühlte ein Zittern durch Tisahs Körper laufen, dann hörte sie ein Schluchzen, und sie spürte die Tränen der anderen auf der Haut ihres Nackens. Sie strich Tisah über das Haar. »Eine Gefangene im eigenen Haus«, flüsterte sie. »O Gott, wie grausam.« Und sie fühlte, wie ihr selbst die Tränen die Wangen hinunterliefen.

Der Mönch stand vom Sofa auf und ging hinüber in das Dunkel um den großen Kamin herum. Er ließ seine Hand über den Marmor gleiten und dachte nach.

Nach einiger Zeit kehrte er zu den beiden Frauen zurück. Er sah, daß sie beieinander standen und sich an den Händen hielten. Der Anblick machte ihm das Herz leichter und gab ihm Mut für die schwierige Aufgabe, die nun vor ihm lag.

»Ich bin noch nicht am Ende, fürchte ich.« Er hatte sich zwar an Lauren gewandt, aber seine Haltung machte deutlich, daß er auch Tisah in seine Worte miteinschloß. »Ich habe in letzter Zeit viel über Macomber erfahren.« Sein Gesicht war nun sorgenerfüllt. »Und jetzt sind einige Dinge geschehen, die mir deutlich gemacht haben, wonach Macomber strebt.«

Er setzte sich wieder auf das Sofa und wartete, bis auch die beiden Frauen wieder Platz genommen hatten. »Während Sie mit Ihrem Tanzensemble Gast unseres Landes waren, haben Sie sicherlich nicht gehört, was sich bei Ihnen daheim in Amerika ereignet hat. Auf Atherton Gottschalk, den Präsidentschaftskandidaten der Republikanischen Partei, ist geschossen worden, während er auf den Stufen der St.-Patricks-Kathedrale zu größerer Wachsamkeit gegenüber dem internationalen Terrorismus aufgerufen hat.«

»Was?« Lauren war entsetzt.

»Wie durch ein Wunder ist er jedoch nicht ernstlich verletzt worden. Der Zufall wollte es, daß er gerade an diesem Tag eine kugelsichere Weste trug. Nach einem kurzen Erholungsaufenthalt in einem Krankenhaus wird Mr. Gottschalk seinen Wahlkampf wieder aufnehmen können.« Er hob den rechten Zeigefinger. »Nur daß er jetzt ein Held ist, ein Opfer jenes Terrorismus, vor dem er die amerikanische Öffentlichkeit so eindringlich gewarnt hatte, und er hat überlebt! Das läßt ihn heute schon als sicheren Sieger der kommenden



Präsidentenwahlwahlen erscheinen.« Er schweig und sah Lauren forschend ins Gesicht.

»Ja?« Lauren überlegte angestrengt, worauf der Mönch hinaus wollte. Es schien eine einzigartige Chance für Gottschalk zu sein, eine Tragödie, die sich in einen Triumph verwandelt hatte. Sie war sicher, unter diesen Umständen selbst auch für diesen Kandidaten zu stimmen. »Ich sehe nicht ...«

Der Mönch hatte die Schultern wie ein Footballspieler eingezogen, der kurz vor einem Angriff auf die gegnerische Linie steht. »Natürlich sehen Sie nichts«, sagte er mit leichter Stimme. »Niemand sieht im Augenblick etwas, weil niemand die Informationen besitzt, die ich habe. Aber stellen Sie sich einmal vor, daß, wie ich aus zuverlässiger Quelle weiß, Mr. Macomber vor sechs Wochen in Südostasien war, in einem Land, das nicht allzuweit von dem Ort entfernt liegt, an dem wir uns befinden, und dabei einen Handel eingegangen ist, nach dem *unter seiner eigenen Kontrolle* ein islamischer Attentäter in die Vereinigten Staaten gebracht werden sollte.«

»Was ...« In Laurens Kopf jagten die Gedanken. »Einen Moment mal. Wollen Sie mir erzählen, daß Macomber geplant hat, einen Präsidentenwahlkandidaten erschießen zu lassen?«

»Ich will nichts dergleichen andeuten, meine liebe Lauren. Im Gegenteil, ich behaupte, daß der Anschlag von vornherein scheitern sollte. Es war kein Zufall, daß

der Attentäter genau auf die Stelle von Gottschalks Körper geschossen hat, die am besten geschützt war.« Der Mönch lächelte wieder. »Was glauben Sie denn, Lauren, von wem Gottschalk die kugelsichere Weste erhalten hat?« Aber Lauren ließ ihn seine Frage selbst beantworten. »Nun, derselbe Mann, der die große Macht hinter Gottschalks Rücken ist. Ich bin der festen Überzeugung, daß Mr. Macomber und Mr. Gottschalk, trotz aller gegenteiligen Behauptungen in der Öffentlichkeit, seit einiger Zeit in vollkommener Absprache miteinander gehandelt haben und es immer noch tun.«

Das folgende betroffene Schweigen wurde erst von Laurens heiserer Stimme gebrochen. »Warum erzählen Sie mir das alles?«

Der Mönch stand auf und ging wieder unruhig auf und ab. »Ich stehe hoch in Tracy Richters Schuld, und ich werde diese Schuld, so sehr ich das auch bedauere, nie ganz zurückzahlen können. Er hat mir meine Tochter zurückgegeben, und ihr hat er das Leben geschenkt. Ich kann Ihnen nicht sagen, wieviel mir das bedeutet. Aber das, was ich ihm zurückgeben kann, das sollen Sie ihm überbringen.« Seine Stimme war dünn und piepsend geworden, als ob sie unter dem Druck seiner Gefühle zersplittert war.

»Was Sie nicht wissen können, und was Mr. Macomber anscheinend auch nicht weiß, ist, daß Tracy Richter einmal als blinde Kontrolle Macombers in einer

sehr gefährlichen Operation eingesetzt worden war. Blinde Kontrolle heißt, daß der Mann, der den Einsatz leitet, seine Kontrolle nicht kennt. Sie haben sich in Ban Me Thuot sicherlich gekannt; aber in der Operation Sultan sind sie aufeinandergetroffen. Glauben Sie mir, meine liebe Lauren, auch so ist sich Mr. Macomber der Gefahr bewußt, die Tracy Richter für ihn darstellt. Er ist sich im klaren darüber, daß im ganzen Land vielleicht nur noch Tracy Richter verhindern kann, daß sein Plan Früchte trägt. Und dieses Risiko wird Mr. Macomber nicht eingehen wollen, glauben Sie nicht auch?«

»Wenn Sie mir Angst einjagen wollten, dann ist Ihnen das gründlich gelungen«, flüsterte Lauren.

»Gut!« rief der Mönch. »Sehr gut! Erzählen Sie Tracy Richter alles, was Sie hier gehört haben.«

»Und welchen Beweis kann ich ihm für meine Worte geben?« Der Mönch sah sie etwas mitleidig an. »Meine liebe Lauren, erwarten Sie jetzt etwa, daß ich einen Mikrofilm aus der Tasche ziehe, auf dem alles in Listen, Dokumenten und Zahlen festgehalten ist? Seien Sie bitte nicht so naiv. Mr. Macomber ist viel zu gerissen, als daß er seine dunklen Geschäfte einem Fremden so leicht zugänglich machen würde. Das gelingt in diesem Fall nicht einmal Quellen, wie sie mir zur Verfügung stehen.« Er griff wieder nach ihrer Hand und klopfte sie beruhigend. »Nein, sagen Sie Tracy Richter nur, wer Ihnen das alles erzählt hat; dann wird er verstehen, wie dringend alles ist. Denn wenn Atherton Gottschalk

wirklich Präsident der Vereinigten Staaten werden sollte, dann, und da können Sie sicher sein, wird Macomber ihm die Politik diktieren. Sie können sich vielleicht nicht vorstellen, was das heißt, aber Tracy Richter wird es können.«

Der Blick seiner samtschwarzen Augen bohrte sich in sie, als wollte er zwischen seinen Gedanken und den ihren eine Brücke schlagen, damit sie die Dringlichkeit seiner Worte noch besser verstehen könnte. »Und deshalb müssen Sie jetzt das Ballett vergessen, Lauren«, sagte er leise. »Kehren Sie so schnell wie möglich nach Hause zurück, suchen Sie Tracy Richter und erzählen Sie ihm alles; denn wenn das, was ich gesagt habe, eintritt, dann gnade uns Gott.«

# **Viertes Buch**

## **Chet Khmau**

## Erstes Kapitel

WASHINGTON/NEW YORK  
SHANGHAI/BUCKS COUNTY

*September, Gegenwart*

Als Tracy auf dem internationalen Flughafen von Washington aus der 747 stieg, lag ein schweres Unwetter über der Stadt. Es war gerade erst halb sechs Uhr morgens. Graue Nebelschleier verschluckten das wenige Licht bis auf einen trüben Rest und tauchten das Flugfeld in eine geheimnisvolle Atmosphäre. Tracy mußte an Goldener Drache denken, an das verbrauchte Gesicht voller Linien, das traurig und doch auch glücklich aussah; an die tränenerfüllten Augen des *Feng-shui*-Mannes, als er dankbar seine eigensinnige Tochter in die Arme geschlossen hatte.

Tracy betrat als erster die Flughafenlounge und verließ sie später als letzter. Er hatte viele Anrufe zu machen. Zuerst ließ er es in Thwaites Hotelzimmer klingeln, aber niemand meldete sich. Dann rief er das Revier an und bekam den Sergeant der Nachtschicht an den Apparat. Nein, er konnte Tracy nicht sagen, wo

sich Detective Sergeant Thwaite im Moment aufhielt, aber natürlich, er würde Thwaite mitteilen, daß Mr. Richter angerufen hatte.

Tracy gab dem Sergeant die Nummer des Hotels Four Seasons in Georgetown, die Fluggesellschaft hatte ihm dort telegrafisch ein Zimmer reservieren lassen. Thwaite sollte so schnell wie möglich in dem Hotel anrufen.

Dann wählte Tracy eine Nummer des Ortsnetzes. Es summtte irgendwo am anderen Ende der Stadt, dann meldete sich die Zentralvermittlung. Tracy nannte der Frau eine dreistellige Zahl.

»Ja?«

»Hier spricht Mutter.«

»Willkommen daheim«, sagte der Direktor.

»Wir haben volle Beflaggung«, sagte Tracy und dachte an die guten Geister, die dafür gesorgt hatten, daß er sicher und gesund nach Hause zurückkehren konnte.

»Nimm den Eingang für schlechtes Wetter«, antwortete der Direktor, ohne zu zögern, und legte auf.

Tracy verließ zufrieden die Telefonkabine. Der ›Eingang für schlechtes Wetter‹ öffnete den kürzesten Weg in die Stiftung, vorbei an allen langwierigen Sicherheitstests. Und damit auch jede Verzögerung durch andere Mitarbeiter ausgeschaltet werden konnte, würde der Direktor ihn persönlich am Treffpunkt erwarten.

Der Direktor hatte damit auf Tracys Code geantwortet. ›Volle Beflaggung‹ war die dringende Bitte um volle Unterstützung. Eigentlich wurde dieser Code nur in der Endphase von fehlgeschlagenen Einsätzen benutzt oder in dringenden Notfällen.

Ohne Gepäck und durchfrozen mußte Tracy zwanzig Minuten auf ein Taxi warten; das schlechte Wetter und die frühe Stunde waren gleichermaßen schuld daran.

Dichter Nebel hatte sich über Washington gelegt. Das viele Grün der Stadt schien ausgebleichen zu sein, und die Gebäude tauchten erst in letzter Sekunde geisterhaft aus dem Nichts auf. Tracy ließ den Wagen in der Nähe des Gebäudes der D.A.R., einer Frauenvereinigung, die sich Töchter der amerikanischen Revolution nannte, anhalten.

Er ging bis zur nächsten Kreuzung und stellte sich in den Eingang eines Bürohauses. Dort wartete er, bis die Ampel umsprang. Das Licht wechselte von Rot zu Gelb und zu Grün, der Verkehr setzte sich in Bewegung, und in diesem Moment sprang Tracy aus seinem Versteck und lief über die Straße zum gegenüberliegenden Fußweg, kurz bevor sich der Verkehrsstrom wieder schloß. Das Manöver hatte weniger als zehn Sekunden gedauert und war so einfach, wie man es sich nur vorstellen konnte. Aber wenn ihn irgend jemand beschattet hätte, hätte er in diesem Moment den Kontakt zu Tracy verloren. Doch es war ihm sicher niemand gefolgt.



Tracy ging mit schnellen Schritten auf ein Eisentor zu und schob seine rechte Hand durch die feuchtglänzenden Stäbe. Er zog einen Riegel zurück, trat rasch durch das Tor und schloß es hinter sich wieder.

Er stand in einem kleinen Hof, den das Auge eines gewöhnlichen Besuchers mit Sicherheit dem Grundstück der Ersten Episkopalkirche zugerechnet hätte, die den Hof an einer Seite begrenzte. Und tatsächlich wurde der Hof auch vom Kirchenpersonal in Ordnung gehalten. Er gehörte jedoch zur Stiftung und führte zu ihrem Hintereingang.

Nur zehn Meter entfernt löste sich eine Gestalt aus dem Schatten eines Gebäudes. Sie hielt einen Schirm in der Hand. Tracy wartete und starrte in den Dunstschleier.

Die Gestalt blieb stehen, Regen hüllte sie ein.  
»Mutter.«

Tracy trat unter dem Zitronenbaum, der ihm notdürftigen Schutz gegeben hatte, hervor und kroch unter den Schirm.

»Nun«, sagte der Direktor und blickte Tracy dabei abschätzend in die Augen, »wie ich höre, hast du ein paar rauhe Tage hinter dir.«

Tracy fragte sich, wieviel der Direktor wirklich wußte. Er würde ihn nicht danach fragen. Schon vor langer Zeit hatte er gelernt, daß er dieses Spiel nie gewinnen könnte.

Der Direktor führte ihn durch eine zweiflügelige Schwingtür aus Chrom und Rauchglas, dann befanden sie sich in einem kleinen Vestibül, dessen fensterlose Wände aus lasierten Ziegeln bestanden. In einer Nische war in Kopfhöhe ein übergroßer Augenschutz aus Gummi angebracht. Der Direktor ging sofort auf die Nische zu und winkte Tracy, ihm zu folgen. »Sieh da bitte kurz hinein.« Tracy trat an die Mauer heran und drückte seinen Kopf gegen das weiche Gummi. Im nächsten Augenblick flackerte ein rotes Licht auf, das ihn blinzeln ließ, dann war es wieder Schwarz vor seinen Augen. Er ging einen Schritt zurück, und der Direktor beugte sich ebenfalls über den Augenschutz.

»Wir sind darauf gekommen«, sagte der Direktor, als er sich wieder zu Tracy herumdrehte, »daß unsere Sicherheitsvorkehrungen auf dem Gebiet der Personenidentifikation nicht mehr auf dem neuesten Stand waren. Früher, zu deiner Zeit, genügten Fingerabdrücke. Heute kann die plastische Chirurgie mit Hilfe neuer Operationstechniken auch die verändern, und genauso können Stimmbilder manipuliert werden. Wir sind nun vor kurzem darauf gekommen, daß man nur das Muster der feinen Adern auf der Retina eines Menschen aufzeichnen muß, und schon ist die Sicherheit wieder zu hundert Prozent gewährleistet.«

Im Flur stiegen sie in einen Fahrstuhl, der sie ohne Zwischenaufenthalt in das Büro des Direktors brachte.

Tracy griff dankbar nach dem Handtuch, das ihm der Direktor von der Tür seines kleinen Bades aus zuwarf.

»Ich laß dir aus der Kleiderkammer ein paar frische Sachen heraufbringen«, sagte er, während Tracy sich die Haare trocknete. »Du kannst dich hier ein bißchen zurechtmachen.« Er zeigte auf das Badezimmer und ging zu seinem Schreibtisch. »Es wird schon alles passen, schließlich haben wir unsere Unterlagen immer auf dem neuesten Stand gehalten.«

»Und das soll heißen«, erwiderte Tracy, »daß andere das nicht getan haben.«

»Genau das soll es heißen.« Der Direktor setzte sich hinter seinen Schreibtisch. »Du gehörst auch dazu. Du hast uns während der letzten Jahre vergessen, Mutter. Du hättest uns nie verlassen sollen.«

»Ich hatte keine Wahl«, sagte Tracy und wickelte sich das große Handtuch um die Hüften, »das weißt du sehr genau.«

»Das hast du dir damals eingeredet.« Die Stimme des Direktors war wütend geworden. »Oder besser, du hast dich herausgeredet.«

Tracy zuckte die Schultern. »Ich habe dadurch nur hinzugewonnen. Ich bin menschlicher geworden.«

Der Direktor lächelte. »Und verwundbarer. Sie hatten dich fast in dieser Stahlfalle von Auto.«

»Du weißt davon?«

»Ich habe die ganze Nacht mit der Abteilung in Hongkong in Verbindung gestanden.«

»Du hast alles gewußt«, sagte Tracy. »Und du hast mir nicht geholfen.«

Der Direktor breitete die Arme aus. »Warum hätten wir das tun sollen? Du gehörst nicht mehr zur Familie. Und schließlich sind wir kein Wohltätigkeitsverein.«

»Warum hast du dann jeden meiner Schritte verfolgt?«

Es klopfte an der Tür.

»Herein!« rief der Direktor.

Ein hagerer junger Mann trug einen großen Karton ins Zimmer. Der Direktor nickte, und der junge Mann setzte den Karton auf einer Ecke des ausladenden Schreibtischs ab. Dann verließ er sofort wieder das Zimmer.

»Zieh dir deine neuen Sachen an«, sagte der Direktor. »Du holst dir sonst noch eine Erkältung.«

Tracy stand auf und nahm sich die Schachtel. Sie enthielt Unterwäsche, eine schiefergraue Leinenhose, schwarze Socken, ein Paar schwarze Lederschuhe, einen schmalen Hosengürtel aus Krokodilleder in derselben Farbe. Das hellblaue Hemd konnte erst vor kurzem gebügelt worden sein; denn es war noch ganz warm. Selbst ein Schuhanzieher fand sich in dem Karton, ein Deodorantstift und eine kleine Dose Puder. Tracy begann sich anzuziehen.

»Um die Sachen, die du in Hongkong zurückgelassen hast, brauchst du dir keine Sorgen zu machen«, sagte

der Direktor. »Unsere Leute kümmern sich darum und schicken alles mit der nächsten Maschine hierher.«

»Und die Polizei?«

»Auch darüber brauchst du dir keine Gedanken zu machen.«

»Und was erwartest du dafür von mir?« sagte Tracy. Mit den neuen Sachen auf dem Leib fühlte er sich wieder wohler.

Der Direktor drehte sich in einer schnellen Bewegung zu ihm um und sah ihn kühl an. »Du verstehst alles falsch, Mutter. Was ich für dich getan habe, hast du dir bereits verdient.«

»Und womit?«

Der Direktor lehnte sich in seinem hohen Schreibtischstuhl zurück, mit der rechten Hand strich er sich über die Wange. »So schwer es mir auch fällt, es zuzugeben: du hattest recht mit deinem Urteil über Kim. Er ist mit der Zeit viel gefährlicher geworden, als das von mir jemals gewünscht worden ist. Sein unruhiger Geist hat ihn auf Abwege geführt, er hat die Stiftung — zumindest im Geiste — schon verlassen.«

Tracy setzte sich auf einen Besuchersessel und schlug die Beine übereinander. »Ich habe damals einen Einwand erhoben, als er sich beworben hat. Das war, wann, 1970?«

Der Direktor nickte. »Ja, du hast schon damals vorausgesehen, wie er sich entwickeln würde. Aber nicht nur das: du hast mich während unseres Essens im

Chez François auch darauf gebracht, was er jetzt vorhat. Du hast dich so nachdrücklich für seine Urlaubspläne interessiert, und das hat mich nachdenklich gemacht. Bei irgend jemand anderem hätte mich das Interesse vielleicht nicht weiter gekümmert, aber bei dir ist das etwas anderes. — Du hast immer noch die Nase eines Frettchens, und so habe ich herausgefunden, daß er für einen europäischen Interessenverband arbeitet: alles Industrielle mit langer Familienchronik. Der Sitz ihrer Vereinigung ist in Eindhoven.«

»Eindhoven?«

»Niederlande.« Der Direktor suchte etwas in den Papieren auf seinem Schreibtisch. »Lauter militante Rechtsradikale.«

Tracy nickte. »Das würde zu ihm passen. Du weißt so gut wie ich, daß Kim ein fanatischer Antikommunist ist.«

Die blaßblauen Augen des Direktors bohrten sich in Tracys Gesicht. »Dann sei bitte auch so nett und sag mir, was, zum Teufel, er für diesen Verein tut?«

Tracy erhob sich aus seinem Sessel und begann, im Zimmer auf und ab zu gehen. »Ich bin nicht sicher — noch nicht.« Er blieb stehen und sah seinen ehemaligen Chef an. »Weißt du, wer Macomber ist?«

»Delmar Davis? Natürlich. Seine Waffensysteme sind die besten der Welt.«

»Er hat für mich gearbeitet, damals in Ban Me Thuot.«

Der Direktor zog die Stirn kraus. »Daran kann ich mich nicht mehr erinnern.«

»Das ist nicht verwunderlich. Er wurde von den Special Forces zu uns abkommandiert. Dann wollte er in die Stiftung eintreten, aber ich war dagegen. Er war hervorragend, wenn es darum ging, eine feindliche Stellung zu unterwandern; aber er hat die Gesinnung eines Schülers von Machiavelli.«

»Warum bringst du auf einmal seinen Namen ins Spiel?«

»Ich brauche die Akte über die Operation Sultan.«

Der Direktor schwieg eine Zeitlang; dann beugte er sich zu seiner Sprechanlage, schaltete sie ein und sagte etwas zu seinem persönlichen Referenten. Dann ließ er die Taste wieder los. »Was hat ›Sultan‹ mit Macomber zu tun?«

»Sie sind untrennbar miteinander verbunden«, antwortete Tracy. »Das habe ich von Mizo in Hongkong erfahren.« Er berichtete dem Direktor, was er aus dem japanischen Heroinhändler herausgeholt hatte.

»Himmel noch mal, willst du damit sagen, daß der ganze Rüstungskonzern, den er in den letzten zwölf Jahren aufgebaut hat, mit den Profiten aus ›Sultan‹ finanziert worden ist?«

Tracy nickte nur.

»Aber mein Gott noch mal, Mutter.« Zum erstenmal seit Tracy ihn kannte, schien der Direktor ehrlich betroffen zu sein. »Wir brauchen diese neue *Vampire*,

den Darkside-Langstreckenbomber und die Bat-Kampfflugzeuge, die er anscheinend gerade entwickeln läßt. Davon bin ich fest überzeugt.«

»Wir sprechen über den Mann, nicht über sein Unternehmen«, sagte Tracy. »Ich glaube nicht, daß man beides voneinander trennen kann.«

»Jedenfalls würde ich mir darüber noch keine Gedanken machen. Erst einmal muß Gottschalk zum Kandidaten seiner Partei nominiert werden. Wenn er nicht Präsident wird, hat die Metronics Inc. von der Regierung nicht besonders viel zu erwarten.«

»Du bist ein bißchen hinter der Zeit zurück, Mutter«, entgegnete der Direktor. »Gottschalk ist längst nominiert. Und nach dem Attentatsversuch auf ihn steht er schon mit einem Fuß in der Tür zum Weißen Haus.«

»Jemand hat versucht, Atherton Gottschalk zu ermorden?« fragte Tracy überrascht.

»Ein radikaler Moslem.« Der Direktor nahm einen kupfernen Brieföffner in die Hand. »Es passierte fast genauso, wie Gottschalk es immer an die Wand gemalt hatte. Ein Attentat innerhalb der Grenzen der USA. Eine Art Invasion, wenn man so will.«

»Ist er schwer verwundet worden?«

Die Spitze des Brieföffners blitzte im Deckenlicht auf, als der Direktor das flache Metall in der Hand drehte. »Nein, er wurde nur leicht verletzt. Eine Prellung über dem Herz.« Er winkte bagatellisierend mit der Hand. »Nichts von Bedeutung. Der Kerl hatte den lieben Gott



auf seiner Seite. Er trug eine neuentwickelte, superleichte kugelsichere Weste. Sie war erst ein paar Tage vor dem Anschlag fertiggestellt worden.«

Es klopfte an der Tür.

»Herein.«

Die Tür öffnete sich, und der junge Referent kam herein. In seiner rechten Hand trug er einen Diplomatenkoffer aus schwarzem Kalbsleder. Ein dünnes Stahlseil, das um das Handgelenk des Referenten lief, sicherte den Koffer.

Der junge Mann stellte den Lederkoffer auf dem Schreibtisch des Direktors ab, dann nahm er einen kleinen Schlüssel aus seiner Jackentasche. Der Direktor zog einen ähnlichen Schlüssel aus seiner Hosentasche. Gemeinsam schoben sie ihre Schlüssel in das Doppelschloß des Diplomatenkoffers und öffneten ihn. Der Direktor nahm die Akte heraus, und der Referent schloß den Koffer und verließ wieder das Zimmer. Die Akte war rot eingebunden. Ohne sie zu öffnen, reichte der Direktor sie Tracy. »Die ›Sultan‹-Akte.«

Tracy nahm sie und ging zu seinem Sessel zurück. Er las seine eigenen Worte wieder, seine Berichte, Tageseintragungen und verschlüsselten Telegramme. Aber was immer er auch in der Akte zu entdecken gehofft hatte, er fand es nicht. Es waren nur noch tote Worte, von den späteren Ereignissen bedeutungslos gemacht. »Sultan« war jetzt wirklich tot.

Er ging durch das Zimmer zurück zum Schreibtisch des Direktors und gab ihm die Akte.

»Vielen Dank«, sagte er, »aber ich finde nichts, was mir weiterhelfen könnte.«

»Ich würde gerne wissen, wonach du suchst.«

Tracy rieb sich mit der rechten Hand seine müden Augen, »Ich auch.«

»Entschuldige mich bitte einen Augenblick, ich muß die Akte zurück in die Bibliothek bringen. Wie du weißt, verlangen unsere Vorschriften, daß der Offizier, der eine Akte angefordert hat, sie gemeinsam mit seinem Referenten wieder zurückbringt.« Er machte eine einladende Handbewegung. »Ruh dich etwas aus, bis ich zurück bin. Du siehst aus, als ob du es gebrauchen könntest.«

Die Tür schloß sich, und Tracy blieb allein in dem großen Raum zurück. Langsam ging er um den ausladenden Schreibtisch des Direktors herum und setzte sich in den schweren Lederdrehstuhl. Er schloß die Augen und begann tief zu atmen. *Prana*.

Macomber. Hinter allem stand Macomber. Aber die Morde? John und Moira. Konnte er die selbst begangen haben? *Aber dann war da etwas, ich weiß nicht was.* Moiras Worte liefen durch seine Gedanken ... *etwas, das mich die Augen öffnen ließ.*

Aber was war es gewesen?

Nein, dachte Tracy auf einmal, Macomber würde die Morde nicht selbst begangen haben. Aber die

Methoden, mit denen sie begangen worden waren, waren ihm nicht unbekannt. Aber irgend etwas fehlte in der Gedankenkette. Was war es? *Denk nach, verdammt noch mal!* schrie er sich innerlich selbst an. Doch er kam nicht auf das fehlende Glied.

Einem plötzlichen Impuls folgend, griff er zum Telefon und wählte die Nummer der internen Auskunft.

»Zentrale.«

»Hier spricht Mutter.«

»Mutter!« Die Stimme wurde vor Erregung einen halben Ton heller. »Bist du es wirklich? Wieder zurück bei uns?«

»Stein?«

»Derselbe. Es tut gut, Mutter, nach all den Jahren deine Stimme wiederzuhören.« Tracy konnte sich noch gut an Stein erinnern. Er hatte dieselbe Ausbildung wie Tracy in den Minen absolviert, obwohl er bereits zwanzig Jahre älter war. Und im selben Moment wie Tracy war er auch nach Ban Me Thuot gekommen.

»Ich wollte dir schon nach New York schreiben, aber jetzt, äh, wo ich dich am Apparat habe, da möchte ich dir lieber jetzt kondolieren. Es tut mir wirklich leid, Mutter.«

Tracy fühlte, wie sein Magen hart wie Stein wurde. »Was tut dir leid?«

Eine Zeitlang war die Leitung still. Tracy konnte Stein atmen hören. »Stein? Wovon, zum Teufel, redest du?«

»Himmel noch mal, Mutter. Ich habe dich zusammen mit dem Direktor kommen sehen. Und da habe ich natürlich gedacht, daß du es schon wußtest.«

»Daß ich *was* schon wußte?« Tracy saß jetzt hoch aufgerichtet im Sessel des Direktors. Die Knöchel seiner Hand, die das Telefon hielt, waren weiß vor Anspannung geworden. »Sag mir um Gottes willen endlich, was los ist.«

»Es tut mir wirklich leid, Mutter«, wiederholte Stein, »dein Vater ist vor vier Tagen umgebracht worden.«

Kim stand am Fenster seines Apartments in Washington und sah hinaus in den niederströmenden Regen. Schon auf dem Rückflug in die Vereinigten Staaten hatte er den Auftrag, den die Männer der Kammer ihm in Eindhoven erteilt hatten, fast vergessen. Nichts hatte mehr Platz in seinen Gedanken, nichts außer dem, was er aus der ›Ragman‹-Akte erfahren hatte.

Jetzt war die Zeit gekommen, da er Rache nehmen konnte für die Vernichtung seiner Familie.

Seine Gedanken wanderten zurück in jene heiße, schwüle Nacht in Phnom Penh, in der er mit einem Mädchen ausgegangen war. Als er zurückkehrte nach Chamcar Mon, stand das Haus seiner Eltern in hellen Flammen.

Schwarzer Rauch stieg in den Himmel auf und verhüllte die Sterne. Glut und Funken regneten auf die

Palmen und Feigenbäume nieder und tauchten den Garten hinter dem Haus in ein gespenstisches Licht.

Alle waren sie im Haus gewesen: sein Vater, Nguyen Van Chinh, seine Mutter Duan, seine sechs Brüder und Diep, seine einzige Schwester, die er zweimal geschlagen hatte, weil sie sich auf ein Verhältnis mit dem Kambodschaner, der die Straße weiter hinunter wohnte, eingelassen hatte. Ungefähr sechs Monate vor dieser Nacht hatte er ihr Geheimnis herausgefunden und ihr damit gedroht, alles dem Vater zu erzählen. Diep hatte geweint, ihn angebettelt, sie nicht zu verraten, und ihm geschworen, das Verhältnis zu beenden.

Kim hatte ihren Versprechungen geglaubt; aber eine Woche später hatte alles von neuem begonnen. Vielleicht hatte sie den Jungen wirklich geliebt. Kim wußte es nicht, und nun sorgte das Feuer dafür, daß er es auch nie erfahren würde.

Diep starb in der Feuerhölle mit ihren Eltern und fünf Brüdern. Nur Thu, der noch versucht hatte, seine Schwester zu retten, entkam dem Inferno. Zwar waren ihm die Beine zerschmettert worden, doch er lebte. Und es war Thu gewesen, den die Erinnerungen an diese Nacht so lange gepeinigt hatten, bis er nach Phnom Penh zurückgekehrt war, um nach dem Schuldigen an dem Feuer zu suchen.

Und Thu war es auch gewesen, der nach seiner Rückkehr aus Kambodscha seinem Bruder Kim mitgeteilt hatte, daß er das Geheimnis jenes Grauens

gelüftet hatte. Dieps Freund, der Khmer, den sie nicht aufgeben wollte, hatte das Feuer gelegt. Als er aufgebrochen war, um sich den Revolutionären im Untergrund anzuschließen, hatte ihn der Haß gegen die Familie, die ihn vernichtet hätte, wenn sein Verhältnis mit der Tochter des Hauses bekannt geworden wäre, überwältigt.

Er hieß Khieu Samnang, und in der ›Ragman‹-Akte hatte Kim den Schlüssel zu seiner Rache gefunden. Der Adoptivsohn von Delmar Davis Macomber war Khieu Samnangs Bruder, der einzige der Familie, der den Krieg überlebt hatte.

»Mein Vater?« Tracy fühlte, wie Kälte und Verwirrung ihn zu überwältigen drohten. Schon seit einiger Zeit war er darauf vorbereitet, daß sein Vater bald sterben würde. Aber ermordet?

»Mutter?« Steins Stimme klang unsicher. »Bist du noch da?«

»Was?« Tracy schreckte aus seinen Gedanken auf.

»Ich sagte ...«

»Ja. Ich, ich brauche nur eine Minute.«

»Ich kann dich gut verstehen. Ich habe meinen Vater sehr früh verloren. Ich weiß, wie man sich fühlt, besonders, wenn man gut miteinander ausgekommen ist.«

»Ja, wir sind gut miteinander ausgekommen«, flüsterte Tracy. Und zum erstenmal begriff er, daß das,

was er gerade gesagt hatte, auch die Wahrheit gewesen war.

»Mutter«, Steins Stimme fiel freundlich in Tracys Ohr, »du hattest doch bestimmt einen Grund für deinen Anruf.«

Er war auf den Schultern seines Vaters geritten, im Kinderspielland in Rye; Eiscreme war aus seiner Tüte in das dichte dunkle Haar des Vaters getropft.

»Was wolltest du?«

Alles vorbei. Von einer Sekunde zur anderen.

»Mutter?«

Tracy rieb sich die Augen. Was hatte Stein gefragt? Warum hatte er eigentlich angerufen? »Ich wollte eine Auskunft über jemanden«, sagte Tracy mit gepreßter Stimme. »Ich habe ihn in Kambodscha für Sondereinsätze benutzt. Er kam von den Special Forces.«

»Wenn er für uns gearbeitet hat, kann ich dir die entsprechende Verbindung herstellen.«

»Hör zu, Stein«, sagte Tracy, »ich will dir nichts vormachen. Ich komme nicht zurück zur Stifung. Ich bin nur so hier.«

»Welcher Zeitraum interessiert dich?« fragte Stein, als ob Tracy nichts gesagt hätte.

»Hast du nicht gehört? Ich will dich nicht in Schwierigkeiten bringen.«

»Vergiß es. Nimm es als eine Art Wiedersehensgeschenk. Und jetzt antworte endlich.«

»Neunundsechzig bis siebzig.«

»Dann weiß ich, wen du fragen mußt«, antwortete Stein. »Bleib am Apparat.«

Tracy sah auf seine Armbanduhr. Der Direktor war vor sechs Minuten gegangen. Er schätzte, daß ihm noch weitere fünf Minuten blieben. Eine davon war verbraucht, bis Stein sich wieder meldete.

»Also, der Mann, der dir wirklich weiterhelfen kann, heißt O'Day.«

»In welcher Abteilung sitzt er?«

»Das brauchst du nicht zu wissen, Mutter. Aber er ist nicht hier bei uns.«

»Schon verstanden. Dann verbinde mich jetzt. Und, Stein ...?«

»Ja?«

»Vielen Dank.«

»O'Day hier.« Die Stimme hatte einen hellen Klang, mit einem leichten Virginia-Akzent.

»Hier spricht Mutter.«

»Was kann ich für Sie tun?«

»Ich suche ein paar Informationen über einen Mann, der bei den Special Forces in Ban Me Thuot war — neunundsechzig.«

»Seine Name?«

»Macomber, Delmar Davis.«

»Wollen mal sehen«, sagte die Stimme, »was in den Akten zu finden ist. Wir haben hier alles in Datenbänken



gespeichert, die wir über Computerterminal abfragen. Was suchen Sie genau?«

Ich wäre froh, wenn ich das wüßte, dachte Tracy verzweifelt. Ihm blieb so wenig Zeit. »Haben Sie das Datum, wann er in die Staaten zurückgekehrt ist?«

»Das letztmal oder zwischen den Einsätzen?«

»Das letztmal.«

»Kommt sofort.« Die Leitung war eine Zeitlang still, und Tracy versuchte, währenddessen nicht auf seine Uhr zu sehen. Er wußte, daß die Zeit nicht reichen würde. »Er kam mit einer Lockheed L-57 zurück, mit einem Militärtransport. An Bord waren einhundertsieben Passagiere und fünf Mann Besatzung.«

Tracy dachte einen Moment lang nach. War der Abschluß der Operation Sultan damals der einzige Grund für Macomber gewesen, in die Staaten zurückzukehren? Er versuchte sein Glück. »Wie sah die Passagierliste aus?«

»Militärpersonal«, antwortete O'Day sofort. »Dann: Nein, warten Sie einen Moment. Die Unterlagen sagen einhundertsechs Militärangehörige und ein Einwohner.«

»Ein was?« Tracy saß aufrecht auf seinem Stuhl, sein Herz schlug wie wild.

»Sie wissen schon, einer von denen da unten.«

»Welche Nationalität?«

»Woher, zum Teufel, soll ich das wissen?« O'Days Stimme klang verärgert. »Der Name ist Khieu Sokha, mehr steht hier nicht.«

O Gott, dachte Tracy, das könnte vielleicht die Antwort sein. Aber was sich in seinen Gedanken abzuzeichnen begann, war so unglaublich, daß er nicht zuviel wagen wollte — noch nicht.

»Gehen wir zurück in die Staaten«, sagte er schnell zu O'Day. »Derselbe Zeitraum, neunundsechzig, siebzig. Mich interessiert, ob die fragliche Person in dieser Zeit die Adoptionserlaubnis für einen Ausländer beantragt hat.«

»Gut. Warten Sie.«

Genau das konnte sich Tracy nicht mehr lange erlauben. Noch sechzig Sekunden, und seine Zeit war mehr als abgelaufen. Er ließ den Stuhl halb herumdrehen und sah zur Tür. Der Türknauf begann sich zu drehen, die Tür öffnete sich einen Spaltbreit nach innen. Tracy konnte die tiefe Stimme des Direktors hören. Er sagte etwas zu seinem Referenten. Jetzt war er schon zu sehen, eine Hand auf dem Türknauf, er mußte jeden Augenblick ins Zimmer treten.

»Es tut mir leid, aber darüber steht nichts in den Unterlagen.«

Tracy war enttäuscht. »Sind Sie auch sicher?«

»Natürlich bin ich das.« O'Days Stimme klang wieder gereizt. »Ich werde dafür bezahlt, daß ich mir sicher bin.«

Tracy verlor endgültig die Hoffnung. Die Tür öffnete sich weiter. Er war sich so sicher gewesen, auf der richtigen Spur zu sein. In diesem Moment

verabschiedete sich der Direktor von seinem jungen Mitarbeiter, ihre Stimmen waren kurz lauter zu hören.

»Vielen Dank für Ihre Mühe, Mr. O'Day« sagte Tracy.

Er hatte gerade aufgelegt, als der Direktor ins Zimmer trat. Was will er von mir? fragte sich Tracy. Ich müßte es sehen, es liegt offen vor mir. Aber er war so damit beschäftigt, die vielen Neuigkeiten zu verarbeiten, die er in den letzten Minuten erfahren hatte, daß er nicht darauf kam. Er mußte so lange warten, bis der Direktor den Zeitpunkt für gekommen hielt, darüber zu sprechen.

»Ich habe darüber nachgedacht, was du über Macomber gesagt hast.« Der Direktor hatte seine Arme vor der Brust verschränkt. »Welchen Beweis hast du denn wirklich gegen ihn? Das Wort eines bekannten Heroinhändlers aus Hongkong?« Der Direktor sah Tracy abschätzend an. »Ich habe gerade wieder eine Nachricht von unserer Hongkonger Abteilung bekommen. Die Polizei hat das Schlachtfeld gefunden, auf dem du Mizo zurückgelassen hast. Das ist die erste deiner Taten, die sie wieder besänftigt hat. Wie du dir vorstellen kannst, haben sie ihn nicht besonders gemocht — natürlich bis auf diejenigen, die jeden Monat von ihm kassiert haben.«

Als Tracy nicht antwortete, fuhr er fort. »Dann bleibt jetzt also nur das, was du mir gesagt hast.«

»Und die Morde.«

»Morde? Welche Morde?«

»Der an John Holmgren, der an Moira Monserrat, der an Roland Burke.«

»Ich sehe den Zusammenhang nicht.«

»Ich auch noch nicht, aber es gibt einen.«

»Was du da sagst ...« Der Direktor kam quer durch den Raum auf ihn zu und stellte sich so dicht an den Schreibtisch, daß seine Schenkel dagegen lehnten. »Das sind sehr gefährliche Worte, wenn ich gleichzeitig an die Zukunft unseres Landes denke. Ich will dir meine Meinung — und die der Stiftung — offen sagen: Delmar Davis Macomber ist viel zu wichtig für die zukünftige Sicherheit dieses Landes, als daß wir ihn irgendwie gefährden dürften.«

»Verdammt noch mal!« Tracy hatte plötzlich genug. Er war aufgesprungen und nahe an seinen ehemaligen Chef herangetreten. »Er hat einen Einsatz von uns zur Karikatur gemacht. Er hat uns belogen und betrogen. Er hat uns komplett hereingelegt!«

»Und jetzt sieh dir an, was er mit dem Geld gemacht hat.« Die Ruhe, mit der der Direktor antwortete, konnte jeden verrückt machen. »Er hat alles wieder in Amerika investiert. Ich werde dir etwas sagen, Mutter, es interessiert mich nicht im geringsten, wieviel dabei in seine eigene Tasche gewandert ist. Das ist nicht meine Sorge. Ich arbeite für Amerika, und alles andere kommt danach. Das gilt für alles und jeden. Ich will nicht, daß ihm jemand etwas anhängt.«

»Himmel!« Tracy hatte sich noch nicht beruhigt. »Er lacht sich tot über uns.«

»Laß ihn doch. Wir brauchen ihn. Ich kann ihm seine Sünden vergeben.«

»Aber ich nicht! Ich kann das nicht!«

»Ich weiß«, sagte der Direktor ruhig und freundlich. »»Sultan« war deine Idee. Ich verstehe deinen Zorn und auch deinen Wunsch nach Rache.« Der Kopf des Direktors stieß vor. »Aber du hast einmal zu uns gehört, du warst einmal ein Profi. Für deine persönlichen Gefühle ist bei dieser Sache kein Platz. Vergiß Macomber. Was immer er auch in der Vergangenheit getan haben mag: es geht dich nichts mehr an.«

In diesem Moment hätte Tracy fast herausgeschrien, welche Verbindung er zwischen Macomber und den Morden sah. Aber es war nichts als eine waghalsige Theorie, und in seiner gegenwärtigen Stimmung hätte der Direktor höchstens darüber gelacht.

»Nachdem wir das jetzt erledigt haben, muß ich dir leider eine schlimme Mitteilung machen.« Die Stimme des Direktors war plötzlich so leicht geworden, daß sie in der Luft zu schweben schien. »Ich hätte dir eigentlich alles schon viel früher sagen sollen, aber ich wollte erst sehen, in welcher Verfassung du dich befindest.«

»Würdest du bitte zum Punkt kommen?«

»Natürlich.« Der Direktor sah ihn fest an. »Dein Vater ist gestorben. Unter sehr sonderbaren Umständen, muß ich hinzufügen.«

»Was?« Tracy setzte eine überraschte Miene auf.

»Um es ganz offen zu sagen, er ist vor vier Tagen ermordet worden.« Der Direktor legte seine Hände hinter seinem Rücken zusammen. »Es ist in seinem Apartment passiert. Er hat offensichtlich gerade ein Bad genommen, er wurde in der Wanne gefunden. Er ist stranguliert worden, wir nehmen an, mit einem langen Draht.«

Thwaite hatte sich nicht getäuscht: Flaherty, sein Captain, hatte keine Einwände erhoben. Thwaite hatte ihm den Fall in groben Zügen und mit allgemeinen Formulierungen auseinandergesetzt, und Flaherty hatte ihm freie Hand gelassen. Thwaite arbeitete seit sechs Jahren für ihn und hatte bisher eine erstklassige Aufklärungsquote erzielt, die Flaherty etliche Belobigungen durch den Kommissar eingetragen hatten. Flaherty wußte das zu schätzen; es gab ihm ein sicheres Gefühl.

Thwaite wollte schon aus seinem Büro gehen, als White ihm sagte, daß Melody angerufen hätte und Thwaite dringend sprechen wollte.

Er ging zurück an seinen Schreibtisch und wählte ihre Nummer.

»Doug«, sagte sie mit erleichterter Stimme, »ich hatte endlich Zeit, mir die Schriftrolle in Ruhe anzusehen.«

»Ich dachte, du hättest sie schon gelesen.«

»Schon, aber du hast mir ja keine Zeit gelassen, bis zum Ende zu lesen. Und mit manchen Schriftzeichen konnte ich damals auch nichts anfangen, weil ich die Zusammenhänge nicht kannte ...«

»Mel«, unterbrach er sie so ruhig, wie er konnte, »was willst du mir sagen?«

»Am siebten kommt wieder eine Lieferung. Das ist morgen.« Er hörte sie tief und stockend einatmen.

»Was, zum Teufel, ist los, Mel?« Allmählich machte sie ihm angst.

»Es sind Waffen, die geliefert werden.«

In Thwaites Kopf jagten sich die Gedanken. Erst die Morde an dem Gouverneur, an seiner Geliebten, an einem Senator und wer weiß sonst noch an wem; dann die größte Heroinaffäre, die die Stadt jemals erlebt hatte; und jetzt auch noch eine illegale Waffenlieferung. Was, um Gottes willen, hatte das alles zu bedeuten? fragte er sich. Er fühlte eine Kälte seinen Rücken hochkriechen, und er dachte zum hundertsten Mal an Tracy, der sich noch immer nicht gerührt hatte, obwohl Thwaite schon mehrmals in seinem Hotel angerufen hatte.

»Bist du dir auch sicher?« Seine Stimme klang auf einmal heiser und rau.

»Vier Uzi-Maschinengewehre, vier AK-47, vierundzwanzig PC-111-Granaten, zwei Frankes-Granatwerfer mit Nachtsichtaufsätzen, ein halbes Dutzend Rheinsböck-Raketenwerfer, ein Satz Seitran-

Fintwist-Raketen, acht Gasmasken und fünfzehn Kanister CN-Gas.«

»Herr im Himmel«, flüsterte er. »Ich bin sofort bei dir.«

»Da ist noch ein letzter Punkt, über den wir sprechen müssen.« Der Direktor ging noch immer vor seinem Schreibtisch auf und ab, hinter dem Tracy sich wieder in den Lederdrehstuhl des Direktors hatte zurücksinken lassen. »Ein Auftrag, der noch ausgeführt werden muß.«

»Wie du bereits sehr richtig bemerkt hast, gehöre ich nicht mehr zur Familie.«

»Und trotzdem hast du einmal zu uns gehört wie dein Vater. Er hat seinen Glauben an uns und den Dienst, den wir diesem Land leisten, über all die Jahre nicht verloren. Er hat unsere Bedeutung verstanden.«

»Soll heißen, ich nicht.«

»Wir verstehen uns hier nicht als einzelne, voneinander unabhängige Personen, Mutter. Das hast auch du einmal gewußt. Wir haben viele Köpfe, aber nur einen Körper.« Die Augen des Direktors strahlten, trotz der nachlassenden Helligkeit im Zimmer. »Und wenn einer dieser Köpfe sich auf einmal als krank erweist, wenn er schon den Körper zu bedrohen beginnt, dann muß er sofort abgeschlagen werden.« Tracy sah ihm in die Augen. »Ich spreche von Kim. Er hat uns verraten. Wir sind jetzt fertig mit ihm.«



»Ich hatte dich so verstanden, daß du ihn einfach laufenlassen willst.«

Der Direktor nickte. »Das habe ich ja auch getan. Aber diese Phase ist nun zu Ende. Kim hat die Grenzen des Erlaubten auf entsetzliche Weise übertreten. Er muß beseitigt werden; aber ich kann die Stiftung dabei nicht in Gefahr bringen.« Er wandte sich von Tracy ab. »Deshalb mußt du ihn für uns töten; denn du gehörst nicht mehr zur Familie.«

»Du mußt den Verstand verloren haben.« Tracy war aus dem Sessel aufgesprungen und einen Schritt zurückgewichen. »Ich bin kein Berufskiller. Laß mich in Ruhe damit.«

»Na schön«, erwiderte der Direktor. »Ich werde mich daran halten. Aber vorher will ich dir sagen, warum wir ihn nicht am Leben lassen können. Kim war derjenige, der deinen Vater ermordet hat. Daß du plötzlich so ein weiches Herz bekommen hast, wird ihn nicht retten können. Er hat einen aus der Familie getötet, und das werden wir nicht dulden.«

»Kim?« Tracys Stimme war nur noch ein Flüstern. — »*Kim* soll meinen Vater getötet haben? Aber warum?«

»Ich weiß es nicht, und ich habe auch kein Interesse, es herauszufinden. Die Tat allein genügt mir.«

»Die Wahrheit!« schrie Tracy. »Ich will die Wahrheit wissen!«

»Die Wahrheit ist, daß Kim deinen Vater umgebracht hat. Brutal, heimtückisch, auf sadistische Weise.« Der

Direktor machte ein paar Schritte auf Tracy zu. »Er hat dich in irgend etwas hineingelockt. Ich weiß nicht, was es ist, aber das Ergebnis ist vernichtend. Damit muß jetzt Schluß sein!«

»Welchen Beweis hast du gegen ihn?«

»Ein Hausbewohner hat einen Asiaten während des Zeitraums, in dem nach Auskunft des Arztes der Tod eingetreten sein muß, in das Haus gehen sehen.«

Tracy schien den Atem angehalten zu haben. Seine Hände hingen hilflos zu Fäusten geballt an den Seiten herab. Der Direktor beobachtete ihn noch immer mit dem scharfen Blick eines Falken.

»Bevor ich für heute gehe, möchte ich dich um etwas bitten«, sagte Tracy.

»Alles, was du willst«, antwortete der Direktor.

»Wenn die Leute der Hongkonger Abteilung meine Sachen aus dem Hotel holen, sage ihnen bitte vorher, daß sie auch an die kleine Schachtel denken sollen, die ich im Hotelsafe deponiert habe.«

Joy Trower Macomber hatte gerade das letzte Blatt zu Ende gelesen, das düstere Geheimnis der abscheulichen Vergangenheit ihres Gatten, als sie den machtvollen, bezaubernden Geruch eines Mannes im Zimmer wahrnahm, der sich von der Tür hinter ihrem Rücken auf sie zubewegte.

Unabsichtlich war sie durch eine Verkettung banaler Zufälle auf das kleine Tagebuch gestoßen. Sie hatte ihre

Kleiderbürste nicht finden können und sich nach längerer vergeblicher Suche daran erinnert, daß Macomber eine antike Kleiderbürste mit einem Silberrücken in der obersten Schublade seines Kleiderschranks verwahrte. Als sie die Bürste hervorgezogen hatte, war sie ihr aus der Hand und zu Boden gefallen. Dabei hatte sich der Silberrücken leicht gegen den unteren Teil der Bürste verdreht.

Erst in diesem Moment, als sie die Bürste vom Boden aufhob, hatte sie die Ecken mehrerer Seiten dünnen Papiers unter dem Silberrücken hervorragen sehen. Dann hatte sie festgestellt, daß das silberne Oberteil der Bürste anscheinend noch weiter zu drehen war: Der Silberrücken besaß offensichtlich einen Drehmechanismus, der mit einem kleinen Schnappschloß wieder fixiert werden konnte. Der Sturz und der Aufprall auf den Boden hatten das Schloß dann aufspringen lassen.

Eilig machte sie sich jetzt daran, die Blätter wieder in ihr Versteck zu schieben; doch sie hatte es nicht mehr geschafft, sie richtig zu falten. So schien das kleine Papierbündel plötzlich nicht mehr in den Hohlraum unter dem Silberrücken zu passen. Angsterfüllt ließ Joy alles, wie es war, und schob die Schublade des Kleiderschranks langsam zu.

Dann spürte sie den Mann unmittelbar hinter sich, ihr blieb keine Zeit mehr. Sie drehte sich um und legte die Arme um ihn.

»O Khieu«, flüsterte sie. »Khieu.«

Sie war erfüllt von Liebe zu ihm. Liebe und Mitleid und Reue und, ja, Schuld; denn wenn es auch ohne ihr Wissen geschehen war, so hatte sie doch eine Rolle in diesem teuflischen Spiel übernommen. Alles in ihr drängte danach, ihm die Wahrheit zu sagen. Und schon öffneten sich ihre Lippen, doch dann sah sie ihm in die Augen, und sie dachte: Hat er nicht schon genug Leid erfahren? Und ohne einen weiteren Gedanken legte sie ihre Lippen auf seinen Mund, ihr Körper drängte gegen seinen, um ihn ihre Wärme, ihre Leidenschaft und ihre Liebe für ihn fühlen zu lassen.

Khieus Augen schlossen sich, und ein Beben lief durch seinen Körper.

Ihre rechte Hand glitt an seinem Körper herunter und befreite ihn von seiner Hose, dann ließ sie ihr Negligé über ihre Schultern und zu Boden gleiten. Sie öffnete ihre Schenkel und drängte sich wieder gegen ihn. Jetzt, als er langsam in sie eindrang, hörte sie ihn stöhnen.

Das war es, was sie gewollt hatte; sie wollte die sonderbare Mauer, die während der letzten Wochen auf einmal zwischen ihnen hochgewachsen zu sein schien, wieder einreißen. Sie hatte seine Nähe, die ihrem Leben in dem Haus am Gramercy Park wieder einen Sinn gegeben hatte, so sehr vermißt.

Khieu spannte seine Muskeln an und hob sie hoch. Joy hing an ihm, atemlos, mit wild hämmerndem Herz, und eine unbeschreibliche Hitze breitete sich in ihrem

Körper aus. Sie wartete. Betäubt von Lust, spürte sie nur noch, wie ihr der Kopf in den Nacken sank und sich ihre Augenlider flatternd schlossen.

Die Muskeln ihrer Schenkel begannen zu zucken. Seine Bewegungen wurden wilder, je näher er dem Höhepunkt kam. Es war zuviel für ihn, er schrie auf. —

»Ohhh, ja. Ja!« Sie rief es mit Triumph in der Stimme; das Gefühl und das Wissen, daß er in ihr gekommen war, daß sie ihn dazu gebracht hatte, trieben sie dem eigenen Orgasmus entgegen. Und sie wand sich und stöhnte, als die Flut ihrer Gefühle sie überrollte.

Ihr Oberkörper bog sich hoch, und im selben Moment peitschte Khieus rechter Oberarm hervor, seine Muskeln spannten sich, und er schlug ihr den Arm so heftig gegen die Kehle, daß sie hochzuckte und ihre Augen mit flatternden Lidern aufsprangen. Verwirrung lag auf ihrem Gesicht, sie rief nur noch einmal seinen Namen. »Khieu ...«

»Khieu«, sagte er. Seine Stimme hatte einen seltsam gepreßten Klang. »Wer ist Khieu?« Sein Gesicht schien entflammt zu sein, und in ihm brannte ein Gefühl, als ob seine Eingeweide in Napalm getaucht worden wären. »Ich bin *Chet Khmau*.«

Wie eine wogende See riß das Schwarze Herz ihn fort, die Jahre in Amerika und Europa waren wie von einer reinigenden Glut aus ihm herausgesengt.

Lust und Begierde hatten sich seiner bemächtigt, obwohl er Enthaltbarkeit geschworen hatte. Er hatte vor

*Lok Kru*, vor Preah Moha Panditto versagt; er hatte vor den Anforderungen des Weges versagt; er hatte vor Buddha versagt.

Als er sich gepaart hatte wie ein schweißiges Tier, war *Apsara* auf ihrem aufgedunsenen Bauch gekrochen gekommen, und ihre Finger hatten für ihn getanzt, und allmählich hatte er ihre Botschaft verstanden. Dann auf einmal, als der glühende Funke den Feuersturm in ihm entzündet hatte und die feste Schlackenkruste in der weißen Hitze ausgebrannt war, da hatte er sie endgültig verstanden.

Die lange Zeit, die er von zu Hause fort war; die Jahre der Verwestlichung, sie hatten *Apsaras* Botschaft für ihn unentzifferbar gemacht.

Aber jetzt war er zurückgekehrt, jetzt war er wieder ein Schwarzes Herz, und *Chet Khmau* konnte die Zeichen der Götter frei übersetzen. Töte sie, hatten *Apsaras* tanzende Finger ihm zugeflüstert. Sie hat dich dazu gebracht, deine Schwüre zu brechen; sie hat dich dazu verführt. Sie muß sterben; denn du mußt rein bleiben für mich, für Lauren, für mich, für Lauren — für mich — für Lauren — für mich ...

*Chet Khmau* sank zu Boden und schlief.

## Zweites Kapitel

Macomber erwachte, noch bevor der Morgen heraufgedämmt war. Das System des *Angka* flackerte noch grün auf dem großen Bildschirm des Computers.

Macomber war sehr zufrieden, daß er so viele Sicherheitsvorkehrungen in das System eingebaut hatte, besonders jetzt, nachdem die letzte Lieferung, die Mizo nach New York gesandt hatte, nicht bei ihren Empfängern angekommen wäre, wenn er bis zu diesem Moment mit seiner Reaktion gewartet hätte.

Doch als ihn die Mitteilung erreicht hatte, daß die Mauritius-Gesellschaft enttarnt worden war, hatte er sich über Funk sofort mit dem Kapitän der *Jadeprinzessin* in Verbindung gesetzt, die zu diesem Zeitpunkt noch zwei Tage von New York entfernt auf hoher See war. Er hatte dem Kapitän befohlen, die vier Holzkisten mit der Aufschrift »Uhrwerk Orange« ins Meer zu werfen.

An das verlorene Geld hatte er dabei nicht eine Sekunde gedacht. Das System hatte von vornherein die Kosten für eine zweite, die Ersatzlieferung, eingeplant, und die wurde gerade auf dem Güterbahnhof von

Newark entladen. Macomber wußte, daß sie dort sicher sein würde.

Die Behälter mit dem radioaktiven Abfall; die Saat, die das hochkarätige Terroristenkommando, das der Mönch ihm besorgen würde, in den letzten Stunden des Neujahrstages über Manhattan verteilen sollte — diese Behälter waren auch schon auf dem Weg zu ihrem neuen Bestimmungsort, nachdem sie von einem Transport zur Endlagerung entwendet worden waren.

An dem Tag, an dem Gottschalk seinen Amtseid als neuer Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika leisten würde, würden die Terroristen auch ihre Forderungen stellen. Behagliche Wärme breitete sich in Macomber aus, wenn er daran dachte, daß nach den vielen Jahren der Arbeit der *Angka* nun Früchte tragen würde. Er würde die notwendigen Informationen für Gottschalk bereithalten, und Löffelchen für Löffelchen würde er sie dem neuen Präsidenten auf seinem atemberaubenden Weg einträufeln, bis New York vor der drohenden Verseuchung gerettet war. Und damit wäre Gottschalks Position so gefestigt, daß er jeden Schritt in der Außenpolitik tun könnte. Denn wer könnte es noch wagen, ihm nach all seinen heroischen Taten den Weg zu verstellen? Der Kongreß bestimmt nicht, und die Bevölkerung würde es mit Sicherheit nicht tun.

Das ist ein schöner Morgen heute, dachte er. Sein Blick wanderte zu einem der Fenster. Ein Licht von so



hellem Rosa, wie es auf den Innenseiten von Muscheln zu finden ist, hatte das Zimmer überflutet.

Nur ein Gedanke konnte ihm den Tag etwas verdüstern: er mußte heute unbedingt noch in sein Haus am Gramercy Park, um ein paar wichtige Papiere zu holen.

Tracy zuckte die Schultern und schob den Gedanken beiseite. Er ging über den schweren Teppich seines Büros und setzte sich hinter seinen Schreibtisch, um endlich ein paar lang aufgeschobene Gespräche nach Übersee zu erledigen.

Tracy hatte das, was der Direktor ihm gesagt hatte, nicht einen Moment geglaubt. Er war sich sicher, daß Kim seinen Vater nicht getötet hatte. Kim wäre dazu nie imstande gewesen. Selbst wenn Tracy ihn in letzter Zeit irgendwie tief verletzt und beleidigt haben sollte, dann hätte sich Kims Rache noch immer nur auf Tracy erstreckt.

*Ehre deine Ahnen mehr als alles andere.*

Aber noch brauchte er die Unterstützung der Stiftung. Deshalb hatte er es am Ende offengelassen, ob er den Auftrag nicht doch übernehmen würde. Es wäre unklug von ihm gewesen, wäre er bei seinem ersten deutlichen Nein geblieben; die Stiftung hätte sofort alle Verbindungen zu ihm abgebrochen. Und das konnte er sich jetzt nicht leisten. Warum nicht, das konnte er nicht einmal genau sagen — etwas ging ihm im Kopf herum,

etwas in Zusammenhang mit Macomber und — wem? Verdammt noch mal, es fiel ihm nicht ein. Jetzt nicht. Laß es ruhen und konzentriere dich auf etwas anderes.

Auf Kim zum Beispiel. Während seines langen Rückfluges in die Staaten war Tracy klar geworden, daß Kim nur ein persönliches Interesse an der Sache haben konnte, und wenn das stimmte, dann gab es auch keinen Zweifel daran, daß er Tracy voller Absicht in die Jagd nach dem Mörder hineingezogen hatte. Es war nicht auszuschließen, daß Kim wußte, wer John Holmgren umgebracht hatte, daß er es die ganze Zeit schon gewußt hatte.

Deshalb war es jetzt unbedingt nötig, Kim ausfindig zu machen. Tracy war überzeugt, daß der Vietnameser genug wußte, um alles, was jetzt noch so widersprüchlich aussah, auf einen Nenner bringen zu können.

Doch weiter. Er war so sicher gewesen, Hinweise auf die Zusammenhänge zu finden, nach denen er suchte. Nicht einmal eine Andeutung auf irgend etwas hatte er aus den Aufzeichnungen herauslesen können. Nicht aus der Zusammensetzung der Einheit: Macomber, Devine, Lewis, Perilli; nicht aus der Flut verschlüsselter Befehle und Meldungen; nicht aus der Lage des Lagers der Roten Khmer: Kampfzone 350; nicht aus den Presseberichten über die Aktion; nicht aus ihrem Abschluß.

Der Abschluß. Der Direktor hatte recht gehabt. Tracy war wütend gewesen, daß es Macomber gelungen war, einen derartigen Betrug direkt vor ihrer Nase einzufädeln und damit Tracys letzten Sieg in der Stiftung in eine Niederlage zu verwandeln. Und schlimmer noch: in eine Karikatur des ursprünglichen Zieles der Operation.

Etwas — etwas in seinen Gedanken ...

Schlaf.

Das Telefon weckte ihn, als vor den Fenstern schon der Morgen dämmerte. Nur zögernd kam er zu Bewußtsein, nicht einmal der lange ungestörte Schlaf dieser Nacht hatte die Müdigkeit endgültig aus seinem Körper vertreiben können.

Etwas in seinen Gedanken, und fast hatte er es — jetzt.

Er griff nach dem Telefon, und Thwaites Stimme ließ ihn mit einem Schlag hellwach werden. »Hallo, Tracy, bist du es wirklich?«

»Thwaite. Es tut gut, deine Stimme zu hören.«

»Seit gestern versuche ich dich zu erreichen. Denkt denn in deinem Hotel niemand daran, die Nachrichten, die man hinterläßt, auch weiterzugeben?«

Tracy fluchte leise in sich hinein. Er war erst spät zurückgekommen, den Kopf voll von anderen Dingen, so daß er vergessen hatte, sich am Empfang zu erkundigen, ob jemand nach ihm gefragt hätte. »Entschuldige bitte«, sagte er, »ich bin immer noch

dabei, mich von meinem Ausflug nach Hongkong zu erholen.«

»Wieso, fehlt dir irgend etwas?«

»Aber ja doch. Ein paar Nächte Schlaf, dann war alles wieder so, als ob nichts geschehen wäre.«

»Ich will dir etwas sagen.« Thwaites Stimme hatte einen ernsten Ton bekommen. »Das mit deinem Vater tut mir wirklich leid. Ich nehme an, da du sowieso in Washington bist, daß man dich über alles informiert hat. Eine Bundesbehörde hat den Fall an sich gezogen.«

»Ja, ich weiß über alles Bescheid.« Tracy hatte sich aufrecht hingesetzt und fuhr sich mit der linken Hand durchs Haar. »Und jetzt habe ich ein paar wichtige Fragen an dich. Als erstes sage mir bitte, wie ist Burke gestorben?«

»Ich habe mit dem Arzt gesprochen, der ihn obduziert hat«, antwortete Thwaite. »Es war genauso, wie du gesagt hast. Der Nasenbeinknochen war noch intakt.«

»Das heißt, daß unser Mann es gewesen ist. Irgendwie muß alles miteinander verknüpft sein.«

»Darauf kannst du wetten«, antwortete Thwaite, »aber das ist noch nicht alles.«

»Warte.« Tracy dachte einen Augenblick lang nach. »Diese Leitung ist nicht sicher. Und ich denke, daß wir eine Menge Informationen auszutauschen haben. Wo bist du im Moment, bei Melody?«

Er hörte Thwaite zögernd einatmen. »Nein, im Büro.«

»Gut. Ich muß hier noch ein paar Dinge erledigen, aber ich denke, daß ich alles bis heute abend geschafft habe. Ich werde dann morgen früh mit der Acht-Uhr-Maschine nach New York kommen. Kannst du mich am Flughafen abholen?«

»Wenn ich es selbst nicht schaffen sollte, werde ich auf alle Fälle jemanden hinschicken, der dich in Empfang nimmt. Plötzlich passieren hier nämlich die merkwürdigsten Dinge. Aber wie du schon gesagt hast, wir sprechen morgen darüber.«

»Gut«, erwiderte Tracy. »Bis dann also.«

Es dauerte keine zwanzig Minuten, bis er geduscht hatte, rasiert und angezogen war. Aber in dem dichten Morgenverkehr Washingtons brauchte er vierzig Minuten, bis er endlich vor dem Eingang der Stiftung stand.

Erschrocken fuhr Khieu aus dem Schlaf hoch, er konnte sich nicht erinnern, wo er war. In seinem Kopf war eine sonderbare Leichtigkeit und Klarheit, die ihn sofort an seine Tage mit Preah Maha Panditto erinnerte.

Er stand auf und ging aus dem Zimmer — er war sich nicht genau darüber im klaren, in welchem Raum er sich befand —, den Flur hinunter und in sein eigenes Zimmer. Ohne auf das Bild Buddhas zu achten, durchquerte er den Raum und öffnete die Tür zu seinem Bad. Dann duschte er sich lange kalt ab.

Anschließend zog er sich eine schwarze Baumwollhose und eine lose sitzende Hemdbluse an und ließ sich vor seinem Buddha in den Lotussitz sinken.

Während er tief in seine Meditationen versank, wurde Khieu plötzlich gewahr, daß seine Erinnerungen an Preah Moha Panditto nie ganz aus seinem Gedächtnis verschwunden gewesen waren. Nicht einmal, als er ein *Chet Khmau* gewesen war, hatte er das helle Licht und das sonderbare Kraftfeld, die den Mönch umgeben hatten, vergessen. Wie hatte Khieu Sokha, der kleine Junge, darüber gestaunt. Wie entdeckte Khieu, der Erwachsene, darin noch immer das reine Wunder. Das zumindest hatte sich nicht geändert.

Er erhob sich, und plötzlich fiel ihm mit überdeutlicher Klarheit wieder der Auftrag ein, der ihm erteilt worden war: Töte Tracy Richter.

Ohne noch einen Blick auf den vergoldeten Buddha zu werfen, ging er still aus dem Zimmer und den langen dunklen Flur hinunter.

Er hörte das leise Ticken der Uhr im ersten Stock.

Und ohne zu wissen, warum, ging er zu dem großen Schlafzimmer auf der Etage. Er hatte das Zimmer kaum betreten, als er erschrocken stehenblieb: vor ihm lag die Leiche von Joy Trower Macomber.

»Mutter!« Stein kam hinter der breiten Konsole von Steckschaltern und Kipphebeln hervor. Auf sein Gesicht war ein breites Lächeln gezogen, als er Tracy die Hand

schüttelte. »Seit gestern nachmittag versuche ich dich überall zu erreichen, aber niemand wußte, wo du warst.«

Tracy war mit den Gedanken schon in der Bibliothek und wollte sich nicht lange aufhalten lassen. »Was war denn?«

»O'Day hat am späten Abend noch einmal angerufen.« Tracy wurde sofort aufmerksamer. »Er sagte, daß es noch etwas gebe, was er dir gerne mitteilen würde. Er hörte sich ziemlich aufgeregt an.«

»Kannst du ihn mir jetzt an den Apparat holen?«

Stein nickte und setzte sich seine Kopfhörer auf. »Sicher, dauert nur eine Sekunde.« Er deutete auf einen zweiten Hörer, der etwas abseits aus dem Durcheinander von Lämpchen und Knöpfen auf der Konsole herausragte. »Du kannst den nehmen.« Er sprach in sein Mikrophon. Dann nickte er, und Tracy hob den Hörer hoch.

»O'Day, hier spricht Mutter. Wenn ich Stein richtig verstanden habe, wollten Sie mir noch etwas sagen.« Tracy sah, wie Stein sich aus dem Gespräch herausschaltete und die Kopfhörer abnahm.

»Ja, das stimmt. Ich bin froh, daß Sie anrufen. Nach unserem Gespräch gestern ging mir Ihr Problem nicht mehr aus dem Kopf, und ich habe eine Zeitlang hin und her überlegt.«

»Wollen Sie sagen, daß es für Macomber doch eine Möglichkeit gab, einen Ausländer zu adoptieren?«

»Nun ja, genau das stimmt.« O'Days Stimme hatte einen entschuldigenden Ton bekommen. »Wenn man, sozusagen, den offiziellen Weg bewußt vermeiden und keine Spuren hinterlassen will, kann man es tun — vorausgesetzt, man hat einen guten Bekannten in dem entsprechenden Unterausschuß des Senats, dann kann alles in kürzester Zeit abgewickelt werden.«

Tracy hielt den Atem an, dann stellte er die entscheidende Frage.

»Und haben Sie diese Möglichkeit überprüft?«

»Aber deshalb habe ich doch noch einmal zurückgerufen. Laut Akten hat ein Delmar Davis Macomber einen jungen Kambodschaner adoptiert.«

»Und wie heißt er?« fragte Tracy schnell.

»Khieu Sok.«

»Mr. O'Day, ich danke Ihnen vielmals für Ihre Bemühungen«, sagte Tracy erregt.

Anschließend ging er in die Bibliothek und fragte nach der ›Ragman‹-Akte. Ihm war wieder eingefallen, daß in der Kampfzone 350, in der das Ziel der Operation Sultan gelegen hatte, auch die Operation Ragman durchgeführt worden war, deren Auftrag gelautet hatte, den japanischen Untergrundkämpfer Musashi Morano auszuschalten. Bei diesem Einsatz hatte er zum erstenmal mit Macomber zusammengearbeitet, und Macomber war damals freiwillig allein im Dschungel zurückgeblieben, um herauszufinden, ob der Japaner wirklich bereits tot war.



Tracy ließ sich die Akte aushändigen, trug sich ins Leserregister ein und begab sich zu einem der kleinen Lesetische. Hastig überflog er die Berichte über Muranos Jugend. Er war in Kyushu, im Süden Japans, geboren worden. Flüchtig las Tracy über den Hinweis »Militärdienst« des Japaners hinweg. Doch die nächste Eintragung sah er sich genauer an. Muranos politische Ansichten waren radikal: ein eisenhardter Militarist, der mit seinem Land gebrochen hatte, um seinen Überzeugungen treu bleiben zu können.

Murano verließ Japan — oder war gezwungen worden, das Land zu verlassen — und ging von Burma über Thailand nach Kambodscha, wo er den Roten Khmer seine Unterstützung anbot. Die radikale Philosophie der Roten Khmer und deren prinzipielle Ablehnung der westlichen Lebensweise hatten ihn angezogen. Laut Aktenbericht war er in sechs Guerillalagern tätig geworden. Das erstemal 1967 in der Nähe von Battambang.

Tracy blätterte weiter zu den letzten Eintragungen. Sie handelten von den Gerüchten, die unter den Khmer über Murano in Umlauf gewesen waren. Das amerikanische Militärkommando hatte sie eigentlich immer nur als politische Propaganda des Gegners abgetan.

Unter den Eintragungen hier fand sich auch ein Hinweis, daß Murano angeblich einen Schüler ausbilde, weil er fürchte, bald zu sterben und einen Nachfolger

haben wolle, der später an seine Stelle treten könne. Der Geheimdienst hatte das nicht weiter ernst genommen und zu den fantastischen Erfindungen gezählt, die die Unsterblichkeit der Revolution beweisen sollten.

Aber Tracy las weiter. Es schien, daß die Gerüchte über diesen angeblichen Schüler nur in der Kampfzone 350 aufgetaucht waren. Nach dem Tod Muranos geisterten sie noch eine Zeitlang durch die verschiedenen Lageberichte; dann verschwanden sie allmählich.

Sein Herzschlag hatte sich beschleunigt. Jetzt paßt alles zusammen, dachte Tracy.

»Ich habe sie gemocht«, sagte Tisah, nachdem Lauren das Haus verlassen hatte und, vom Chauffeur des Mönches gefahren, auf dem Weg in ihr Hotel war. Sie ging durch das große Wohnzimmer hinüber zur Bar und machte sich einen Wodka auf Eis zurecht. Dann schnitt sie einen Span von einer Zitronenschale herunter und ließ ihn auf das Eis fallen. Nachdem sie das Glas kurz in der Hand geschwenkt hatte, trank sie einen kleinen Schluck. »An einem Punkt war ich sogar versucht, ihr die Wahrheit zu sagen.«

»Ich *habe* ihr die Wahrheit gesagt«, erwiderte der Mönch empört.

Tisah wandte sich ihm zu und lächelte ihn an. »Gerade soviel, wie dir angebracht und nötig erschien.«

»Ich habe mir sehr genau überlegt, was ich ihr sagen soll. Es war mehr als genug, um Tracy zu helfen, daran besteht überhaupt kein Zweifel.«

»Aber du hast ihn gleichzeitig in große Gefahr gebracht.«

Der Mönch sah das sorgenvolle Gesicht seiner Tochter und seufzte leise. Er strich ihr beruhigend über das wunderschöne Haar. »Meine Liebe«, begann er mit betont sachlicher Stimme, »ich habe volles Vertrauen in die Fähigkeiten von Tracy Richter. Vergiß bitte nicht, daß wir beide einmal erfahren mußten, was er alles fertigbringen kann. Zweitens war er die ganze Zeit in Gefahr. Seine gemeinsame Vergangenheit mit Macomber, die Einsätze in Ban Me Thuot haben ihn von Anfang an in Gefahr gebracht. Dein Tracy Richter hat die ganze Zeit in diesem Mahlstrom gesteckt, und ich habe ihm nur einen Fingerzeig gegeben, wie er sich wieder daraus befreien kann.«

»Weißt du, was Macomber vorhat?«

»Nein, das muß Tracy Richter schon selbst herausfinden.« Er hatte seine Tochter angelogen, um sie nicht noch mehr in Sorge zu stürzen.

Tatsache war, daß die Volksrepublik China Macombers Plan, wie der Mönch ihn den Regierenden vorgestellt hatte, Erfolg wünschte. Man war der Ansicht, daß in diesem günstigen Fall die ganze politische Macht der Vereinigten Staaten sich gegen die Sowjetunion wenden würde — Chinas Feind Nummer eins.

»Warum sollten wir den Vereinigten Staaten von Amerika nicht gestatten, was wir im Moment leider noch nicht selbst zuwege bringen können?« hatten seine Dienstherren den Mönch rhetorisch gefragt.

Aber er fürchtete, daß ihr Haß gegen die Sowjets seine Vorgesetzten blind gemacht hatte gegen die schrecklichen und unausweichlichen Folgen von Gottschalks Aufstieg zur Macht. Der Mönch sah das atomare Gleichgewicht zwischen den Weltmächten in Gefahr. Er wußte, daß die ungeheure Macht, die Gottschalk und Macomber in ihre Hände bekommen wollten, nicht so einfach unter Kontrolle zu halten war. Und wenn sie den beiden entglitt? In einem atomaren Holocaust würden alle vernichtet werden: Sowjets und Chinesen, ohne jeden Unterschied.

Deshalb hatte er sich heimlich entschlossen, Tracy Richter ein paar Informationen zuzuspielen. Natürlich konnte er nicht offen gegen die Wünsche seines Landes handeln; aber auf die unauffällige Art, die er gewählt hatte, konnte er einerseits eine ungeheure Schuld, die er bei dem Amerikaner hatte, zurückzahlen. Gleichzeitig war es vielleicht sogar möglich, Macombers Plan zum Scheitern zu bringen — es sei denn, er hätte Tracy Richter überschätzt.

Er lächelte, als er auf Tracy zuing, und streckte ihm die Hand entgegen. »Mr. Richter«, sagte er und schüttelte ihm kräftig die Hand, »ich hoffe, Sie erinnern

sich noch an mich, Ivory White. Thwaite hat mich geschickt.«

»Ja, natürlich erinnere ich mich, ich freue mich, Sie wiederzusehen.«

»Warten Sie«, sagte White, er griff nach Tracys lederner Umhängetasche, »Thwaite hat gesagt, daß Sie den De-Luxe-Service bekommen.«

Die Ledertasche, die jetzt an Whites Schulter hing, war Tracy an diesem Morgen am Empfang seines Hotels ausgehändigt worden, als er eigentlich nur seine Rechnung bezahlen wollte. Doch auch das war bereits erledigt worden.

Auf dem Weg zum Flughafen hatte er die Tasche geöffnet und ihren Inhalt überprüft. Alles, was er so übereilt in Hongkong zurückgelassen hatte, war wieder da. Auch die kleine Samtschachtel aus dem Diamanten-Haus.

White führte ihn zu einem schwarzen Chrysler. »Steigen Sie ein«, sagte er. Er ging um den Wagen herum auf die Fahrerseite; Tracy setzte sich auf den Beifahrersitz. White ließ den Wagen mit quietschenden Reifen anfahren, und wann immer auch nur der kleinste Verkehrsstau ihre Fahrt zu behindern drohte, setzte er die Sirene ein.

»Ich bringe Sie direkt zu Thwaite.«

Tracy hatte während seines Fünfzigminutenfluges von Washington zum New Yorker Flughafen LaGuardia

darüber nachgedacht. »Wenn es Ihnen nichts ausmacht, würde ich unterwegs gerne kurz anhalten.«

»Natürlich. Wo denn?«

»Christopher Street«, sagte Tracy. »Ich möchte einen Blick in das Apartment meines Vaters werfen.«

White sah angestrengt geradeaus. »Kein Problem.« Er räusperte sich. »Mr. Richter, ich will Ihnen bestimmt nicht irgendwie zu nahe treten, aber sind Sie sich sicher, daß wir dort halten sollen? Ich meine, das Apartment ist noch nicht gereinigt worden und so. Da ist noch viel — Sie können sich denken, Blut und so.«

»Ist schon in Ordnung, White. Ich habe in meinem Leben schon viel Blut gesehen.«

White bremste den Wagen vor dem Apartmenthaus und stellte den Motor ab. »Wenn Sie nichts dagegen haben, gehe ich schnell etwas essen, solange Sie oben sind.«

»Tun Sie das.« Tracy lächelte ihn an. White war wirklich mehr als in Ordnung. Er hatte geahnt, daß Tracy allein sein wollte und für beide den angenehmsten Weg gefunden, das zu arrangieren.

»Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen. Ich werde hier sein, wenn Sie wieder herunterkommen. Ich gehe nur ein Stück in die Richtung.« Er zeigte auf eine Grillbar.

Tracy stieg aus dem Wagen. »Hier.« White warf einen kleinen Schlüsselbund über das Dach des

Chrysler. »Die werden Sie brauchen, um hineinzukommen.«

Tracy sah ihn erstaunt an, als er die Schlüssel aufgefangen hatte. White zuckte nur die Schultern. »Thwaite meinte, ich sollte sie besser mitnehmen.«

Der Fahrstuhl quietschte altersschwach, während er Tracy in den neunten Stock hinaufbrachte.

Tracy mußte es zweimal probieren, bis der Schlüssel faßte. Dann ließ er die Eingangstür der Wohnung weit aufschwingen. Die Leere der Wohnung legte sich lähmend auf ihn, als er den Flur hinunterging. Einen Moment lang überlegte er, sofort wieder umzukehren.

Doch das Gefühl ließ wieder nach. Er ging langsam ins Wohnzimmer. Nichts fehlte, nichts war umgeworfen oder zerrissen. Tracy warf einen kurzen Blick in die angrenzende Küche. Auf der Anrichte neben dem Ausguß stand ein Abendbrotteller, der unberührt geblieben war.

Durch das Wohnzimmer ging er zurück zum Flur. Er sah, daß die Schnur der kleinen Lampe auf dem Flurtisch aus der Steckdose gezogen worden war. Er bückte sich und schob den Stecker wieder in die Dose. Die Lampe flammte auf und ließ ihr weiches Licht in den Flur fallen.

Nach drei weiteren Schritten stand er an der offenen Badezimmertür. Er blieb auf der Schwelle stehen, die rechte Hand gegen den Türrahmen gestützt. Ivory Whites Worte fielen ihm wieder ein. *Blut und so.*

Ja, er hatte schon viel Blut in seinem Leben gesehen; aber nie war es das seines Vaters gewesen. Er holte tief Luft und ging hinein. Der schwere, metallische Geruch des Blutes hing stechend in dem kleinen Raum.

Er mußte blinzeln, seine Augen brannten ihm. Dad, weinte er leise in sich hinein, warum mußtest du so sterben?

Er verließ den schrecklichen Ort und ging in den Flur zurück. Als er die Tür zum Wohnzimmer erreicht hatte, sah er, daß vorne am Eingang jemand stand.

Die Person war durch die Mauerecke hinter dem Eingang verborgen. Tracy konnte nur einen langen Schatten sehen, der sich geheimnisvoll an der gegenüberliegenden Mauer hochstreckte. Dann bewegte sich die Silhouette.

»Tracy!« Es hatte erschrocken und überrascht zugleich geklungen. »Oh, mein Gott, Tracy!«

Es war Laurens Stimme, dünn und ängstlich. Tracy wollte etwas sagen, doch die Worte schienen ihm wie Baumwollfäden am Gaumen kleben zu bleiben.

Sie machte einen Schritt auf ihn zu, sah ihn abschätzend an und wippte auf den Füßen hin und her. »Was ...?« Ihr Kopf bewegte sich in der Dunkelheit. »Es ist so still hier ...« Und dann mit der Intuition einer Frau. »Wo ist Louis? Was ist mit deinem Vater passiert?«

»Er ist tot«, antwortete Tracy leise. Er hörte sie leise weinen und nahm eine Bewegung wahr. »Geh da nicht



hinein.« Sie stand jetzt nahe vor ihm. Er fühlte, wie sich ihre Brüste bei jedem Atemzug hoben.

»Warum soll ich da nicht hineingehen?« Ihre Stimme klang gebrochen. Er spürte, wie sie zu zittern begann.

»Um Gottes willen, sag mir endlich, was geschehen ist!«

»Er ist ermordet worden«, hörte er sich selbst sagen.  
»Ich möchte nicht, daß du da hineingehst.«

»Du möchtest nicht, daß ich ...« Sie schob ihn zur Seite, »wir waren befreundet!« Sie war jetzt an ihm vorbei. »Er hat mich behandelt wie ...« Er sah sie den Flur hinunterlaufen. Und als ob ein Instinkt sie geführt hätte, blieb sie erst vor dem Badezimmer stehen. Vielleicht aber hatte sie auch das Blut gerochen.

Und jetzt, als er den langen klagenden Schrei hörte, lief er ihr hinterher. »Ahhhhhh!« Ihre Stimme schnitt ihm durch die Haut wie das Skalpell eines Chirurgen und ließ sein Herz schmerzen.

Er brachte sie fort.

Sorgfältig verschloß er hinter ihnen wieder die Eingangstür. Sie schwiegen beide, während der Fahrstuhl sie nach unten brachte.

Es hatte wieder zu regnen begonnen. »Tracy ...« Lauren versagte die Stimme, sie konnte nicht weitersprechen und schüttelte nur den Kopf. Dann wandte sie sich um und ging zum Fluß hinunter. Sie atmete tief ein. »Es ist so gemein«, flüsterte sie. »Ich bin hierhergekommen in der Hoffnung, dich zu finden. In deiner Wohnung hast du dich nicht gemeldet, und als ich

in deinem Büro angerufen habe, hat niemand gewußt, wann du wieder zurück sein würdest.« Ihr Kopf flog herum. Er sah das Licht in ihren Augen und wie sich ihr Mund einen schmalen Spaltbreit öffnete, während sie noch heftig überlegte, wie sie das, was sie sagen wollte, am besten ausdrücken sollte. Er liebte diesen Ausdruck ihres Gesichtes. »Und weißt du, einen Moment lang erfaßte mich eine panische Angst. Ich war mir plötzlich sicher, daß dir etwas Furchtbares passiert sein mußte. Etwas Unwiderrufliches, und du warst versunken wie ein Stein.« Sie hob ihren Kopf, als ob sie sich jetzt ganz sicher sei. »Wir wären versunken wie zwei Steine.«

»Lauren.«

Sie unterbrach ihn mit einem sanften Kopfschütteln. »Nein, laß mich zu Ende sprechen. An dem Tag am Strand habe ich mich benommen wie ein kleines unreifes Mädchen. Ich habe dir einfach nicht zuhören wollen. Ich hörte Bobbys Namen und wußte sofort, daß du etwas über seinen Tod sagen wolltest und — es wäre schön, wenn wir beide vergessen könnten, was an dem Tag geschehen ist.«

Jetzt, da sie wieder zusammen waren, da sie ihn so nahe bei sich spürte, konnte sie ihre Gefühle nicht länger zurückhalten. Ihre Arme streckten sich nach ihm aus, und sie seufzte leise, als sie seinen Körper an ihrem fühlte und seine Stärke auf sie überzufließen schien wie ein glühender Strom. »Tracy. O Tracy, du hast mir so

gefehlt. Ich liebe dich.« Sie gab alle Vorsicht auf, sie wollte nichts mehr vor ihm zurückhalten oder verbergen.

»Manchmal dachte ich, daß ich dich nie wiedersehen würde«, flüsterte Tracy ihr ins Ohr. »Daß ich nie wieder mit dir sprechen würde. Ich dachte ...«

»Still«, sagte sie. Ihre Lippen öffneten sich für die seinen, und sie küßten sich lange und voller Leidenschaft. Ihre Zungen fochten ein wildes Duell aus. Und sie vergaßen alles um sich herum.

Dann öffnete sich die Tür des Gebäudes, vor dem sie stehengeblieben waren, und sie mußten zur Seite treten, um jemanden vorbeizulassen. Der Moment war vorüber.

Tracy sah die Straße hinunter. Er entdeckte Ivory White, der geduldig hinter dem Lenkrad seines Chrysler wartete, und plötzlich wußte er wieder, warum er eigentlich hier war.

»Es fällt mir schwer, dich jetzt allein zu lassen, aber ich habe eine Verabredung mit Thwaite.« Er konnte nicht weitersprechen.

Er wußte nicht, wie er ihr erklären sollte, was vor so langer Zeit begonnen hatte und jetzt zu Ende geführt werden mußte. Nicht, nach dem, was sie beide oben in dem Apartment gesehen hatten. Schon die Vorstellung hatte etwas Obszönes.

»Es ist geschäftlich, nicht wahr?«

Er nickte.

»Dann komme ich besser mit.«

»Was? Ich glaube nicht ...«

»Ich habe in Shanghai jemanden kennengelernt.« Sie beobachtete ihn aufmerksam. »Jemanden, den du kennst und der auch dich kennt.«

»Was willst du damit ...«

»Ich habe auch Tisah kennengelernt.«

Ihre Worte machten ihn sprachlos. *Tisah*. Lauren hatte Tisah getroffen? Das Unvorstellbare war eingetreten. Aber wie? »Wie geht es ihr?« fragte er.

»Es geht ihr gut.« Was hatte sie in seinen Augen gesehen? Liebte er sie noch? Sie hatte doch selbst gehört, wie er im Traum ihren Namen gerufen hatte. »Sie ist eine Gefangene — dessen, was sie getan hat. Ich glaube, sie ist froh, überhaupt noch am Leben zu sein.« Sie nahm seinen Arm. »Aber ich wollte mit dir nicht über Tisah sprechen.«

Dann begriff er endlich, und er schrak zusammen, als ob sie ihn mit einem elektrischen Draht berührt hätte.

»Der Mönch? Aber Laviren ...«

»Hör mir zu, Tracy.« Ihre Stimme hatte einen drängenden Ton bekommen. »Tisah ist seine Tochter. Sie hat ihm erzählt, was du für sie getan hast, wie du ihr Leben gerettet hast. Er steht in deiner Schuld. Er ...«

»Tisah ist die Tochter des *Mönchs*?« Tracy starrte sie an, und im nächsten Augenblick begann er zu lachen.

Lauren zog die Stirn kraus. »Was ist daran so lustig?«

Tracy rieb sich die Tränen aus den Augen und seufzte tief, als ob er erleichtert sei. »Nein«, sagte er, »eigentlich

ist es auch nicht komisch. Aber ich mußte an Macomber denken.« Er begann von neuem zu lachen.

»Ich verstehe nicht.«

Tracy nahm sie in die Arme. »Damals in Ban Me Thuot hatte Macomber ein Verhältnis mit Tisah. Er war in sie verliebt.«

»Ich weiß«, antwortete Lauren. »So wie sie in dich verliebt war.«

Sie sah ihn herausfordernd an. »Und ich glaube, sie ist es immer noch.« Sie schwieg eine atemlose Sekunde lang und suchte verzweifelt nach einer Alternative zu der Frage, die sie jetzt stellen mußte. »Bedeutet dir das irgend etwas?«

»Lauren«, sagte er sanft, »das war ein anderes Leben. Ich habe keine Sehnsucht mehr nach Ban Me Thuot und allem, was damit zusammenhing. Und dazu gehörte auch Tisah.« Er spürte, wie sich ihre Spannung löste, wie erschöpft sie ausatmete. »Aber manchmal denke ich noch an Tisah. Ich hatte gehofft, daß sie glücklich geworden wäre. Aber jetzt sag mir, warum du mit zu meiner Verabredung mit Thwaite kommen willst.«

Ihre Augen blitzten, als sie ihn ansah. »Es ist wegen Macomber, nicht wahr?« fragte sie. »Macomber ist dein Feind.«

»Ist es das, was der Mönch dir erzählt hat?«

»Ich habe es selbst herausgefunden. Aber die Informationen, die er mir gegeben hat, beziehen sich auf Macomber und ...«

Er packte sie fest am Arm, sein Gesicht war starr geworden wie eine Maske. »Was weißt du über Macomber?«

»Alles«, sagte sie. »Ich weiß alles.«

Eliott Macomber entdeckte Joys Blut, als er nach Khieu suchte. Er war die Treppe hinaufgegangen, das Haus war dunkel und still. Eliott hatte rufen wollen, aber irgend etwas hatte ihn davon abgehalten. Er hätte nicht erklären können, was.

Mit jedem Moment, den er länger in dem scheinbar verlassenen Haus war, wuchs die Angst in ihm. Er ging den Flur hinunter bis zu Joys und seines Vaters Schlafzimmer und stieß die halbgeöffnete Tür ganz auf. Einen Moment blieb er bewegungslos auf der Schwelle stehen; seine Augen starrten in das Dunkel. Nicht ein einziges Mal hatte er nach Khieu gerufen, in seinem Hals schien alles erfroren zu sein.

Er machte einen Schritt in den Raum hinein, und seine Angst schwoll so mächtig an, daß er sich festhalten mußte. Seine Hand tastete nach dem Lichtschalter.

Mit einem Schlag war der Raum hell erleuchtet, und er sah Joys Blut.

Es hatte in langen rotbraunen Streifen die Wand gegenüber dem Bett verschmiert. Wieso Eliott schon auf den ersten Blick hin wußte, daß dies Spuren von Joys Blut waren, ließ sich einfach nicht sagen — aber er wußte es.

Plötzlich bekam er kaum noch Luft, etwas schnürte ihm die Kehle zu, und mit einer bewußten Anstrengung zwang er sich, nicht länger auf die Stelle zu sehen. Sein Blick fiel auf das große Bett, dessen Decke zurückgeschlagen war, als ob sich bald jemand zum Schlafen niederlegen wollte. Er sah, daß das Bild an der Wand schief hing. Dann ging er zum Kleiderschrank seines Vaters, um ein weißes Taschentuch zurückzulegen, das auf der Kante einer halb herausgezogenen Schublade lag. Er hob es hoch, faltete es sorgfältig und legte es zurück auf den Stapel.

In diesem Moment berührten seine Finger die dünnen Blätter, die halb aus ihrem Versteck hervorschauten, weil Joy nicht mehr die Zeit geblieben war, sie ordentlich zu knicken. Eliott zog die Blätter hervor und starrte sie einen Moment wie betäubt an. Dann begann er, sie zu lesen.

Er las die Aufzeichnungen noch zweimal. Die eckige Handschrift, in der sie verfaßt waren, hatte er als die seines Vaters erkannt. Anschließend faltete er die Blätter entlang der ursprünglichen Knifflinien. Es dauerte eine Zeitlang, weil seine Hände so zitterten. Er hörte sich selbst atmen, ein sägendes Geräusch, als hätte er Asthma, löste sich bei jedem Atemzug in seiner Kehle. Sein Verstand versuchte noch immer die ganze Bedeutung dessen zu fassen, was er gerade gelesen hatte. Gedanken schossen ihm wie Blitze durch den Kopf, sie erschreckten ihn, und plötzlich begann er zu

weinen, große, heiße Tränen rollten seine Wangen hinunter.

Er steckte die Blätter in seine Hosentasche und wandte sich zur Tür. Nur noch ein Raum blieb jetzt übrig, nachdem er im ersten und zweiten Stock bereits alles abgesucht hatte.

Die Treppe, die hinunter in den Keller führte, gähnte ihm düster entgegen. Ein kalter Schauer überlief ihn. Unten leuchtete ein trübes Licht.

Etwas in ihm schien ihn aufhalten zu wollen, es drängte ihn, sofort umzukehren, das Haus zu verlassen und nie wieder zurückzukehren. Aber noch stärker war in ihm der Wunsch, Khieu zu finden.

Viele Gefühle in ihm waren in Bewegung geraten und wandelten sich, je tiefer die schrecklichen Tatsachen, die die Aufzeichnungen enthalten hatten, in sein Bewußtsein einsanken. Alles, was er für seinen Adoptivbruder empfunden hatte — falsch, sein ganzer Haß — ungerecht!

Also konnte er nicht einfach davonlaufen. Er war nicht länger ein Außenstehender. Er war bis zum Herz des *Angka* vorgedrungen, bis zu seinem Ursprung. Und was er dort gesehen hatte, war so übermächtig grauenhaft, daß er jetzt deutlich sah, wie sehr er sich im Lutece getäuscht hatte. Sein Vater war nicht einfach nur ein Mann. Er war alles das, was Eliott einmal gefürchtet hatte, daß er es sein könnte. Er war die lauernde Spinne



in der Mitte ihres schrecklichen Netzes. Er war wahrhaftig der Gott des Krieges.

Ein blasses Licht hüllte ihn immer mehr ein, je weiter er die Stufen hinunterging, und ein überlautes Geräusch schlug ihm entgegen, als ob er eine Schmiede betreten würde. Sein Herz raste; er spürte, wie sich ein nie zuvor gefühlter Druck auf seine Kehle legte.

Seine Füße berührten den Zementfußboden, und er wandte sich leicht um, gespannt, wodurch das Geräusch verursacht wurde und was er zu sehen bekommen würde. Er kniff seine Augen zusammen, um besser sehen zu können, und im nächsten Moment schrie er leise auf. Seine Augen traten aus ihren Höhlen hervor, er fiel zurück gegen die feuchte Wand und preßte die Arme gegen seinen Magen, der sich schlagartig zusammengekrampft hatte.

Vor seinen Augen, am anderen Ende des Kellers, kniete Khieu. Auf der einen Seite von ihm war ein weites Loch in der Ziegelwand, das den Blick in einen finsternen Hohlraum freigab. Aber es war das, womit sich Khieu so gedankenverloren beschäftigte, was Eliotts Augen wie ein Magnet auf sich zog und ihn eine Kälte fühlen ließ, wie sie nur das ewige Eis verströmen konnte.

Es war Joy Macombers Leiche, die vor Khieu an der Wand lehnte.

»Hör auf«, schluchzte er. Tränen liefen ihm die Wangen hinunter.

»O bitte, hör auf.« Seine Stimme war weich und freundlich, sie hatte nicht mehr die Willenskraft eines Erwachsenen. »Um Gottes willen, hör auf!«

Erst in diesem Moment merkte Khieu, daß er nicht mehr allein war. Er warf sich herum, und erschrocken rief Eliott seinen Namen. »Khieu!«

»Wer ist Khieu?« sagte der Mann vor Eliott. »Ich bin *Chet Khmau*.«

Seine einstmals schönen Züge hatten sich verzerrt, dämonisch Böses hatte sich in sein Gesicht gegraben. Es schien verwüstet, als hätte er sich in einem Guerillakrieg ohne Anfang und ohne Ende verloren.

»*Chet Khmau*«, flüsterte Eliott mit trockenen, aufgesprungenen Lippen. Seine Gedanken waren immer noch von einem Schock gelähmt, doch er versuchte sich verzweifelt zu erinnern, wann er diesen Ausdruck schon einmal gehört hatte. »Was bedeutet das?«

Khieu kroch wie eine Eidechse auf ihn zu, und Eliott preßte sich so flach an die Wand, wie er nur konnte. »Es gab viele Namen für uns — in jenen Tagen.« Khieus Stimme ließ Eliott erschauern; sie klang, als ob ein harter Besen über einen rauen Asphaltgrund gezogen wurde. »Die Krähe, Roter Khmer — und *Chet Khmau*, das Schwarze Herz. Das bin ich.«

Eliott kämpfte mit sich, um den Schrei, der in seiner Kehle steckte, wieder hinunterschlucken zu können. Er schnappte hustend nach Luft. »Was, was machst du da mit Joy?«

»Sie ist eine Kriegsgefangene«, zischte Khieu. »Sie muß beseitigt werden, wie es vorgeschrieben ist, damit die Bevölkerung verstehen lernt, daß die neue Ordnung unausweichlich ist. Die neue Ordnung muß so schnell wie möglich errichtet werden, damit alle Spuren der alten, korrupten und dekadenten Lebensweise aus der Erinnerung der Menschen ausgelöscht werden können. Die alte Lebensweise hat Kamputschea stranguliert. Kolonialismus und Kapitalismus haben Hand in Hand gearbeitet, um das Volk der Khmer auszulöschen. Das kann nicht länger geduldet werden.«

Eliott keuchte. Das war eine völlig fremde Person hier vor ihm. Der Ton und die Sätze klangen so unnatürlich, als ob Khieu die Rede auswendig gelernt hätte. Glaubt er an das, was er da gesagt hatte?

Eliott hätte es nicht sagen können. Die Tagebuchaufzeichnungen brannten auf seinem Schenkel, wo er sie durch den Stoff hindurch in seiner Hosentasche spürte. Aber was Khieu angetan worden war, dachte er, konnte schließlich alles erklären, jede noch so bizarre Tat. Er schüttelte den Kopf, als könnte er damit seine Gedanken klären. Khieu konnte ja nicht wissen, was ihm vor so langer Zeit angetan worden war.

Eliott sah den Ausdruck unentrinnbaren Wahnsinns in Khieus Gesicht, und mit einem Schlag verstand er, wie es zu Khieus Verwirrung gekommen sein mußte. Als Buddhist war er dem friedvollen Weg des Amida Buddha gefolgt, und gleichzeitig hatte man aus ihm eine

erbarmungslose Mordmaschine gemacht. Jetzt war anscheinend der Moment gekommen, da alle Schutzwände in Khieu zusammengebrochen waren, und sein Verstand, zerrieben zwischen den unüberbrückbaren Gegensätzen, in ein Chaos gefallen war.

Und alles war das Werk seines Vaters. Als ob ein Film vor seinen Augen ablief, sah Eliott nun alles vor sich, eine Szene ging in die nächste über. Der wahre Kern des *Angka*. Und die schreckliche Angst um das Wesen, das keine dreißig Zentimeter vor ihm hockte, wurde verdrängt von der Wut und dem Zorn, die er gegen seinen Vater fühlte, der all dies abstoßend Widerwärtige zu verantworten hatte.

Er sah die verstümmelte Leiche der Frau vor sich, die eine Zeitlang versucht hatte, seine Mutter zu sein; er sah das gequälte Gesicht seines Adoptivbruders, und in den Zorn mischte sich Mitleid. Und während diese Gefühle noch nach einem neuen Halt in ihm suchten, erzählte er Khieu die Geschichte von der Wiedergeburt des Kambodschaners, denn Khieu hatte ein Recht darauf, alles zu erfahren.

»Es ist alles eine einzige Lüge«, sagte er. »Was man dich gelehrt hat, was man dir erzählt hat. Deine Herkunft. Wie der Mann, der sich dein Vater nennt, dich gefunden hat.« Er streckte Khieu die Tagebuchaufzeichnungen entgegen, und sie wurden ihm aus der Hand genommen.

Khieu legte seinen Kopf schräg, sein Atem ging wieder langsamer. »Erzähle es mir«, befahl er. »Erzähle mir alles.«

Und Eliott erzählte seinem Adoptivbruder, wie Macomber an einem Feindeinsatz teilnahm, bei dem ein gewisser Japaner mit Namen Musashi Murano, der die Roten Khmer die Kunst des Tötens lehrte, ausgeschaltet werden sollte. Wie die Einheit das Lager der Untergrundkämpfer zwar fand, aber erfahren mußte, daß Murano bereits tot war. Aber dann ließ der Befehlshaber der kleinen Einheit, ein vorsichtiger Mann, einen Soldaten in der Nähe des Lagers zurück, um sicherstellen zu lassen, ob Murano auch wirklich gestorben war. Und dieser Soldat war Delmar Davis Macomber.

»So erfuhr unser Vater von dir und deinem Können«, sagte Eliott. »Er glaubte, dich, den Schüler Muranos, brauchen zu können — für seine künftigen Pläne. Und so begann er, nach einer Falle zu suchen, in die er dich locken konnte, um dich für immer an sich zu binden. Er setzte Gerüchte in Umlauf, daß dein älterer Bruder ein Verräter sei, und die Roten Khmer, die auch davon hörten, fielen auf ihn herein. Sie glaubten die Lügen unseres Vaters. Dann kam er im Schutz der Schwingen eines Bombergeschwaders, eroberte das Lager der Roten Khmer und tötete diejenigen, die für die Hinrichtung deines Bruders verantwortlich waren.«

Eliott starrte Khieu ins Gesicht. Verzweifelt suchte er darin auf einen Hinweis nach der Wirkung seiner Worte. Er wünschte sich so sehr, daß die Wahrheit dem Kambodschaner irgendwie helfen würde und daß er, Eliott, schließlich doch gegen seinen Vater aufgestanden war, seinen eigenen Entschluß gefaßt und auch danach gehandelt hatte.

Khieu zweifelte nicht einen Augenblick an der Wahrheit von Eliotts Erzählung. Obwohl von ihr alles das, was er in den letzten vierzehn Jahren geglaubt hatte, zur Lüge gemacht worden war, konnte er noch immer den Klang der Wahrheit aus den Worten eines anderen heraushören. Und er verstand auch, was Eliott damit für ihn getan hatte.

»Geh jetzt«, sagte er mit bebender, gallenbitterer Stimme. »Laß mich allein.«

»Aber ...«

Flammen schienen plötzlich in Khieus Augen zu lodern. »Geh jetzt sofort!« schrie er. »Geh! Geh! Geh.«

Tracy hatte gedacht, daß White sie zur Polizeizentrale im One Police Plaza bringen würde, statt dessen hielt er vor einem älteren Gebäude in der Elften Straße.

»Sechster Stock«, sagte White. Er ließ den Motor laufen.

Tracy und Lauren stiegen aus, und Tracy beugte sich noch einmal zum Seitenfenster hinunter. »Kommen Sie nicht mit hinauf?«

»Nein, ich hab' was Besseres zu tun.« Er grinste.  
»Außerdem langweilen mich Besprechungen jedesmal zu Tode.«

Tracy nickte. »Na schön.« Er streckte seine Hand durch das offene Fenster. »Vielen Dank, Ivory — für alles.«

White schüttelte Tracys Hand mit beiden Händen.

Tracy und Lauren betraten das Haus, ein alter Fahrstuhl trug sie ächzend nach oben. Mit einem Ruck blieb er im sechsten Stock stehen, und das Scherengitter glitt zurück. Tracy sah Thwaite schon auf dem Flur warten. Sein Gesicht strahlte.

»Hallo«, begrüßte er Tracy. »Ich dachte schon, du würdest nie mehr zurückkommen.«

Tracy stieg aus dem Fahrstuhl und griff nach Thwaites ausgestreckter Hand. »Was, zum Teufel, ist denn mit dir passiert? Du siehst ja aus, als ob du gegen einen Lastwagen gelaufen wärst.«

»Ganz so schlimm war's nicht«, erwiderte Thwaite.  
»Und ist das hier Lauren?«

Tracy nickte und machte sie miteinander bekannt. Thwaite führte sie zu einer offenen Tür, und Tracy sagte: »Ich kann deinen Geschmack für Büros ja nachempfinden, aber was sagt denn dein Abteilungsleiter dazu?«

Thwaite lachte. »Es ist Melodys Wohnung. Sie hat etwas zu erledigen, so daß wir uns hier völlig ungestört beraten können.«

Tracy bemerkte, daß Thwaite einen zweiten Blick auf Lauren warf.

»Sie hat ein paar wichtige Informationen über Macomber.«

»Du meinst Delmar Davis Macomber, den Industriellen? Was hat er mit der Sache zu tun?«

»Bist du irgendwann während deiner Nachforschungen einmal auf eine Firma mit dem schönen Namen Mauritius-Gesellschaft gestoßen?«

Thwaite blieb steif wie eine Statue stehen. »Himmel!« sagte er. »Du willst mir wohl gar nichts mehr zum Erzählen lassen. Ich bin sogar im Büro der Mauritius-Gesellschaft gewesen. Es ist ein Scheinunternehmen.« Er erzählte ihnen, was geschehen war, seit er den kleinen Schlüssel in Senator Burkes Haus entdeckt hatte.

»Du brauchst nicht weiter zu suchen«, sagte Tracy. »Die Mauritius-Gesellschaft gehört Macomber, und er organisiert auch ihre Geschäfte.«

»Jetzt bestimmt nicht mehr«, erwiderte Thwaite, »denn seit drei Tagen ist die Mauritius-Gesellschaft aus dem Verkehr gezogen und ihre letzte Heroinlieferung an einem sicheren Ort, an den Macomber bestimmt nicht heran kann.«

»Aber er ist nicht nur in den Heroinhandel verwickelt«, sagte Lauren. Beide Männer wandten sich zu ihr. »Ich glaube, ich sollte jetzt erzählen, womit die Schuld bei dir beglichen werden sollte, Tracy.« Er war



froh, daß sie klug genug war, den Mönch in Thwaites Gegenwart nicht zu erwähnen.

Tracy nickte. »Ja, tue das.«

»Vor ein paar Monaten war Macomber in Shanghai.«

»Stimmt«, sagte Thwaite, »ich habe darüber gelesen. Die trilaterale Kommission. Macomber gehörte dazu.«

»Während seines Aufenthalts dort hat er unseren Freund getroffen.«

»Unseren Freund?« Thwaite sah sie verwirrt an.

»Sagen wir, eine Art Vermittler«, mischte sich Tracy ein. »Er arbeitet frei.«

»Macomber wollte die Dienste eines Terroristen anwerben«, fuhr Lauren fort. »Seine Bedingung war, daß es ein islamischer Radikaler sein mußte.«

»Augenblick mal!« rief Thwaite dazwischen. »Soll das etwa heißen, soll das heißen, daß der Mann, der auf Atherton Gottschalk geschossen hat, von *Macomber* angeheuert worden war?«

Lauren nickte.

»Aber das ist verrückt! Der Mann ist ein Überpatriot. Er ist vielleicht ein Krimineller, aber ich kann mir nicht vorstellen, daß er fähig ist, sein Land zu verraten.« Er schüttelte den Kopf. »Nein, das glaub' ich einfach nicht.«

Tracy starrte abwesend vor sich hin. Plötzlich fügten sich die Teile in seinem Kopf zu einem Bild. Teile, die vorher scheinbar nichts miteinander zu tun gehabt hatten.

Gottschalk und Macomber.

Jetzt war ihm alles klar. Natürlich! »Nein«, sagte er aufgeregt. »Lauren hat ganz recht, Douglas. Macomber *stand* hinter dem Attentat.«

»Dann ist er ein gefährlicher Verrückter.«

»Gefährlich, ja. Aber verrückt? Das würde ich nicht sagen. Sag mir, wie haben sich Gottschalks Erfolgsaussichten nach dem Anschlag verändert?«

»Vor ein paar Monaten standen sie noch fifty-fifty«, sagte Thwaite. »Jetzt ist er zum Retter Amerikas geworden. Jeder sieht jetzt, daß Gottschalk mit allem, was er gesagt hat, recht hatte. Die Leute lieben ihn geradezu.«

»Na also.«

»Aber das ist ein reiner Zufall«, protestierte Thwaite. »Ich meine, Gottschalk hatte unwahrscheinliches Glück, daß er gerade an diesem Tag eine kugelsichere Weste getragen hat. Sonst wäre er tot gewesen, garantiert. Und was wäre gewesen, wenn der Attentäter nicht zufällig auf das Herz gezielt hätte, sondern auf Gottschalks Kopf?«

»Überleg doch«, erwiderte Tracy, »der Mann, der auf Gottschalk geschossen hat, war ein ausgebildeter Profi. Die erfüllen ihre Aufträge bis auf das letzte Wort genau. Was nun, wenn sein Befehl gelaftet hat: *Schießen Sie aufs Herz?*«,

»Der Anruf!« Thwaite schnippte mit den Fingern.

»Was?« riefen Tracy und Lauren wie aus einem Mund.

»Ich habe immer gewußt, daß damit etwas nicht in Ordnung war.«

Thwaite sah sie beide an. »Ein Kollege von mir wurde von dem Attentat verständigt — fast genau in dem Moment, als es passierte. Nur so war der Kerl überhaupt so schnell zu kriegen.«

»Ein aufmerksamer Passant, der den Notruf benachrichtigt hat«, sagte Tracy. »Was ist daran so merkwürdig?«

»Der Anruf kam nicht über die Notrufzentrale herein«, erwiderte Thwaite, »er ging direkt ins One Police Plaza — zu dem Mann, der mit den Sicherheitskräften, die den Kandidaten abschirmen sollten, in direkter Verbindung stand. Derselbe Anruf an die Notrufzentrale hätte nicht dieselben Folgen gehabt. Bis man von dort die Verbindung zu den Einsatzkräften hergestellt gehabt hätte, wäre der Attentäter sicherlich längst auf und davon gewesen.«

»Macomber«, sagte Tracy. »Wenn er den Anschlag arrangiert hat, dann ist er der einzige gewesen, der den Anruf machen konnte.«

Sein Blick wanderte von Thwaite zu Lauren und wieder zurück. »Mein Gott, versteht ihr denn nicht, was all das heißt? Überlegt doch: John Holmgren war derjenige, der einen Wahlsieg Gottschalks mit größter Wahrscheinlichkeit unmöglich gemacht hätte — sie müssen unsere gesamte Planung gekannt haben. Ich habe das Lauschklophon gefunden, das sie in seine

Wohnung gepflanzt hatten. Also ließ Macomber John ermorden, und richtete es so ein, daß es wie ein Herzversagen aussah ...«

»Warte mal«, unterbrach Thwaite ihn, »soll das heißen, du weißt, wer der Mörder ist ...«

»Ich komme sofort dazu«, erwiderte Tracy. »Aber laß mich weiterreden, Doug. Der Mord an Moira hatte ein offenkundiges Motiv — sie mußte etwas gesehen haben. Auch das haben sie über das Abhörmikro erfahren.«

»Und Senator Burke?«

»Genau da wird die Sache interessant«, sagte Tracy, »und sehr, sehr erschreckend. Wir wissen bereits, daß Gottschalk und Macomber zusammenarbeiten. Aber glaubt ihr, daß das ausreichen würde, in diesen Tagen und in dieser Zeit, bei der verästelten Struktur des politischen Systems — glaubt ihr, daß es genügen würde, nur den Präsidenten zu kontrollieren?«

»Du meinst, der Senator war an der Sache beteiligt?« fragte Lauren.

»Er und bestimmt noch eine Menge andere, darauf wette ich hundert zu eins. Nur so gibt alles einen Sinn. Eine schreckenerregende Zusammenballung von Macht.«

»Mein Gott!« entfuhr es Thwaite. »Das ist, ich meine, so etwas ist doch eigentlich unvorstellbar.«

»Dann denk noch einmal darüber nach, Doug.«

»Aber das wäre ja eine derartige Zerrüttung, ein Umsturz von, von allem. Wenn ich daran denke, dann solltest du dir das hier besser sofort ansehen.« Er reichte Tracy eine Liste der Waffen, die auf der Schriftrulle verzeichnet gewesen waren.

»Herrgott«, sagte Tracy, »das ist genug um ...« Er sah Thwaite an. »Du sagst, du hast das Zeug gefunden?«

Thwaite schüttelte den Kopf. »Wir sind heute morgen in aller Frühe zu den Docks gefahren und haben dieses Schiff gründlich durchsucht. Die *Jadeprinzessin* hatte vorher Hongkong, Singapur und Macao angelaufen. Aber wir haben nichts gefunden.«

»Das ist schlecht für uns«, sagte Tracy. In seinem Kopf jagten sich die Gedanken. »Sehr schlecht sogar.«

Thwaite nickte. »Ich weiß, was du meinst.«

Lauren sah von einem zum anderen. »Aber ich nicht«, sagte sie. »Würde mir bitte jemand erklären, was das heißen soll?«

Tracy drehte sich zu ihr. »Das heißt, daß Macomber uns noch immer einen Schritt voraus ist. Er hat die Waffen ins Meer werfen lassen.«

»Aber wofür brauchte er sie denn überhaupt?« fragte Lauren.

Lange sagte niemand etwas. »Ich glaube«, begann Tracy schließlich, »das müssen wir Macomber persönlich fragen. Aber ein Blick auf diese Liste genügt mir, um euch zu sagen, daß die Waffen genau für die Art

militärische Operationen taugen, die Macomber und ich sehr gut kennengelernt haben.«

»Soll heißen?« drängte Thwaite.

»Soll heißen«, sagte Tracy langsam, »daß die Bewaffnung genau auf den Einsatz einer kleinen, schlagkräftigen Terrorgruppe zugeschnitten ist.«

Lauren und Thwaite sahen ihn entgeistert an.

»Ich muß daran denken, was er schon mit dem ›Anschlag‹ auf Gottschalk zuwege gebracht hat«, fuhr Tracy fort. »Was nun, wenn er diese Gruppe für einen Terroranschlag einsetzen will — *nachdem* Gottschalk Präsident geworden ist? Könnt ihr euch den Beifall vorstellen, der Gottschalk entgegenbranden wird, wenn es ihm dann gelingt, das Terrorkommando zu zerschlagen? Und das könnt ihr mir glauben, wenn Macomber diese Terrorgruppe angeheuert hat, dann wird Gottschalk wissen, wie er sie in der letzten Minute vernichten kann — natürlich nachdem er sich lange genug in den Scheinwerfern der Medien gesonnt hat.«

»Himmel«, sagte Thwaite, »danach könnte er alles machen, was er will.«

»Besonders dann, wenn er, wie wir vermuten, in beiden Parlamentshäusern auch noch ihm treu ergebene Kongreßabgeordnete und Senatoren sitzen hat.« Tracy mußte an die umfangreiche Planung, die viele Zeit und die Unsummen an Geld denken, die eine solche Verschwörung schon in der Vorbereitungsphase gekostet haben mußten. Der Plan war so kalt

durchdacht und von solcher Bösartigkeit, daß Tracy mit beklemmender Deutlichkeit sah, wie wenig Zeit ihnen noch blieb, um Macomber zu stoppen. Und die Polizei konnte es ohnehin nicht tun: denn stichhaltige Beweise hatten sie nicht vorzuweisen. Wieder und wieder wälzte er den Gedanken in seinem Kopf, doch instinktiv hatte er sofort gewußt, was er jetzt tun mußte und was er dabei verlieren konnte.

Dann begann er, wie er es sich in Gedanken alles zurechtgelegt hatte. Lauren und Thwaite starrten ihn nur noch schweigend an, als er ihnen erzählte, was er in den Akten der Stiftung entdeckt hatte.

»Dieser Murano war in der Tat ein Meister des Todes«, schloß er.

»Die Berichte über ihn schienen uns allen fürchterlich übertrieben zu sein. Das war damals. Jetzt bin ich eher geneigt, ihnen bis aufs letzte Wort zu glauben.« Er fuhr sich mit der rechten Hand durchs volle Haar. »Thwaite, du und ich, wir haben beide mit eigenen Augen gesehen, wozu dieser Khieu fähig ist. Ich zweifle eigentlich nicht mehr daran, daß er der Schüler Muranos ist. Ich habe auch eine ungefähre Beschreibung von ihm gefunden: ziemlich groß für einen Asiaten, schlank, sehr gute Figur, schmales Gesicht, volle Lippen und sehr, sehr schön. Er ...«

»Augenblick mal«, unterbrach Lauren ihn, »da muß irgend etwas falsch sein. Was du gerade gesagt hast, hörte sich an wie eine perfekte Beschreibung von Kim.«

Tracy fühlte, wie sich sein Magen zusammenkrampfte. »Wo, zum Teufel, hast du Kim kennengelernt?« Erschrocken über seine laute Stimme wich Lauren unwillkürlich ein paar Schritte zurück.

»Bei, bei Lou ... im Apartment deines Vaters. Er kam am Abend des Tages, an dem du nach Hongkong geflogen bist. Er wollte das Abhörmikrophon abholen. Dein Vater hat es ihm auch gegeben — er schien auch den Mann zu kennen, für den ihr, du und Louis, einmal gearbeitet habt.« Tracys Zorn schien ihr angst zu machen.

»Hatte er eine lange Narbe an der linken Seite seines Halses?« fragte Tracy schnell. Aber er wußte die Antwort bereits vorher.

Lauren schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Sie hat Khieu getroffen«, sagte er leise. »Dann hat Khieu meinen Vater getötet. Aber *warum*? Weil er ihn gesehen hatte! Dann müßte er ebenso versuchen, Lauren aus dem Weg zu räumen.«

Er packte sie am Arm. »Worüber hat mein Vater noch mit ihm gesprochen?«

»Ich weiß nicht mehr.« Sie versuchte sich von ihm loszumachen. Sie verstand seine plötzliche Erregung nicht.

»Denk nach!« schrie Tracy. »Mach schon!«

»Ich kann nicht. Ich ...«



»Beruhige dich, Tracy.« Thwaites ruhige Stimme besänftigte auch den Gedankenwirrwarr in Laurens Kopf. »Laß ihr wenigstens etwas Zeit.«

Tracy sah von einem zum anderen. »Es ist sehr wichtig, Lauren.« Seine Stimme war wieder leiser. »*Sehr* wichtig.«

Lauren dachte angestrengt nach. »Also — das einzige, woran ich mich erinnern kann, ist, daß Louis etwas gesagt hat über ...«

Tracy versuchte ihr weiterzuhelfen. »Wo ich hingeflogen bin?«

»Nein.« Sie schüttelte den Kopf. »Nein, das hätte er nie getan.« Sie sah ihm ins Gesicht. »Aber er hat einen Namen erwähnt. Mizo. Er ...«

»Oh, mein Gott«, sagte Tracy, »das war nicht weniger schlimm!« Jetzt wußte er, wieso Mizo ihn so schnell durchschaut hatte. Khieu.

Lauren sah sein betroffenes Gesicht. »Es tut mir leid, Tracy. Er wußte nicht — keiner von uns konnte es wissen.«

Zumindest wußte Tracy jetzt, wie alles zusammenpaßte. Die Teile fügten sich aneinander, eines nach dem anderen. Er konnte nur noch darüber staunen, wie verwickelt alles war, und über das ungeheuerlich Böse, das hinter allem stand.

»Am wichtigsten ist jetzt, daß wir Khieu ausschalten«, sagte er. »Er ist noch gefährlicher, als wir es uns überhaupt vorstellen können, weil wir es hier nicht

einfach nur mit einem Menschen zu tun haben. Ich glaube, wir müssen jetzt endlich begreifen, daß dieser Khieu von irgend jemandem gelenkt wird. Von sich aus hätte er die vielen Morde nicht begangen; er hätte keinen Grund dazu gehabt.«

»Es ist Macomber«, sagte Lauren. Sie sah Thwaite an, ein verzweifelter Ausdruck war auf ihr Gesicht gezogen. »Das können Sie doch auch sehen. Alle Beweise zielen auf ihn. Sie müssen ihn jetzt verhaften.«

Thwaite versuchte ein dünnes Lächeln. »Leider kann ich das nicht tun. Was wir haben, sind viele Worte. Aber wir haben nicht einen handfesten Beweis, den ich dem Staatsanwalt vorlegen kann.«

»Aber wenn Sie zu ihm gehen«, bettelte Lauren, »und ihm alles ausführlich erzählen. Dann wird er doch ...«

»Er wird mir ins Gesicht lachen«, unterbrach Thwaite sie. »Der Staatsanwalt interessiert sich nicht für Theorien, auch wenn sie noch so schön klingen. Und die Gerichte im übrigen auch nicht.«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, wir können jetzt nur warten und hoffen, daß die andere Seite einen Fehler macht.« Er wandte sich ab. »Wir werden sie im Auge behalten und warten.«

Lauren wandte sich zu Tracy und sah ihn eindringlich an. »Das wird unserem Freund nicht genügen.«

»Wovon redet sie?« fragte Thwaite.

»Du hast recht, Douglas.« Tracy schob sich die Hände in die Hosentaschen. »Du kannst wirklich nichts anderes machen als warten.«

Er sah seinem Freund ins Gesicht. »Aber ich schon.«

»Jetzt warte einen Moment. Wenn du denkst, daß ich zulasse ...«

»Du wirst mich an nichts hindern können«, sagte Tracy entschieden. »Er hat einmal versucht, mich zu töten. In Hongkong. Denkst du denn, daß er es jetzt nicht wieder versuchen wird?«

Thwaite schwieg einen Augenblick und sah Tracy nachdenklich an.

»Aber was, zum Teufel, willst du denn machen?« Seine Stimme war leise, aber sie hatte einen warnenden Unterton.

»Ich werde ihnen entgegengehen«, antwortete Tracy, »bis in ihr Zentrum, wo beide versuchen können, mich zu fassen. Das ist der einzige Weg.«

»Das ist der einzige Weg, um Selbstmord zu begehen«, schnauzte Thwaite ihn an. »Vergiß, was du gesagt hast.«

»Hör zu, Douglas«, sagte Tracy hartnäckig. »Du weißt inzwischen genau, wie gefährlich unsere Gegner sind. Und dir sind im Moment die Hände gebunden. Aber wir wissen durch die Waffenlieferung, die du aufhalten konntest, daß es in diesem Puzzle noch ein Teil gibt, das wir noch nicht richtig einordnen können. Es ist eine Zeitbombe, die wir da in der Hand haben, und der

Zünder ist schon scharf gemacht. Was immer Macomber sich auch ausgedacht haben mag, das Unternehmen läuft bereits. Ich kenne Macomber gut genug, um zu wissen, daß er irgendwo einen Ersatz für die ausgefallene Lieferung haben wird. Du hast ihn noch nicht gestoppt, Douglas; das zu denken wäre ein schrecklicher Trugschluß. Es ist uns gerade gelungen, den ersten Sicherheitsring von wer weiß wie vielen zu durchbrechen. Aber die Zeit arbeitet gegen uns. Für wen sind diese Waffen gedacht, und wann werden sie eingesetzt werden? *Wann?* Morgen, nächste Woche, oder heute nacht? Wir wissen es nicht. Und deshalb können wir es uns gar nicht leisten, noch länger zu warten.«

Lange war es still im Zimmer.

»Verdammt noch mal!« schrie Lauren plötzlich Thwaite an.

»Wollen Sie nicht endlich etwas sagen? Wollen Sie ihn denn nicht daran hindern, es zu tun?«

»Wie kann ich das denn? Er hat doch recht.«

»Niemand wird mich begleiten«, sagte Tracy, »denn sonst wäre es wirklich Selbstmord.«

»Aber wir werden dir ein kleines Mikrophon auf die Brust kleben. Ich will dich zumindest hören können. Und ich werde mit meinen Leuten auf der anderen Straßenseite warten. Wir schneiden auf Band mit, was wir als Beweis brauchen, und dann kommen wir dir so

schnell zu Hilfe, daß niemand überhaupt Zeit hat zu begreifen, was eigentlich los ist.«

Tracy lächelte. »Du träumst, Douglas. So wird es nie ablaufen.«

»Du mußt Vertrauen haben.«

»Es ist nicht deinetwegen. Ich kenne Macomber. Und ich glaube, ich verstehe Khieu inzwischen ebenso gut. Sie haben beide etwas, das du nicht verstehst. Du warst nicht drüben in den Dschungeln. Es ist eine andere Welt mit einer anderen Logik.«

»Dieser Unsinn kann mich überhaupt nicht beeindrucken«, erwiderte Thwaite.

Tracy zuckte die Schultern. Es war das typische Denken eines Polizisten; er machte Thwaite deshalb keinen Vorwurf. Thwaite reagierte so, wie man es ihm beigebracht hatte.

»Lauren ...«, begann er.

»Ich habe dir nichts mehr zu sagen.« Sie wandte sich ab.

Tracy ging zu seiner Ledertasche und öffnete sie. Ganz oben lag das Samtetui aus dem Diamanten-Haus. Die laute Queens Road, mit den Massen von Touristen, schien ihm jetzt in einer anderen Welt zu liegen.

Er nahm die kleine Schachtel aus der Tasche, ging zu Lauren und blieb hinter ihr stehen. Er fühlte sie zusammenzucken, als er sie leicht berührte. Sie wandte ihren Kopf herum. Ihr Haar strich über seine Wange, und ein Feuerwerk der Erinnerungen glühte in seinen

Gedanken auf. Er wollte sie nicht verlieren; er wollte nicht an die Möglichkeit denken, daß er sie vielleicht nie wiedersehen würde.

Auf steifen Fingern hielt er ihr das Samtetui hin. Sie schwieg einen Moment, und er dachte schon, daß sie absichtlich nicht auf seine vorgestreckte Hand sah. Er wartete.

»Was ist das?« fragte sie schließlich.

»Ich bin in Hongkong einkaufen gewesen«, antwortete er. »Das hier habe ich für dich gekauft, obwohl ich nicht wußte, ob du überhaupt noch einmal mit mir sprechen würdest.«

Sie blickte auf das schwarze Samtetui. »Was ist da drin?« Ihre Stimme war leise geworden wie die eines Kindes am Weihnachtsabend.

»Schau hinein.«

Der platingefaßte blau weiße Diamant strahlte sie an. Farbige Funken in Rot, Grün, Blau, Gelb und Purpur sprühten scheinbar aus den Schliff kanten.

»O Tracy.« Ihre Stimme war nur noch ein Flüstern. Sie nahm den Ring aus dem Etui. »Wie schön er ist.« Sie steckte ihn sich an den Finger. Doch plötzlich war das Lächeln aus ihrem Gesicht verschwunden, sie blickte ihn mit ernsten Augen an. »Aber warum gibst du ihn mir gerade jetzt?«

»Weil ich zurückkommen werde«, sagte er.

Khieu fühlte sonderbare Veränderungen in sich vorgehen. Er hatte Eliott fortgeschickt, weil er ihn sonst im nächsten Moment angegriffen und ihm die Daumen in die Augenhöhlen gestoßen hätte. Er hatte das nicht tun wollen, aber er fühlte den Zwang dazu in sich wie eine lauernde Spinne auf dem Grund einer nachtschwarzen Grube.

Macomber, sein Vater, sein Lehrer, der Mann, in dessen Schuld er so tief stand, daß er sich nie würde davon befreien können — er war ein Lügner, ein Betrüger. Khieu hatte das Gefühl, daß etwas heimlich in ihn eingedrungen war, ihm heimlich das Herz — seine Seele — genommen hatte und wie ein Schatten wieder verschwunden war, bevor er noch etwas dagegen unternehmen konnte.

Alle seine Gedanken, alles, was man ihn gelehrt oder ihm erzählt hatte, eine Lüge! Seine Vorstellungen von der Welt, von ihren geheimen Mechanismen und den tickenden Zeitläufen — alles falsch, alles Betrug!

Der Schweiß lief ihm in Strömen hinunter, seine Muskeln zuckten unter der inneren Anspannung. Wo war er jetzt? Was mußte er jetzt tun? Wem konnte er noch glauben? Vielleicht waren sie alle Lügner? Er schien auf einen Punkt festgenagelt zu sein, ohne noch atmen zu können.

Dann wußte er es. Er würde es hinnehmen. Er würde tun, was Macomber ihm befohlen hatte. Denn schließlich würde er die Schuld nie zurückzahlen können.

Macomber hatte Sams Tod gerächt. *Apsara* befahl es ihm mit ihren tanzenden Fingern.

Und dann würde er Macomber zerstören, langsam, ein Stück von Zeit zu Zeit, er würde ihm den Verstand nehmen, er würde ihm das Liebste nehmen, was er hatte, und vor seinen Augen zerstören. Khieu wollte, daß sein Vater sich bewußt wäre, was geschah, so daß er sich selbst das Ende ausmalen könnte: zu brennen und zu brennen, während *Apsara* an seinem Fleisch riß.

Das Ende aller Dinge.

Er fühlte etwas kommen. Es war nahe, nahe. Es hatte ihn fast erreicht. Noch nicht. Noch nicht ganz. Khieu wandte seinen Kopf von einer Seite zur anderen. Was war es?

Kim war wieder in New York. Er hatte kein Interesse mehr an den absurden Forderungen der Kammer, und ebenso hatte er kein Interesse mehr an der Stiftung. Er hatte jetzt die eigenen, die persönlichen Pflichten zu erfüllen.

Alles war richtig bemessen gewesen, dachte er. Tracy hatte genug Zeit gehabt, sich durch das Minenfeld verdeckter Hinweise zu tasten, die Kim kunstvoll für ihn ausgelegt hatte.

Jetzt war es an der Zeit, sich wieder in die Nähe des Fretchens zu begeben, bei jedem Schritt in seinem Schatten zu stehen, so daß er in der Nähe wäre, wenn Tracy zuschlug, damit Kim seine Rache an Khieu Sokha



vollziehen konnte, wie er es tun wollte. Und Macomber? Er war der Preis für Tracy. Kim hatte kein Verlangen danach, sich selbst mit ihm abzugeben. Und auch ein Frettchen hatte sich am Ende der Jagd einen Preis verdient. Was immer Macomber auch geplant haben mochte, es war Kim völlig gleichgültig.

Ein leichtes Beben lief durch Kims Körper, er konnte es kaum noch erwarten. Das Taxi, das ihn von LaGuardia hereingebracht hatte, wechselte die Spur, um den ersten Verkehrsstaus in Manhattan auszuweichen. In Kims Augen schienen Flammen zu tanzen. Die Zeit der süßen Rache war gekommen.

### Drittes Kapitel

»Darf ich hereinkommen?«

Eliott hatte die Tür zu seinem Apartment geöffnet und starrte jetzt seinen Adoptivbruder an, als sei er ein Geist, der frisch aus seinem Grab gestiegen war. Er nickte stumm und wußte nicht, was er sagen oder denken sollte.

Khieu sah wieder wie er selbst aus: schön, gut angezogen, äußerst zufrieden und selbstsicher. Sein Gesicht war gewaschen und rasiert, seine schwarzen Augen glänzten klar, seine Haltung war entspannt. Eliott hatte Schwierigkeiten, diesen Khieu mit der schreckensgequälten Kreatur im Keller des Hauses seines Vaters in Verbindung zu bringen. Vielleicht, dachte er wie im Fieber, ist alles gar nicht geschehen. Vielleicht habe ich alles nur geträumt.

»Eliott?«

Er holte tief Luft, sein Kopf nickte zuckend wie der einer kaputten Marionettenfigur.

»Natürlich.«

Er schloß die Tür, und gemeinsam gingen sie ins Wohnzimmer, wo Khieu sich in einen Sessel setzte.

»Möchtest du etwas trinken?« fragte Eliott und wandte sich zur Küche.

»Ein Bier, wenn du hast.«

Einen Augenblick später war Eliott zurück. »Ich hoffe, es macht dir nichts aus, wenn du aus der Flasche trinken mußt.«

Khieu hob eine Hand und wischte Eliotts Worte weg. Er nahm einen Zug aus der Flasche und setzte sie dann auf den kleinen Tisch zwischen ihnen ab. »Ich habe nicht viel Zeit. Ich bin nur kurz vorbeigekommen, um mich bei dir zu bedanken.«

»Mir danken?« fragte Eliott.

»Weil du es mir erzählt hast«, antwortete Khieu, er berührte Eliott am Knie.

Während Eliott diesen ruhigen, kühlen Khieu vor sich sitzen sah, mußte er wieder an die Tagebuchaufzeichnungen seines Vaters denken, und erneut wuchs die Angst in ihm. Er versuchte etwas zu sagen, verschluckte sich aber an den eigenen Worten und begann noch einmal. »Was, was wirst du jetzt tun?«

»Was soll ich schon tun?« Khieu ließ seinen Blick durch das Zimmer wandern, als ob er es zum erstenmal sehen würde. »Nichts.«

»Aber willst du denn wirklich nichts tun?« Eliott starrte ihn durchdringend an, er versuchte ihn zu verstehen. »Das mußt du doch. Ich weiß genug ...«

»Nein, das tust du nicht.« Khieu sah Eliott in die Augen. »Aber vielleicht ist es Zeit, daß du es tust.« Er

stand aus seinem Sessel auf, ging leise durch das Zimmer und stellte sich hinter Eliotts Sessel. »Er weiß und du weißt, daß mein älterer Bruder Samnang von den Roten Khmer erschlagen worden ist. Wie du mir erzählt hast, hat unser Vater die Lügen verbreitet, die zu der Tat geführt haben. Aber keiner von euch beiden weiß, wie Samnang gestorben ist.«

»Khieu ...«Eliotts Hände hatten sich nervös ineinander verkrampft.

»Still«, flüsterte Khieu. Er legte eine Hand auf Eliotts Schulter und drückte sie leicht. »Du weißt es vielleicht nicht, aber die Roten Khmer hatten eine besondere Hinrichtungsmethode. Wenn sie ihre Feinde nicht gekreuzigt oder an Bäumen neben viel begangenen Wegen aufgehängt haben, dann wurden sie zu Tode geprügelt. Verräter und so. Sie haben es daher auch mit Sam gemacht. Sie schlugen ihn, bis sie wußten, daß er bald sterben würde. Dann haben sie mich gerufen und mir einen Prügel in die Hand gedrückt. «

Er beugte sich hinunter, so daß Eliott die Lippen seines Stiefbruders an seinem Ohr fühlte und zur Seite zuckte. Aber Khieu hielt ihn jetzt fest und ließ ihn nicht entkommen. »Kannst du dir vorstellen, was dann geschehen ist, Bruder? Kannst du dir vorstellen, wozu sie mich gezwungen haben?«

Eliotts Mund war ausgetrocknet, und er zitterte am ganzen Leib. Er nickte wieder und wieder. Ja, o ja! Er konnte es sich vorstellen. Die *Chet Khmau* hatten

Khieu gezwungen, seinen eigenen Bruder zu erschlagen. Eliott preßte die Augen zu, aber er konnte die Tränen nicht aufhalten. Mein Gott! Wie hatte er es tun können? Aber was hätte er sonst tun sollen? Welche andere Möglichkeit hatte Khieu gehabt, als den Prügel zu nehmen und ihn auch zu benutzen? Hätte er es nicht getan, er wäre auch getötet worden. Und dennoch. Und dennoch. O Gott!

»Es tut mir leid«, flüsterte er immer wieder. »Es tut mir leid.«

»Wirklich?« Khieu kam um den Sessel herum und kniete sich vor Eliott nieder. Seine schwarzen Augen starrten in Eliotts, die von den Tränen vergrößert wurden. »Ja«, sagte er mit leiser Verwunderung in der Stimme, »ich glaube, dir ist es wirklich ernst.«

Seine Hände legten sich auf die seines Adoptivbruders. »Jetzt sind wir uns ganz nahe«, sagte er sanft. »Am Ende gibt es jetzt etwas, das wir miteinander teilen. Ein Geheimnis, das nur wir beide kennen. Es ist wie ein Band zwischen uns. Ja. Nichts wird sich dazwischen drängen. Es ist allein unseres.«

Er erhob sich und zog auch Eliott auf die Füße. Khieu legte einen Arm um seinen Bruder. »Und jetzt komm«, sagte er leise, »laß uns nach Hause gehen. Zusammen.«

Und so gingen sie, *Apsara* tanzte die ganze Zeit um Khieus Füße, ihr aufgedunsener Leib schlitterte grauenerregend über den Asphalt neben dem Taxi, das in die Stadt hineinfuhr. Und als Khieu einen Blick in den

Rückspiegel warf, sah er auch dort ihren kopflosen Körper tanzen. Und als er sich rasch umdrehte, sah er ihr Bild wieder, verzerrt und zersplittert in tausend Mosaiksteine von dem Regen, der heftig gegen die Scheibe schlug.

Vater kommt heute abend, um seine Unterlagen für den Aufkauf des australischen Konzerns zu holen. Er sah auf seine Uhr, und *Apsara* zeigte ihm die Zeit: 7 Uhr 40. In Gedanken begann er mitzuzählen. Noch dreißig Minuten, bis Macomers Welt in einem Chaos explodieren würde.

Er zahlte den Fahrer, und sie stiegen aus. Die Steintreppen hinauf durch das dunkle, stille Haus.

»Laß uns nach oben gehen.« Khieus Stimme hing geheimnisvoll in der Luft. Einen Augenblick lang überschwemmte sie die Stille, um dann selbst von ihr verschluckt zu werden.

Eliott sah ihn an. Seit er die Stufen in den Keller hinuntergestiegen war und Khieu über Joys Leiche gebeugt gesehen hatte, fühlte er sich merkwürdig losgelöst von sich selbst. Kaum spürte er noch die Bewegungen seiner Beine, und seine Füße waren vollkommen gefühllos geworden. Es war, als ob er mit seinem Geständnis gegenüber Khieu, mit dem Verrat der Geheimnisse seines Vaters alle seine Initiative verloren hatte. Er fühlte sich leer und hilflos und nicht in der Lage, sein eigenes Schicksal in die Hand zu nehmen.

Und Khieus Nähe, sein Arm ließen Eliott Sicherheit, Schutz und Wärme fühlen: Gefühle, die ihm bisher fremd gewesen waren und zu schön, um sie jemals wieder zu verlieren.

Sie kamen ans Ende der Treppe und gingen den langen dunklen Flur hinunter, bis sie vor der Schwelle zu Eliotts Zimmer standen.

»Erinnerst du dich an dein Zimmer?« Khieus Stimme war sanft und leise, als sie hineingingen.

Eliott sah sich kurz um. »Er sieht aus wie früher. Als ob ich nie weggewesen wäre.«

»Genauso hat es dein Vater gewollt«, flüsterte Khieu. »Er möchte, daß du zu ihm zurückkommst, Eliott. Er hat es nie gemocht, daß du sein Haus einfach verlassen hast. Für ihn war das, als ob du ihm unter dem Daumen herausgerutscht wärest.«

»Das war ich ja auch«, sagte Eliott wie benommen. »Ich mußte gehen.« Er wandte sich zu Khieu. »Du solltest das noch am ehesten verstehen.« Er sah einen dunklen Schein in Khieus Augen.

»Oh, das tue ich auch.« Khieu ließ seinen Arm um Eliotts Taille. »Ich war stolz auf dich, als du gegangen bist. Ich wünschte« — seine Augen schlossen sich für Sekunden — »nun, ich wünschte, ich hätte es auch tun können.«

»Aber du kannst es doch immer noch tun!« Es war wieder etwas Leben in Eliotts Stimme. »Ich werde dir helfen. Wir werden es zusammen tun.«

Plötzlich lag Trauer in Khieus Augen, sein Griff um Elliott wurde fester. »Leider ist es dafür für mich zu spät.«

»Wie meinst du das?«

»Ich kann nicht...« Er sprach nicht weiter und wandte sich zur Seite. »Es fällt mir schwer, das jemandem zu sagen, selbst dir.«

Elliott berührte seinen Arm. »Was ist, Khieu?« Seine Stimme klang ehrlich besorgt. »Kann ich dir denn nicht helfen? Ich würde es wirklich gerne tun. Ich möchte das wiedergutmachen — wie ich dich in all den Jahren behandelt habe. Es würde mich glücklich machen, wenn ich das könnte.«

Als Khieu wieder sprach, hatte sich seine Stimme um einen Ton verändert. Sie war tiefer geworden, angefüllt von Bässen, Schwingungen, die sich in Elliotts Ohr verfangen und wieder und wieder nachhallten. Seine Stimme war nur noch ein Flüstern, aber sie hatte etwas Bezwingendes.

»Ich habe viele Jahre in einer Art Hölle gelebt, von der ich dachte, daß ich sie hinter mir hätte, als unser Vater mich hierher nach Amerika gebracht hat, fort vom Krieg, den Roten Khmer und meiner ausgelöschten Familie. Ich war ihm dankbar, dankbarer, als du es dir je vorstellen könntest. Er kannte meine Psyche, und er benutzte sie. Er wußte, in welche Situation er mich brachte, als er mir zeigte, wie er die Mörder meines Bruders getötet hatte. Er trainierte mich, und dann ließ er



mich wie einen Hund an einer festen Leine laufen, um für ihn Bisse auszuteilen. Ich habe für ihn getötet. Ich habe Dinge für ihn getan, zu denen ich mich nie fähig gehalten hätte. Aber ich tat alles aus Liebe und Verehrung für Samnang und meine Ahnen. Ich hatte keine andere Wahl.«

Khieu faßte Eliott am Arm und zog ihn fort von der Helligkeit in der Nähe des Fensters weiter ins Zimmer hinein. Die Dunkelheit, die sie plötzlich umgab, hatte etwas Erstickendes. »Ich erwarte nicht, daß du das alles verstehst, es genügt, wenn du es glaubst. Ich bin durch meine Ehre gebunden. Ich sollte unseren Vater töten für das, was er getan hat — aber ich kann es nicht.«

Eliott versuchte, sich loszumachen. Seine Augen hatte er vor Angst weit aufgerissen. »Was willst du tun?«

In Khieus Augen schien ein Feuer zu brennen. »Ich werde aufhören zu existieren.« Sein Griff um Eliotts Arm wurde schmerzhaft. »Und du mußt mir helfen.«

»Nein!«

»Du *mußt!*« Khieus Stimme hatte einen bettelnden Ton bekommen. »Ich kann es nicht selbst tun. Ich *brauche* dich, Eliott.«

»Aber nicht dabei!« Eliott schüttelte wild den Kopf. »Nein, das kann ich nicht zulassen. Ich kann nicht.«

»Ja, ja, ja«, bettelte Khieu. »Du hast gesagt, daß du mir helfen willst, und dies ist der einzige Weg!«

»Ich dachte nicht ...« Eliott wandte seinen Kopf zur Seite und preßte die Augen zu. »Du kannst alles von mir verlangen, aber das nicht.«

»Ja, ja, so seid ihr, nicht wahr?« Khieus Stimme verfolgte ihn unbarmherzig. »Du hilfst mir, aber nur zu deinen Bedingungen. Du tust nur etwas, was *du* für richtig und angemessen hältst. Dein Denken ist westlich begründet, du verstehst mich nicht.« Er legte seine Hände auf die Wangen seines Bruders: sie waren heiß und feucht. Die Haut war wie unter Druck gespannt. »Sieh mich an. Sieh mich bitte an!« Eliotts Augen öffneten sich langsam wieder. »Du mußt es tun, ich bitte dich darum. Und du hast es versprochen.« Seine rechte Hand wanderte hinter seinen Rücken und kam mit einem dunklen Schatten zurück. Eliotts Nasenflügel zitterten.

Er roch Öl und etwas merkwürdig Stechendes, das er nicht einordnen konnte.

»Gib mir deine Hand«, sagte Khieu leise. »Gib mir deine Hand, Eliott.«

Ohne es selbst richtig zu merken, tat Eliott, was ihm gesagt worden war. Er sah nur in Khieus hypnotisierende Augen, aber er fühlte das kühle Gewicht von Metall in seiner Hand.

»Schließ die Finger«, sagte Khieu. Er nahm den Blick nicht einen Lidschlag lang von Eliotts Augen.

»Lege deinen Zeigefinger um den Abzug.« Er tastete mit seiner Hand über Eliotts. »Sehr gut.« Er drehte Eliott so, daß er direkt zur Tür sah.

»So ist alles gut«, flüsterte Khieu. »Du stehst hier. Ja, genau an dieser Stelle. Du brauchst dich nicht zu bewegen, du hebst nur den Arm und drückst ab. Das ist alles, was du tun mußt. Und meine Last wird mir genommen sein. Verstehst du mich?«

Eliott verstand ihn nicht. Aber er wußte, daß er tun würde, was Khieu von ihm verlangt hatte. Sie teilten ein Geheimnis; sie wußten Dinge, die andere nicht wußten. Sie waren fester aneinander gebunden, als es Blut je tun könnte. Sie waren sich näher als Brüder.

»Ja«, sagte er, obwohl er ihn nicht verstanden hatte.

»Gut«, sagte Khieu. »Ich muß jetzt in mein Zimmer gehen und mich vorbereiten. Mein Glauben verlangt bestimmte Rituale von mir, bestimmte Gebete, die ich sprechen muß. Wenn du mich nicht mehr beten hörst, werde ich kommen. Ich werde mich in den Türrahmen stellen. Ich werde hinter meinem Rücken, im Flur, Licht anmachen, so daß du nur meine Silhouette siehst. Ich weiß, es wird dir leichter fallen, wenn du mir nicht ins Gesicht sehen mußt. Du brauchst dann nur deinen Arm zu heben und abzudrücken. Das ist alles.« Khieu ließ Eliott los und ging rückwärts aus dem Zimmer. Er blieb an der Schwelle noch einmal stehen, als er Eliotts angespannte Stimme hörte.

»Ja?«

»Alles Gute, Khieu.«

»Alles Gute, *man vieux*.«

Wenig später setzte der Gebetssingsang ein. Eliott konnte ihn deutlich hören, er kam in Wellen den Flur herunter und hing schwer im Zwielficht des Zimmers, im Zwielficht seines Lebens. Daß Khieu ihn verlassen würde, machte Eliott traurig; aber die Aufgabe, die ihm übertragen worden war, erfüllte ihn mit Stolz.

Der Singsang ging weiter und weiter. Eliott glaubte, jetzt auch den Duft der Räucherstäbchen riechen zu können. Wie er diesen Geruch einmal gehaßt hatte! Und wie er ihn jetzt liebte! Er stellte sich Khieu vor, nackt und auf den Knien vor seinem Buddha.

Die geladene Pistole lag ihm schwer in der Hand. Er fühlte einen dünnen Feuchtigkeitsfilm zwischen seiner schwitzenden Hand und dem wärmer werdenden Metall wachsen. Er hätte die Hand gerne für einen Moment von der Waffe gelöst und den Kolben trockengerieben, aber er fürchtete, daß in genau diesem Moment der Singsang aufhören könnte, und dann war er nicht vorbereitet, seine Aufgabe zu erfüllen.

In seinen Augen brannten Tränen, oder vielleicht war es auch der Rauch, der vom Flur her in sein Zimmer geweht wurde. Er blinzelte in einem fort, um deutlich sehen zu können. Die Nacht um ihn herum schien friedlich und still zu sein. Bei dem Gedanken an das Leid seines Bruders schmerzte Eliott das Herz. Mein Bruder, dachte er. *Mein Bruder.*

Der Singsang brach ab.

Tracy stand drei Häuser von Macombers Anwesen entfernt. Er beobachtete den schwachen Verkehr und die Gesichter der Passanten, drehte seinen Kopf hierhin und dorthin, so daß jede Bewegung natürlich wirkte: ein Spaziergänger, der an diesem Stadtteil Gefallen gefunden hatte. Alles Feste und Starre muß vermieden werden, hatte Jinsoku ihn gelehrt, alles muß fließen. Es galt, so weit mit der Umgebung zu verschmelzen, daß man schließlich selbst ein Teil von ihr war.

Glockengeläut klang durch die Luft, deutlich und klar. Wie Rauchwolken hingen die schweren Töne einen Augenblick über ihm, bis sie sich wieder in Nichts auflösten. Sie wehten von der St.-Georges-Kirche herüber, die am anderen Ende des Gramercy Parks lag. Er sah einige Kirchenbesucher die breite Treppe hinauflaufen und hinter den schweren Eingangstüren verschwinden. Er sah auf seine Uhr. Es war acht Uhr abends.

Er senkte rasch seinen Blick, als eine schwere Limousine vor Macombers Haus hielt. Ohne auch nur eine Sekunde zu zögern, ging Tracy auf das nächste Haus östlich von Macombers zu und verschwand in dessen Schatten.

Er konnte die blankpolierte Kühlerhaube von Macombers Wagen sehen, in der sich die Straßenlaternen spiegelten. Eine Flanke war von hellen Lichttupfen, die der Zeichnung eines Leopardenfells glichen, übersät.

Der Fahrer stieg aus und ging um den Wagen herum, um die Beifahrertür zu öffnen. Dann sah Tracy Macomber aus der Tiefe der Limousine emporwachsen. Obwohl er Macomber vierzehn Jahre nicht gesehen hatte, erkannte er ihn sofort wieder. Seine unübersehbare Größe, die breiten Schultern, der gerade Rücken, der fließende Gang aus den Hüften heraus. Nein, er brauchte nicht einmal das Gesicht zu sehen, um sicher zu sein, daß es Macomber war.

Tracy sah das schmiedeeiserne Eingangstor, die spitzen Gaslaternen, die tatsächlich auch brannten, den kleinen Balkon vor der breiten Glasfront im zweiten Stock. Macomber war bereits im Haus verschwunden, aber Tracy sah, daß es unmöglich war, von vorn in das Haus einzudringen. Zum einen gab es hier zuviel Licht, zum anderen hätte er hinter dem Eisentor einen drei Meter breiten Geländestreifen zu überwinden gehabt, auf dem er ohne jede Deckung gewesen wäre.

Er wußte, daß es noch einen zweiten Weg gab, und den suchte er jetzt. Tracy fand den Hintereingang am östlichen Ende des Anwesens: eine vielleicht ein Meter zwanzig breite Tür aus Mahagoniholz mit Eisenbeschlägen, die in einem gemauerten Torbogen hing. Natürlich war die Tür verschlossen, aber das war kein Problem.

Tracy suchte nach einer Alarmsicherung, fand aber keine. Um das Schloß zu öffnen, brauchte er knapp vierzig Sekunden.

Während dieser Zeit gingen nur drei Passanten vorbei: ein Pärchen und ein alter Mann, der die Hände tief in die Taschen geschoben hatte und ganz in Gedanken versunken war. Niemand nahm von Tracy Notiz.

Mit einem schnellen Schritt war er durch die Tür und schon hatte er sie wieder hinter sich geschlossen. Er hielt sich dicht an der Hausmauer, vorsichtig setzte er Fuß vor Fuß, bis er an die Oberkante einer Treppe stieß, nach der er gesucht hatte: sie führte zum Kellereingang des Hauses.

Tracy ging sechs Stufen hinunter, dann stand er wieder vor einer Tür. Sie hatte ein einfaches Vorhängeschloß. Er tastete am Türrahmen entlang und fand die versteckten Drähte. Es waren zwei, die miteinander verbunden waren. Er wußte, daß er den Alarm auslösen würde, wenn er den einen von beiden durchschnitt. Der andere würde die Anlage einschalten. Sein Vater hatte ihm das beigebracht.

Er ließ seinen rechten Zeigefinger die Drähte entlanggleiten, bis er die Stelle gefunden hatte, an der sie sich teilten. Einer verschwand nach oben, der andere ging gerade nach unten, und Tracy war sich klar, daß er zur Sicherung der Anlage führte. Wenn er diesen Draht verletzte, würde er die Anlage aktivieren. Er suchte wieder nach dem oberen Draht, hielt ihn mit der linken Hand fest und durchschnitt ihn mit der rechten.

Eine Sirene heulte von der Third Avenue herüber, wo das Cabrini-Klinikzentrum stand. Sonst war es still.

Er öffnete das Schloß und betrat den Keller. Er hatte die Tür schon geschlossen und wollte gerade weitergehen, als er einen merkwürdigen Geruch wahrnahm. Er blieb unbewegt stehen, sein Herzschlag beschleunigte sich und sein Atem schien plötzlich heißer geworden zu sein. Das kleine Mikrophon spürte er wie eine geballte Faust auf seiner Brust. Er benutzte eine kleine Stifflampe, um sich in der Finsternis orientieren zu können. Der dünne Lichtstrahl stieß wie ein massiver Stab in die Dunkelheit.

Er ging weiter in den Keller hinein, und der Geruch wurde stärker. Tracy ließ den Lichtstrahl in leichten Bögen hin und her schwingen. Daß der Strahl nur schmal war, machte es schwer, etwas zu erkennen, besonders auf weitere Entfernung.

Er erkannte einen Haufen Ziegelsteine und darüber einen Durchbruch in der Mauer. Etwas strahlte unter dem Licht auf wie eine Münze. Er ging näher und ließ den Lampenstrahl dabei Zentimeter für Zentimeter abtasten, bis er die ganze Mauer im Blick gehabt hatte.

Tracy hockte sich hin und richtete den dünnen Lichtstrahl auf das Gesicht. Wer war sie? Die Züge waren aufgequollen und hatten alles Natürliche verloren. Wer sie auch gewesen sein mag, dachte er, sie muß einen schrecklichen Tod erlitten haben.



Aber wieso lag sie hier in Maccombers Keller? Er wußte keine Antwort auf die Frage. »Thwaite«, flüsterte er, »ich bin im Keller des Hauses. Habe eine Leiche entdeckt, weiblich, weiß. Alter würde ich auf Ende Dreißig schätzen, obwohl sich das nur noch schwer sagen läßt. Ungefähr einssiebzig groß. Hab' keine Ahnung, wer sie sein könnte.«

Er wandte sich von der Leiche ab und ging leise zum Treppenaufgang hinüber. Sorgfältig balancierte er jeden Schritt aus, um die alten Holzstufen nicht knarren zu lassen.

Als er fast die letzte Stufe erreicht hatte, streckte er seine Hand vor und griff nach dem Türknauf. Langsam drehte er ihn herum und stieß die Tür einen Spaltbreit nach außen. Gierig sogen seine Lungen die klare Luft des Hauses ein.

Die Lichter im Parterre waren bis auf eine kleine Lampe auf einem Flurtisch, der links von Tracy stand, alle gelöscht. In ihrem gelben Schein sah er sich um, so gut er konnte, und ließ dabei die Atmosphäre des Hauses auf sich wirken.

Es war still. Er hörte das Ticken einer Uhr, die nicht weit von ihm entfernt stehen mußte, trat einen Schritt weiter in den Eingangsflur hinein, blieb dann aber abrupt stehen. Was war das? Eine Tonlage unter dem Ticken. Es klang wie ein Singsang. Wie ein buddhistisches Gebet.

Dann nichts mehr. Er machte einen Schritt auf die Treppe zu, die nach oben führte. Er hörte Stimmen über sich, gedämpft und nicht genau zu unterscheiden. Plötzlich ein Schrei, das Krachen eines Pistolenschusses, dessen Echo zwischen den Wänden des Hauses hin und her sprang und sich immer weiter ausbreitete.

Tracy hastete die Treppe hinauf.

Macomber hatte kaum den ersten Schritt in sein Haus getan, als ihn ein merkwürdiges Gefühl überkam. Als hätte sich während seiner Abwesenheit etwas verändert. Er dachte sofort an Tracy Richter, aber sein sechster Sinn, der ihn im Dschungel von Kambodscha nie getrogen hatte, sagte ihm, daß das unmöglich war, und er schob den Gedanken beiseite. Die Tür fiel hinter ihm ins Schloß.

Nur die kleine Lampe auf dem Flurtisch brannte, sonst schien das Haus dunkel zu sein. Er wollte sich gerade etwas im Parterre umsehen, als er an der Treppe vorbeikam, die zu den beiden oberen Stockwerken führte. Er hörte den Singsang eines buddhistischen Gebetes. Seine Lippen wiederholten tonlos die Worte, die er so oft vernommen hatte.

Er legte eine Hand auf das Geländer aus poliertem Mahagoni. Als er die Treppe schon halb hinauf war, sah er, daß im zweiten Stock das Flurlicht brannte. Das Licht leuchtete die Treppen heller aus, je höher Macomber stieg.

Er war froh, daß Khieu im Haus war, weil er ihn hier besser im Auge behalten konnte. Außerdem konnte er daraus schließen, daß Tracy Richter noch nicht aus Hongkong zurück war; denn er zweifelte nicht daran, daß Khieu seinen Auftrag sofort ausführen würde.

Er hatte den Flur erreicht und wollte sich schon zu Khieus Zimmer wenden, als er sah, daß die Tür zu Eliotts Zimmer offen stand.

Das sollte sie nicht, zumal er wußte, daß Khieu nicht in dem Zimmer sein konnte. Der Gebetsgesang kam vom anderen Ende des Flures.

Macomber ging mit schnellen Schritten den Flur hinunter, sein Schatten fiel wie ein langer Finger in die Richtung, aus der Khieus Gebet zu hören war. Er hatte die Türschwelle erreicht und beugte sich schon nach dem Türknauf, als der Singsang in seinem Rücken plötzlich abbrach.

In diesem Moment der Stille spürte Macomber eine Bewegung vor sich in der Tiefe des Zimmers. Er kniff die Augen zusammen, aber es war so dunkel, daß er nicht einmal Schatten von Schatten unterscheiden konnte. Doch er spürte ein Zittern der Luft, eine Bewegung, und seine Nackenhaare richteten sich auf. Er schrie kurz auf und duckte sich, als Eliott den Abzug der Pistole durchdrückte. Er hatte seine Augen fest zugekniffen, als ob er die Folgen seiner Tat nicht sehen wollte.

Der Schuß krachte ohrenbetäubend, aber Macomber hatte schon alle Geräusche aus seinem Bewußtsein ausgeschlossen. Jetzt lenkte ihn nur noch sein Instinkt. So hatte er auch im Dschungel überlebt.

Er hatte seinen linken Arm zur Seite gestreckt, die Finger der Hand suchten nach dem Lichtschalter, während seine rechte Hand unter die Jacke fuhr und nach dem Messer griff, das er stets bei sich trug. Das Licht flammte auf, und das Angriffsziel war im Bruchteil einer Sekunde auszumachen. Das Erkennen würde später kommen. Das Messer wurde von den ausgestreckten Fingern ausgerichtet, der Schwung der Armmuskeln übertrug sich auf das scharfgeschliffene Metall. Ein leises Pfeifen, und die Waffe war auf ihrer Flugbahn.

Elliott öffnete die Augen in der Erwartung, Khieu niedergestreckt auf der Türschwelle liegen zu sehen. Statt dessen sah er seinen Vater, dessen Gesicht merkwürdig verschwommen war. Er wollte seinen Mund öffnen, um zu schreien, aber aus dem verschwommenen Dunkel war schon ein scharf umrissener Schatten geworden, der seinen ganzen Blick ausfüllte. Fast gleichzeitig trafen ihn ein Schlag und ein stechender Schmerz. Er verlor die Balance und stürzte nach hinten. Dann fühlte er nichts mehr.

Kaum hatte das Messer seine Fingerspitzen verlassen, als Macomber wieder aufschrie. Das Erkennen war der Reaktion einen Lidschlag später

gefolgt, und Macomber machte einen hilflosen Schritt in das Zimmer hinein.

»Eliott«, flüsterte er verwirrt. Er sah die Pistole aus Eliotts erschlafften Fingern gleiten. Es war keine Zeit geblieben, um nachzudenken, zu urteilen und zu entscheiden. Nur das Gefühl einer bedrohlichen Gefahr, die näher kam. Vielleicht hatte er den dünnen Ölfilm auf der Waffe gerochen.

Doch jetzt war es ihm gleichgültig, daß der Schuß ihn wahrscheinlich getötet hätte, wenn er nicht alle Vernunftkontrollen im Moment der Gefahr ausgeschaltet hätte. Er wußte nur, daß er seinen Sohn umgebracht hatte. Macomber war auf die Knie gesunken und hatte Eliotts kraftlosen Körper in seine Arme geschlossen. Er riß das Messer aus der tödlichen Wunde und schleuderte es quer durch das Zimmer. Es glitt klirrend über den Boden, bis es gegen eine Wand prallte.

Nichts war mehr übrig von seinem Sohn, seinem einzigen, geliebten Schatz, den er einmal nach seinen Vorstellungen hatte formen wollen. Jetzt wäre er zufrieden gewesen, wenn er nur leben würde, nur leben. Aber dieser Wunsch war unerfüllbar. Und zum ersten Mal in seinem Leben fühlte sich Macomber vollkommen machtlos.

Er spürte eine Bewegung in seinem Rücken, doch er kümmerte sich einen Augenblick lang nicht darum. Dann wandte er sich um.

»Vater?« Khieus Stimme war sanft und leise. Er war bekleidet, aber barfuß. Er kam einen Schritt in das Zimmer hinein, einen zweiten, ohne jedes Geräusch. Er ging auf den Außenkanten seiner Fußsohlen. »Ich habe einen Pistolenschuß gehört.«

»Es war Elliott«, sagte Macomber. Der Ton seiner Stimme verriet, daß er es noch immer nicht glauben konnte. »Elliott hat versucht, mich zu erschießen.«

»Tatsächlich?« Khieus Stimme war wie Samt. »Das tut mir leid.«

»Aber wie konnte es passieren?« fragte Macomber. »Nach all unserer sorgfältigen Planung, den gründlichen Sicherheitsvorkehrungen, die wir in den *Angka* eingebaut hatten. Das ist jetzt alles nichts mehr wert. Wie konnte das passieren, Khieu?«

»*Karma*, Vater.«

»Aber mein Sohn ...« Er richtete sich auf und kam einen Schritt auf Khieu zu. Die innere Qual war ihm wie eine Narbe ins Gesicht gezeichnet. »Du verstehst nicht, Khieu! Mein Sohn hat versucht, mich zu erschießen, und *ich habe ihn getötet!* Mein Gott, begreifst du denn nicht?«

»Friede«, sagte Khieu ruhig.

Und Macomber sah ihm ins Gesicht, seine tränenverquollenen Augen wurden wieder klar. Plötzlich fühlte er eine merkwürdige Aura, die von seinem Adoptivsohn auszustrahlen schien. Immer mächtiger fühlte er sie, und eine kalte Faust schien sein Herz zu

greifen und es zusammenzudrücken. Sein Gesicht erstarrte zu einer Maske, und in seinem Kopf jagten sich tausend Fragen. »Was ...« Einen Augenblick lang konnte er nicht weitersprechen, Angst und die Macht des Unbekannten ließen die Worte in seiner Kehle zu einem Klumpen erstarren, der ihn würgen ließ. »Was geht hier vor?«

»Das Ende aller Dinge«, sagte Khieu, und er begann sich zu bewegen. Das Licht vom Flur zeichnete seine Umrisse wie ein Glorienschein nach, der Khieus unglaubliche innere Kräfte sichtbar zu machen schien. »Du siehst erstaunt aus, Vater. Ich verstehe nicht, warum. Ich bin das, was du aus mir gemacht hast. Nur das, was du aus mir gemacht hast.« Seine Augen loderten, als ob in ihnen schwarze Flammen züngelten. »Alles das, was du hier siehst, hast du zustande gebracht ...« Seine Arme öffneten sich wie die Schwingen eines Greifvogels. »Der Tod deines Sohnes ... Er erwartete mich an deiner Stelle, verstehst du. Ich hatte ihm gesagt, daß ich sterben wolle.«

»Was sagst *du da*?«

»Oh, ich sehe den Schmerz in deinem Gesicht, Vater.« Er bewegte sich, ohne einen Ruhepunkt zu finden. »Jetzt ist es ein wirklicher Schmerz. So wirklich wie der, den ich Tag für Tag in mir fühle. Eigentlich hättest du sterben sollen für das, was du mir angetan hast... und Samnang. Du hast ihn verraten, Vater, dann bist du im Schutz der Stahlschwingen gekommen, um

mich zu retten, um mich herauszubringen und mir ein neues Leben zu schenken. Du hast Sams Mörder getötet, aber vorher hast du ihn getötet. Eliott hat mir alles erzählt. Er ...«

»Lügen«, schrie Macomber. »Ich weiß nicht, wo er das her hat. Aber es sind alles Lügen. Eliott hat mich gehaßt. Er ...«

»Aus diesen Blättern hat er die Lügen«, sagte Khieu und hielt ihm drohend die Tagebuchaufzeichnungen entgegen. Macomber taumelte stumm zurück.

»Wo?« flüsterte er. »Wie?«

»Die Zeit, in der du fordern und fragen konntest, ist zerronnen, Vater. Ebenso wie deine Macht. Sie verschwindet mehr und mehr mit jedem Atemzug von dir, mit jedem Schlag deines Herzens.« Khieu tauchte in das Licht auf dem Flur ein, seine schwarze Silhouette löste sich auf, als ob er nie existiert hätte.

»Warte!« schrie Macomber erschrocken. »Geh nicht fort!« Denn er wußte, wie schon vor Jahren, als er Khieu zum erstenmal gesehen und seine unglaublichen Fähigkeiten entdeckt hatte, daß nichts Wirklichkeit werden könnte ohne ihn, nicht der *Angka*, nicht der Traum von der höchsten Macht, nicht das Leben, das er für sich selbst gewählt hatte.

Und er hatte dieses gewählt. *Karma*.

Ich muß ihn suchen, dachte er, und versuchte, sich zu beruhigen.

Bald.



Tracy war schon auf der Treppe zum zweiten Stock, als plötzlich alles Licht verschwand und er das merkwürdige Gefühl hatte, wieder zurückzusinken, obwohl er noch weiter hinauf wollte.

Er stemmte sich vor, aber dennoch schleuderte ihn die Schulter, die gegen seine Brust prallte, zur Seite und an die Wand.

Der Schatten vor ihm wich zum Geländer aus und versuchte, an ihm vorbeizukommen. Doch Tracy verlagerte sein Gewicht, machte einen Schritt auf die Stufen zu und versperrte dem anderen den Weg.

Das trübe Licht machte es unmöglich, Einzelheiten zu erkennen. Tracy sah eine Bewegung direkt vor sich, er konnte jedoch ihre Bedeutung nicht erraten, bis es fast zu spät war. Das kurze Aufblitzen von Metall warnte ihn in letzter Sekunde, und er ließ sich in die Knie sinken, machte sich klein und drückte seine Fußsohlen fest gegen die Stufe, um die Anspannung in seinen Schenkeln zu vergrößern.

Jetzt erkannte er, daß der andere ein kurzes Metallrohr in der rechten Hand hatte, das sich wie ein Teleskop verlängerte, als der Fremde sein Handgelenk kurz herunterpeitschen ließ. Tracy hatte von dieser Waffe zwar schon gehört, sie aber noch nie zu Gesicht bekommen. Sie kam aus Japan und war die Lieblingswaffe der Yakuza, der modernen Unterweltsyndikate des Inselstaates.

Tracy riß seinen linken Arm hoch und drehte seine Handkante dem Metallzylinder entgegen. Seine rechte Hand lauerte zur Faust geballt an seiner Brust, die Gelenkknochen der ersten beiden Finger waren leicht vorgeschoben.

Mit einem leisen Pfeifen kam die Stahlrute herangeflogen, und Tracy wußte sofort, daß dies die Waffe sein mußte, mit der Moira erschlagen worden war.

Der Schlag traf Tracy knapp unterhalb des linken Handgelenks. Sein Körper war darauf vorbereitet, dennoch zuckte er unter dem brennenden Schmerz zusammen. So schnell die Rute auf ihn niedergefallen war, so rasch wurde sie auch wieder hochgerissen. Er wußte, daß er diesem Teufelsinstrument nicht lange standhalten könnte.

Und wieder fuhr der Stahl pfeifend auf ihn nieder.

Doch dieses Mal blieb Tracy mehr Zeit. Er warf sich nach rechts, und der Schlag verfehlte ihn um Haaresbreite. Sein linker Arm schoß hervor, und seine Hand umklammerte die Rute kurz oberhalb ihres Griffs. Er spannte die Muskeln, und der andere reagierte in der Annahme, daß Tracy versuchen würde, ihm die Waffe zu entreißen.

Statt dessen schlug Tracy mit der rechten Faust zu. Sie traf seinen Gegner direkt über dem Herz.

Khieu stöhnte auf, taumelte und verlor für einen Augenblick die Balance. Erst jetzt zog Tracys linke

Hand ruckartig an der Stahlrute, so daß sie dem anderen aus der Hand gerissen wurde. Sie hing seinem Gegner jetzt an einer Lederschlaufe vom Handgelenk herab. Wieder schlug Tracy mit der rechten Faust zu, wieder taumelte Khieu, und im nächsten Moment hatte Tracy ihm die Schlagwaffe vom Handgelenk gezogen.

Jetzt waren sie beide unbewaffnet. Khieu erholte sich überraschend schnell von den Fausttreffern und ließ eine Serie von Handkantenschlägen auf Tracy niederregnen. Sie kamen so schnell, daß Tracy alle Mühe hatte, seine Deckung zu halten.

Deshalb merkte er auch nicht, wie der andere nach seinem rechten Ellbogen faßte — dann war es zu spät. Der Druck kam völlig unerwartet, er wurde von den Füßen gehoben, fiel hintenüber und prallte dabei schmerzhaft mit der rechten Schulter gegen das Holzgeländer. Khieu war sofort bei ihm und rammte ihm sein rechtes Knie in den Bauch, so daß Tracy alle Luft aus den Lungen gepreßt wurde und er sich nur noch an die Schultern seines Gegners klammern konnte. Sie rangen miteinander, bis Khieu zwei Handkantenschläge auf Tracys Brust landen konnte.

Khieu nutzte den Moment, um einen *Yori* anzuwenden, den Tracy nicht kannte.

Der *Yori* gehörte zu den Griffen, die dem Sumo entlehnt waren, und er war ungemein schwer zu beherrschen. Tracy hatte diese Kampftechnik einmal in Japan kennengelernt, aber doch nur ihre grundlegenden

Manöver. Zum *Yori* gehörten eine Gruppe von Klammergriffen, die ursprünglich einmal nur dazu erdacht worden waren, den Kampfgegner aus dem Kreis des Sumo herausdrücken zu können. Aber über die Jahre waren sie von anderen so abgewandelt worden, daß sie inzwischen auch eingesetzt werden konnten, um den Gegner kampfunfähig zu machen. Sie verlangten jedoch so unglaubliche Kraft und Energie, so daß nur wenige sie wirklich anwenden konnten.

Jetzt, so nahe vor Khieus Gesicht, sah Tracy in die geheimnisvoll dunklen Augen seines Gegners, und er entdeckte in ihnen das Flackern des Wahnsinns. Mehr als alles andere ließ ihn das erschrecken, und er fühlte, wie ihm der Schweiß entlang seiner Scheitellinie ausbrach. Im Wahnsinn konnte der Mensch ungeahnte Kräfte und Zähigkeit besitzen, und sein Denken war nicht mehr vorauszuberechnen.

Khieus *Yori* wurde fester, und Tracy fühlte den Schmerz in sich wachsen. Langsam preßte sein Gegner alle Luft aus seinen Lungen, und dabei wurde die Klammer seines Griffs immer enger, so daß Tracy immer weniger Luft einatmen konnte.

Er fühlte Khieus unvorstellbare Kraft, und er fragte sich, wieviel ein Mensch überhaupt besitzen konnte. Verschwommen nahm er dann plötzlich Geräusche vom Parterre her wahr. Er wußte nicht, was sie zu bedeuten hatten, aber Khieus Aufmerksamkeit war für einen Moment abgelenkt.

Tracy nutzte diesen Moment, entspannte sich in dem Griff des anderen, um den Millimeter Raum zu gewinnen, den er brauchte. Er ließ sich fallen, und die plötzliche Bewegung befreite seinen rechten Arm aus der Umklammerung von Khieus *Yori*. In einem flachen Bogen flog der Arm nach oben, die Hand wie die Klinge eines Schwertes flachgestreckt. Und in der nächsten Sekunde wurde Khieu zurückgeworfen.

Tracy hörte die Geräusche von unten her lauter werden. Das schnelle regelmäßige Hämmern verriet ihm, daß Thwaite mit seinen Leuten dabei sein mußte, die Eingangstür des Hauses zu stürmen. Er machte eine schnelle Angriffsbewegung nach vorn; denn er wollte diesen Kampf beenden, weil er seine Kraft schwinden fühlte.

Aber auch Khieu hatte die Geräusche gehört und ihre Bedeutung erkannt. Und als Tracy auf ihn zuflog, riß er im letzten Moment seinen Fuß hoch, und seine Schuhspitze traf Tracy am Kinn.

Tracy stürzte hintenüber und fiel ein Drittel der Treppe hinunter. Instinktiv hatte er die Augen zugepreßt, so daß er für Sekunden nicht sehen konnte, was um ihn herum geschah.

Er taumelte wieder hoch und stützte sich auf das Holzgeländer. Khieu war verschwunden.

Thwaite und seine Männer mußten die Eingangstür jeden Moment aufgebrochen haben. Tracy entschloß sich deshalb, hinauf in den zweiten Stock zu gehen. Er

bog rechts in den Flur, in die Richtung des scharfen Schießpulvergeruchs.

Das Licht in dem Raum am Ende des Ganges war eingeschaltet, so daß Tracy keine Mühe hatte, den Mann in dem Zimmer zu erkennen. Es war Macomber, der einen jungen Mann in den Armen hielt.

»Wer ist da?«

Seine Stimme war heiser und gebrochen, als ob er für Stunden gegen einen heftigen Sturm angeschrien hätte. »Bist du das, Khieu? Du hast meinen Sohn auf dem Gewissen! *Bastard!*«

»Hier ist Tracy Richter. Khieu ist verschwunden.«

Einen Augenblick lang sagte Macomber nichts, dann drehte er sich zur Tür und starrte Tracy an. Seinen Sohn ließ er vorsichtig aus seinen Armen gleiten. »Was, zum Teufel, wollen Sie hier? Das ist mein Haus! Wie können Sie es wagen ...«

»Die Polizei ist unten«, antwortete Tracy. »In Ihrem Keller liegt eine mißhandelte Tote — und jetzt sehe ich eine zweite Leiche. Das ist wohl Grund genug.«

»Scheißkerl!« Macomber stieß das Wort haßerfüllt hervor. »Khieu hätte dich töten sollen. Du bist in meinen *Angka* eingedrungen.«

»In was?«

»Die Organisation. *Meine* Organisation.«

Jetzt verstand Tracy. »Die Sie mit dem Geld von der Operation Sultan aufgebaut haben.«

»Was weißt denn du über ›Sultan‹, du Hurensohn? Du warst doch nicht mehr in Ban Me Thuot. Du warst verschwunden.«

»›Sultan‹ war meine Operation, Macomber. Ich habe den Kontrolleinsatz geleitet ...«

»Lügner!«

»... bei ›Sultan‹.«

»Sie sind ein gottverdammter Lügner, Richter!« Macombers Gesicht war rot angelaufen. Eine pulsierende Ader war auf seiner Stirn hervorgetreten. »Sie waren zu der Zeit längst verschwunden. Gott weiß, wohin. Sie haben das ständige Abschlachten nicht ertragen können. Ich wußte das. *Jeder* wußte das.«

»Weil jeder es glauben sollte«, sagte Tracy leise. »Ich bin damals zur Stiftung gegangen, was Sie nicht konnten. Ich habe die ›Operation Sultan entwickelt. Es war meine Idee, die Sie in ihr Gegenteil verkehrt haben.«

Macomber war außer sich vor Wut. Die Zeit schien zurückzuweichen, die Jahre, die seither vergangen waren, verschmolzen zu einem Nichts. »Erst hast du Tisah umgebracht, und jetzt erzählst du mir dies.« Er hatte sich aufgerichtet und bewegte sich nach links. »Du bist wirklich ein Hurensohn! Ich verstehe nicht, warum Khieu dich nicht getötet hat, aber das ist jetzt auch egal.« Er ging weiter nach links, auf die Zimmerecke seitlich der Tür zu. »Ich bin froh, daß du noch am Leben bist, Richter.« Wieder zwei Schritte, ein dritter. »Und weißt du, warum?«

Tracy sprang ihn an, als Macomber sich nach dem weggeschleuderten Messer bückte. Er traf ihn, als sich seine Hand um den Griff des Messers legte. Macomber war schnell. Tracy hatte vergessen, wie schnell. Das Messer blitzte auf wie Silber, als Macomber es nach oben stieß, auf Tracys Gesicht zu. Tracy fühlte einen heißen Schlag, aber keinen Schmerz. Dann lief ihm etwas feucht die Wange hinunter. Seine rechte Hand schoß hoch und traf Macombers linkes Handgelenk, und er spürte den Druck, mit dem Macomber das Messer ein zweites Mal gegen ihn einsetzen wollte.

Tracy ging mit einem Schlag der linken Hand in den Gegner hinein. Im nächsten Augenblick merkte er, daß sich die Hebelkraft gegen ihn zu wenden begann. Er wich zurück und ließ sich auf das linke Knie fallen, als ihn Macomber mit einem wilden *Kansetsu-waza* attackierte, um Tracys Schulter zu lähmen.

Tracy konterte mit seiner stärksten Waffe, mit einem *Ate-waza*, den er mit all seiner Kraft auf Macombers Bizeps hämmerte und damit alle Spannung aus dem Muskel schlug.

Macomber brach seinen Angriff sofort ab und versuchte wieder, das Messer einzusetzen. In geduckter Haltung tänzelte er um Tracy herum, schlug eine Finte, eine zweite, dann aber begann er seine Attacke, und die Hand mit dem Messer schoß direkt auf Tracys Magen zu.



Auf diesem engen Raum blieb Tracy keine Zeit mehr, um einen Ausfallschritt zu machen oder um auch nur den Körper aus der Stoßrichtung seines Gegners zu drehen. Also zwang er sich, nicht weiter auf die herannahende Klinge zu achten, sondern sich ganz auf das zu konzentrieren, was ihm jetzt nur noch zu tun blieb. Und statt ihm auszuweichen, ging er in den Angriff des Gegners hinein, sein linker Arm stieß hervor, die Hand wie eine Klinge in Macombers Augenhöhe.

Macomber reagierte sofort. Er nahm den eigenen Angriffsschwung zurück und riß die Hand mit dem Messer hoch, um Tracys gefährlichen Schlag abzuwehren.

Aber Tracy hatte mit dieser Reaktion gerechnet: während seine Linke Macombers Hand mit dem Messer blockierte, ging er ganz in den Gegner hinein.

Damit war die Gefahr, die von dem Messer ausging, erst einmal neutralisiert, Tracy und Macomber kämpften Körper an Körper. Schläge und Konterattacken wechselten in so schneller Folge, daß die beiden in einem verschwimmenden Bild zu verschmelzen schienen, zu einem einzigen Wesen, das zwischen den Wänden des Zimmers gefangen zu sein schien und für das die Grenzen der Zeit aufgehört hatten zu existieren. Sie kämpften in ihrer eigenen kleinen Welt, deren Regeln und Gesetze nur sie kannten und der jeder Eindringling sofort zum Opfer gefallen wäre.

Tracy versuchte, einen *Osae-waza* anzubringen, einen Griff, der seinen Gegner bewegungsunfähig gemacht hätte, um sich selbst eine Atempause zu verschaffen. Aber Macomber erstickte den Angriff schon im Ansatz und brachte selbst drei schwere Schläge auf Tracys rechte Schulter nieder, so daß der Arm kraftlos seinen Halt verlor.

Macomber erkannte Tracys Schwäche sofort und setzte einen *Shime-waza* an: seine Arme umfaßten Tracys Oberkörper, während sein rechtes Knie Tracys herumschleuderte. Einen Unterarm preßte Macomber gegen Tracys Kehle, dann verhakten sich seine Hände miteinander, der Messergriff zwischen ihnen, und er begann, Tracy die Luft abzuschnüren.

Der *Shime-waza* gehörte zu den wirkungsvollsten Fesselgriffen, und Jinsoku hatte ihn Tracy erst kurz vor Beendigung seiner Ausbildung gelehrt, weil er so schwierig in der Ausführung war und weil es kaum eine Abwehr gegen ihn gab.

Macomers Muskeln spannten sich, und er stöhnte vor Anstrengung auf, als er Tracy sein Knie kurz über dem Hüftwirbel in den Rücken stieß. Er legte sich mit seinem ganzen Gewicht in den Griff, um die Hebelkraft noch zu erhöhen. Es war die letzte Phase des *Shime-waza*, und Tracy wußte, daß er den Griff bald aufbrechen mußte, oder er würde Macomers Fessel erliegen. Er konnte kaum noch klar denken, und er war blaß geworden, weil die Blutzufuhr zum Kopf schon

eingengt war. Auch hatte er bereits das Gefühl in den Füßen verloren, was ihm nur noch deutlicher zeigte, wie gefährlich seine Situation geworden war.

Tracy entschloß sich, den *Senjó* anzuwenden. *Dies ist kein Manöver, das du einfach auf gut Glück einsetzen solltest*, hatte Jinsoku zu ihm gesagt. *Ich will es dich lehren, weil ich möchte, daß du überlebst. Ohne Zweifel kannst du das auch mit dem, was ich dir bereits beigebracht habe. Aber es kann einmal der Moment kommen, wo dir keine Wahl mehr bleibt und der Tod dir schon ins Gesicht starrt. Du wirst wissen, wann dieser Moment gekommen ist, und dann wirst du den Senjó anwenden.*

Er brauchte den Boden und eine Wand. Er hatte beides. Er warf sich nach links und brachte dabei seine linke Hüfte nach unten. Er knickte das Knie so weit ein, daß Macomber sein Rückgrat lang strecken und mit den Füßen vom Boden hochkommen mußte, wenn er den *Shime-waza* nicht öffnen wollte.

Tracy stieß sich vom Boden hoch und hoffte, daß der Druck reichen würde. Jetzt kam die Wand ins Spiel, er benutzte sie als Rammbock, der um so wirkungsvoller sein würde, je größer die Geschwindigkeit war, mit der er Macomers Hüfte gegen die Wand schlug.

Der Winkel mußte stimmen. Dann schleuderte Tracy seinen Gegner voller Wucht gegen die Mauer.

Aus Macomers Unterleib entwich alle Kraft, aber immer noch hielt er Tracys Kehle in einem

strangulierenden Griff, ein Todesgriff, den er scheinbar nicht mehr lösen konnte. Er schnappte nach Luft und keuchte vor Schmerzen, Tränen liefen über sein Gesicht, sein Haar war schweißnaß und verklebt.

Tracy hob seinen rechten Fuß und schlug ihn auf Macombers linken nieder, gleichzeitig riß er den Oberkörper hoch und drehte ihn nach rechts.

Macomber konnte die Qualen nicht länger ertragen. Er fühlte alle Kraft aus seinen Armen und aus seiner Brust herauslaufen. Schmerz sammelte sich in seiner Hüfte, der ihn wie ein mächtiges Gewicht zur Seite zu reißen schien.

Tracy drehte sich noch weiter in Macomber hinein. Dann stieß sein Knie in einer schnellen Bewegung in Macombers Unterleib. Es war der Abschluß des *Senjō*, und sein verheerendster Teil, denn der Schlag jagte die inneren Organe durch die Knochentrümmer.

Tracy stand schwer atmend im Zimmer, nachdem Macombers schwerer Körper vor seinen Füßen liegengeblieben war. Macombers Augen waren weit aufgerissen und starteten zur Decke empor.

Tracy hörte schwere Schritte draußen auf den Stufen, laute Stimmen, Befehle, aber er war zu erschöpft, um auch nur einen Schritt zu tun. Er hörte, wie sein Name gerufen wurde. Thwaites Stimme.

Als Tracy aus dem Haus trat und sich zum südlichen Teil des Gramercy Parks wandte, sah er als erstes

Lauren. Sie stand zwischen zwei behelmten Polizisten. Ihrer Haltung war die innere Anspannung anzusehen, und ihr Gesicht sah im Licht der Straßenlaterne blaß aus.

Lauren entdeckte ihn und lief, ohne sich um die Polizisten zu kümmern, über die Straße auf ihn zu. Er fühlte ihren Körper, ihre Arme und war dankbar für ihre Wärme. Seine Schmerzen schienen sich aufzulösen, als ob ihre Berührung sie fortgezaubert hatte.

»Gott sei Dank«, flüsterte sie. »Gott sei Dank.« Ihre Fingerspitzen fuhren sanft über die Schnittwunde auf seiner Wange. Ihre hellen Augen suchten sein Gesicht, nach einem Hinweis auf das, was geschehen war. »Ist es schlimm gewesen dort drin?«

Er nickte. »Ja.« Er hielt sie fest in den Armen, er mußte ihren Körper fühlen, als brauchte er eine Versicherung, daß sie wirklich da war.

»Komm«, sagte sie leise. Er konnte sie kaum hören. Sirenen hallten die Straße hinunter, und die Presseleute waren in heller Aufregung. Als sie die Straße überquerten, ging Thwaite in entgegengesetzter Richtung an ihnen vorbei, umlagert von Journalisten.

Sie setzten sich auf den niedrigen Mauervorsprung, in den das Eisengitter, das den Park einzäunte, eingelassen war. Hinter ihnen standen die nachtschwarzen Bäume, deren ausladende Kronen leise im Nachtwind rauschten. Das Grün war so dicht, daß weder von Macomers Haus noch von den vielen Neugierigen, die sich jetzt dort sammelten, etwas zu sehen war.

»Macomber ist tot«, sagte er schließlich. Seine Stimme kam wie das Rauschen der Blätter über ihren Köpfen. »Ich mußte ihn töten. Mir blieb keine Wahl.«

Lauren schwieg. Sie weinte leise in sich hinein. Das Auf und Ab ihrer Gefühle durchlief ihren Körper wie in Schockwellen. »Und was ist mit Khieu?« fragte sie endlich.

»Er ist weg«, antwortete Tracy heiser. »Verschwunden.«

Dann stand plötzlich Ivory White vor ihnen. »Tut mir leid, daß ich stören muß«, sagte er, »aber mein Chef möchte Sie jetzt lieber in seiner Nähe haben.« Er warf einen Blick über ihre Schultern auf das Haus zu. »Die Presseleute werden immer unruhiger, und Thwaite möchte Sie deshalb lieber hier wegbringen.«

Sie standen auf, und White führte sie zu Thwaites Wagen.

Die Straße weiter hinunter auf der linken Seite entdeckten sie Thwaite. Bündel von Mikrofonen wurden ihm von eifrigen Händen entgegengehalten, Filmkameras wurden immer wieder neu ausgerichtet, um sein Gesicht noch besser ins Bild zu bekommen, ohne Macomers Haus im Hintergrund daraus zu verlieren.

»... in einer Stunde«, hörte sie ihn sagen. »Das ist alles, was ich für Sie tun kann.«

»Aber was hat Mr. Richter mit der Sache zu tun?« Die Frage hing wie eine Wolke über dem Pulk von Reportern und Journalisten.

»Auch das werden Sie auf der Pressekonferenz erfahren«, sagte Thwaite. »Sie müssen noch etwas Geduld haben ...«

Er löste sich aus dem Gedränge, begleitet von einem Chor aus:

»Aber ...!«

»Warten Sie noch einen Augenblick ...!«

»Können Sie uns nicht sagen ...?«

»Was ist mit ...?«

»Laßt uns hier verschwinden«, sagte er, als er sie erreicht hatte. Geschickt lenkte White den Wagen durch das Gewirr von Kranken- und Einsatzfahrzeugen der Polizei. An jeder Abzweigung von der Third Avenue standen Polizisten und versuchten, den Verkehr am Fließen zu halten.

»Ich dachte, es sollte ein kleiner Einsatz werden«, sagte Tracy.

Thwaite warf einen Blick in den Rückspiegel und grinste ihn an. »Wenn ich dir alles vorher verraten würde, kann ich am Ende überhaupt nichts mehr für mein Image tun.« Ihre Sirene bahnte ihnen einen Weg durch den dichten Verkehr. »Das war ja ein schönes Durcheinander in dem Haus. Hast du herausbekommen, was da vorgefallen ist?«

Tracy lehnte seinen Kopf gegen die obere Kante des Rücksitzes und starrte an den Wagenhimmel. »Der Obduktionsarzt wird uns sagen müssen, wer die Frau im Keller war und was mit ihr passiert ist«, sagte er. »Was

oben im Haus geschehen ist, kann ich dir sagen. Der junge Mann war Macombers Sohn, den Khieu irgendwie dazu gebracht hat, auf seinen Vater zu schießen. Macomber hat instinktiv reagiert — es muß so gewesen sein, ich weiß, wie er ausgebildet worden ist — und seinen eigenen Sohn getötet.«

Thwaite stieß geräuschvoll die Luft aus. »Himmel noch mal, welchen Grund kann Khieu dafür gehabt haben? Ich meine, wie konnte er so etwas überhaupt tun?«

»Rache ist der einzige Grund, den ich mir denken kann«, antwortete Tracy.

»Das verstehe ich nicht.«

»Das glaube ich dir. Es gibt auch nichts Vergleichbares im westlichen Denken, aber ich bin mir sicher, daß es so gewesen ist. Für jemanden wie Khieu ist die Ehre ein höheres Gut als das Leben.« Oder Kim, ergänzte er in Gedanken.

Sie hielten vor dem Polizeihauptquartier am One Police Plaza. Die Stadt um sie herum schien in der Dunkelheit versunken zu sein.

»Das mag ja auch alles in Kambodscha gelten«, erwiderte Thwaite, »aber doch nicht *hier*. Und er hat doch hier seine Opfer auf bestialische Weise umgebracht. Das kann doch nicht dasselbe sein?«

»Und ob«, widersprach Tracy. »Wenn man ihm einen überzeugenden Grund geben konnte, daß er auch hier töten mußte.«



Thwaite schwieg eine Zeitlang. Er hatte sich auf seinem Sitz herumgedreht und starrte Tracy an. »Und das hat Macomber gekonnt.«

»Bei jedem Menschen — und besonders beim Menschen — brauchst du nur die richtige Stelle zu finden, auf die du drücken mußt, um jede gewünschte Antwort zu bekommen. Wenn du etwas findest, was den anderen tief genug trifft ...«

Thwaite fuhr sich erschöpft mit der Hand übers Gesicht. »Und was soll ich jetzt denen da drin erzählen? Wir wissen doch nicht, wie wir ihn finden sollen.«

»Doch, das wissen wir.«

Laurens Kopf fuhr herum, als sie Tracys Antwort hörte. Sie kannte diesen Ton seiner Stimme. In dem Halbdunkel des Wageninnern sah sie seine Augen wie zwei Lampen glühen. Sie spürte, wie ihr Magen hart wurde und sich verkrampfte, und ein Zittern lief durch ihre Schenkel.

»Nein.« Ihre Stimme war nur noch ein rauhes Flüstern. »Nein, bitte.«

Tracy legte seine Hand auf die ihre und drückte sie fest. Lauren öffnete den Mund, aber sie brachte kein Wort mehr hervor. Was würden sie denn auch nützen? Er hatte sich doch längst für diesen Weg entschieden. Sie preßte ihre Augen zu, um ihre Tränen zurückzuhalten. Zerstörung. Das war es, was sich vor ihr bis ins Unendliche erstreckte. Tod und Zerstörung.

»Ich kann nicht mehr«, sagte sie. Sie hatte ihre Stimme wiedergefunden. Ihr Kopf peitschte vor und zurück. »Bitte frag mich nicht. Ich kann nicht daneben sitzen und ...« Sie sprach den Satz nicht zu Ende. Thwaite und White starrten sie an. Sie verstanden nichts, und sie kümmerten sich um nichts. Was machte es ihnen aus, wenn Tracy starb? Schließlich war sie es, die Tracy liebte.

Sie wandte sich ab, ihre Hand suchte nach dem Türgriff. Sie riß zweimal an ihm und mußte mit der Schulter erst heftig gegen die Tür stoßen, bevor sie aufsprang.

»Lauren!« rief Tracy.

»Nein!« schrie sie. »Ich halte es nicht mehr aus!« Und mit winkenden Armen lief sie auf ein Taxi zu.

»... und bei der entstellten Frauenleiche, die im Keller des Macomberschen Anwesens gefunden wurde, handelte es sich um Joy Trower Macomber, die Ehefrau des getöteten Hausbesitzers und jüngere Schwester von Senator Vance Trower aus Texas.«

Mit wachsendem Schrecken lauschte Atherton Gottschalk der selbstsicheren Stimme von Detective Sergeant Douglas Thwaite. Alles kam heraus. Joy tot, Macomber tot, und wie lange würde es noch dauern, bis Kathleens Leiche gefunden war?

Er wandte sich von dem Fernsehgerät ab und ging unruhig auf dem schweren Teppich seiner New Yorker

Hotelsuite auf und ab. Gestern bereits war er aus dem Krankenhaus entlassen worden, aber er hatte beschlossen, noch ein paar Tage in New York zu bleiben. Denn noch rissen sich die Medien um ein Interview mit ihm.

Mit abwesendem Blick starrte Gottschalk durch das Fenster hinunter auf Manhattans West Side; ein Ausblick, den man sich hier teuer bezahlen ließ. Aber was nützte das jetzt alles noch? Es konnte nur noch eine Frage der Zeit sein, bis die Polizei bei der Verfolgung der Spuren auch auf ihn stoßen würde. Er wußte ziemlich genau, wie diese Untersuchungen abliefen. Und die Polizei wäre nie in das Haus von Macomber eingedrungen, wenn sie nicht schon genug Beweismaterial in den Händen gehabt hätte.

Der *Angka* war tot, und damit auch er. Macombers Tod zählte nichts, das würde ihn auch nicht retten können. Es gab zu viele Querverbindungen, und bei einer Untersuchung dieser Größenordnung müßte sich die Polizei schon mehr als dumm anstellen, wollte sie seine Verwicklung in den Fall übersehen.

Er wandte sich vom Fenster ab und durchquerte den Raum, dabei zog er sich den Gürtel seines seidenen Bademantels fester um den flachen Bauch. Vor der Badezimmertür blieb er stehen und klopfte taktvoll.

Er hörte die gedämpfte Stimme seiner Frau. Er drehte den Türknauf und drückte die Tür auf. Es war

warm im Bad, und von der Wanne stiegen feuchte Schleier auf.

Roberta lag mit hochgestecktem Haar im Wasser. Nur ihr Kopf und ihre Knie waren zu sehen.

»Hallo, mein Liebes«, sagte er. »Ich bin nur gekommen, um dir das zu sagen.« Er war stehengeblieben und sah auf sie hinunter. Sie hatte den Kopf schräg gelegt und lächelte ihn an.

»Das ist lieb von dir, Schatz.« Ihre Hände tauchten aus dem Wasser auf. »Ich bin in ein paar Minuten fertig.«

»Du brauchst dich nicht zu beeilen«, sagte Gottschalk. »Wir haben noch genug Zeit.«

Er verließ den engen, feuchtheißen Raum wieder und schloß die Tür hinter sich. Dann ging er zurück zum Fenster und öffnete es. Es glitt ohne Widerstand auf. Es war doch klug, sich eine Suite in einem der alten, eleganten Hotels zu nehmen, ging es ihm durch den Kopf, da lassen sich die Fenster wenigstens noch öffnen. Es war ein langer Weg nach unten, aber darüber dachte er nicht nach. Er spürte den leichten Wind auf der weichen Haut in seinem Nacken, und er sah den Glanz der Lichter, weit entfernt wie auf dem Meer, und die dichtstehenden Baumkronen des Parkes, schwarz und ernst.

Nur daran dachte er, als er auf die Fensterbank stieg und mit einem weiten Schritt ins Freie sprang.

Tracy fuhr aus dem Lincoln-Tunnel heraus und lenkte seinen Audi auf die äußere linke Fahrspur, dann beschleunigte er. Er mußte wieder an Thwaites Gesicht denken, als er es ihm gesagt hatte.

»Die einzige Möglichkeit, Khieu zu finden, hast du durch mich«, hatte er gesagt. »Macomber hat mir gesagt, daß er Khieu den Auftrag erteilt hat, mich umzubringen. Im Haus ist es ihm nicht gelungen. Aber er wird es wieder versuchen — da bin ich mir sicher.«

Thwaite hatte eine Zeitlang darüber nachgedacht. »Deshalb ist sie gegangen«, sagte er schließlich gedankenverloren. Er meinte Lauren.

»Ja«, sagte Tracy, »deshalb.«

Einen Moment lang war Thwaites Gesicht grell ausgeleuchtet, als ein Wagen von hinten auf sie zukam und sein Scheinwerferlicht durch die Rückscheibe ins Wageninnere fiel.

»Du weißt«, sagte er so freundlich wie nur möglich, »daß ich dich das nicht tun lassen werde.«

Tracy achtete nicht auf das, was Thwaite gesagt hatte. Er hielt die Augen noch immer geschlossen. In seinem Kopf jagten sich die Gedanken, und die waren längst über Thwaites Einwand hinaus.

Plötzlich beugte sich Tracy vor. Der entschlossene Blick in seinen Augen ließ Thwaite kurz zusammenschrecken. »Was ich genau weiß«, sagte er mit tiefer Stimme, »ist, daß ich der einzige bin, der vielleicht mit ihm fertig werden kann. Mein Gott noch

mal, Thwaite, der Mann ist eine wandernde Mordmaschine! Welchen Beweis dafür brauchst du denn noch? Glaubst du im Ernst, daß du eine Chance hast, ihn mit einer Fahndung zu finden?« Er hatte sein Gesicht nahe an das von Thwaite herangebracht. »Er hat sein ganzes Leben damit zugebracht zu töten und nicht dabei erwischt zu werden. Dagegen kommst du nicht an.«

»Ich nehme an, das soll heißen, du schon.«

»Herr im Himmel, wir haben doch jetzt keine Zeit für verletzte Eitelkeiten. Wir wissen, daß er hinter mir her ist ...«

»Aber in der Stadt können wir nie genug Männer in deiner Nähe postieren, um deine Sicherheit auch nur einigermaßen zu garantieren. Ich kann das nicht erlauben, die Gefahr ist viel zu groß. An die unschuldigen Passanten will ich dabei gar nicht denken.«

Tracy nickte. »Jetzt verstehst du mich.« Er ließ sich wieder in seinen Sitz zurückfallen. »Deshalb werde ich hinausfahren in mein Haus in Bucks County. Da kenne ich jeden Zentimeter und kann alles genau im Auge behalten.« Er wartete einen Herzschlag lang. »Und das Haus steht auch einsam genug, daß ihr, du und deine Leute, eigentlich keine Probleme haben dürftet.«

Tracy war in Bucks County. Er bog links in die River Road ein, und sofort schrumpften die vier Fahrspuren auf zwei. Er hörte die Zikaden ihr Sommerlied singen und mußte an den Tag mit Lauren am Strand denken.

Bald würde der Winter kommen, und er wollte ihn nicht ohne sie erleben.

Er ließ den Wagen ausrollen, stieg aus und ging die wenigen Stufen hinauf. Er öffnete die Eingangstür zu seinem Haus. Es war sechs Minuten nach vier.

Er ging in die Küche und öffnete den Kühlschrank; doch das einzige, was er fand, waren ein halbleeres Glas Mayonnaise, eine Dose Ölsardinen, die schon aufgerollt war, und ein frisches Glas Erdnußbutter, über das er sich mit Appetit hermachte.

Dann ging er hinüber ins Wohnzimmer und setzte sich in seinen Lieblingssessel. Müde ließ er den Kopf zurücksinken. Wolken verdunkelten die untergehende Sonne. Zum Ende hin wurde der Tag trübe, das Licht fahl wie Blei. Novemberlicht. Er schloß die Augen und lauschte auf die Geräusche des Hauses. Er sank wieder ins Leben ein, so daß er jede Veränderung, und wäre sie auch noch so gering, sofort merken würde. Er wollte den Augenblick nicht versäumen, wenn Khieu erschien.

Er mußte eingenickt sein. Als er die Augen wieder aufschlug, war es dunkel. Der Abend war gekommen. Er saß still in seinem Sessel. Seine Finger umklammerten die Armlehnen unnatürlich fest.

Etwas hatte sich im Haus verändert — doch er konnte nicht sagen, was. Ein Ast wischte mit seinen Zweigen über eine Hauswand. Das war ein vertrautes Geräusch, es beunruhigte ihn nicht.

Aber das, was er nicht hörte, ließ ihn unruhig werden. Die Grillen hatten aufgehört zu singen, das Haus schien den Atem anzuhalten. Er hatte das sichere Gefühl, nicht mehr allein zu sein. Er stand von seinem Sessel auf und ging leise zum Kamin hinüber. Der Buddha stand unberührt an seinem Platz.

Schatten füllten den Raum, als würden sie aus einer anderen Dimension in das Zimmer fallen. Vertraute Formen schienen verzerrt, bucklig und fremd geworden zu sein. Streifen von wäßrigem Licht fielen schräg auf den polierten Holzboden zwischen den Teppichen. Der hintere Teil des Zimmers war in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Er hörte nichts.

Schatten lösten sich auf und formten sich im nächsten Moment neu. Schwarz verwandelte sich in Grau und zurück in Schwarz. Die Lichtstreifen über dem Holzboden zitterten, als sähe er sie aus einem tiefen Wasser heraus.

Khieu stand dort, gefleckt und getarnt wie ein Tiger. Dann bewegte er sich, und das Licht ließ eines seiner Augen aufblitzen. Die Dunkelheit lag ihm wie ein Mantel um die Schultern. Er nutzte sie klug, wie Murano es ihn gelehrt hatte.

»Ich habe Macomber gut gekannt — in der alten Zeit«, sagte Tracy leise. »Ich habe gewußt, daß du kommen würdest.«



»Ich habe kein Verlangen, dich zu töten«, sagte Khieu, »aber ich bin ein *Chet Khmau*. Ich habe keine Wahl.«

Echos hallten im Zimmer wider, die Tracy sich nicht erklären konnte.

»Warum?« Er wußte die Antwort, aber das konnte ihn nicht davon abhalten, wenigstens den Versuch zu machen. »Du bist doch nichts anderes gewesen als Macombers Laufjunge. Jetzt könntest du dein eigenes Leben leben.«

»Was immer er mir gab«, antwortete Khieu langsam, »ist alles, was ich bin. Alles andere ist tot. Er hat alles getötet. Und dennoch ... er war es, der mir mein Leben zurückgegeben hat. Kann ich es noch weiter erklären? Kann irgend jemand das Unerklärliche erklären?«

»Nein.«

»Ich, ich kann nicht mehr klar denken.« Die Stimme hatte einen merkwürdig fließenden Unterton. »Die Erinnerungen kommen und gehen, und ich weiß nicht länger, wer ich bin und wo ich bin. Ich habe keine Orientierung mehr.«

»Und der Amida Buddha?«

»Der Amida Buddha überlebt alles.« Er bewegte sich leicht. »Er sagt uns, daß wir alles Weltliche ablegen müssen, weil derjenige, der in Reinheit lebt und frei von Hoffnung, Furcht und Leidenschaft und dem Wunsch nach Leben und Sterben; wer das wahre Wissen erlangt

hat — der wird Leiden und Wiedergeburt hinter sich lassen und in das höchste Nirwana eingehen.«

Wieder bewegte er sich um Haaresbreite vor. »Ich habe Schmerz und Leid in Macombers Haus zurückgelassen, und auch Liebe und Trauer.« Er sah Tracy ins Gesicht. »Auch den Haß habe ich dort zurückgelassen. Mein Kopf ist nur noch gefüllt mit dem Schrecken der Gegenwart. Wenn auch er ausgemerzt ist, werde ich alle Forderungen Amidas erfüllt haben.«

Tracy hatte recht gehabt. »Es ist so«, hatte er zu Thwaite gesagt. »Du hast sorgfältig ausbalancierte Ideengebäude in deinem Kopf. Sie *müssen* sehr sorgfältig ausgewogen sein und auch scharf voneinander getrennt, weil sie einander wie Feuer und Wasser ausschließen. Irgend etwas muß nun in letzter Zeit passiert sein, das die Barriere zwischen diesen beiden Vorstellungswelten in seinem Kopf niedergerissen hat. Die beiden Ideen sind ineinergeflossen: der pazifistische Buddhismus und sein Training zum perfekten Mörder. Aber sie *können* sich nicht miteinander vermischen, sie *können* nicht miteinander verschmelzen. Statt dessen schaffen sie den Wahnsinn.«

Und weil er von der Seite kam, im Schutz der Dunkelheit, die sein treuer Verbündeter war, war Tracy zu einer starken Konterattacke gegen Khieus *Kokyunage* gezwungen. Er setzte die Technik ›Bewege den Schatten‹ ein.

Khieu glaubte, Tracys Kampftechnik erkannt zu haben, und fesselte ihn mit einem Schmetterlingsgriff. Der Druck auf Tracys Brustkorb war so schmerzhaft, daß Tracy bewußt seinen Verstand ausschalten mußte, um nicht schon diesem ersten Angriff zu erliegen.

»Bewege den Schatten« hieß nichts weiter, als einen starken Angriff vorzutäuschen, wenn man die Kampftechnik des Gegners noch nicht erkannt hatte — laß ihn glauben, daß du dich ihm schon ganz entblößt hast. Dieser Glaube wird ihn dazu verführen, dir seine eigene Strategie aufzudecken.

Und das war in der Tat geschehen. Tracy ging zum Gegenangriff über und setzte Hüfte und Schenkel ein, um Khieus Hebelkraft zu unterschneiden. Die eingesetzte Kraft wirkte plötzlich in die entgegengesetzte Richtung, und Khieu war gezwungen, Tracy freizugeben.

Tracy schlug sofort zwei Drachen hinterher und war erstaunt, wie wenig Wirkung sie erzielten. Aber als Khieu seinen nächsten Angriff einleitete, verstand er den Grund, und der Schweiß brach ihm aus.

Es war das *Chikara-wai chia*, ein vollendetes äußeres System wahrer Energie, über das Tracy in Jinsokus abgegriffenem Exemplar von *Ryuko-no-Maki*, das *Buch von Drachen und Tiger*, gelesen hatte. Es war, wie sein Lehrer sagte, die älteste Ausgabe, die die Geheimnisse der Kampfkunst enträtselte.

Über das *Chikara-wai chia* wurden nur vage Andeutungen gemacht, denn der Autor weigerte sich, im

einzelnen darüber zu schreiben, weil er das System als etwas viel zu Gefährliches empfand.

Um die Beherrschung der *Chikara*-Kraft bemühten sich alle Schüler waffenloser Kampftechniken — die Beherrschung der *inneren* Kräfte, die für fast alle Kampfesarten von Aikido bis Sumo verlangt wird. *Was wird dann geschehen*, fragte der Autor von *Ryuko-no-Maki*, *wenn es gelingt, diese verheerende Kraft nach außen zu wenden?*

Wie sollte er sie bekämpfen? Ja, nur abwehren? Tracy wußte es nicht. Aber er wußte jetzt, wie dieser Kampf enden mußte. Er hatte Lauren den Diamant gegeben, weil er sicher gewesen war, daß er zurückkehren würde. Jetzt wußte er, daß er sich getäuscht hatte.

Verzweifelt versuchte er Khieu in einen *Yotsu-te* zu verwickeln, er griff mit beiden Armen nach Khieus, um ihm jede Bewegungsmöglichkeit zu nehmen. Aber dieser Angriff wurde von dem *Chikara-wai chia* einfach zur Seite gewischt.

Er konnte Khieus Kraft überall um sich herum fühlen, sie hüllte ihn ein, und er roch den Schweiß, der in Strömen an ihren Muskeln herunterlief. Aber nichts nahm ihn so gefangen wie Khieus Gesicht, das wie ein voller, gewölbter Mond vor seinem Gesicht hing. In ihm stand kein Zorn, kein Haß, nicht einmal die Andeutung eines Triumphs über das herannahende Ende ihres Kampfes. Wie Khieu selbst gesagt hatte, waren all diese

Gefühle von ihm im Hause Maccombers zurückgelassen worden. Er war nackt. Aber tief in Khieus Augen entdeckte Tracy noch etwas anderes, eingehüllt wie eine wertvolle Perle.

Tracy hätte es vielleicht nicht ein heiliges Licht nennen wollen. Aber mit Sicherheit hatte es ein übermenschliches Element: die ewige Ruhe des Himmels oder des Meeres — und Unwandelbarkeit.

Daran klammerte er sich, als er eine unendliche Stromschnelle herunterwirbelte in die Finsternis eines Flusses. Und in diesem Fluß begann er sich träge zu drehen, immer langsamer, bis alle Bewegung zu einem Ende kam.

Lauren parkte ihren alten Ford Mustang direkt neben der Straße, die an dem abgeernteten Kornfeld hinter Tracys Haus vorbeiführte. Sie fuhr noch ein Stück über den Seitenstreifen hinaus und lenkte den Wagen unter eine alte, weitausladende Eiche, deren Zweige das Auto einigermaßen verdeckten.

Am anderen Ende des Kornfelds konnte sie Tracys Haus sehen. Es stand still und dunkel in der zunehmenden Finsternis. Sie war oft mit Tracy in dem Haus gewesen.

Als sie in Manhattan aus dem Wagen gesprungen war, hatte sie einen festen Entschluß gefaßt gehabt. Der Anblick seines harten, verschlossenen Gesichtes hatte sie durch das ganze Gespräch mit Thwaite und White

hindurch verfolgt. Und als ihr klar geworden war, was er vorhatte, war es ihr zuviel geworden. Sie hatte genug gehabt.

Aber dann, während der langen Nacht allein in ihrem Bett, ihr Bein hatte fürchterlich geschmerzt und sie hatte keinen Schlaf finden können, hatte sie über Tracy nachgedacht. Und am Ende hatte sie schließlich auch gewußt, wo er am folgenden Abend sein würde..

Sie hatte sich entschieden, aus dieser Richtung zum Haus zu gehen, weil sie sich erinnerte, daß diese Seite fast keine Deckung bot, bis man auf etwa fünfzig Meter an das Haus heran war. Thwaites Männer, die sicherlich auch in der Nähe waren, konnten Tracy von dieser Seite aus keinen Schutz geben und würden also auch sie nicht aufhalten können.

Sie erreichte den Schatten der Bäume ohne Schwierigkeiten. Sie war jetzt vielleicht dreißig Meter von der westlichen Seite des Hauses entfernt und mußte sich entscheiden, ob sie es durch den vorderen Eingang oder durch die hintere Tür betreten wollte.

Sie konnte niemanden sehen, sie hörte auch nichts, und das beunruhigte sie. Warum hörte man die Grillen nicht? Vor dem Hintereingang blieb sie stehen, und im nächsten Moment schlug das helle Zirpen der Insekten wieder an.

Vorsichtig zog sie die äußere Tür auf, die eigentlich nur aus einem Fliegengitter bestand, das auf einen Holzrahmen gespannt war. Sie schob sich hinter die Tür

und ließ sie gegen ihre Schulter fallen. Dann drehte sie den Knauf der inneren Holztür herum. Ihre Finger waren schweißnaß. Die Tür war nicht verschlossen, und sie stieß sie nach innen auf. Dann betrat sie leise die Küche.

Nach zwei Schritten blieb sie stehen, um ihre Augen an das Zwielflicht zu gewöhnen. Die Nacht hatte sich über das Haus gesenkt, aber der Mond schien, und auch die Sterne.

Einen Augenblick lang rief sie sich noch den Parterregrundriß in Erinnerung, dann ging sie langsam weiter. Schon nach dem ersten Schritt hörte sie Geräusche aus dem Inneren des Hauses. Sie kam zum Eingang des Wohnzimmers, und die Geräusche wurden deutlicher. Es klang wie das Schnaufen und Stöhnen eines Wildtieres, das dabei war, seine Beute zu verschlingen.

Und dann wischte der Anblick dessen, was sie im Mondlicht vor sich sah, alle Gedanken aus ihrem Kopf. Tracy lag auf dem Rücken, sein Kopf war zur Seite gefallen, das Gesicht sah zu ihr. Er hatte die Augen geschlossen, und in dem trüben Licht konnte sie nicht erkennen, ob er noch atmete. Jemand stand über ihm, breitbeinig, heftig atmend, und Schweiß oder Blut, sie sah es nicht, tropfte vom Kinn des Fremden auf den Boden hinab.

Erschrocken schnappte sie nach Luft, und der Kopf des Fremden flog herum. Er stieß einen tiefen, grollenden Laut aus, und sie wußte, wer vor ihr stand.

Khieu! Sie machte einen Schritt in den Raum hinein, in einen Flecken des Mondlichts. Und plötzlich hörte sie ihn ein zweites Mal, doch jetzt in einem ganz anderen Ton.

»Nein!«

Es klang so schmerzvoll und verzweifelt, daß sie erzitterte, während sie sich auf die Knie sinken ließ, zu Tracy kroch und langsam eine Hand an seinen Hals legte, um den Puls zu suchen. Die ganze Zeit über behielt sie Khieu fest im Auge.

»Haben Sie ihn getötet?« hörte sie sich sagen. Sie spie es aus, ihr Gesicht war verzerrt vor Angst und Zorn.

»Ich weiß es nicht.« Seine Stimme war schwach, als ob er vor ihr zurückwich. Sie sah auf seine Beine, er hatte sich nicht bewegt. Sie fand die Arterie und den Puls im selben Moment. Tracy lebte! *Gott sei Dank!* flüsterte eine Stimme in ihrem Kopf.

Sie sah Khieu ins Gesicht. »Ich werde ihn jetzt hier herausbringen.« Sie wußte nicht, was sie sagte.

»Warum sind Sie zurückgekommen?« Sie hörte seine gespannte Stimme, ein Singsang, als ob er eine Litanei spräche. »*Warum?*« Er bewegte sich leicht. »Ich habe doch alles hinter mir gelassen: Neid, Gier, Haß, Furcht und — Liebe. All die menschlichen Lasten, die ich nicht länger tragen darf.« Er kam auf sie zu, beugte sich ins Licht. »*Warum sind Sie hierhergekommen?*« Wieder der gequälte Ton, der ihr die Kopfhaut zusammenzog.



»Ich werde jetzt gehen«, sagte sie leise; denn sie fühlte, daß er das wollte. Er wollte sie nicht töten. Er hätte es längst tun können. Schließlich hatte er auch Louis Richter getötet. Und sie war Zeugin seiner List gewesen. Dennoch hatte er ihr Leben geschont.

Sie faßte Tracy unter die Arme. Er war viel zu schwer, als daß sie ihn hätte hochheben können. Sie würde ihn über den Boden in die Küche hinausziehen müssen.

»Nein!«

Und sie fühlte den festen Griff seiner Finger um ihr Handgelenk. Seine Kraft war furchteinflößend. Sie warf ihren Kopf in den Nacken und entblößte die Zähne.

»Doch!« Sie hatte es leise, aber mit Nachdruck gesagt.

»Ich werde ihn mit mir nehmen.«

»Sie können es nicht!« Ein Befehl wie ein Peitschenhieb. »Ich bin beauftragt worden, ihn zu töten. Und ich muß den Auftrag ausführen. Ich *muß*.«

»Dann werde ich bleiben. Und Sie müssen mich mit ihm töten.«

»Aber das *kann* ich nicht!«

Sie schüttelte seine Hand ab und begann, Tracy aus dem Zimmer zu ziehen, durch das Mondlicht hindurch.

»Nein ...«

Aber es war keine Kraft mehr in der Stimme, der befehlende Ton war verschwunden. Es war die Stimme eines Kindes.

Und Lauren zerrte Tracy weiter, in ihrem Kopf jagten sich die Gedanken, sie schwitzte und sagte sich selbst, daß alles gut werden würde, daß er ihnen nicht hinterherkommen würde, daß er sie nicht töten würde, daß seine Macht ihr nichts anhaben konnte und daß dies auch für Tracy galt, solange sie ihn nur festhielt. *O Gott, bitte hilf uns!* Sie betete, wie ihre Mutter es immer von ihr gefordert hatte, zu einem Gott, an den sie nicht glaubte oder den sie nur nicht verstand. Sie betete immer noch, als sie Tracy weiter und weiter von dem Wahnsinnigen fortzog, in die Küche hinein und wieder durch einen Flecken silbernen Mondlichts hindurch.

Sie weinte und keuchte, und dann war sie an der Hintertür, sie zerrte ihn an der Holzrür vorbei, stieß das Fliegengitter auf und war im Freien.

Ivory White hatte eine kleine Silhouette über das Kornfeld hasten sehen, und als er seinen Feldstecher an die Augen setzte, wußte er sofort, wer es war: Lauren. Er hatte seine Entdeckung Thwaite mitgeteilt, ohne daß die übrigen am Einsatz beteiligten Polizisten etwas davon mitbekommen konnten. Thwaite hatte jeden Fluch zum Himmel geschickt, den er nur kannte.

Was in Gottes Namen denkt sie sich dabei? hatte er sich selbst wütend gefragt.

Khieu war auf die Knie gesunken. Er sah, wie sich Laurens Silhouette langsam in der Dunkelheit auflöste, und mit jedem Schritt, den sie weiterging, löste sich auch ihr Bild in seinem Herz auf. Als sie verschwunden war,

war auch der Schmerz in ihm erloschen. Sie noch einmal zu sehen, sie zu berühren, hatte ihn irgendwie geheilt.

Seine Liebe für sie war wirklich gewesen. Er hatte sie berührt in dem Moment, als er Lauren berührte. Er hatte sie gefühlt und erkannt. Wie ein Wind war sie durch ihn hindurchgeweht. Sie hatte einen verborgenen Ort in ihm erreicht, diesen Ort verändert, und war wieder verschwunden. Am Ende hatte er auch die Liebe überwunden wie all die anderen Gefühle vorher. Er wußte, was ihm jetzt noch zu tun blieb.

Er stand auf und wandte seinen Rücken der Küche zu. Dann ging er zu dem Wandschrank im Eßbereich des Wohnzimmers und öffnete eine Glastür. Es lagen drei oder vier Schachteln mit Kerzen in dem Schrank. Er nahm sie heraus, eine nach der anderen, und begann sie anzuzünden.

Tracy erwachte, Mondlicht fiel ihm ins Gesicht. Er drehte sich zur Seite, sein Kopf und seine Schultern schmerzten. Lauren saß auf einem Holzpfosten neben dem Hintereingang zur Küche. Sie hielt die Hände vors Gesicht. Er verstand nicht, was geschehen war.

Er tastete mit einer Hand seinen Kopf ab, und sie schreckte hoch. Sie riß die Augen weit auf und starrte ihn an. Dann sah sie, daß er wach war. Sie ließ sich neben ihm auf die Knie sinken und flüsterte seinen Namen wieder und wieder.

Tracy stand auf und zog sie zu sich hoch. Er nahm sie in die Arme und sah dabei auf den Hintereingang des Hauses. Er konnte in die Küche hineinsehen, denn nur die äußere Tür war geschlossen.

Ein Schatten bewegte sich hinter dem dünnen Drahtnetz, und als das Mondlicht ihn kurz erfaßte, erkannte er Kim. Tracy war sich sicher, daß Kim erst vor Momenten ins Haus eingedrungen sein konnte. Niemand hatte ihn bemerkt, auch Khieu nicht. »Warte hier«, flüsterte er ihr ins Ohr. Er spürte, wie ihr Körper steif wurde.

»Wo willst du hin?« Ihre Hände griffen nach ihm, hielten ihn fest. Sie sah sein Gesicht, und sie schüttelte verzweifelt ihren Kopf. »Nein, nicht wieder dort hinein. O Gott, nein.«

Er machte sich von ihr los. »Nur einen Augenblick.«

»Er wird dich töten.«

Und in ihrem Gesicht las er, daß sie recht hatte. Was hatte sie vorhin in dem Haus getan? Wie hatte sie ihn herausbekommen? Er wußte keine Antwort auf diese Fragen. Doch er wußte, daß er und Kim noch nicht miteinander fertig waren.

In gewisser Hinsicht hatten sie also beide recht. »Ich werde in der Küche bleiben«, flüsterte er ihr zu. »Du wirst mich die ganze Zeit sehen können.«

Sie antwortete nicht, sie wußte, daß er gehen würde und wie weit er ihr mit dem, was er gerade gesagt hatte,

schon entgegengekommen war. Sie nickte, und Tracy ging auf das Haus zu.

»Er ist da drin«, sagte Thwaite in sein Walkie-Talkie. »Ich will kein Risiko eingehen. Deshalb möchte ich erst Tränengas einsetzen. Wir werden noch fünf Minuten warten, und dann schlagen wir zu.«

»Aber warum noch so lange warten?« Der Polizeichef von Pennsylvania stellte die Frage. Seine Stimme klang dünn und weit entfernt.

»Es befinden sich zwei Personen in unmittelbarer Nähe des Hauses. Und ich kann ihnen kein Zeichen geben, ohne gleichzeitig unsere Anwesenheit zu verraten. Wir müssen ihnen noch etwas Zeit geben, damit sie sich in Sicherheit bringen können.«

»Also gut«, gab der Polizeichef nach. »Aber ich habe hier mit diesen Fernsehleuten alle Hände voll zu tun. So etwas ist mir während meiner ganzen Dienstzeit noch nicht passiert.«

»Ich schicke Ihnen einen meiner Männer zur Unterstützung«, sagte Thwaite und verfluchte dabei den Kerl, der den Einsatzort den Nachrichtenleuten vom Fernsehen verraten hatte.

In der Finsternis der Küche standen sich Tracy und Kim gegenüber. Geisterhaft flackerndes Licht fiel vom Wohnzimmer zu ihnen herein und tanzte auf Kims Stirn und Kinn.

»Verschwinde hier«, herrschte Kim ihn an. »Ich werde dich töten, wenn du mich nicht vorbeiläßt.«

»Du bist schon zum Tode verurteilt«, sagte Tracy.  
»Und ich sollte dein Henker sein.«

Nicht die Andeutung eines Gefühls zeigte sich auf Kims Zügen. »Wenn es das ist, was du willst«, sagte Kim, »dann versuch es. Ich werde hineingehen, so oder so. Ich mußte dich in die Sache hineinziehen, weil ohne dich nichts möglich gewesen wäre. Jedenfalls nicht für mich, denn ich selbst hätte ständig den Direktor im Nacken gehabt.«

Seine Augen funkelten. »Aber ich wollte mehr als nur den Tod für Khieu. Ich wollte, daß vorher seine Welt langsam auseinanderfallen sollte.« Kims Kehle zog sich zusammen, bis sie nur noch aus angespannten Bändern zu bestehen schien. »Sein Bruder hat voller Absicht das Haus meiner Eltern in Flammen gesteckt. Sie waren Khmer. Sie haßten uns Vietnamesen. *Yuons* nannten sie uns. Barbarische Invasoren. Aber Sam, Khieus älterer Bruder, hatte ein Verhältnis mit meiner Schwester Diep. Aber er konnte sie nicht bekommen, vielleicht konnte er mit der Schande dessen, was er tat, nicht leben.«

»Also hat er alle ausgelöscht.« Ja, dachte Tracy, er hat wirklich nur einen persönlichen Grund gehabt. Er wollte nicht, daß Kim ins Wohnzimmer ging. Er wußte, was der Kambodschaner mit Kim machen würde. Auf der anderen Seite glaubte er nicht, eine Wahl zu haben. Entweder ließ er Kim durch, oder er selbst würde ihn

töten müssen. Er drehte sich um und verließ mit schnellen Schritten das Haus.

Khieu hatte alle Kleider abgelegt und saß mit überkreuzten Beinen vor dem goldglänzenden Buddha. Er sah das große ernste Gesicht auf sich herunterstarren und dachte an den *Lok Kru* seiner Kindheit. Phnom Penh. Sommer. Die Wellen der aufsteigenden Hitze ließen die großen Bäume flackern und tanzen. Es war heiß wie in einer Schmiede, und der Lärm der Insekten war ohrenbetäubend.

Auch hier war ein flackerndes Licht, von den Kerzen, die er überall um sich herum im Wohnzimmer entzündet hatte. Auch sie gaben ihm Ruhe, und das Gesicht des Amida Buddha schenkte ihm Trost.

Er erschrak nicht, als er es draußen knallen hörte und im nächsten Moment Glas splitterte. Wind fiel in das Zimmer, und das Kerzenlicht schwankte und wurde trüber, als einige Kerzen umfielen. Sie begannen, über den Boden zu rollen.

Flammen leckten über den Teppich und an den Vorhängen empor, bis Khieu schließlich das helle Licht bemerkte, dann breitete es sich aus, als würgende Gase in das Zimmer geweht wurden. Er mußte husten, und seine Augen tränten. Doch es machte ihm nichts aus, er begann seine Gebetsgesänge und konzentrierte sich auf den Amida Buddha und seine Pflichten.

Kim betrat das Wohnzimmer und sah sich einem Flammeninferno gegenüber. Zeit und Raum hatten jede

Bedeutung für ihn verloren. Er hatte sich in den Labyrinthen seiner Erinnerung verloren, er hörte wieder die klagenden Schreie seiner Schwester Diep, als sie verbrannt war, und sah sich wieder zwischen den schwarzen, verkohlten Leichen seiner Mutter, seines Vaters und seiner Brüder. Flammen züngelten noch um sie herum wie Dämonen.

Kim schrie seinen Zorn heraus und warf sich in den ersten Ring der Flammen. Seine Kleidung begann Funken zu sprühen und zu versengen, aber er kümmerte sich nicht darum. Alles hatte er schon einmal erlebt, und auch da hatte es ihn nicht getötet. Seine Gedanken, sein Körper, seine ganze Kraft, alles war auf das Objekt seiner unendlichen Wut gerichtet.

Khieu Sokha saß noch immer auf seinem Platz und sang seine Gebete, als sei er blind gegen den Angriff. Das Feuer hatte sich über das ganze Zimmer ausgebreitet, und gierig leckten die Flammen an allem, was sie erreichen konnten. Aber Kim fühlte keinen Schmerz, als seine Kleidung in Brand geriet. Sein Haß hatte ihn unempfindlich gemacht wie einen Heiligen, und es war das einzige Gefühl, das noch in ihm war.

Für einen kurzen Augenblick sah er das Gesicht Khieu Sokhas, die blinden schwarzen Augen hatten sich ihm zugewandt. Und er nahm den buddhistischen Gebetsgesang fast wie ein schimmerndes Zittern der Luft wahr. Im letzten Ring des Feuers, schon nahe am Ziel seiner Rache, blieb er voller Erstaunen stehen.



Kim sah ein Glühen, es war nicht irdisch, es schien unmöglich zu sein. Seine Augen traten aus ihren Höhlen hervor, sein Herz setzte einen Schlag aus. Sein Atem zischte aus seinen Lungen, und in diesem letzten Augenblick seines Lebens war er sogar von seinem schwarzen Haß befreit, gereinigt von dem Anblick, der sich ihm bot.

Dann füllte ein lautes Grollen seine Ohren, eine Funkenfontäne hüllte ihn ein, und die Hitze wurde so groß, daß er sie schließlich doch fühlte, als die Bodenbretter unter ihm einbrachen und er in das Vergessen stürzte.

Der Amida Buddha rief, und Khieu fühlte sich gezogen. »*Buddham saranam gacchami, Dammam saranam gacchami, Sangham saranam gacchami.*« Ihm war, als ob sich plötzlich sein Fleisch von den Knochen löste, seine Gelenke sich auflösten und die Haut wegschmolz. Und zur gleichen Zeit fühlte er eine übernatürliche helle Klarheit in sich. Es war nicht nur ein Gefühl, er war erfüllt davon. Der Kosmos hatte sich ihm geöffnet. Er hatte sich in sich selbst gelöst. Alles war fließend.

Dann verlor er auch den letzten Halt in seinem fühllosen Körper, und sein Geist war befreit. Er schwebte empor zu dem geliebten Antlitz des Buddha. Für einen kurzen Augenblick jagte er die Wolken, ritt er auf dem Wind, sah er den gekrümmten Horizont der Weltkugel. Dann brachen die Himmel auf. Sie waren

von Feuer erfüllt, und endlich sah er eine Veränderung im ewigen Antlitz des Buddha. Ein Glühen ging von ihm aus, und der Gott beugte sich vor, um ihn zu umfassen. Er dachte an das strahlende Licht, das ihn einmal bei Preah Moha Panditto so in Verwunderung gesetzt hatte. Jetzt staunte er nicht länger darüber, er stand ihm nicht mehr mit Ehrfurcht gegenüber. Er war selbst ein Teil von ihm geworden.

## Viertes Kapitel

Tracy öffnete die Augen, er hörte die Brandung, das Schlagen der Wellen und das Rauschen des ablaufenden Wassers in der Entfernung. Dennoch war das Geräusch durch die offenen Fenster ins Zimmer gedrungen.

Der Geruch des Ozeans hing schwer in der Luft. Es war warm, aber nicht zu heiß. Die freistehende Villa besaß alle modernen Einrichtungen — auch eine Klimaanlage —, denn sie gehörte zu einem exklusiven Hotel. Aber sie hatten entschieden, lieber den alten Deckenventilator laufen zu lassen.

Er drehte sich zur Seite — eine Prellung ließ ihn leicht zusammenzucken — und sah in Laurens Gesicht. Sie schlief noch. Sie hatte einen Arm unter den Kopf geschoben, der andere ruhte zwischen ihren Beinen. Sie atmete langsam und tief, von Zeit zu Zeit flatterten ihre Augenlider. Sie träumte.

Dann erwachte sie, ohne daß er es merkte. Ihre Hände griffen nach ihm und suchten nach der Wärme seines Körpers.

Ihre Augen schienen übergroß, ihre roten Lippen öffneten sich leicht. Ihre Beine streckten sich nach ihm

aus und schlossen sich um seine. Schon die erste Berührung ihres Körpers hatte ihn ganz benommen gemacht.

»Lauren«, flüsterte er, »ich wollte nicht, daß du fortläufst und daß du traurig bist.«

»Ich weiß«, sagte sie leise und küßte die Innenfläche seiner Hand.

Und das Merkwürdige daran ist, dachte Tracy, daß sie es wirklich gewußt hat. Was er hatte tun müssen, schien sie fast ebensogut zu verstehen wie er selbst. Aber das war unmöglich, sagte er sich. Wie konnte sie jemanden wie Khieu verstehen?

Er nahm sie fest in die Arme. »Ich liebe dich«, flüsterte er.

Thwaite hatte eine böse Vorahnung, als Melody ihn im Büro anrief und ihn bat, zu ihr zu kommen. Er ging dennoch.

Melody erwartete ihn vor dem Haus. Sie trug einen taubengrauen Nadelstreifenanzug, darunter eine plissierte weiße Bluse und einen schmalen Seidenschlips. Sie sah aus wie eine junge Anwältin, die gerade ihr Examen abgelegt hatte.

Sie gingen nebeneinander die Straße hinunter. Es war ganz und gar nicht so, wie er es sich vorgestellt hatte.

»Ich gratuliere dir zu deiner Beförderung«, sagte sie.

»Danke. Aber ich glaube, dabei ist mehr an die Wirkung der Öffentlichkeit gedacht worden als an

mich.« Doch innerlich war er stolz. Es war immer sein Traum gewesen, Lieutenant zu werden.

Sie gingen an der kleinen Kirche auf der Fifth Avenue vorüber.

Nach ein paar Schritten blieb Melody stehen und sah ihn an. »Ich werde von hier fortgehen. Nach Sunset Key, hinter der Spitze von Florida. Ich habe mir dort für einen Monat ein Haus gemietet, aber« — sie zuckte die Schultern — »vielleicht bleibe ich auch länger. Das kommt ganz darauf an.«

»Worauf?«

Sie zuckte wieder die Schultern.

»Und was ist mit deinem Apartment hier?«

»Ich werde es aufgeben«, sagte sie einfach. »Wenn ich jemals wieder hierherkommen sollte, werde ich etwas anderes finden.« Sie lachte. »Überhaupt hat mir in letzter Zeit die Gegend nicht mehr gefallen.« Sie sah zu ihren Schuhspitzen hinunter und griff mit der rechten Hand in eine Jackentasche. Dann schob sie ihm einen gefalteten Zettel in die Hand und schloß seine Finger um ihn.

»Hier«, sagte sie. »Nimm die Adresse. Wer weiß? Vielleicht hast du einmal Lust anzurufen.«

»Melody, ich ...«

Ihr Lächeln wirkte etwas gezwungen. »Natürlich kann es auch sein, daß du sie gar nicht haben willst. Aber dann sei bitte so nett, Thwaite, und zerreiß den

Zettel erst, wenn ich gegangen bin.« Sie hob ihr Gesicht an seines und küßte ihn auf die Lippen.

Er fühlte die Berührung das ganze Rückgrat hinunter, sie füllte ihn mit Wärme.

»Auf Wiedersehen, Douglas.« Sie drehte sich um und wollte gehen.

»Warte.« Thwaite griff nach ihrem Arm. Sein Gesicht hatte einen gequälten Ausdruck angenommen.

»Vielleicht kann ich in deinem Apartment wohnen, solange wie du nicht hier bist.«

Sie dachte einen Augenblick darüber nach.

»Ich kann sonst nirgendwo hingehen.«

Sie wußte, daß er sich da irrte, aber das zumindest mußte er selbst herausfinden. Sie sah blinzelnd in die Sonne und nickte. »Also gut, Lieutenant.«

Tracy jagte Lauren über den heißen Sand, von der Tür ihres Hauses wollten sie zur Spitze der Düne laufen. Ihr Körper machte ihn ganz benommen; so geschmeidig und voller Kraft war er. Sie schien eine Ausgeburt seiner Fantasie zu sein, die zum Leben erwacht war.

Sie wandte sich um, verwundert, wo er blieb, und sah seinen bewundernden Blick. Er stolperte über eine Grassode und fiel kopfüber in den warmen Sand.

Lauren schrie auf wie ein Kind und lief zu ihm zurück. Dann ließ sie sich lachend neben ihn auf den weichen Boden fallen. Er rollte zur Seite und trat in gespielterm Ärger nach dem Grasbüschel.

»Tracy«, flüsterte sie und nahm sein Gesicht in ihre Hände, »o Tracy.« Auch er hatte gelacht und daran gedacht, wie blind er gegen alles andere war, wenn er sie sah. Er hätte weiter darüber lachen können, aber noch lieber küßte er sie, und er fühlte, wie sich ihre Lippen unter seinen öffneten und ihre Zungen sich berührten.

Dann zog Lauren ihren Kopf zurück und stützte sich auf dem Ellbogen auf. »Tracy«, der leichte Wind ließ ihr offenes Haar wie einen Flügel über seine Haut streichen, »was ist mit den Leuten, für die ihr, du und Louis, einmal gearbeitet habt? Du bist doch wieder zu ihnen gegangen.«

»Ich hatte keine andere Wahl.« Seine Augen wanderten den Horizont entlang. Hoch am Himmel jagten sich die Wolken. »Sie haben mich gerufen, aber es ist jetzt alles erledigt.«

»Bis zum nächsten Mal?« Sie sah ihn an, ihre Augen strahlten ungewöhnlich hell.

»Welches nächste Mal?« Er legte einen Arm um ihre gebräunten Schultern. Jetzt war nicht die Zeit, über solche Dinge zu sprechen; nicht einmal an sie denken wollte er.

Sie waren allein an dem ausgedehnten Strand. Weit hinter ihnen standen Palmen in einer Linie. Es wurde heißer. »Irgendwann heute«, sagte er, »müssen wir schwimmen gehen.«

»Ja, gerne«, erwiderte Lauren und rückte näher an ihn heran, »aber doch nicht gerade jetzt.«

Auf der anderen Seite der Erdkugel brachte ein junger Chinese in Uniform ein kleines Päckchen mit Dokumenten zu der großen Villa am Stadtrand von Shanghai. Er hatte den Befehl, es nur einem bestimmten Funktionär auszuhändigen, und das tat er auch.

Der Mönch nahm das Päckchen entgegen und bestätigte den Empfang mit seinem persönlichen, aus Elfenbein geschnitzten Siegel. Dann schlitzte er es mit seinem langen Daumennagel auf. Das Päckchen enthielt, was er erwartet hatte: einen Diplomatenpaß, verschiedene Visas und gefälschte Papiere, die er vorgeblich nach Amerika zu bringen hatte.

Er nickte versonnen, als er die Dokumente in seine lederne Reisetasche schob, die wie sein übriges Gepäck bereits an der Haustür stand. Dann rief er nach seinem Wagen. Mit voller Absicht hatte er einen Zeitpunkt gewählt, an dem Tisah in Begleitung der unvermeidlichen Wachen ihren Spaziergang machte.

Die Sache war schon schwierig genug, und er glaubte nicht, sie noch länger anlügen zu können. Sagte er ihr jedoch die Wahrheit, würde das mit Sicherheit das Ende ihrer engen, vertrauensvollen Beziehung bedeuten. Nicht wegen dem, was er zu tun hatte — er war schließlich ihr Vater, und wie es sich für ein Kind gehörte, akzeptierte sie alles, was er tat. Aber sie würde nicht verstehen



können, *warum* er es tat. Sie besaß nicht die Loyalität, die er zu China empfand. Die Politik ihres Heimatlandes war nicht die ihre. Nein, beschloß er ein weiteres Mal, es war besser, nichts zu sagen; er würde einfach verschwinden und die Sache hinter sich bringen.

Er mußte wieder an die Vorladung in das Büro von Liang Yongquan in Peking denken, die er vor einigen Wochen erhalten hatte. Der Raum war einer von unzähligen gleichaussehenden in der Bürokaserne des Industrieministeriums gewesen. Doch von Liang Yongquan war an jenem schönen Morgen nichts zu sehen. Er lag bereits in einer der lichtlosen Gefängniszellen im Keller des Gebäudes. Demnächst würde man ihm den Prozeß machen und ihn wegen verschiedener Verbrechen gegen den Staat hinrichten. Das sagte jedenfalls Liang Yongquans Nachfolger.

Es war ein gertenschlanker Mann mittleren Alters namens Wu Xilian. Der Mönch hatte den Namen noch nie gehört, aber das war bei einer Regierung, deren politische Heere unüberschaubar waren, nichts Ungewöhnliches.

Wu Xilian erwies sich als ein Mann von mürrischer Strenge, der auch nicht den geringsten Hauch von Humor besaß, und vom ersten Moment ihrer Begegnung an rechnete der Mönch ihn den Vertretern der harten Linie zu. Anfangs konnte ihn das nicht besonders erschrecken. Als Überlebender unzähliger Umwälzungen in seiner eigenen Abteilung wußte er genau, wann er in

die Offensive gehen und wann er sich besser zurückziehen mußte. Daß er hier keinen Dummkopf vor sich hatte, war ihm sofort klar gewesen. Dennoch traf ihn das, was sein neuer Vorgesetzter mit ihm vorhatte, völlig unvorbereitet.

»Diese Macomber-Geschichte macht mir größte Sorgen.« Er hatte die abstoßende Angewohnheit, seinen langen Hals gestreckt zu halten wie eine Schildkröte, die nach einem Salatblatt schielt. Das und seine geziert-altmodische Sprechweise ließen jeden Satz wie eine Belehrung klingen.

»Dafür sehe ich gar keinen Grund«, erwiderte der Mönch betont gleichmütig. »Der ausgehandelte Preis war mehr als doppelt so hoch, als zu erwarten gewesen war.« Das war der erste und gleichzeitig auch letzte Fehler, den er sich bei dem Mann erlauben sollte.

»Ich spreche hier nicht über *Geld*«, sagte Wu Xilian. Seine Stimme hatte dem letzten Wort einen gefährlichen Klang gegeben. »Ich beziehe mich ausschließlich auf den *politischen* Charakter der Geschichte. Weder sie selbst noch die Konsequenzen, die ich aus ihr ziehen muß, sagen mir zu. Und wissen Sie, warum?« Der Mönch war klug genug, den Mund zu halten. Er hatte sein Gegenüber längst durchschaut; und wenn ihm auch ganz und gar nicht gefiel, was er da sah, so wußte er doch gut genug, was seine Pflicht war. »Die ganze Geschichte stinkt nach Personenkult.« Wu Xilians Stimme hätte

nicht verächtlicher sein können, wenn die verschlagenen Manöver der Sowjets ihr Thema gewesen wären.

»Nun«, sagte er nach einiger Zeit, »ich warte.«

Der Mönch wußte in diesem Moment, daß seine Überlebenschancen ungefähr fünfzig zu fünfzig standen, und verzweifelt suchte er nach einer Möglichkeit, das Verhältnis zu seinen Gunsten zu verbessern. »Ich gebe zu«, begann er schließlich langsam, »daß das Geschäft eine sehr persönliche Note hatte. *Dennoch* möchte ich nicht versäumen, auf den Punkt hinzuweisen, der mich an der Sache so gereizt hat« — auch das, den Namen von Wu Xilians Vorgänger nicht zu erwähnen, hatte ihn seine Erfahrung gelehrt — »und zwar war es die Möglichkeit, eine *amerikanische* Operation dazu zu nutzen, das sowjetisch inspirierte Terroristennetz zu zerstören. Da es gegenwärtig nicht in unserer Macht liegt, diese sorgfältig aufgebaute Organisation öffentlich anzugreifen, erschien es mir als willkommene Gelegenheit, einem ausländischen Einfaltspinsel das tun zu lassen, was wir nicht tun können.«

Wu Xilian sah den Mönch nachdenklich an, als sei er nicht mehr als eine Schachfigur, die es mit dem nächsten Zug zu schlagen galt. »Es gibt etwas, das ich nicht weniger verachte als Personenkult.« Die Worte kamen langsam, damit auch jedes einzelne genau zu verstehen war. »Und das sind Lügen.« Er legte seine Hände flach auf die blankpolierte Schreibtischplatte. »Ich verlange

von meinen Untergebenen absolute Ehrlichkeit und absoluten Gehorsam.«

»Wünschen Sie, daß ich einen Treueeid ablege?« fragte der Mönch. Der Gedanke an die feudale Vergangenheit seines Landes und daran, wie wenig sich, trotz der vielen Jahre und Regimes, die gekommen und gegangen waren, verändert hatte, ließ seine Stimme leicht ironisch klingen.

»Genau daran hatte ich gedacht«, erwiderte Wu Xilian.

Der Mönch saß regungslos auf seinem Stuhl. In seinen Ohren hörte er überlaut das Pochen seines Herzschlags, und er fühlte, daß sich der Rhythmus beschleunigte. Schließlich nickte er knapp, was seinem Vorgesetzten wie eine militärische Geste vorkam. »Dann werde ich ihn leisten.«

Wu Xilians Augen waren starr auf den Mönch geheftet. Sie schienen keine Lider zu besitzen, denn sie blinzelten nicht ein einziges Mal. »Ich verlange nicht viel von Ihnen. Schließlich ist es für uns fast bedeutungslos, nach dem Leben eines Westlers — in diesem Fall nach dem eines Amerikaners — zu greifen und es auszulöschen.«

Wu Xilians Stimme schien mit jedem Herzschlag mehr Macht zu bekommen. »Ich weiß, daß Tracy Richter Ihnen etwas bedeutet ... und natürlich auch ... Ihrer Tochter.« Er schien jetzt fast zu lächeln. »Ich wünsche, daß er stirbt. Sorgen Sie dafür.«

Sein Mercedes brachte den Mönch zum Regierungsflughafen in Hongquiao, wo seine Maschine bereits auf ihn wartete. Der Flug ging nach New York; dort lebte Tracy Richter. Und wenn er dort nicht mehr war?

Auf der Rolltreppe hinauf zum Flugsteig seiner Maschine dachte der Mönch einen Moment lang nach. Auch wenn Richter nicht mehr in New York war, würde das nichts ändern. Er würde ihn finden, wo auch immer er ihn suchen mußte. Sein Leben und das seiner Tochter hingen davon ab.

Mit eingezogenem Kopf verschwand der Mönch in dem Rumpf aus Aluminium und Stahl, in dem verwirrenden Netz hydraulischer und elektronischer Leitungen. Minuten später hob die Maschine vom Rollfeld ab.